UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht

1927

urn:nbn:de:hbz:466:1-81745

Visual Library

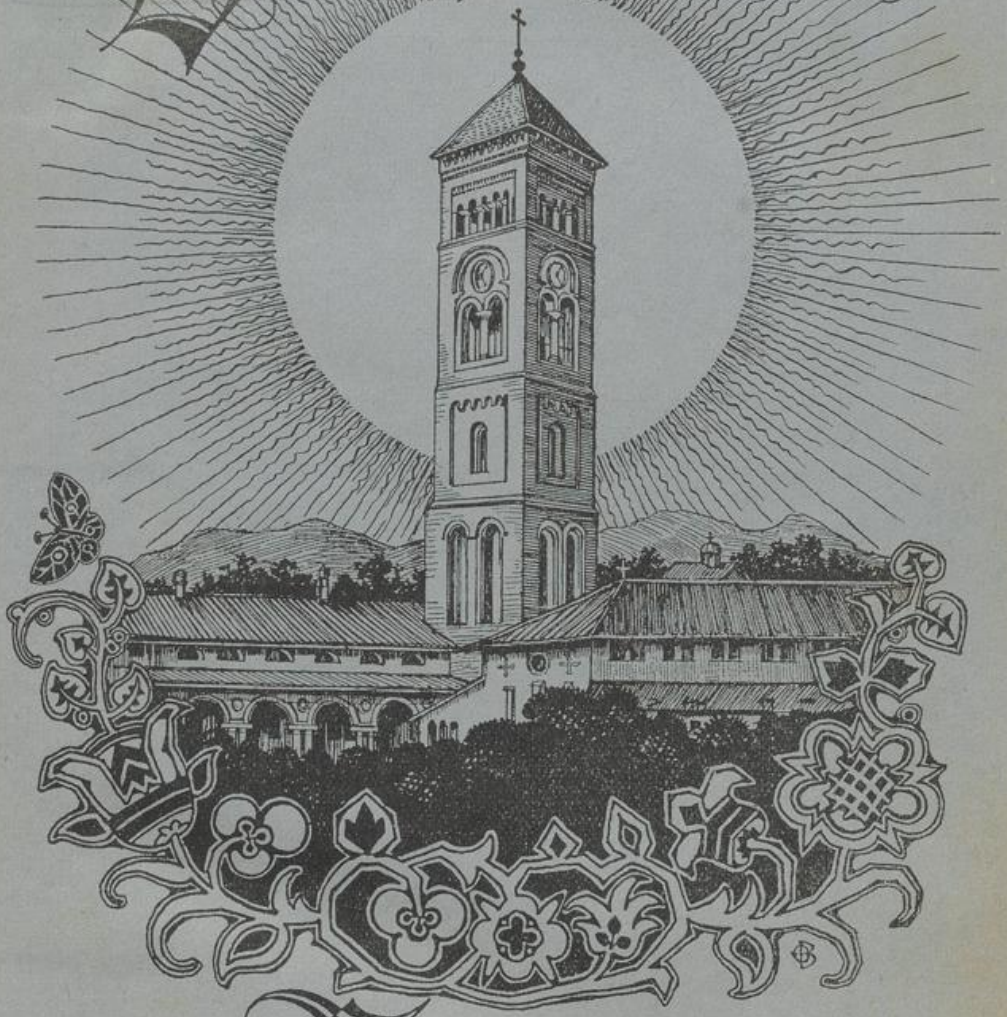
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Bibl. Miss.
Z
50
(1) 45

mikado-Bibliothek Aachen
8010 7293

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht



Zeitschrift der Mariannhiller Mission Südafrika

Bibl. Miss. IHS Prov. Germ. S. I.

Nr. 1 Januar 1927 45. Jahrgang

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern

Für die Abonnenten des „Vergißmeinnicht" als Wohltäter unserer Mission werden täglich in der Klosterkirche zu Mariannhill zwei, oft drei heilige Messen gelesen.

Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius XI.

Bezugspreise

Für Deutschland	2 Mark
„ Österreich	3.50 Schilling
„ Schweiz und Lichtenstein	3 Franken
„ Südtirol (Italien)	15 Lire
„ Elsaß-Lothringen, Belgien, Luxemburg	20 Franken
„ Jugoslawien	35 Dinar
„ Tschechoslowakei	20 Kronen
„ Ungarn	40 000 Kronen
„ Rumänien	93 Lei

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen sind zu richten

für Süddeutschland, Tschechoslowakei, Elsaß-Lothringen, Italien:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Würzburg, Pleicher-Ring 3
Postscheckkonto Nürnberg 194

für Rheinland, Westfalen und Luxemburg:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Köln, Brandenburgerstr. 8
Postscheckkonto Köln 1 652

für Schlesien und Norddeutschland:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Breslau IX, Sternstr. 52 p
Postscheckamt Breslau 15 625

für Österreich, Ungarn, Tirol, Vorarlberg, Jugoslawien und Rumänien:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Linz a. D., Steingasse 23 a
Postsparkasse Wien 24 847, Budapest 19 814

für Schweiz und Lichtenstein:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Altdorf (Ct. Uri)
Postscheckkonto Luzern VII 187

Soeben erschienen:

Die Mariannhiller Mission

Bd. II der Bücherserie „Unter dem Kreuz des Südens"

64. Seiten / Auf feinstem Papier 50 Pfennig

Dieses Büchlein zeigt uns so richtig die Notwendigkeit des Missionswerkes. Alles Wissenswerte über Entstehung und Gedeihen der Mariannhiller Mission in Südafrika wird hier an Hand einer großen Zahl Bilder, alles Originalaufnahmen, veranschaulicht.

St. Josephs-Verlag / Reimlingen (Bay.)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Aus Welt und Kirche

Unter dieser Überschrift werden wir in Zukunft kurze Nachrichten aus dem katholischen Leben der Kirche und der Völker bringen und so den Lesern einen Einblick gewähren in das pulsierende katholische Leben in aller Welt. (Red.)

Der sogenannte internationale Kongreß für sittliche Erziehung, der im letzten Viertel vorigen Jahres in Rom sich auftat und Vertreter aller Länder, Völker und Religion vereinigte, welche ein neues Gesetzbuch „allgemeiner Moral" aufstellen wollten, erlebten eine arge Enttäuschung durch den Vertreter der italienischen Regierung, Universitätsprofessor Bodrers. Waren schon die Protektoren des Kongresses, König Emanuel, Mussolini und der Unterrichtsminister ferngeblieben, so erhielten die Kongreßteilnehmer von Professor Bodrers noch eine unerwartete Belehrung über „die einzige mögliche Form, sittlicher Erziehung." Bodrers führte aus: „Die italienische Nationalregierung ist der Ansicht, daß die einzige mögliche Form sittlicher Erziehung jene ist, die sich auf das **Evangelium Christi gründet,** so wie es enthalten ist in der katholischen Auffassung, Überlieferung und Lehre von den zehn Geboten bis zum Katechismus. Aus diesen Gründen hat die Nationalregierung den Unterricht in der katholischen Religion zum Pflichtgegenstand in den Schulen gemacht und das Zeichen des Kreuzes, das heilige Zeichen der allgemeinen Erlösung, in den Gerichtssälen und Universitäten wieder aufgerichtet. Heute," so schloß der Redner, „ist sich unser Volk mehr als je des Wertes in dem Wort »römisch« bewußt und damit der Verantwortlichkeit, die es mit sich bringt." Diese Rede war wohl eine glänzende Genugtuung, welche die Regierung der Kirche geben konnte und eine gründliche Absage an den Geist dieses Kongresses.

Die holländischen Leistungen auf dem Gebiete der Karitas für Mitteleuropa. Die Schlußabrechnung gibt folgenden Aufschluß: Personen verpflegt: 87 319; Zahl der Verpflegungstage: 19 539 880; Güterwagen mit Nahrungsmitteln und Liebesgaben 1374 im Gesamtwert von 2 383 870 Gulden. Bar wurden versandt 243 390 Gulden. Die Gesamtsumme die das katholische Holland aufgebracht hat steigert sich zu der gewaltigen Höhe von 23 385 657 Gulden. Dabei ist zu beachten, daß das kleine Holland durchaus nicht in seiner Mehrheit katholisch ist und die Katholiken dort auch nicht gerade den vorwiegend reichsten Teil der Bevölkerung ausmachen.

Aloysius-Jugend-Wallfahrt nach Rom. Vom 26. Dezember 1926 bis 6. Januar 1927 findet eine Aloysius-Jugend-Wallfahrt nach Rom statt, zu welcher der Heilige Vater selber eingeladen hat, indem er im Apostolischen Schreiben vom 13. Juni 1926 schreibt:

„Zweck des Aloysius-Jubiläums ist geistige Erneuerung unserer Jugend. Jünglinge, die als Boten der großen katholischen Jugendfamilie am festgesetzten Tage der Feier (31. Dez. 1926 in die ewige Stadt kommen, wollen Wir herzlich empfangen und Wir wollen zu ihnen sprechen. Im Geiste wollen Wir sie auch bei ihrem Gang an das Grab des heiligen Aloysius begleiten und beten, sie unsere Kinder, möchten immer deutliche. den Schutz ihres himmlischen Patrons erfahren."

Die italienische Regierung hat vor einiger Zeit die Präfekten Italiens angewiesen, mit größter Strenge gegen die obzöne Presse aller Art, sowie Broschüren, Zeitungen und Ansichtskarten dieser Gattung vorzugehen. Finden sich solche Erzeugnisse in den öffentlichen Verkaufsstellen, so sind sie zu beschlagnahmen, die Versendung solcher Machwerke soll auf jede Weise verhindert werden. Wie sich mancher Rompilger aus dem Jubeljahr erinnert, wird er mit Verwunderung damals gesehen haben, wie in Bahnhöfen Wartesälen usw. große Plakate angebracht waren, wo die „Liga gegen Fluchen" Propaganda machte. Ob nicht auch in Deutschland ein bißchen „Diktatur" gegen Schmutz eher am Platze wäre, als langatmige Verhandlungen mit den Schmutzfinken sog. Kunstinteressenten" sprich „Geschäftemacher."

„Laicisme" nennt sich ein Werk des Abbe Desbranges, eines berühmten französischen Predigers. In einer Reihe von Beobachtungen zeigt er wie der Laicismus in Frankreich von Staats wegen nur für die Katholiken gilt. In Algier, mitten in der Stadt hatte die französische Regierung schon vor langen Jahrzehnten eine Medersa, höhere Schule errichtet, wo junge Araber zu Friedensrichtern oder Marabuts, mohamedanischen Religionsdienern ausgebildet werden. Also eine Theologenschule auf Staatskosten. Der Beginn und das Ende der mohamedanischen Fastenzeit (Rhamadan-Monat) wird durch französische Geschütze bekanntgegeben. Auf Staatsschiffen werden die Mohameda-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ner, welche nach Mekka pilgern, kostenfrei befördert. Sie werden in Algier vom Gouverneur im Namen der Republik begrüßt.

Abbe Desbranges meint am Ende seiner Erzählung über Algier: „Ich dachte nach und sagte mir, wie gut es wäre, wenn ich als Enkelkind jener Seeräuber zur Welt gekommen wäre, die noch im 19. Jahrhundert die südlichen Küsten Europas unsicher machten, Christenkinder raubten, Frauen und junge Leute in die Sklaverei verkauften, die einen Cervantes und den heiligen Vinzenz von Paul an die Galeeren ketteten! Da hätte ich die feinfühligste Zuvorkommenheit von der Regierung zu erwarten. Da baute man mir auf Staatskosten eine theologische Anstalt falls ich mohamedanischer Geistlicher werden wollte, man führte mich auf Staatsschiffen nach dem Ziele meiner Pilgerfahrten und die französische Artillerie gäbe mir das Signal zum Beginn und Ende meines Fastens. Weh mir aber, wenn ich als Christ und Katholik meine Religion frei auszuüben wünsche! Da gibt es keine Gewalt so roh und keine List so boshaft, die nicht angewendet würde, um mir in Erinnerung zu bringen, daß wir ja in einem religionslosen Staate leben!“

Die Priesternot in Latein-Amerika d. i. in den Gebieten Mittel- und Südamerikas ist dort ein besonderes Merkmal. In Nordbrasilien entfallen bei günstiger Schätzung auf 13 Millionen Katholiken 1000 einheimische Priester. Die Lage der Kirche ist deshalb sehr schwierig und Aussichten den Priestermangel zu beheben, sind nicht günstig. Obwohl im Jahre 1924 Nordbrasilien 9 Seminare für den einheimischen Klerus besaß, wurden doch im Laufe von 25 Jahren nicht mehr als 570 Priester geweiht. Den seit 1889 (Ausrufung der Republik) in Brasilien tätigen Ordensleuten ist es trotz größter Mühen nicht gelungen, einen einheimischen Klerus heranzubilden.

In den vereinigten Staaten von Nord-Amerika beschränkt sich die Missionstätigkeit der protestantischen Missionare, wie die Londoner „Catholic Times“ schreibt, auf die dem Christentum gewonnenen Küstenstrecken. Dies hat sogar der Präsident dieser Missionsgesellschaften eingesehen und den Unterschied zwischen der Arbeit der alten katholischen Missionare und der modernen Methode der Protestanten festgestellt. Jene alten Missionspatres hätten ihr Leben und ihre Gesundheit aufs Spiel gesetzt und wären in die Wildnisse eingedrungen. Als sie ihr Werk begannen, sahen jene Küstenstriche, wo jetzt protestantische Missionare in den Städten wirkten und **die Eisenbahnen** benützen, ebenso aus, wie jetzt die Urwälder, von denen sich die Protestanten fern hielten. Dabei hätten diese katholischen Väter der Geographie und der Völkerkunde unschätzbare Dienste geleistet, wie es ihnen sogar der absolut nicht kirchenfreundliche Humboldt bezeugt habe.

Das Christentum in Palästina. Die französische Revue „Union des Eglises‘ brachte interessante Zahlen über die Lage der katholischen Kirche in Palästina im vergangenen Jahre. Im Jahre 1925 zählte man alles in allem 35 000 Katholiken, davon 25 000 Lateiner und 10 000 katholische Orientalen. Es gab 739 Schulen, davon 314 Staatsschulen Von den Lehrern wurden 670 vom Staat angestellt, 1830 gehören freien Gruppen an. Von 58 084 Schulkindern waren 21 645 mohamedanische, 21 454 jüdische und 14 985 christliche. Im ersten Halbjahr 1925 wurden 27 728 Einwohner gezählt wovon nur 317 Nichtjuden waren. Im Jubeljahr besuchten 55 473 Pilger das Heilige Land.

Weihe eines neuen Missionsschiffes. Die Mailänder Katholiken haben dem Heiligen Vater ein Missionsschiff zum Geschenk gemacht. Seine Länge beträgt etwa 20 Meter. Es soll auf dem Nil stationiert werden. Die Weihe fand in erhebender Weihe statt. Kardinal Tosi, Erzbischof von Mailand vollzog die Zeremonien in Gegenwart zahlreicher Gläubigen unter Beteiligung der bürgerlichen Behörden und einer Vertretung des faszistischen Direktoriums. Das Schiff führt den Namen „Pius XI.“.

Die Kirche eine Feindin der Arbeiter? Eine französische Zeitschrift stellt der immer noch oft gehörten Beschuldigung, die Kirche habe kein Herz für die Arbeiter, die folgenden Tatsachen entgegen: Das erste Gesetz betreffend das Verbot der Sonntagsarbeit zum Schutze der Sonntagsruhe wurde in Frankreich am 18. November 1814 von der damals katholischen Mehrheit angenommen. Das erste Arbeiterinnen- und Kinderschutzgesetz wurde am 22. Dezember 1841 zufolge eines Antrages von drei Katholiken, darunter des berühmten Grafen Montalembert angenommen. Der Gedanke einer internationalen Gesetzgebung für den Schutz der Arbeiter wurde zuerst von einem Katholiken, Daniel Le Grand, im Jahre 1857 erwähnt. Die erste Kreditgenossenschaft gründete ein Katholik, Vincent mit Namen, im Jahre 1880. Die

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht
Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission

Nr. 1 — Januar 1927 — 45. Jahrgang

Mit Gottes Segen

1. Mit Deinem Segen auf allen Wegen,
O Jesu laß mich wandeln,
Und Deinen Willen
Treu erfüllen,
Das sei mein täglich Handeln.
Reiß Eigenliebe und alle Triebe,
Die nicht vor dir bestehen,
Mir aus dem Herzen;
Und macht's auch Schmerzen,
O Herr es soll geschehen!

2. Mit Deinem Segen auf Dornenwegen!
Ob auch die Dornen stechen,
Was kann mir schaden?
Mit Deinen Gnaden
Bin stark ich — selbst in Schwächen.
Das Aug mag weinen und nirgends scheinen
Ein Lichtstrahl ihm auf Erden,
Doch nur zum Heile
Für eine Weile
Läßt Du es Nacht mir werden.

3. Mit Deinem Segen auf Himmelswegen!
Ja, führt es nur nach oben,
Dann will ich gehen,
Wie Du's ersehen,
Wär's durch die schwersten Proben!
Wie sollt mir bangen!
Bald ist gegangen
Der letzte Schritt auf Erden.
Und Himmelsfrieden
Wird dann dem müden,
Doch treuen Pilger werden.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Ein gnadenreiches neues Jahr!"

So rufen wir allen unsern Lesern, Freunden und Wohltätern zu. Möge der liebe Gott in seiner Güte alles Gute den Menschenkindern schenken und alles, was diesen auch im kommenden Jahr als Kreuz erscheinen mag, zum Guten lenken, zum Verdienste für die Ewigkeit. Wer weiß es, ob er dieses Jahr noch bis zu seinem letzten Tage erleben wird, mancher wird nicht viele Schritte in das neue Jahr hineinwandern und vor ihm öffnet sich das Tor der Ewigkeit. Was wird ihm da im letzten Stündlein den größten Trost bereiten? In Üppigkeit und Sündenleben vergeudete Tage und Jahre? oder ein Leben christlichen Opferlebens, ein Leben der Treue gegen Gott und seine Gebote, ein Leben der Güte? Gut gewesen zu sein im Leben wird niemals jemand reuen. Wer aber geradezu sein Leben in besonderer Auswirkung der Güte verbracht hat, wer die geistigen und leiblichen Werke der Barmherzigkeit nach bestem Können und Wollen ausgeübt hat, der kann ohne Furcht den Weg in die Zukunft wagen, ihm wird vor der Rechenschaft nicht bangen. Und so wollen wir, Missionare und Missionshelfer, Missionsförderer an der Schwelle des neuen Jahres das Gelöbnis dem Kindlein in der Krippe weihen, unsere Werke in seinem Geiste, nämlich aufopfernder, hingebender Liebe im Dienste der einzig großen edlen Sache der Mission, zu vollbringen. Die Aufgaben der Mission wachsen von Jahr zu Jahr, die Sorgen lasten drückend auf der Leitung unserer Kongregation; aber mit dem unerschütterlichen Vertrauen auf treueste Mithilfe unserer Freunde und mit vollkommenem Vertrauen auf die göttliche Vorsehung wollen wir in Gottes Weinberge im Schweiße unseres Angesichtes, in rauhen Stürmen und in heißen Mittagsgluten als treueste Diener des höchsten Herrn arbeiten, bis wir einst sprechen dürfen: „Nun will es Abend werden." So möge denn, für jeden von uns das neue Jahr ein gottwohlgefälliges, gottgesegnetes Missionsopferjahr werden! Mit herzlichem Neujahrsgruß

Die Mariannhiller Mission.

Von Pater Cyprian Ballweg, R. M. M.

Ein Stückchen Missionsarbeit

„Am Samstag, den 13. und Sonntag, den 14. Februar, ist auf der Außenstation Dumezulu Nachmission." So hatte ich verkünden lassen. Die Nachmission wollte ich selber halten. Am Donnerstag abend kam nun ein Telegramm, daß da drüben bei Dumezulu eine Frau krank sei, die den Priester haben wolle. Am nächsten Morgen in aller Frühe machte ich mich auf den Weg. Es waren etwa acht Reitstunden bis hahin. In

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

der vergangenen Nacht war ein schweres Gewitter mit starkem Regen vorübergezogen. Ich dachte daran, daß ich infolge dieses starken Regens an den verschiedenen Flüssen Schwierigkeiten haben würde. Der Umhlatusan, den ich zuerst passieren mußte, war auch schon fast voll von Hochwasser. Der Umlas, den ich bald darauf überschritt, hatte ganz wenig Wasser. Der Umbogodo, den ich dann hoch zu Roß durchritt, war bereits ausgetrocknet durch die lange vorausgegangene Dürre. Offenbar war in dieser Gegend noch kein Regen gefallen. Als ich an die beiden Flüsse Ndiana und Nungwana kam, sah ich, daß sich bereits gewaltige Wasser heranwälzten. Es gelang mir aber, noch glücklich durchzukommen. Ich hatte nun große Besorgnis für mein Weiterkommen, denn ich mußte noch über den großen Fluß Illovu, den ich gerade kurz vor meinem Ziele überschreiten mußte. Als ich hinkam, sah ich, daß dieser Fluß zu einem gewaltigen Strom geworden war. Schäumend und tosend schossen die Wogen vorüber. Ich fragte eine christliche Frau, die am Ufer saß, ob ich noch hinüberkommen könnte. Sie sagte: „Nein, es ist unmöglich. Der Fluß hat jetzt soviel Wasser. Aber er nimmt bereits wieder ab. Warte bis morgen in der Frühe, dann kannst du sicherlich ohne Gefahr hinüber. Allein ich wollte ohne Verzug zu der Kranken und auch meine Nachmission pünktlich anfangen; so suchte ich denn nach einem Mann, der mich hinüberbringen könnte. Ich kam zu einem Kraal. Es war aber nur ein kleines Kind da, alle andern waren fort in der Stadt um zu arbeiten. Ich ging weiter, flußaufwärts. Eine Frau zeigte mir eine Hütte, wo mehrere heidnische Mädchen wohnten, die gut schwimmen konnten. Bevor ich zu dieser Hütte kam, mußte ich noch einen kleinen Nebenfluß des Illovu überschreiten. Das Wasser ging meinem Pferd bis zum Sattel. Die Mädchen fand ich in der Hütte, allein sie waren nicht zu bewegen, mir hinüberzuhelfen. Ich suchte weiter. Unterwegs traf ich einige heidnische Frauen. Ich erzählte ihnen, daß ich eine kranke Frau besuchen wolle, aber nicht über den Fluß kommen könne. Zufällig war nun eines dieser Weiber eine Verwandte dieser kranken Frau. Diese ging nun mit mir zunächst zurück zu der Hütte, wo die heidnischen Mädchen wohnten und suchte diese zu bestimmen, mir hinüberzuhelfen. Als ich schließlich auch noch versprach, einen Schilling zu geben, erklärten sie sich bereit dazu. Da sie die Übergangsstelle genau kannten, so war es trotz des Hochwassers nicht allzu gefährlich, über den reißenden Strom zu setzen. Wir gingen im Fluß selbst eine ganze Strecke flußaufwärts und kamen dann glücklich auf das andere Ufer. Dort stand ganz in der Nähe unsere Außenschule. Ich hatte gehofft, noch vor Schulschluß hinzukommen, um den Kindern mitzuteilen, daß am nächsten Tag heilige Messe sei. Allein die Kinder waren bereits alle nach Hause gegangen. Es war aber ein Mann da, der blies in sein Horn, das war für die umwohnenden Christen das Zeichen, daß ein Priester gekommen sei und am nächsten Morgen Messe lesen würde. Ich begab mich gleich zur Kranken und versah sie mit den Tröstungen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

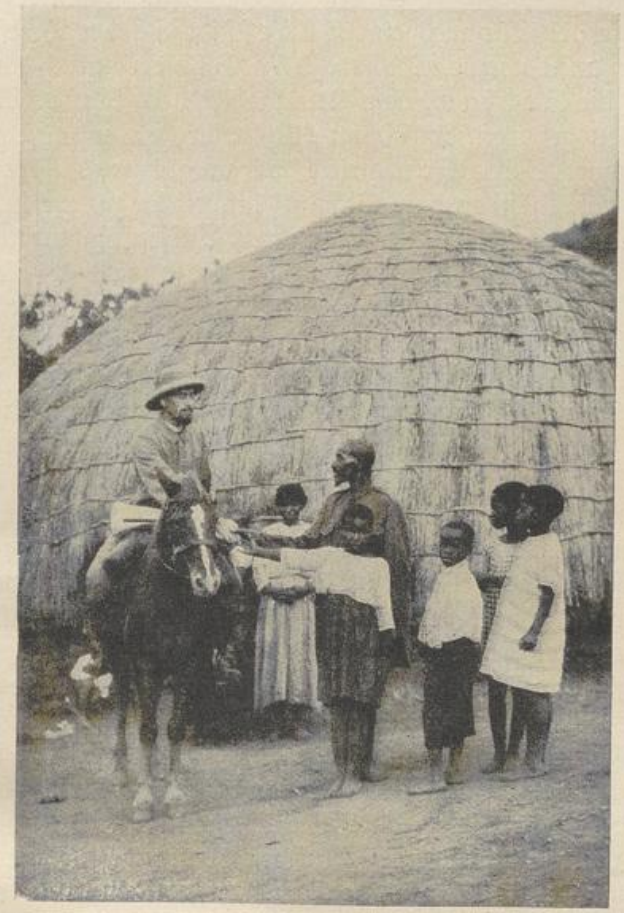
unserer heiligen Religion. Am nächsten Tage las ich in der Schule die heilige Messe und brachte der Frau dann die heilige Kommunion. Die Frau hatte große Freude, so vor ihrem Tode den Priester an ihrem Sterbebett zu haben. Bald nach meinem Weggang starb sie.

Ich machte mich nun wieder auf den Weg, um noch rechtzeitig nach Dumezulu zu kommen. Drei Stunden mußte ich wieder zurückreiten auf dem Weg, den ich am Tage vorher gekommen war. In Dumezulu erwarteten mich schon die Kinder, denen ich einen Vortrag hielt. Am Samstag morgen war Generalkommunion der Kinder. Am Mittag kamen die Erwachsenen. Als am Abend die Vorträge für dieselben zu Ende waren, fing das Beichthören an, das bis Mitternacht dauerte. Am Sonntag Morgen wurde nach kurzer Ruhe wieder Beicht gehört. Darnach kamen wieder Vorträge. Am Nachmittag gab es dann noch eine Reihe von Indaba zu schlichten, denn die Schwarzen bringen gern alle möglichen Familienangelegenheiten und Streitigkeiten und Zweifel usw. vor den Richterstuhl des Missionars. Er soll in allem entscheiden. Gegen fünf Uhr abends war ich mit allem fertig. Zur Ruhe kam ich aber noch nicht, denn ich mußte eilends zu einem $1^1/_2$ Stunden entfernten Kraal reiten, da ein schwerkrankes Mädchen einen Boten gesandt hatte mit der Bitte, ich möchte kommen. Als ich hinkam, fand ich das Mädchen schon sehr schwach. Ich gab ihr die heilige Kommunion und die letzte Ölung und ritt nach Dumezulu zurück. Das Mädchen starb bald nach meinem Weggang. Auf meinem Rückweg mußte ich mich beeilen, denn er führte durch ein Waldesdickicht. Es fing schon an zu dunkeln und im Dunkel hätte man sich nicht mehr zurechtgefunden.

Am Montag sollte der Schluß der Mission sein. Von 6 bis 10 Uhr hatte ich wieder Beicht zu hören. Dann war feierlicher Schlußgottesdienst. Am Montag führte mich wieder ein Krankenbesuch etwa 3 Stunden weit weg. Es war ein sehr heißer Tag. Denn ersten Teil des Weges konnte ich sehr gut machen, da ich reiten konnte. Dann aber kam ich an eine Felsenmauer und in diesen tiefen Abgrund mußte ich hinuntersteigen. Mein Pferd band ich fest, da ich es nicht mitnehmen konnte. In der Nähe dieses Grundes wohnt ein Mann, der mich begleitete, da die Kranke, die ich besuchen wollte, seine Schwester war. Als wir auf dem steilen, felsigen Pfad etwa zur Hälfte hinabgestiegen waren, schrie der kleine Sohn dieses Mannes oben aus Leibeskräften nach seinem Papa. Als ihm dieser zugewinkt, kam er nachgelaufen und kletterte auf der anderen Seite der Schlucht auch wacker wieder mit uns hinauf. In der Hütte traf ich eine kranke Frau an. Sie lag in einem schweren Fieber. Vor das Bett hatte sie schon ein kleines Altärchen hingebaut aus einer Kiste, die mit einem weißen Tuch bedeckt war. Darauf stand ein Kreuz, ein Herz-Jesubild und ein Andenken von der letzten Mission. Die Kranke sagte zu mir, daß sie nichts mehr sehen könne, als das weiße Tuch, das sie an die Taufunschuld erinnere. Alles sei weiß vor ihren Augen. Ich bereitete die Kranke vor auf einen guten

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Tod und gab ihr alle Tröstungen der heiligen Kirche. Von der Familie der Kranken wurde ich dann mit Tee bewirtet. Um drei Uhr nachmittags kehrte ich wieder auf der anderen Seite der Schlucht zurück, wo mein Pferd angebunden stand.
Die Frau des Mannes, der mich begleitete, brachte mir saure Milch zu trinken. Während ich noch mit dem Mann redete, kam der kleine Sohn wieder gelaufen und sagte, ich dürfe noch nicht weggehen, da die Mutter mir noch Eier kochen wollte. In freundlicher Weise wurden mir dieselben



Ankunft im Kraal bei Madundube zum Gottesdienst

auch angeboten. Allerdings waren sie steinhart gekocht. Mit herzlichem Dank verabschiedete ich mich und ritt von da aus zu unserer Station Emadunduba, da ich dort am nächsten Tag Gottesdienst halten sollte. Ich kam ganz durchnäßt dort an. Am nächsten Tag war feierlicher Gottesdienst mit Predigt. Dann ritt ich nach Hause, wo schon wieder Arbeit verschiedenster Art meiner wartete.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Aus: Katholische Korrespondenz

Seligsprechung eines einheimischen abessinischen Priesters

Wie sehr dem heiligen Vater die Sorge für den einheimischen Klerus am Herzen liegt, zeigen die Dokumente des letzten Jahres. Ein bedeutsamer Schritt zur Verwirklichung der Ziele wurde im verflossenen Jahre getan. Am vierten Sonntag im Oktober wurden **vier einheimische Chinesen** zu Bischöfen geweiht. Da ist es ein schönes Zusammentreffen, daß am ersten Sonntage des Monats einem abessinischen Priester die Ehre der Altäre zuerkannt wurde. Es ist Abba Gebra Michael.

1788 wurde er im Godjam, dem Quellgebiet des Blauen Nils, im südlichen Abessinien geboren. In einem Kloster erhielt er seine Ausbildung, wie es Sitte war. Seine Fortschritte waren glänzend, sein Durst nach Wahrheit so groß, daß er den Schwur tat, nicht zu ruhen, bis er die Wahrheit gefunden habe. Um sich ganz der Wissenschaft widmen zu können, entschloß er sich, Mönch zu werden. Bald galt er als Gelehrter, ja als der Gelehrteste im ganzen Land. Aber die Unhaltbarkeit der abessinischen Religion (des Monophysitismus, der Lehre von der einen Natur in Christus) quälte ihn. Da führte ihn die Vorsehung zu Justinus de Jakobis. Dieser war Missionspriester vom heiligen Vinzenz von Paul (Lazarist) und wirkte seit 1839 auf dem dornigen Felde der abessinischen Mission. Erst zwei Jahre zuvor war es wieder einem katholischen Missionar, dem Lazaristenpater Sapeto, gelungen, den Boden des Landes zu betreten. Seitdem 1753 die letzten drei Franziskaner in Gondar auf öffentlichem Platze gesteinigt worden waren, war das Land allen Missionaren und Fremden verschlossen gewesen. Jakobis brachte die Mission zu neuer Blüte.

Längere Zeit hatte das Land keinen schismatischen Oberhirten mehr. 1841 führte Jakobis im Auftrage des Fürsten Ubijeh eine Gesandschaft, um von dem koptischen Patriarchen eine „Abuna" zu erbitten. Die Gesandschaft bestand aus etwa 50 Personen, darunter Abbe Gebra Michael. Das Beispiel des tugendhaften Missionars, seine religiösen Gespräche und Belehrungen verfehlten den Eindruck auf den abessinischen Gelehrten nicht. Die Erwählung des unwürdigen, ehrgeizigen und völlig ungebildeten Abuna Salama ließ Gebra Michael sich noch enger an Justinus anschließen. Mit ihm ging er nach Rom und Jerusalem. In die Heimat zurückgekehrt, trat er nach langem Forschen zum Katholizismus über. Nun wirkte der gefeierte Gelehrte in dem 1845 in Guala, bald nach Alitiena verlegten Seminar zur Heranbildung eines einheimischen Klerus. Auf einer Reise ließ ihn Abuna Salama ergreifen und ins Gefängnis werfen. Viele Martern mußte er erdulden, bis die Königin die Freilassung des berühmten Doktors verlangte.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Inzwischen war Justinus de Jakobis Bischof geworden. Er weihte den sechzigjährigen Bekenner zum Priester. Da begann 1854 General Cassa, der spätere Kaiser Theodorus II., auf Veranlassung des Abuna Salama die Katholiken in Gondar zu verfolgen. Besonders hatte es Salama abgesehen auf seinen verhaßten Feind, den „abgefallenen" Mönch, der ihn einst seiner Unwissenheit überführt hat. 150 Schläge mit einer Ledersohle ließ ihm der grausame Tyrann ins Gesicht geben. Ein andermal lösten zwölf Henker sich ab, seinen Leib mit Peitschen zu zerfleischen. Mit schweren Ketten beladen mußte der ehrwürdige Duldergreis den Märschen des kaiserlichen Heeres folgen. Noch einmal bekannte er vor dem Kaiser seinen Glauben. Da war das Urteil gesprochen. Er wurde an einen Pfahl gebunden und sollte erschossen werden. Durch Vermittlung des englischen Gesandten wurde er begnadigt. Im Heere wütete die Cholera. Sie erfaßte auch unsern Märtyrer. Da er nicht mehr gehen konnte, band man ihn auf dem Rücken eines Pferdes fest. Aber auf dem Marsche starb er am 29. Juni 1855. Möge sein Märtyrerblut den harten Boden Abessiniens befruchten und seine Fürsprache am Throne Gottes sein Heimatland für den Heiland gewinnen helfen, für den er so heldenhaft Zeugnis abgelegt hat.

Ein Besuch auf den Stationen der Missionare von Mariannhill

Im Juli 1926, also zur südafrikanischen Winterszeit besuchte der englische Jesuit Pater Stapleton unsere Missionsstationen und schildert in der englischen Zeitung „Southern Croß" ("Südl. Kreuz") seine Eindrücke in einer Reihe von Artikeln, deren Inhalt wir in freier Übersetzung hier wiedergeben. Der Verfasser schreibt:

Ein lang gehegter Wunsch führte mich zunächst auf eine der größten Mariannhiller Missionsstationen, nach **Lourdes** im Ost-Griqualand. Schnee lag noch an den Abhängen der Berge, welche die Station umgeben; aber in der Niederlassung selber drunten im Tale war die Kälte nicht so grimmig. Die Hauptstraße dorthin führt durch ausgedehnte Wattelwälder, Zeugen einer lebhaften wirtschaftlichen Tätigkeit ihrer Pflanzer. Die Missionsfarm zieht sich weit über die Abhänge der Berge hin. In ihren Taleinsenkungen blühen einheimische Bäume und liefern das Rohmaterial für die verschiedenen Werkstätten, in denen die Eingeborenen als Wagner, Schreiner oder Bauhandwerker ausgebildet werden. Die höher gelegenen Regionen dienen dem Groß- und Kleinvieh zur Weide, die tiefer gelegenen sind in fruchtbares Ackerland umgewandelt. Hier entfaltet sich der Ackerbau in seinen verschiedenen Arten unter der kundi-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gen Leitung der Missionsbrüder von Mariannhill.
Ein reges Leben herrscht auf der riesigen Missionsfarm, deren Mittelpunkt die Missionsstation mit ihren vielen Gebäulichkeiten bildet, die im Laufe der letzten dreißig Jahre entstanden durch die fleißige Arbeit der Ordensbrüder und unterstützt von ihren schwarzen Gehilfen, Lehrlingen und Arbeitern. Wie ein mächtiges Dorf liegt die Ansiedlung vor uns in einer Ausdehnung von mehreren Morgen Land.
Im Zentrum der Anlage befindet sich die geräumige Kirche mit ihren zwei weithin sichtbaren Türmen. Um sie herum gruppieren sich all die die vielen Gebäulichkeiten, die notwendig sind zum Feldzug gegen das Heidentum, oder zum Aufbau einer christlichen Kultur unter dem schwarzen Volke. Schon die bloße Aufzählung gibt einen staunenerregenden Aufschluß über die ganze Ausdehnung der Anlagen; da steht das Haus für die Gäste, das Priesterhaus, die Brüderwohnung, das Kloster der Schwestern vom kostbaren Blut, der treuen Helferinnen der Missionare von Mariannhill, ferner die dreistöckige Knabenschule, die Mädchenschule, das Waisenhaus, das Krankenhaus, die Werkstätten: die Gerberei, die Sattlerei, die Schuhmacherei, die Näherei, die Wagnerei, die Schreinerei, die Schmiede, die Spenglerei, die Korbflechterei, ein großer Kaufladen, die Molkerei, die Wagenremise, die Stallungen für Schweine, Kühe, Pferde, Hühner, das große Sägewerk und die Krone von allem: die große Ausstellungshalle.
Schon die bloße Liste dieser Anlagen zeigt, daß wir hier die verschiedenen Zweige der Missionstätigkeit nur flüchtig streifen können. Es macht den Eindruck des Großzügigen zur Melkzeit all die Hunderte von Kühen zu sehen, in den nach modernsten Mustern eingerichteten Ställen, die vielen Kälber in der Hürde, an der langen Flucht der Stallwand entlang stehend und blökend auf die Mutterkuh wartend. Die Sorge für die Herde liegt in den Händen einer Missionsschwester, die mit Umsicht und beherrschender Energie die Arbeiten der schwarzen Stalljungen verteilt und überwacht. Ihre Leibgarde sind zwei holländische Doggen.
Die Pferdeställe beherbergen Pferde aus der eigenen, von einem Bruder geleiteten Pferdezüchterei, aus der schon manches in Farmerkreisen berühmte Rassenpferd hervorgegangen ist.
Besonders bemerkenswert fand ich die Gerberei, deren Arbeiten unter der sachgemäßen Leitung eines Bruders ganz von Schwarzen ausgeführt werden. Die wohlpräparierten Häute und Felle werden als Leder in die Sattlerei gebracht, hier lernen unter Anweisung eines bejahrten Bruders schwarze Jünglinge nicht nur das Zuschneiden von Riemen, Lederschnüren und ähnlichen einfachen Artikeln, sondern auch erstklassiges Sattel- und Zaumzeug und vor allem auch gediegene Lederkoffer verfertigen.
In der großen Sägemühle summt und brummt die Säge und die scharf geschliffenen Eisenzähne fressen sich in die dicken Urwaldriesen hinein,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

die von der Bergen herabgeholt wurden und nun zu Brettern verarbeitet werden sollen.
In der Schreinerwerkstätte rühren sich flinke schwarze Negerhände und hobeln und sägen und klopfen und streichen an Schränken und Truhen, Tischen und Stühlen. Eine besonders geschickte Gruppe arbeitet an Holzschnitzereien für Altaraufsätze.
Was den Besucher besonders überrascht, sind die wundervollen Flechtarbeiten, zierliche Körbchen, Tischläufer usw., die von eingeborenen Mädchen unter Leitung der Schwestern verfertigt werden. In dieser Weise werden die Maisblätter verarbeitet und so werden haushälterisch auch die Abfälle der Farmwirtschaft in kluger Weise verbraucht.



Schulmädchen beim Korbflechten

Alle Schulkinder müssen als Handarbeit das Flechten lernen. Sie machen Körbe, Matten, Unterlagen für Schuhe; Körbchen für Nähzeug u. s.w. Verwendet werden Weiden, Gras und Blätter einer Palmenart — Ilala, welche zu schmalen Streifen gespalten und gebleicht werden. Die Strohhüte, welche die Missionare tragen, sind auf diese Weise geflochten

Dazu werden für die größeren Körbe noch eigens Korbweiden gezogen am Bach, der das Sägewerk treibt und den Enten einen willkommenen Tummelplatz bietet.
Dieser flüchtige Blick in den täglichen Arbeitsgang der Missionsstation zeigt, wie die Missionäre es als ihr erstes Ziel ansehen, den Eingeborenen zur Arbeit erziehen und so den Grundstock legen zum Aufbau einer christlichen Kultur. Der Schwarze lernt die Arbeit verstehen und lieben, gewinnt Selbstachtung und Schaffensdrang. So wächst im Volke all-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

mählich ein Trieb zur Arbeit, es entwickelt sich die Fähigkeit, die Bedürfnisse des eigenen Volkes mit eigner Hände Arbeit zu beschaffen, aus eigener Kraft zu erzeugen und so wirtschaftlich immer selbstständiger zu werden, ein mächtiger Schritt vorwärts auf dem Wege zur Kultur. In dieser Weise offenbart sich die Mission als Kulturkraft ersten Ranges, die Missionsstation steht vor uns als eine wahre Hochschule der Kultur für die junge Generation des schwarzen Volkes, Burschen und Mädchen verlassen wohlausgebildet diese Station und tragen ihr Geschick und ihre Dienste in die heimatliche Umgebung. So zieht die Mission Jahr für Jahr immere weitere Kreise in der umliegenden Welt der Eingeborenen. Mehrere schwarze Familien haben sich niedergelassen auf der Missionsfarm von Lourdes und bilden eine Gemeinschaft von Pachtfarmern, die jeder Farmvereinigung als Mitglieder Ehre machen würden. Auf dem Missionsfeld bodenständig bleiben sie noch unter dem Einflusse ihrer Lehrer und genießen so die Wohltat, jederzeit erfahrenen Rat zu hören und die fortwährenden Verbesserungen auf dem Gebiete der Landwirtschaft zu beobachten und nachzuahmen.

Haben wir nun einen Blick geworfen über die materielle Seite der Missionstätigkeit in Lourdes, so wollen wir nun auch noch die weit wichtigere **geistige** Seite streifen. Es ist überflüssig zu bemerken, daß die Missionare von Mariannhill über ihrem Bestreben, der zeitlichen Not des schwarzen Volkes zu steuern, niemals ihre Hauptaufgabe aus dem Auge verlieren, nämlich die geistige Not zu heben durch die Verkündigung des Evangeliums. Das ist ja das Endziel der Mission: die heidnischen Eingeborenen zu katholischen Christen zu erziehen. Wenn das geschehen könnte, rein durch die Predigt des Wortes ohne den gewaltigen Aufwand von Kapital und Arbeit zur Besserstellung der gewöhnlichen Lebensbedingungen, zweifellos würden es die Missionare tun und könnten sich dabei viel Mühe und Plage sparen. Aber ein gewisser Grad materieller Wohlfahrt ist die notwendige Voraussetzung zum Aufbau des geistigen Gebäudes der Christianisierung, denn es gibt kein Christentum ohne Kultur.

Der Katechismusunterricht hält gleichen Schritt mit der übrigen regelmäßigen Ausbildung in der Schule. Die heilige Messe, die täglichen Gebete, die Segensandachten folgen einander nach fester Tagesordnung. Soweit es die Liturgie erlaubt, werden alle Gebete in Zulu verrichtet und alle Lieder in Zulu gesungen. Während Englisch und Holländisch offiziell in der Schule gelehrt werden, werden diese zwei, dem Eingeborenen so fremden Idiome ihm in der Kirche nicht aufgedrängt. Das ist auch eines der Geheimnisse des großartigen Erfolges der Mariannhiller Mission. Der gewöhnliche Gruß der Kinder an die Fremden ist das „Gelobt sei Jesus Christus" in Zulu.

Die große Versammlungshalle in Lourdes, entstand wie jedes andere Gebäude dort, durch die Hände der Eingeborenen unter der fachmännischen Leitung der Missionsbrüder. Diese Halle ist ein Beweis des großen Fort-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

schrittes in Lourdes. Ihre Zwecke sind mannigfaltig. Sie ist Theaterhalle mit einer gefällig ausgemalten Bühne mit tiefem Zuschauerraum ringsum, sie dient als jährliche Ausstellungshalle für die landwirtschaftlichen Produkte der eingeborenen Farmer, als Exerzitiensaal zur Vorbereitung der Katechumenen vor großen feierlichen Taufen und Firmungen; sie dient als Hörsaal bei Vorträgen eines Missionars oder Bruders für Sommerschulkurse, Lehrerversammlungen, Farmervereinigungen usw. eine Art **Volkshochschule.**

Jüngst, und ich möchte das betont haben, diente die große Halle in Lourdes als Sitzungssaal der alljährlichen Versammlung der eingeborenen Lehrer, die von allen Missionsstationen aus Nah und Fern zusammen eilen, um Vorträge und Ansprachen zu hören. Es ist wahrhaftig ein glänzender Beweis, wie weit die Missionare die Eingeborenen-Frage schon gelöst haben, wenn auf ihren Ruf die Hunderte von Lehrern und Lehrerinnen sich versammeln, junge Leute, deren Großeltern noch „Wilde" waren im eigentlichen Sinne des Wortes. Dreißig Jahre hingebender Arbeit die große Wandlung geschaffen. Die Regierung von Natal hat niemals ein besseres Geschäft gemacht, als dadurch, daß sie die Tausende von Morgen Land den Missionaren überließ für den Preis von einem Schilling für den Acker.

Mariannhill. Über Mariannhill selbst viel zu sagen ist nicht die Absicht des Schreibers. Es ist ein dauerndes Wunder von Organisation und ist schon hundertmal beschrieben worden. In wenigen Meilen kann man es von Durban aus errreichen und besichtigen. Es ist kurz gesagt, das Hauptquatier und der Mutterboden der Missionare von Mariannhill, sein offizieller Charakter verhüllt nur etwas seine ursprünglichen Züge als Missionsstation. Kunst und Industrie, die Hand in Hand die Tochterstationen aufgebaut haben, haben hier ihre Heimat. Hier erhalten die jungen Brüder und Schwestern ihre Schulung, um dann als Kulturpioniere über das weite Missionsfeld verstreut zu werden. Dorthin kehren zurück die alten Missionsveteranen gebeugt von der Last der Arbeit und gebleicht von der Fülle der Jahre. Dort ruhen im Frieden im Schatten der Zypressen, die Fronttruppen der Kirche, tapfer und treu bis zum letzten Stündlein.

Mancher ehrenvolle Band könnte geschrieben werden über die Geschichte Mariannhills in den letzten dreißig Jahren.

Mariatal. Lourdes im Griqualand hat uns ein lebhaftes Bild der Missionsarbeit auf den Stationen gegeben. Mariatal zeigt uns nun eine neue Seite des Mariannhiller Missionswerkes. Dort steht nämlich das **Priesterseminar,** wo Scholastiker der Kongregation den Studien obliegen. Lourdes bereitet die Ernte zum Schnitt und Mariatal liefert die Schnitter. Aber schmerzlich fühlt man auch hier die Wahrheit der Worte des Herrn: „Die Ernte ist groß, aber der Arbeiter sind wenige." Gott sei es gedankt, daß das Jahr 1926 wieder eine Verstärkung von zehn neu

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

geweihten Priestern gebracht hat. Sie sind aber für das schnittreife Missionsfeld wie ein Tropfen Wasser auf einen heißen Stein. Es ist ein großer Trost, daß in Europa eine ideale Jugend der neuen Friedensära in großer Zahl den Missionshäusern zuströmt und große Hoffnungen für die Zukunft verspricht. Allerdings wird es noch mehrere Jahre emsiger Vorbereitung kosten bis von Europa aus wieder ein großer Trupp an die Glaubensfront abgehen kann.

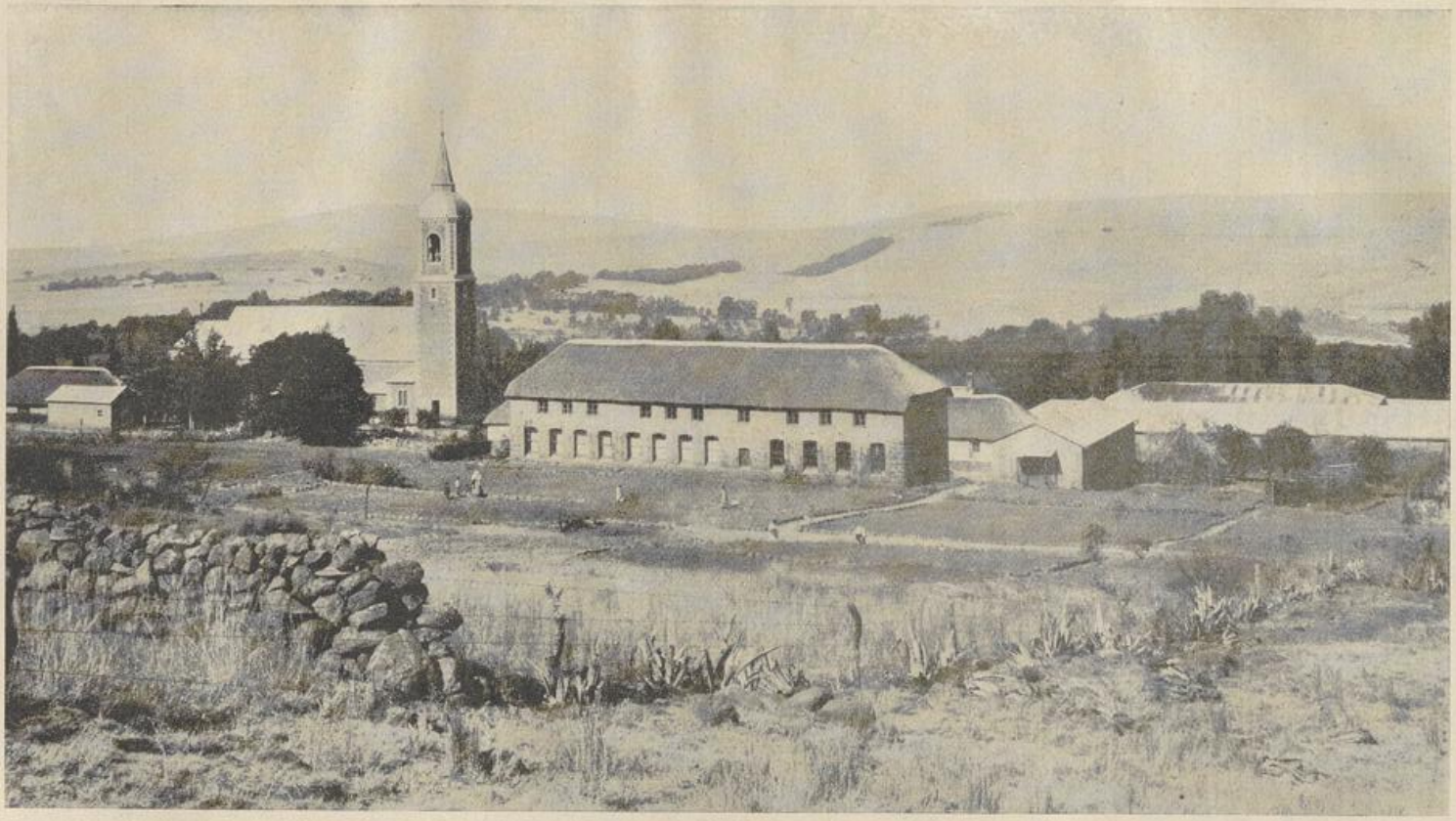
Die Neueinteilung der Vikariate in den letzten Jahren hat den Missionaren von Mariannhill ein neues gewaltiges Feld der Tätigkeit eröffnet im dicht von Eingeborenen bevölkerten Gebiet von Transkei. Das weite Land weist leider noch gar keine Missionsstation auf und Bischof Fleischer und Pater Hermann Arndt, der Generalsuperior der Kongregation haben große Schwierigkeiten bei ihrem Priestermangel in diesem neuen ausgedehnten Sprengel eine wirksame Mission zu organisieren. Ein weiteres Hindernis bietet ein Gesetz der Regierung, kraft dessen jede neue Schule wenigstens drei Meilen von der bereits bestehenden nächsten Schule einer anderen Religionsgemeinschaft entfernt sein muß.. Die Erbauung ist außerdem abhängig von der Einwilligung des Häuptlings dieses Bezirkes. Auf diese Weise ist die Christianisierung dieser Eingeborenen abhängig gemacht von der Willkür ihrer Häuptlinge.

Eine weitere Überraschung erwartete uns in Mariatal, nämlich die **Lateinschule,** wo eine auserlesene Schar von schwarzen und halbweißen Knaben ausgebildet und erzogen werden, um später einmal, wenn sie sich bewähren, dem Priesterberufe zugeführt zu werden, ein Ziel, das freilich noch in ferner Zukunft liegt.

Die Frage eines **eingeborenen Klerus** begegnet noch vielen Schwierigkeiten und Zweifeln. Glücklicherweise haben die Missionare von Mariannhill die Möglichkeit ihre schwarzen Kandidaten herauszuholen aus Familien, die schon seit zwei oder mehreren Generationen katholisch sind, sodaß dieses Problem einer Lösung entgegen zu gehen verspricht, wenn es in unserm Jahrhundert überhaupt noch zu lösen ist.

Die Priesterweihe von zehn Theologen des Mariannhiller Priesterseminars in Mariatal zeigte glänzend die geschickte Wirtschaftsführung der Missionsbrüder, denen — jeder ein Meister in seinem Fach — die Sorge anvertraut ist. Die neue Kirche war erst vor kurzer Zeit vollendet worden. Der Bau ist entworfen und ausgeführt von den Brüdern mit Hilfe der eingeborenen Arbeiter, er würde in seiner künstlerischen Vollendung für jede Stadt der süd-afrikanischen Union eine Zierde sein. Am Sonntag vor der Priesterweihe wurden durch den Bischof in Gegenwart des Generalsuperiors der Genossenschaft die neuen Glocken geweiht. Eine große Menge schwarzer Christen wohnte der ungewöhnlichen Feier bei. Als die Waschungen und Salbungen vorüber waren, ließ die amtierende Geistlichkeit selber zum ersten Male die Glocken anschlagen, die an einem provisorischen Gerüste hingen. Am nächsten Morgen schallten sie schon

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Missionskirche und Schule in Maria Ratschitz

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

hoch vom Turme und sandten ihre geweihten Töne weithin über das Land. Besonders willkommen wird dieser Glockengruß sein, den Bewohnern des Schwesternsanatoriums, das in drei Meilen Entfernung von einem Hügel herüberwinkt. Dort werden die kranken und altersschwachen Schwestern liebevoll gepflegt von ihren treubesorgten Mitschwestern.

Emaus. Die Missionsstation, unweit der englischen Militärstation Umzimkulu und von Lourdes aus sichtbar, ist voll von Erinnerungen an Abt Franz, den berühmten Gründer der Mariannhiller Mission. Hier verbrachte er die letzten Jahre seines langen und tätigen Lebens. Hinter der Kirche erhebt sich steil ein Felsen, der für ewige Zeiten das steinerne Zeugnis der glühenden Liebe des großen Mannes zum Gekreuzigten trägt, es ist ja das Kreuzbild, das auf der höchsten Felsenspitze thront und zu dem hinauf ein Kreuzweg führt, den zu wandern schon einem, gesunden, kräftigen Mann Mühe kostet. Es ist sicher der denkwürdigste Kreuzweg Süd-Afrikas. Hier schleppte sich der hochbetagte Abt trotz seiner erschöpften Lebenskraft hinauf, Tag für Tag bis zum Vorabend seines Todes.

St. Michael. Diese Missionsstation, ungefähr zwanzig Meilen von der Küste entfernt, hat eine einzigartige Lage am Eingang des „Tales der Tausend Hügel." Sie war gegründet von den Missionaren von der Kongregation der Oblaten von der unbefleckten Empfängnis und wird nun von einem einzigen Priester versorgt. Die beständigen Ritte auf die vielen Außenstationen etwa zehn Meilen im Umkreis über Berg und Tal erfordern einen kräftigen Mann. Hier fühlt man schmerzlich den Mangel eines zweiten Priesters. St. Michael bedarf wahrhaftig eines himmlischen Beschützers; denn es war vor einigen Jahren schwer heimgesucht von dem Teufel, der in zwei eingeborene Mädchen gefahren war. Erst die Beschwörung durch den Bischof konnte die beiden unglücklichen Besessenen wieder befreien. (Näheres darüber finden die Leser in der im St. Josephs-Verlag, Reimlingen erschienenen, sehr interessanten Broschüre: **Gibt's auch heute noch Teufel?** Preis 50 Pf.

Maria Ratschitz. Über hundert Meilen von Mariannhill entfernt und nahe der Grenze von Zululand liegt die Missionsstation Maria Ratschitz. Sie gehört bereits zum Vikariat Natal. Der Weg dorthin führt an einem Kohlenbergwerk vorbei, dessen Schornsteine seltsam aufragen aus dem kahlen Gelände.

Die Sonne sank bereits im Westen, als der Schreiber sich der Station näherte. Ein kleines Mißgeschick zwang zum Halten und gab so Gelegenheit, den Turm der Kirche zu beobachten, der am Abhang der steilen, bewaldeten Hügel romantisch über die Baumwipfel lugt.

Die Nacht aber trübte in keiner Weise den herzlichen Willkommgruß und am nächsten Morgen entrollte sich vor mir ein nun schon ganz vertrautes Bild, die Kirche, das Kloster des Missionars und der Brüder, der Konvent der Schwestern, die Schulen und Werkstätten, die land-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

wirtschaftlichen Gebäude und Gartenanlagen.
Ein besonders Gepräge erhält Ratschitz durch seinen vorzüglichen Weingarten, der von einem sachkundigen Bruder bearbeitet wird. Der Bruder Kellermeister ließ es sich nicht nehmen, seinen Gast von der Vorzüglichkeit seiner Weine im geräumigen Keller durch Proben zu überzeugen.
Eine große Herde Friesländer Kühe füllt den Melkstall; ein lehrreiches Beispiel für die Eingeborenen, deren Vieh gewöhnlich kaum die Qualität des Durchschnittes erreicht.
Wer nur die wirtschaftliche Ausrüstung der Mariannhiller Missionsstationen betrachtet und bewundert, der mag den Eindruck gewinnen, daß die Missionare von Mariannhill hauptsächlich Farmer sind oder Erbauer von Kirchen und Klöstern oder höchstens geschickte Meister in Kunst und Handwerk für die Eingeborenen und das sind sie auch und zwar in hervorragendem Grade. Aber sie sind noch weit mehr. Nicht einer dieser tüchtigen Armee von Arbeitern im Weinberg des Herrn hat seine Heimat verlassen, aus einem anderen Grunde als zu beten und zu arbeiten, zu leiden und zu sterben für die Bekehrung der Heiden. Bei Eröffnung der Mission vor kaum einem halben Jahrhundert erkannte man sofort, daß die gewöhnliche Lebeweise der Zulustämme mit ihren barbarischen Sitten und ihrem Aberglauben unmöglich eine Basis bilden könne für den Aufbau einer christlichen Gemeinschaft. Daraus ergab sich von selbst die Notwendigkeit diese Stämme erst aus ihrem moralischen und kulturellen Tiefstand zu heben, bevor eine Christianisierung einsetzen kann. Vor diesem notwendigen Entwicklungsgang hätte die Verkündigung des Evangeliums nicht von dauerndem Erfolge sein können.
Der Erfolg hat das Mariannhiller Missionssystem als unbedingt praktisch und erfolgreich erwiesen und man kann mit Sicherheit voraussagen, daß nach etwa 25 Jahren der fortwährend wachsende Einfluß der Mission die ganze Lebensrichtung der Eingeborenen Süd-Afrikas geändert und der Kirche neue Provinzen gewonnen haben wird.
Möge das Bewußtsein der Erfolge in der Vergangenheit und die sichere Hoffnung auf noch größere Siege für das Reich Gottes in der Zukunft den wackeren Missionaren von Mariannhill ein Trost sein in ihrem schweren Opferleben und wachhalten das heilige Feuer für die Ausbreitung des Reiches Christi in dem Lande, das ihnen zur zweiten Heimat geworden.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Beim Jesuskind

Sieh Dir einmal das Bild näher an! Ist es nicht entzückend schön? Zwei schwarze Büblein sind beim Jesukinde. Das eine blickt verständnislos und ist nackt und bloß. Es ist eben ein Heidenbüblein. Es weiß nichts von einem Gebet zum Jesuskinde. Es kennt ja das liebe Jesuskind nicht einmal. So nackt und bloß wie es am Körper ist, ist es auch an der Seele. Nicht wahr, es ist schade für dieses sonst so liebe Kind! Wie arm ist es auch! Es entbehrt des größten Reichtumes, des Glückes, ein Kind Gottes zu sein durch die heiligmachende Gnade. Wie ist doch da das andere Kind so glücklich! Der Frieden Gottes strahlt aus seinem Antlitz. Fromm faltet es



seine Kinderhändchen zum Gebet. Vertrauensvoll schaut es auf das liebe göttliche Kind. Was wird es wohl beten? Horch! Leise lispelt es:

„Jesukindlein lieb und klein, siehst du dort mein Brüderlein?
Jesukindlein, hab es lieb! Ihm und mir den Himmel gib!"

Und das Jesukind erhört die Bitte sicherlich; es schaut ja so liebevoll auf den kleinen Beter herab. Möchtest Du nicht auch einen so lieben und freundlichen Blick vom Jesukind erhalten? Dann bete und opfere auch Du für die Heiden. Für die Heiden beten heißt Ihnen Erleuchtung erwirken, für die Heiden opfern, heißt Seelen retten. Seelen retten ist Aposteldienst und hat als Verheißung auch Apostellohn. Das Jesukind lohnt deine Missionsarbeit mit den herrlichen Worten: „Ich selbst werde Dein übergroßer Lohn sein."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Von Pater Alberich Reinhard, R. M. M.

Heidnische Grausamkeit

Auf der Missionsstation Triashill erlebte ich einmal einen eigentümlichen Vorfall. Auf der Rückkehr von einer Außenschule, die von Triashill etwa vier Reitstunden entfernt ist, wurde ich zu einer Frau gerufen, die Zwillinge geboren hatte. Sie lag in einer ganz armseligen Hütte, die inmitten der Felder errichtet war. Die Wände der Hütte waren schon so schadhaft, daß der Wind überall durchwehte. Die Zwillinge lagen in Decken eingewickelt auf dem Boden. Die Mutter war eine Christin und verlangte, ich solle die beiden Kinder gleich taufen. Ich tat das auch gern und trat dann meinen Heimweg an ohne mir weitere Gedanken über diesen Vorfall zu machen.

Nach ungefähr einer Woche sandte diese Frau einen Boten zu mir auf die Station mit der Bitte, ich möchte eines dieser beiden Kinder zu mir auf die Station nehmen und da aufziehen. Ich weigerte mich dessen und ließ ihr melden, sie und ihr Mann seien Christen und könnten darum die Kinder selbst christlich erziehen. Nach weiteren acht Tagen ließ sie wieder darum bitten und einige Tage darauf kam sie selbst mit ihrer Schwiegermutter, die noch heidnisch war. Sie wiederholte ihre Bitte inständig. Als nun die Schwiegermutter zufällig beiseite getreten, flüsterte mir die Mutter schnell zu, daß die Schwiegermutter eines ihrer Kinder umbringen wolle. Wenn nämlich bei diesen heidnischen Völkern Zwillinge geboren werden, so verlangt ihr Aberglaube, daß man sie oder wenigstens eines sogleich töte. Sie lassen dann dieses arme Wesen entweder verhungern oder stecken es gleich nach der Geburt in glühende Asche oder heißes Wasser und begraben es dann sofort, womöglich noch lebendig. Selbstverständlich nahm ich nun das Kind auf. Das Kind war sehr schwächlich und starb nach einem halben Jahre, trotz der Pflege, die wir ihm angedeihen ließen.

Von Pfarrer Nabor

Katholische Volksbibel

Ist es nicht wie ein Wunder, daß gerade in dieser wirren, zerrissenen Zeit mit ihrer gesellschaftlichen Dekadenz, ihrer geistigen Unfruchtbarkeit, ihrer religiösen Dürre und ihrer politischen Zersplitterung Millionen ein geradezu lechzendes Bedürfnis nach Gott haben, als dem festen Pol, um den sich die ganze Welt dreht? Es ist der Zug zum Göttlichen im Menschen, der ihn zu Gott hinzieht.

Wo aber finden wir Gott?

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

In seinen Werken und in seinen Schriften, die Gottes Finger schrieb — in der Bibel.
Denn die Bibel ist das Wort Gottes und jeder kann und soll sie lesen, vor allem jeder gläubige Katholik, der es ernst meint mit seinem Glauben. Und nun Hand auf's Herz: wieviele Katholiken besitzen die Bibel? . . . Wieviele lesen sie?
Wie mancher muß bei dieser Gewissensfrage mea culpa machen.
Noch ist es Zeit zur Einkehr und Besserung: greife zur Bibel! Sie ist die beste Waffe wider Unglück und Unheil in gottloser, gottentfremdeter Zeit.
Greife zur „Katholischen Volksbibel" von Dr. Heilmann, diesem Prachtband in herrlichem Gewande, mit der sorgfältigen Auswahl des Textes aller heiligen Schriften des Alten und Neuen Testamentes, die so übersichtlich und glücklich zusammengestellt sind, daß auf jeden Tag eine Geist und Herz erfreuende Lesung trifft. Professor Fugels Meisterhand hat dieses wahrhaft „goldene Buch" mit mehr als vierzig vollseitigen Bildern geschmückt, die jedes Auge entzücken und erfreuen, die das Herz aufjauchzen und die Seele jubeln machen ob der Pracht und Schönheit unseres Glaubens. Auch die in der ganzen Welt berühmten Kreuzwegstationen Fugels sind gleich köstlichen Perlen und Edelsteinen moderner christlicher Malerei in das Buch eingefügt und verleihen ihm Glanz und künstlerischen Wert. Daß der nun leider heimgegangene große Bischof Keppler von Rottenburg bei diesem Monumentalwerk, das nicht seinesgleichen hat, Pate stand, sollte jeden deutschen Katholiken anspornen, dieses Buch zu erwerben.
Drum nimm und lies! Denn die Bibel zu lesen soll für jeden Katholiken nicht nur Pflicht, sondern Bedürfnis sein! So wie der Mensch nach dem täglichen Brot hungert, so soll der Christ hungern nach dem Worte Gottes, das hoch erhaben ist über alles, was Menschen ersinnen und erdichten. Leider wird aber meist die sinnreizende Lektüre bevorzugt und Gottes Wort hintangesetzt.
Um diesem Übel zu steuern hat Papst Benedikt XV. ein eigenes Rundschreiben (Spiritus Paraclitus) an die Bischöfe erlassen, in dem er die Gläubigen ermahnt, die heiligen Evangelien, die Apostelgeschichte und die Briefe der Apostel (also die Bibel) in täglicher Lesung sich zu eigen zu machen, so daß es bald keine Familie mehr gibt, die sie nicht besitzt.
Christliche Familien, beherziget diese Mahnung und führet in euren Häusern den alten, schönen und ehrwürdigen Brauch wieder ein: daß am Abend, nach des Tages Arbeit, Mühsal und Plage, sich alle Familienmitglieder an dem Tisch des Hauses sammeln und die Bibel auflegen, wie auf einen reinen Altar. Und dann soll eines aus der Familie einen Abschnitt zur Erbauung und Erhebung der Herzen vorlesen. Siehe, das wäre das christliche Ideal, wäre Gottesdienst!
Und ihr Eltern! Euch hat Gott kostbare Schätze anvertraut: eure Kinder!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ihr sollt sie erziehen, belehren, zum Guten mahnen, sie den Weg des Heiles führen — hin zu Gott! tun dies auch alle Eltern? Erfüllen sie gewissenhaft ihre Pflicht?
Man klagt heute so viel über die Verrohung der Jugend, über ihre Ungebundenheit und ihr Hinwegsetzen über göttliche und menschliche Autorität. Ja, es ist schon so, viele hören lieber die Welt, als das Wort Gottes. Soll ich euch von der Schönheit der Bibel reden? Nein, ihr müßt sie selber suchen, erleben und fühlen. Wer die Bibel eifrig und fleißig liest, der tritt jedesmal in einen hohen Dom; die Orgel erbraust, feierliche Gesänge ertönen vom hohen Chor herab, tausend Kerzen brennen auf goldenen Altären, Bilder und Statuen gleißen im Goldglanz und die Sonne bricht durch die bunten Glasfenster, daß sie erglühen und leuchten in unerhörter Pracht. Inmitten all dieser Pracht thront Gott in seiner Glorie und Majestät und bringt sich euch zum Opfer dar.
Drum lest alle die Bibel, führt sie ein in jede Familie und in jedes Haus in Stadt und Land — denn sie lehrt die Liebe, sie predigt den Frieden, sie bringt den Menschen Glück, Heil und Segen. O, es wäre tausendmal mehr Glück und Freude unter den Menschen, wenn das Wort Gottes fleißiger und eifriger gelesen, gehört und befolgt würde.
Darum zurück zur Gott, zurück zur Bibel! Soll Friede auf Erden und in den Herzen werden, so muß die Menschheit zurückkehren zu Gottes Wort, zu Gottes Geboten, zu Gottes Heilslehre. Und jeder Einzelne muß zu dieser Erneuerung beitragen — daher in jedes Haus — in jede Familie — in jede Hand „Die Katholische Volksbibel."
Überall, wo sie anklopft, öffne man ihr freudig die Türen und Herzen mit dem frohen Gruß S a l v e !

Von Pater Burkhardt Helmstetter, R. M. M.

Der gestohlene Kranke

Einer meiner Burschen auf der Missionsstation Kevelaer, der schwerkrank an der Grippe darniederlag, hatte auch noch die Lungenentzündung bekommen. Es stand sehr schlecht um ihn. Ich ließ dieses darum auch seinem heidnischen Vater und seiner katholischen Mutter mitteilen. Der heidnische Vater kam bald darauf auf die Station und erklärte mir: „Ich will meinen Sohn abholen. Deine Medizinen, Baba, helfen nichts mehr. Da muß einer unserer Doktoren helfen." „Nein, mein lieber Alter," sagte ich zu dem alten Heiden, „deinen Sohn gebe ich dir nicht heraus. Denke doch, wenn du ihn jetzt heimtransportierst, stirbt er sicher unterwegs." Grollend und zürnend ging der Alte heim. Am nächsten Sonntag, als alles beim Mittagessen war, kam der Vater wieder, er versteckte sich auf der Station und beobachtete die Krankenstube. Als die Schwester dieselbe

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

verlassen hatte, schlich er sich herein, drang ein, nahm den Kranken aus dem Bett und eilte mit ihm davon. Vor der Station stand ein Pferd. Zwei Männer warteten. Man hob den Kranken hinauf und dann ging es der Heimat zu. Den armen Kranken, der besinnungslos im Sattel saß, mußte rechts und links einer stützen, sonst wäre er aus dem Sattel gestürzt. Eineinhalb Stunden dauerte der Ritt.

Als die Schwester bei ihrer Rückkehr das Bett leer fand und den Kranken nirgends finden konnte, kam sie eilends zu mir, um mich aufzuklären. Ich dachte mir sogleich, da wird sicherlich der Vater den Kranken gestohlen haben. Am selben Nachmittag bekam ich einen Krankenruf, mein Weg führte mich nahe an der Hütte vorbei, wo wohl der arme Bursche jetzt liegen mußte. Ich ging hinein, um mich zu überzeugen. Richtig, da lag er so bleich wie der Tod. Ein heidnischer Doktor saß vor ihm und probierte einige seiner Medizinen. Der arme Kranke, der so dringend Ruhe nötig gehabt hätte, wurde andauernd geplagt, verschiedene Heilmittel einzunehmen. Ich war empört über diese ganze Sache; zuerst tadelte ich den alten heidnischen Vater, der mit mir zu streiten anfing. Als der heidnische Doktor sich auch einmischte, sagte ich ihm, er solle doch mit seinen Schwindeleien den armen Kranken nicht so arg plagen. Da hatte ich aber in ein Wespennest gestochen. Ich machte der ganzen Streitszene damit ein Ende, daß ich den heidnischen Quacksalber einfach zur Türe hinauswarf. Der arme Bursche am Boden schaute mich mit seinen brechenden Augen voll Dankbarkeit an. Ich sah, daß es wohl mit ihm zu Ende gehen werde und gab ihm die heilige Ölung. Am nächsten Tag hörte ich zu Hause, daß der alte Heide den heidnischen Doktor wieder gerufen hatte und dieser wieder seine Teufelskuren machte. Ich ging von da an jeden Tag zu dem Kranken. Jeden Tag gab es aufs neue einen Auftritt mit dem alten heidnischen Vater, dem ich ins Gewissen redete und mit dem alten heidnischen Quacksalber. Enlich am dritten Tage sah der Vater selbst ein, daß es mit dem heidnischen Zauberer nichts sei und jagte ihn fort. Der junge Bursche wurde nun wieder in richtiger Weise behandelt und man sah auch bald deutliche Spuren der Besserung. An Weihnachten konnte er schon wieder in die Kirche kommen. Bei dieser Gelegenheit kam der alte Heide eigens zu mir und dankte mir für die gewährte Hilfe und bat auch um Verzeihung für den Krankenraub und für sein ganzes Verhalten.

Allen unsern Lesern, Freunden und Wohltätern wünschen wir ein

Gottgesegnetes, frohes neues Jahr

Redaktion und Verlag des Vergißmeinnicht

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Aus dem Leben eines Mariannhiller Missionsarztes

Dr. med. Kohler befindet sich mit Frau und Kindern wohl. Ein Töchterchen erblickte am 16. Juni 1926 das Licht der Welt im fernen Afrika und wurde als erstes weißes Kind in der Missionskirche zu Centocow, dem Wirkungskreise des Herrn Dr. Kohler getauft. In herrlicher Gebirgsgegend eine Tagereise Bahnfahrt von Mariannhill liegt Centocow. Für die Ärztefamilie wurde ein Häuschen errichtet und in demselben befindet sich auch das „Sprechzimmer" dem noch eine kleine Apotheke und ein



Missionsarzt Dr. Kohler und Frau im Dienste der Kranken in Centocow

Operationsraum angegliedert sind. Die Frau Doktor arbeitet fleißig mit und studiert mit ihrem Gemahl die etwas fremdartige Zulusprache. Die Sprechstunde ist für die Europäer sehr interessant. Die Schwarzen lieben es, wenn der Doktor viel Medizinen hat und würden am liebsten ganze Flaschen voll mitnehmen zur Kur. Auf schöne Farbe der Medizin schauen sie auch, auf den Geschmack geben sie weniger. Einmal bekam eine Frau mehrere Pulver mit, welche eingewickelt waren; an dem andern Tag kommt sie zurück mit dem Päckchen und berichtete, es sei keine Medizin darin gewesen. Sie bekam eine Flasche schöne, rote „Umuti" und zog befriedigt ab.

Herr Dr. Kohler hat sich bereits gut eingearbeitet und viele und schöne Erfolge erzielt. Er besitzt das Vertrauen und die Achtung der Bevöl-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

kerung. Die meisten Patienten stellt die Frauen- und Kinderwelt. Unter den Säuglingen gerade herrscht infolge der schlechten Pflege große Sterblichkeit. Das Söhnchen der Doktorfamilie hat sich ebenfalls bereits das Herz der schwarzen Kinder erobert und spielt mit seinen neuen Freunden munter umher, gar oft bestaunt von den Eingeborenen, welche noch nie so ein kleines weißes Menschenkind gesehen haben. Die kleinen Zulumädchen aber werden, wenn Klein Hildegard größer geworden, ebenfalls eine weiße Spielgefährtin haben. Centocow ist eine der größeren Missionsstationen des Vikariates Mariannhill mit 2500 Christen, 2 Missionaren, 8 Brüdern und 18 Schwestern.

Eine wunderbare Heilung von Lourdes

Unter dieser Überschrift brachte der„ Osservatore Romano" (Nr. 227) an leitender Stelle einen Bericht des Präsidenten des medizinischen Konstatierungsbureaus zu Lourdes, Dr. Wallet. Wir entnehmen dieser Mitteilung auszugsweise:

Die Geheilte, Fräulein Lucienne Revillot aus Varennes le Grand (Saone-et-Loire) ist am 26. März 1905 geboren. Die beiden Eltern leben noch, sind aber von jeher kränklich. Der Vater war beinahe immer arbeitsunfähig; die Mutter litt an Wirbelsäulenverkrümmung und konnte sich fast nicht bewegen.

Mit vier Jahren hatte Lucienne Revillot schweres Nervenfieber und bedurfte langer Kuren. Es scheint, daß diese Krankheit der Vorbote war zu einer Wirbelsäulenverkrümmung. 1913 verordnete der Arzt ein Metallkorsett. Im Alter von 17 Jahren traten bei der Patientin die ersten charakteristischen Rückenmarkschmerzen auf. Die Bewegungen der Wirbelsäule wurden immer schwieriger und begrenzter. Seit 1921 hat die Kranke so heftige Seitenschmerzen, daß sie im Bett nur mehr sitzen kann. 1922 begibt sich Fräulein Revillot nach Chalons in die Klinik. August 1922 kam sie in das Sanatorium Dr. Nicols von Lausanne. Letzterer schrieb an den Pfarrer von Varennes, sein Pfarrkind habe eine schwere Rückgratverkrümmung und zwei an tuberkuloser Karies erkrankte Stellen. Im Januar 1924 begann ein allgemeiner Kräfteverfall. Am Unterleib traten große Schwellungen und Schmerzen auf. Ein Transport nach Lausanne zu Dr. Nicol war unmöglich. Ein Arzt, Dr. A. N., in Chalons, erklärt, das Übel, das bis jetzt nur in der Wirbel saß, greife auch auf den Unterleib über. „Ich muß das Fräulein aufs tiefste bedauern." Auf der Rückreise von Chalons nach Varennes verfiel die Kranke öfter in Bewußtlosigkeit. Genick und Rumpf wurden empfindungslos. Die Füße „waren gleichsam tot." Die Kranke nahm kaum Nahrung zu sich.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

In dieser Situation wünschte die Patientin nach Lourdes zu kommen. Die Eisenbahnbeamten hielten sich am Bahnhof über die Tollkühnheit einer so langen Reise in diesem Zustand auf. Kurz vor der Abreise stellte Dr. A. von Chalons-sur-Saone folgende Diagnose, datiert vom 15. Juli 1925 fest: Pottsche Krankheit, Entzündung der Wirbelknochen und durch sie hervorgerufen winklige Knickung der Wirbelsäule. Im Zusammenhang damit schwere Affektionen in der Blinddarmgegend. Allgemeiner Schwächezustand. Verweigerung der Nahrungsaufnahme. Hochgradige, rapide Abmagerung seit drei Monaten.
Fast ein gleiches ärztliches Gutachten schrieb unterm gleichen Datum der Arzt Dr. A. G. von Saint-Ambreuil, der die Kranke seit Jahren behandelte. Er betonte am Schluß die völlige Unfähigkeit zu arbeiten und zu gehen.
Auf einer Matratze legte Fräulein Revillot die Reise nach Lourdes zurück. Am 29. Juli 1925 kam sie dort an. Bereits am Nachmittag des gleichen Tages trug man sie in eine Piszine (Bassin) zum Bad. Sie spürt eine heftige Erschütterung. Es kommt ihr vor, als dehnten sich Knochen und Glieder. Sie empfindet ein neues ungewohntes Wohlsein. Sie betastet den Leib und empfindet keinen Schmerz. Ohne jede Hilfe kleidet sie sich an und läßt sich zur Sakramentsprozession und von da ins Bett im Asyl Notre Dame tragen. Zur Zeit des Abendessens steht sie auf, geht zum Speisesaal und nimmt dort ein reichliches Mal ein. Am nächsten Tag, wo die Besserung zusehends zunimmt, bemerkt man nur mehr eine leichte Neigung des Kopfes auf die linke Seite. Wieder tags darauf springt sie die großen Stufen der Rosenkranzkirche hinan und macht die ganze Kreuzwegandacht mit. Alsbald stellt sie sich im medizinischen Konstatierungsbureau vor, das vor der Registrierung die Bestätigung des Zeitpunktes verlangt.

Die Heimreise geht glücklich vor sich. In Nevers, wo sie mit anderen Pilgern am Grabe der seligen Bernadette betet, fährt plötzlich ein stechender Schmerz in die Wirbelsäule, der mit Brechreiz verbunden ist. Dann erhebt sie sich, eilt hinaus. Der Schmerz ist vorbei und Lucienne Revillot geht völlig frei und aufrecht.
Am 8. September 1926 stellte Dr. A. von Chalons ein ärztliches Zertifikat aus. Unter anderem heißt es in demselben: Keine schmerzende Stelle mehr an der Wirbelsäule. Keine bemerkbare Spur der früheren Pottschen Krankheit. Der Verdauungsapparat funktioniert gut.
In den letzten Julitagen 1926 reiste Fräulein Revillot wieder nach Lourdes. Im ärztlichen Konstatierungsbureau wurde sie untersucht von den Ärzten Dr. Devallez von Courrieres; Dr. Oster von St. Die; Dr. Petitpierre von Plage d'Hyeres; Dr. Pley von Calais; Dr. Pourtal von Marseille; Dr. Sheen von Chicago; Dr. Vallet von Lourdes. Die Zusammenfassung am Ende dieses ausführlichen Gutachtens lautet: Die Heilung von Fräulein Revillot, die vor einem Jahr

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

geschah und in der sie vollkommene Funktion der erkrankten Organe wieder fand, ist eine völlige.
Der Prozeß, durch den die Heilung erfolgte, konnte im Hinblick auf das plötzliche Verschwinden der Krankheitssymptome und des Mangels einer Genesungsperiode nicht nach den gewöhnlichen, natürlichen Gesetzen, die sonst unter diesen Umständen wirken müssen, eingetreten sein.

Zu unserem Titelbild

Lieber Leser, liebe Leserin! Du schaust so verwundert das Blättchen an? Doch, doch, nimm es nur, es ist schon das Vergißmeinnicht, das liebe Blümlein aus dem afrikanischen Missionsfelde der Mariannhiller Missionare. Des Vergißmeinnichts Kleidchen war schon längst fadenscheinig und schmutzig geworden. So ward ihm denn ein neues Kleidchen nun geschenkt. Himmelblau ist's ausgefallen, denn das ist ja eigentlich das richtige Kleidchen, das das Vergißmeinnicht am Bachesrande vom Schöpfer bekommen hat. Himmelblau ist's auch, weil das Vergißmeinnicht uns erzählt von Land und Leuten unter dem ewig blauen Himmel Süd-Afrikas. Und wie schön ist erst der Gedanke, den der Zeichenkünstler zum Ausdruck gebracht hat. Von Mariannhill geht die Sonne aus. In Mariannhill ist die wahre Sonne Jesus Christus aufgegangen für die umwohnende Heidenwelt. In den vierzig Jahren des Bestehens der Mission ist Mariannhill tatsächlich eine Glaubenssonne für Tausende von Heiden geworden. Die lebenden Christen — etwa 60 000 an der Zahl — haben von dort Heil und Segen empfangen. Tausende und Abertausende sind durch Mariannhill im Frieden der Kirche hinübergegangen. 6000 Heiden stehen jetzt in direkter Vorbereitung zum Eintritt in die heilige Kirche. Ist das nicht Grund zu großer Freude?
Auch Du, lieber Leser und Leserin, darfst daran Deine Freude haben, denn die Mission ist nicht nur das Werk der Missionare und Brüder und Schwestern, sondern auch Dein Werk. Dein Gebet und Deine Opfer haben auch mitgeholfen, daß Christi Gnadensonne so herrlich aufgegangen ist im Heidenlande. So hast Du Dir „einen Schatz im Himmel hinterlegt, den weder Rost noch Motten verzehren." Darum bete und opfere auch weiter! So oft Du das Missionsblättchen in die Hand nimmst, ruft Dir daraus die Heidenwelt zu: „Vergißmeinnicht! Die Not ist groß!" Und zwischen den Zeilen kannst Du Gottes Wort lesen; das Dir im Leben und im Sterben Trost und Freude sein wird: Ich vergesse Deiner auch nicht; „denn was ihr dem Geringsten meiner Brüder getan, das habt ihr mir getan."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Von Joseph Spillmann, S. J. Nachdruck verboten

Ein Opfer des Beichtgeheimnisses *

Erstes Kapitel

Ein Ausflug nach Ste-Victoire

Der Winter war am Scheiden, und das Frühjahr 1888 hielt seinen Einzug in die sonnige Provence. Schon lange war die leichte Schneedecke, die nur auf kurze Zeit die Berge und die weite Ebene um Aix verhüllt hat, unter den lauen Lüften geschwunden, welche vom nahen Mittelmeer her wehten. Freundliches Grün kleidete nun, leider ebenfalls für kurze Frist, die Landschaft; denn bald sollte die Gluthitze des Sommers ihre Pracht unbarmherzig in sonnenverbrannte Höhen und staubige Flächen verwandeln. Es war der erste Sonntag in der Fastenzeit. Das freunliche Wetter lockte Scharen von Spaziergängern aus den Straßen des „welschen Aachens" (Aix) heraus, das die alten Römer schon hundert Jahre vor Christus um die heißen Quellen gegründet hatten, welche auch dort heilkräftig dem Boden entströmten. Weg und Steg war mit fröhlichen Gruppen besät. Weitaus die meisten wanderten fröhlich plaudernd den Gärten oder Weinbergen zu, die fast jeder Bürger der Stadt besitzt, um in den kleinen Gartenhäuschen den Sonntagnachmittag zuzubringen. „Bastides" oder „Bastidons" nennt der Provencale diese Häuschen oder Türme, welche in den mannigfaltigsten Formen, immer schneeweiß getüncht und gewöhnlich von Reben umrankt, über Täler und Hügel hingestreut sind und das an sich etwas tote Landschaftsbild beleben. Aber auch den Höhen der Alpinen zu, die Flüßchen und Bäche entlang, welche jetzt munter rauschend den Überschuß des letzten reichlichen Frühlingsregens aus den Bergen dem Arc brachten, zogen einzeln oder gruppenweise muntere Ausflügler, und die Landstraßen nach Lambesc und Peyrolles wimmelten von Fußgängern, Reitern und leichten Fuhrwerken.

Ein ganz besonders beliebtes Ziel bildeten die Felsenhöhlen von Ste-Victoire, die sich kaum zwei Stunden östlich von Aix zu 900 Meter erheben und die niedrigeren Küstenketten bis ans tiefblaue Seite von Aix die weißgelbe Felswand empor, auf deren Scheitel ein riesiges Meer gewähren. Steilrecht steigt auf der Kreuz, das „Kreuz der Provence", in den blauen Himmel ragt und weithin vom „Siegesberge" herab verkündet, in welchem Zeichen der Christ zu siegen hoffe. Wer zu ihm hinaufklimmen wollte, mußte sich nach Norden wenden; da senkt sich der Berg in etwas sanfteren Hängen zu Tale,während er auch auf der Südseite, zwar nicht als Felswand, aber doch schroff und abschüssig genug abfällt. Auf dieser Seite liegt gleich vorn im Tale an den Fuß des Berges hingeschmiegt ein Dorf. Stufenförmig steigen die Steinhäuser und Gartenmauern übereinander empor, und fast burgartig erhebt sich über ihnen, an die Bergwand angelehnt, die Kirche und das alte Kloster von Ste-Victoire.

Dahin hatte von Aix gleich nach dem Gottesdienste und dem Mittagstische eine ältere Frau mit zwei Kindern den Weg genommen. Es war eine Sechzigerin; schon stark gebleichte Haare quollen unter der weißen Spitzenhaube hervor. Dem freundlichen, von der Anstrengung etwas geröteten Gesichte sah man es an, daß ihr das Gehen doch mehr Mühe verursache, als sie wohl selber anfangs gedacht hatte. Wirklich lich war der Ausflug für ihr Alter fast zu weit; allein wozu verleitet nicht eine Mutter die Liebe zu ihrem Kinde und zu den Kindern ihrer Kinder!

„Charles! Julie!" rief sie jetzt ihren beiden Enkeln zu. „Wie ihr nur so springen und laufen könnt! Bedenkt doch, daß wir wohl noch eine Stunde bis zur Farm von St-Ferreol haben, und dann geht das Steigen erst an. Aber so machte ich es gerade in euern Jahren, und jetzt werdet ihr vielleicht mehr Mühe haben, mich alte Frau nach Hause zu bringen, als ich euch. Kommt, wir wollen unter diesen Olivenbäumen etwas rasten."

„Bist du denn schon müde, Großmama?" sagte der Knabe, das braune Kraushaar aus dem blühenden Angesichte streichend. „Ich könnte noch viel, viel weiter laufen, ohne zu rasten, bis Brignolles, bis zur

* Gesammelte Romane und Erzählungen von Joseph Spillmann, S. J. Freiburg im Breisgau, Herder & Co. G. m. b. H. Verlagsbuchhandlung

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ste-Baume, bis nach Marseille, bis ans Meer! O wie gern möchte ich einmal ans Meer und dann auf die großen Schiffe und fort, weit, weit, bis zu den fernen Inseln, wo die Kokosnüsse wachsen und die Wilden wohnen, welche von den Missionären aus bösen Heiden zu braven Christen bekehrt werden, wie uns Onkel Francois das letzte Mal erzählte! Weißt du, Großmama, ein solcher Missionär will ich einmal werden."

„Dann mußt du aber viel fleißiger studieren und eine bessere Note im Latein nach Hause bringen als die letzte Woche", sagte etwas schnippisch das Mädchen.

„Was? Zankt ihr euch schon wieder? Und ihr habt mir versprochen, so artig zu sein, wenn ich euch zu Onkel Francois mitnehme!"

„O Großmama, verzeih mir, ich meinte es nicht bös", bat Julie. „Auch du, Charles, mach mir keine so zornigen Augen. Komm lieber und hilf mir einen schönen Strauß für den Onkel pflücken, während Großmama ihre müden Beine etwas ruhen läßt. Sieh, wie schöne Schlüsselblumen da die Hecke entlang blühen!"

Rasch versöhnt eilte der Knabe mit dem etwas älteren Schwesterchen zu den Blumen, und bald kamen sie mit ganzen Händen voll zur Großmutter zurück, die ihnen nun helfen sollte, sie zum Strauße zu ordnen.

Die armen Blumen werden welk sein, bevor wir Ste-Victoire erreichen", meinte lächelnd die Frau.

„O, Onkel Francois wird sie in die hübschen vergoldeten Vasen stellen, welche du ihm zu seiner ersten Messe geschenkt hast, und in dem frischen Wasser erholen sie sich wieder. Und sie werden sich prächtig ausnehmen neben dem Bilde der seligsten Jungfrau. Letzte Woche brachte Nannete Lecomte, du weißt, das Töchterchen des Gärtners in der Vorstadt, noch viel welkere Blumen in unsere Schule, und sie haben sich doch wieder erholt, als Schwester Angelique dieselben in frisches Wasser stellte. Aber sieh da, ist das nicht Herr Le Noir, unser Bäcker, der da in dem schönen neuen Wägelchen ganz allein des Weges kommt?"

„Ja, es ist Herr Le Noir!" rief der Knabe, hocherfreut, seinen Freund zu sehen, der ihm schon so manche Zuckerbrezel als Trägerlohn gegeben hatte, wenn er Ende des Monats das Geld für das erhaltene Brot brachte. Mit vor Freude blitzenden Augen schwang er seine Mütze und rief dem freundlichen Manne, dessen Brauner gemütlich des Weges dahertrottete, grüßend zu: „Herr Le Noir, Herr Le Noir, guten Tag und glückliche Fahrt!"

„Ei, das ist ja mein junger Freund Charles, wenn mich meine Ohren nicht täuschen", sagte der Bäckermeister und tastete nach seinem Zwicker, der ihm an einer Gummischnur über die Weste baumelte, gleichzeitig die Zügel anziehend und den wohlgenährten Braunen zum Stehen bringend. „Meine Augen sind nämlich nicht mehr so gut wie meine Ohren", sagte er, und dann rief er, als der Zwicker auf der Nase saß: „Richtig, Charles Jardinier! Willst du mitfahren, mein Junge? Und was seh ich! Mutter Montmoulin, seid Ihr es? Und Ihr seid zu Fuß den weiten Weg von Aix her gegangen? Das nenne ich einmal eine rüstige Frau für Euer Alter! Weiß Gott, ich würde nicht die Hälfte des Weges zu Fuß zurücklegen und bin doch wohl ein halbes Dutzend Jahre jünger als Ihr!"

„Das glaube ich wohl, Herr Le Noir", antwortete Frau Montmoulin. „Meine Füße haben nicht zu viel zu tragen. Übrigens bin ich viel müder geworden, als ich dachte."

„Ha, ha, ha!" lachte der gemütliche Mann. „Das Doppelte werden meine Untertanen schon zu tragen haben. Das kommt von dem Mehlstaub und von einigen andern Sachen, die ich täglich schlucke. Und wo geht's denn hin, Frau Nachbarin, bei dem herrlichen Frühlingswetter?"

„Nach Ste-Victoire. Ich muß doch meinen lieben Sohn nach dem Winter wieder einmal besuchen. Und da wollte ich den schönen Nachmittag mit meinen beiden Enkelkindern zu diesem Ausfluge benutzen."

„Das trifft sich ja herrlich! Ich nehme euch alle drei bis zum Wirtshaus Aux quatre Bras mit. Von dort ist es ein Sprung bis Ste-Victoire. Geschwind einsteigen, Mutter Montmoulin! Und du, Charles, hilfst deinem Schwesterchen auf den Rücksitz!"

Frau Montmoulin wollte sich anstandshalber zwar etwas sträuben, aber das half wenig; mit einem Hurra kletterte Charles hinten auf das leichte, zweirädrige Gespann, die Schwester nach sich ziehend, während die Großmutter, von dem freundlichen Herrn unterstützt, mit

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

vielen Entschuldigungen einstieg und neben Herrn Le Noir Platz nahm.

„Redet mir doch nicht von Ungelegenheiten, gute Frau Montmoulin", sagte der Bäckermeister, das Roß antreibend. „Es ist mir eine Freude, mit einer Frau, wie Ihr zu fahren. Hände, die von ehrlicher Arbeit hart geworden, schätze ich höher als Diamanten an den Fingern und seidene Kleider. Auch ich habe von Jugend auf redlich arbeiten müssen, und wenn Gott mein Schaffen reichlicher segnete als das anderer Leute, so brauche ich mir nichts darauf einzubilden. — Und so wollt ihr heute nach Ste-Victoire hinaus zu Eurem Sohne, dem Herrn Pfarrer? Schön! Er kann stolz darauf sein, eine so brave Mutter zu haben. Aber sagt mir einmal — nicht als ob ich mich in Eure häuslichen Angelegenheiten mischen wollte —: der vortreffliche Herr Abbe hat jetzt eine recht gute Pfründe, nicht? Da könnte er doch wohl etwas mehr für Euch tun, jetzt in Euern alten Tagen! Es muß für Euch recht schwer gewesen sein, das viele Geld für seine Studien aufzubringen?"

Herr Le Noir war ein ganz braver Mann, allein sehr zartfühlend war er eben nicht. Doch Frau Montmoulin unterdrückte, von seiner guten Absicht überzeugt, jede Empfindlichkeit und sagte: „Gott und gute Leute haben geholfen, Herr Le Noir, und bis auf einen kleinen Rest ist der letzte Sou getilgt, den ich für meinen Francois aufnehmen mußte. Und Francois hat mir jedes Opfer tausendfach vergolten, nicht durch Gold, aber durch seine Liebe."

„Was Ihr nicht sagt, Frau Nachbarin! Ihr hättet jetzt noch einen Schuldenrest zu tilgen, den Ihr Eures Sohnes wegen auf Euch laden mußtet? Aber das sind doch gewiß schon acht bis zehn Jahre, daß Euer Sohn Priester ist — und er konnte bis heute noch nicht so viel zurücklegen? Er muß ein schlechter Haushalter sein — Verzeihung Frau Nachbarin!"

„Mein Sohn ist allerdings in gewisser Beziehung ein schlechter Haushalter", entgegnete Frau Montmoulin lächelnd. „Er lebt so schlicht und einfach als möglich; aber er hat eine Leidenschaft: die Armen! Jeden Bissen, den er sich vom Munde abspart, gibt er ihnen, und wenn er bei seinen Krankenbesuchen in irgend einer Hütte Not und Mangel trifft, so drängt es ihn, dem geistlichen Troste auch den leiblichen beizufügen. Und so fliegt das wenige Geld, das jetzt die Republik den Geistlichen bezahlt, immer viel zu rasch aus seinem mageren Beutel."

„Ja, ja, die alten, fetten Pfründen sind längst von der Revolution aufgehoben und eingezogen, und ich habe immer gedacht, das Geistlichwerden sei heutzutage eine schlechte Spekulation. Aber die Herren haben doch ein bequemes Leben, meine ich, und können sich immer jährlich ein paar hundert zurücklegen. Freilich, wenn einer jeden Sou den Armen nachwirft, so ist das seine Schuld. Weshalb überläßt Euer Sohn die Sorge für die Armen nicht dem Bürgermeister und der Armenpflege?"

„Ach, lieber Herr, das Almosen, das diese Herren Beamten gefühllos und nur zu oft mit harten Worten den Armen zuweisen, ist nur ein halbes Almosen und schadet manchmal mehr, als es nützt. Eine Gabe, welche mit Liebe und zartfühlender Schonung geboten wird, die ist Balsam für das Herz. Nein, nein, da gebe ich meinem Sohne recht: der Geistliche ist der eigentliche berufene Armenvater, wie er mir einmal gar ergreifend erklärt hat. In den guten alten Zeiten war das Kirchengut Armengut; von den reichen Pfründen durften die Geistlichen zwar leben, aber den Überschuß sollten sie den Armen und der Kirche zuwenden. Und so hält es mein Sohn jetzt noch, weit mehr, als er verpflichtet wäre."

„Hm, hm, nichts für ungut, Frau Montmoulin", sagte der Bäckermeister mit einem Blicke auf die reinlich, aber ärmlich gekleidete Frau an seiner Seite, „allein ich sollte meinen, es wäre doch seine erste Pflicht, Euch in Euren alten Tagen etwas kräftiger unter die Arme zu greifen."

„O, solang mir Gott die Gesundheit gibt, komme ich ganz gut aus", entgegenete errötend die Frau. „Mein kleiner Laden mit Wollwaren hat gute Kundschaft, und meine Finger sind hübsch fleißig und können auch im Dunkeln stricken. Dann ist die neue Strickmaschine da, welche meine Tochter aus dem kleinen Nachlaß ihres seligen Mannes anschaffte und welche die prächtigsten Jacken und alle möglichen Wollwaren rasch herstellt. So kommen wir zwei Frauen mit den beiden Kindern, Gott sei Dank, ganz gut aus. Und damit Sie ja von meinem Francois keine unbillige Meinung haben, will ich Ihnen verraten, daß er wiederholt anbot, aus seinen kleinen Ersparnissen unsere Hausmiete zu bezah-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

len. Auch ist es sein innigster Wunsch, ich möchte zu ihm ziehen, um meine letzten Tage sorglos unter seinem Dache zu verleben. Vielleicht lasse ich mich dazu bewegen, da er jetzt Raum genug hat."

„Natürlich. Er wohnt ja in dem alten Kloster. Und herrlich ist es gelegen! Die Zimmer im oberen Stockwerk müssen eine prächtige Aussicht haben. Und gesunde Luft ist da oben — ganz etwas anderes als in den engen Gassen unserer Stadt! Na, da kann ich nur Glück wünschen, Frau Montmoulin! Da müßt Ihr ja wieder jung werden! Und schau, da sieht man ja das schöne Ste-Victoire schon!"

In der Tat wurde das alte Kloster von Ste-Victoire, welches bisher ein Ausläufer der Bergkette verdeckt hatte, bei einer Wendung der Straße jetzt sichtbar. Freundlich schauten die weißen Mauern des lang hingestreckten Baues, der sich an die Bergflanke lehnte, aus einem ganzen Wäldchen von Pflaumen- und Pfirsichbäumen hervor. Ihm zu Füßen lagen am Abhange, zwischen Gärten und Baumgruppen hingestreut, die Hütten und Häuser des Dorfes, während die altertümliche Kirche mit ihrem schlanken Dachreiter das Kloster, dessen einen Flügel sie bildete, und das ganze Kirchspiel überragte. Im Hintergrunde stieg der Berg mit meist baumlosen, jetzt aber von zartem Frühlingsgrün überhauchten Hängen dem tiefblauen Himmel zu. Es war ein freundliches Landschaftsbild, dessen einfache Zeichnung das warme Licht des Südens verklärte.

„Ste-Victoire, Ste-Victoire!" jubelte Charles, der inzwischen mit seinem Schwesterchen die Veilchen, Schlüsselblumen und Narzissen immer wieder zu neuen Sträußen geordnet hatten. „Ich glaube, ich sehe Onkel Francois. Sieh nur, das Fenster seiner Stube, das äußerste bei dem alten Ölbaum, ist geöffnet." Damit schwenkte der Knabe grüßend seine Mütze, und auch Julie winkte mit ihrem weißen Tüchlein gegen das Kloster hin.

„Nun, daß du deinen Onkel sehen könntest, traue ich selbst deinen klaren jungen Augen nicht zu, Charles", sagte Herr Le Noir, sich zu den Kindern umwendend. „Aber mein Wägelchen könntest du vom Kloster aus wohl auf der Straße von Brignoles zurückkommen sehen. Paß also gegen sechs Uhr gut auf, und wenn du es erblickst, dann komme mit deiner Großmama und Julie ganz gemächlich zum Wirtshaus Aux quatre Bras, wo ich mich ein halbes Stündchen aufhalten werde. Dann könnt ihr mit mir nach Aix zurückfahren."

„O wie gut Sie sind, Herr Le Noir! Prächtig! So können wir viel, viel länger beim Onkel bleiben, und Großmama wird gar nicht müde", rief Charles, und Frau Montmoulin nahm nach einigem Sträuben die freundliche Einladung des Bäckermeisters an.

„Ich bin freilich das Fahren nicht mehr gewohnt", sagte sie. „Seit mein guter Georges, mein Mann selig, das Zeitliche segnete, ist es heute das erste Mal, daß ich spazieren fahre. Sonst spannte wohl Georges Sonntagnachmittag sein Wägelchen an und fuhr mit mir und den Kindern nach Kehl oder Molsheim oder Illkirch oder sonstwohin."

„Es sind Ortschaften in der Nähe von Straßburg fuhr die Frau fort. „Ich war dort mit meinem lieben Manne wohnhaft, bis der unselige Krieg unserem Glücke ein Ende machte. Georges hatte daselbst in der Nähe des Steintores ein Geschäft mit Südfrüchten, und als er in den fünfziger Jahren einmal hier in der Provence getrocknete Pflaumen von Brignoles einkaufte, lernten wir uns kennen, und ich folgte ihm mit dem Segen meiner Eltern als seine Frau nach dem fernen Rhein. Es ging uns recht gut, bis der schreckliche Krieg ausbrach und das deutsche Heer, ehe wir uns dessen versahen, Straßburg umschloß. Ach, Herr Le Noir, das war eine Zeit! Bald flogen die deutschen Granaten bis mitten in die Stadt, und von einem Entsatz, auf den wir anfangs hofften, war keine Rede mehr, als die Armeen bei Metz geschlagen waren. Und gerade das Steintor hatten sich die Deutschen für den Hauptangriff ausersehen. Bevor aber das große Bombardement begann, kamen einige Herren aus der Schweiz und erwirkten bei den feindlichen Anführern die Erlaubnis, schutzlose Frauen aus der bedrohten Stadt herauszuholen. Unter Trommelschlag wurde das Anerbieten in den Straßen bekannt gemacht, und sofort befahl mir mein lieber Georges mit den Kindern ihn und die Stadt zu verlassen. Ach, Herr, das war ein trauriger Abschied! Aus Liebe zu den Kindern tat ich endlich den Willen meines Mannes. Francois war damals ein Knabe von sechszehn Jahren und studierte am Gymnasium; Charlotte war einige Jahre jünger. Wir

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

umarmten und küßten uns und zogen endlich mit der traurigen Schar ab — es mögen an zweitausend gewesen sein —, welche von den Schweizer Herren durch das feindliche Heer nach Basel geführt wurden. Wir hatten unser Ziel noch nicht erreicht, als der schreckliche Kanonendonner hinter uns verkündete, daß die angedrohte Beschießung begonnen habe; aufsteigende Feuersäulen färbten den Nachthimmel in der Richtung Straßburg butrot. Bald kam dann auch die Nachricht von der Übergabe der Stadt nach Basel, und schon aus den Zeitungen erkannte ich einen Teil des Unheils, das uns betroffen: alle Häuser in der Nähe des Steintores liegen in Schutt und Asche, so hieß es! Ein, zwei Tage wartete ich auf Nachrichten von meinem Manne. Ich wartete eine Woche. Er wäre gekommen, er hätte wenigstens geschrieben, sagte ich mir, wenn er noch lebte. Die guten Leute, die mir und den Kindern Gastfreundschaft boten, wollten mich mit der Unsicherheit der Post in Kriegszeiten trösten. Aber ich ließ mich nicht länger halten und bestieg einen der ersten Züge, die wieder nach Straßburg gingen, die Kinder einstweilen der Hut unserer Gastfreunde in Basel anvertrauend. Ach, Herr Le Noir, daß Gott Sie vor einem solchen Anblick bewahre! Als ich ankam und über Brandtrümmer und Schutthaufen kletternd ungefähr die Stelle unserer Wohnung erreicht hatte, gruben sie gerade den Leichnam meines lieben Georges aus den Trümmern heraus. An seinen Kleidern und an dem Ehering erkannte ich ihn. Seht hier ist er.!"

Damit zog Frau Montmoulin den stark beschädigten Ring, welchen sie an einer Schnur am Halse trug, hervor und zeigte ihn dem braven Bäckermeister, der mit großer Teilnahme der Erzählung gelauscht hatte. „Man sieht es dem Ringe an, das er das Los seines Herrn teilte. Wie er verbogen ist! Einstürzende Mauern müssen den Armsten zermalmt haben. — Und die Preußen haben Euch im Frieden ziehen lassen, Frau Montmoulin?" fragte Herr Le Noir. „Es müssen wahre Teufel von Menschen sein."

„O, sie waren ganz menschlich und freundlich und gaben mir selbst das bißchen Geld aus der Ladenkasse, die sie ebenfalls unter dem Schutte hervorzogen, bis auf den letzten Sou zurück, und einer der Offiziere, der dabei stand und die Leute überwachte, wollte mir sogar ein Goldstück in die Hand drücken, als er erfuhr, ich sei die jetzt völlig zu Grunde gerichtete Witwe des Toten. Gott gab mir Stärke in jenen Tagen, sonst hätte das Unglück mich um den Verstand oder zu Georges ins Grab gebracht! Als er bestattet war, eilte ich zu meinen Kindern nach Basel und beschloß, mit denselben in meine alte Heimat, in die Provence, zu ziehen. Die Gastfreunde wollten keinen Heller von mir annehmen — Gott lohne es den guten Leuten! — ja sie beschenkten mich noch, und so reiste ich mit den Kindern über Genf die Rhone hinab nach meinem lieben alten Aix, wo meine Mutter damals noch lebte. Und dann richtete ich mich in dem kleinen Häuschen ein, das wir jetzt noch bewohnen, und fing mit den paar hundert Franken, die mir Georges beim Abschiede von Straßburg auf die Reise geben konnte — es war sein ganzes damaliges Barvermögen — den kleinen Wollwarenhandel an, der uns seither spärlich, aber ehrlich ernährte. Ich werde Sie wohl mit meiner Geschichte gelangweilt haben, lieber Herr Le Noir. Sie müssen es mir verzeihen; wenn eine alte Frau ans Reden kommt, gibt es eben nicht gleich ein Ende."

„Verzeihen!" rief dieser. „Von Herzen danken muß ich Euch! Eure Schicksale haben mich tief ergriffen — und wenn Ihr einmal einen Freund in der Not brauchen solltet, so denkt an den Bäckermeister Le Noir. Bei meiner Ehre, Ihr seid eine brave Frau! Ich hoffe, der Rest Eures Lebens werde ruhiger und glücklicher verlaufen als die Vergangenheit, die Euch wahrlich mit harten Prüfungen heimsuchte. Wenn Ihr nun bald zu Eurem hochwürdigen Sohne nach Ste-Victoire zieht, so fangen dafür goldene Tage an."

„Wie Gott will, Herr Le Noir, Darauf gehofft habe ich schon lange", sagte die Frau mit einem Seufzer; denn gerade jetzt beschlich sie eine bange Ahnung, als ob eine neue Prüfung wie eine schwarze Wetterwolke emporzüge. „Wie Gott will", wiederholte sie noch einmal.

„Möge die Hoffnung sich recht nach Wunsch erfüllen. Und hier sind wir schon bei Aux quatre Bras! Was mir die Zeit ob Eurer Erzählung kurz geworden ist! Also Charles, mein Freund, paß gut auf, daß ihr gegen sechs Uhr hier seid." Da-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

mit sprang der behäbige Bäckermeister gewandter vom Wagen, als man es bei seinem Leibesumfang hätte denken sollen, und half der guten Frau Montmoulin beim Aussteigen. Die Kinder waren rasch heruntergeklettert, und nach herzlichem Danke wandte sich die Großmutter mit ihnen bergan dem Kloster zu.

Zweites Kapitel

Der Pfarrer von Ste-Victoire und sein Küster

Der Pfarrer von Ste-Victoire hatte einen Tag angestrengtester Tätigkeit hinter sich, wie es der Sonntag für den eifrigen Priester gewöhnlich ist.

Früh vor Tag war Abbe Monmoulin aufgestanden und hatte in der Kirche vor dem hochwürdigsten Gut sein betrachtendes Gebet gehalten und dann selbst die Angelusglocke geläutet; denn der nachlässige Küster war wieder einmal träg im Bette geblieben. Als nun mit dem ersten Morgenlichte auch schon Andächtige in das Gotteshaus kamen, mußte er als Beichtvater des mühseligen, heiligen Amtes walten. Es war der erste Fastensonntag; darum drängten sich viele zum Empfange der heiligen Sakramente und hielten ihn stundenlang in dem Beichtstuhle, bis die Zeit der Messe und Predigt herankam. Der gute Abbe wußte kaum mehr, wo ihm der Kopf stand, als er in der Sakristei die heiligen Gewänder anlegte. Brummig half ihm dabei der Küster. Seiner Nachlässigkeit sich bewußt, erwartete er einen wohlverdienten Verweis und wunderte sich nicht wenig, statt dessen nur die freundliche Frage zu vernehmen: „Gut ausgeschlafen, Loser?“

In der Predigt sprach Abbe Montmoulin über das Sakrament der Buße und betonte namentlich, wie leicht uns der Heiland die Beicht gemacht, indem er seinem Stellvertreter das strengste Schweigen als heiligste Pflicht auferlegte, so daß nichts, auch nicht der Verlust aller irdischen Güter, ja der Ehre und des Lebens, den Priester von dem Beichtsiegel entbinden könne. Als Beleg dafür führte er das bekannte Beispiel des heiligen Johannes von Nepomuk und aus neuerer Zeit den Opfermut eines polnischen Priesters an, der um des Beichtgeheimnisses willen schmachvoll verurteilt und nach Sibirien verbannt wurde. Am Schlusse wandte er sich in ergreifenden Worten an die leider wenig zahlreich anwesenden Männer und beschwor sie, in der jetzt begonnenen Bußzeit der heiligen Fasten die vielleicht schon länger versäumte Pflicht der Beicht zu erfüllen und sich so der Gnade und der Friedens teilhaftig zu machen, den der Heiland als Preis seines bittern Leidens in diesem trostreichen Sakramente niedergelegt habe.

Es war spät geworden, als Abbe Montmoulin endlich die priesterlichen Gewänder ablegen konnte und nach einer kurzen Danksagung in seine Stube gelangte, wo ihn eine Tasse Kaffee, freilich nicht mehr ganz warm erwartete. Dann mußte das lange Fastenbrevier gebetet werden, und zwischenhinein meldeten sich der Reihe nach ein halbes Dutzend seiner Pfarrkinder, welche in den verschiedensten Vorkommnissen Trost, Hilfe, Unterweisung wünschten. Endlich brachte die alte Susanne, welche sein Zimmer in Ordnung hielt, aus dem nahen Wirtshaus „Zur Olive“ das frugale Mittagsmahl herüber. Zu einer eigenen Haushälterin hatte er es nämlich noch nicht gebracht; der Posten war seiner Mutter vorbehalten, sobald er ihr eine anständig eingerichtete Wohnung anbieten könnte.

Susanne hatte sich natürlich in ihren Sonntagsstaat geworfen, ein hellblaues Kattunkleid mit großen gelben und roten Blumen, dazu ein grünes, weiß gestreiftes Schultertuch mit langen Fransen. Zu dieser Farbenpracht paßte freilich das runzelige Gesicht mit den gelblichweißen Haaren wenig, welche sie etwas unordentlich unter die schief gedrückte Spitzenhaube zurückgeschlagen hatte. Susanne zählte nämlich nahe an die Siebzig und mag überhaupt in ihrem Leben niemals eine Schönheit gewesen sein. Aber das schadete wenig; eine gute treue Seele war sie und kannte keinen anderen Herzenswunsch auf Erden, als es dem Herrn Pfarrer nur ja recht und bequem zu machen.

Als die gute Alte die Suppe auf den Tisch gestellt hatte, strich sie mit ihren runzeligen Händen die Schürze und das Kattunkleid glatt, wünschte dem Herrn „Wohl bekomm's!“ und sagte: „Ach, was der Herr Pfarrer heute schön gepredigt hat! Über das Beichtgeheimnis und wie der Priester eher sterben muß, als daß er auch nur eine läßliche Sünde verraten dürfte! Und dann das schöne Beispiel vom hl. Nepomuk und von dem polnischen Priester! Ich habe ein wenig

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

in der Kirche herumgesehen — ich denke, es wird keine schwere Sünde sein; denn ich tat es nur, um mich zu erbauen —, und da sah ich, wie die Leute weinten. Leider waren die Rechten, die das hätten hören müssen, der Maire und der Notar und die andern von den liberalen Herren aus der „Goldenen Rose", nicht da. Die haben jetzt Wichtigeres zu tun als die Kirche zu besuchen; die müssen jetzt an die Wahlen denken! Und der eine, der da war, der liederliche Küster, hat unter der Sakristeitüre nur ganz höhnisch gegrinst, anstatt Miene zu machen, sich die schöne Predigt zu Herzen zu nehmen und endlich einmal zu beichten."

„Nun, Susanne, schöne Worte bekehren die Herzen noch lange nicht! Da müßt Ihr recht wacker beten; das nützt mehr als über die Verstocktheit der Sünder jammern. Der liebe Gott ist langmütig und barmherzig und weiß die Irrenden zu finden."

„Du liebe Zeit! Da habe ich mich am Ende durch geistigen Stolz und Lieblosigkeit verfehlt, und ich wollte doch nur dem Herrn Pfarrer sagen, wie schön er gepredigt hat! Nehmen Sie nichts mehr von diesem Rindsbraten? — er ist wahrscheinlich wieder etwas hart und zäh. Der Metzger hat uns wieder Fleisch von einer alten Kuh geliefert. Ich mit meinen drei Zähnen kann schon gar nichts beißen; aber Sie sind noch jung und haben ein vortreffliches Gebiß — geht's doch nicht? Soll ich abtragen? Aber wie werden Sie es denn bei so wenig Essen aushalten?"

„Ganz gut, Susanne. Nur müßt Ihr mir jetzt etwas Zeit lassen, die Christenlehre vorzubereiten; denn die ist noch wichtiger als die Predigt", entgegnete Abbe Montmoulin und sah lächelnd der besorgten Alten nach, welche unter Kopfschütteln mit den Schüsseln durch die Tür verschwand. Dann griff er zum Katechismus und zu einem Exempelbuche und überdachte noch einmal den Unterricht, den er schon im Laufe der Woche studiert hatte. Sinnend saß er da, den Kopf in die Hand gestützt. Die freundlichen, etwas bleichen Züge des schönen, noch jugendlichen Gesichtes ließen seine ernste, aber im Grunde doch fröhliche Natur erkennen, welche durch eine reine, in den Übungen des Studiums und der Frömmigkeit verbrachte Jugend veredelt war.

Zu dem Priester paßt seine einfache Umgebung — das schlichte Zimmer mit den weiß getünchten Wänden, dem braunen Holzwerk an der Decke und den Türrahmen, welche mit wunderlichen Schnitzereien aus alter Zeit verziert waren. Auch das Kruzifix an der Wand und ihm gegenüber das Vesperbild hatte die kunstfertige Hand und der fromme Sinn irgend eines alten Meisters geformt. Freilich, die wohlfeilen, vergoldeten Vasen neben der schmerzhaften Mutter paßten nicht recht zu dem alten Schnitzwerk; auch das ärmliche Stehpult aus Tannenholz sowie das schmucklose Büchergestell mit den wenigen Büchern und alle übrigen Möbel redeten laut von der Dürftigkeit des Priesters. Aber es war eine Armut, die mit Frohmut und Zufriedenheit Hand in Hand ging. Und in der Tat, was bedurfte er auch des Prunkes? Die süß duftenden Hyazinthen, die am offenen Fenster prangten, der liebe Sonnenschein, der freigebig sein Gold in die Stube warf, die linden Frühlingslüfte, die den Duft der blühenden Bäume aus den Gärten heraufstrugen, machten die einfache Zelle traulicher und wohnlicher als die reichen Teppiche, kostbaren Gemälde und üppigen Möbel ein Prunkgemach. Alles in der Umgebung des Pfarrers atmete Sonntagsruhe und heiligen Frieden, und nichts ließ ahnen, wie nahe der Sturm sei, der diesen Frieden grausam stören sollte.

Nur zu bald rief die Glocke den Pfarrer wieder in die Kirche. Nach der Christenlehre, welche seine ganze Kraft in Anspruch nahm, folgte die Vesper mit Kreuzwegandacht und sakramentalem Segen. Zum Schlusse hatte er noch ein Kind zu taufen.

Was Wunder, wenn der gute Abbe Montmoulin sich endlich mit einem Seufzer der Erleichterung in seinen Lehnstuhl setzte und bei der milden Frühlingsluft, welche durch das offene Fenster einströmte, beinahe eingenickt wäre! Aber er rieb sich die Augen und sagte: „Was? Schlafen am hellen Tag? Nein, dafür bin ich noch zu jung. Geschwind, es erübrigt gerade Zeit, die Rechnungen des St. Josephs-Vereins noch einmal nachzusehen und das Geld zu zählen, welches Madame Blanchard bei meinem Vorgänger und mir hinterlegte. Sie will ja morgen die große Summe hier abholen. Gott sei gepriesen, daß jetzt mit dem Baue des Krankenhauses begonnen wird. Wie es nur möglich ist, daß diese gute

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Madame Blanchard mit ihren Gefährtinnen eine solche Menge Geld zusammenbringt. Die Wohltätigkeit ist doch noch groß in unserem Frankreich; vielleicht verdient sie uns Gnade bei Gott und die Wiederkunft des alten, frommen Glaubens."

In diesen Gedanken warf der Priester einen Blick durch das Fenster hinab auf das Dorf, das unter blühenden Bäumen fast versteckt in stiller Sonntagsruhe lag. Dann öffnete er das Schreibpult, in welchem die Kasse des St. Josephs-Vereins verschlossen war. Eine Zeitlang las und rechnete er und zählte dann langsam und umständlich, wie es gewiß kein Geschäftsmann getan hätte, die Summe auf den Tisch.

„80 Hundertfrankenscheine macht 8000 Franken", zählte er. „50 Zwanzigfrankenscheine macht 1000 Franken — zusammen 9000 Franken in Papier. 75 Goldstücke zu 20 Franken macht 1500 Franken in Gold — zusammen 10 500 Franken, und 215 Hundersousstücke sind 1075, und 425 Franken in kleinerem Geld — alles zusammen die 12 000 Franken, die Madame Blanchard bald holen will. Meiner Treu, eine schöne Summe! Ich habe noch nie so viel auf meinem Tische gesehen!" Und der Abbe gab sich nochmals daran, die Rollen mit den Zehnsousstücken zu zählen. Er war so eifrig in dieser ungewohnten Beschäftigung, daß er es ganz überhörte, wie schon zweimal an die Türe geklopft worden war, und rief fast erschrocken „Herein", als man jetzt ein drittes Mal ziemlich laut pochte.

Herein trat der Küster und riß die Augen weit auf, als er das viele Geld auf dem Tisch ausgebreitet sah. „Alle Wetter!" rief er, mit gierigem Blicke den Stoß Bankscheine, die funkelnden Goldstücke und den großen Haufen Silbergeld musternd, und fügte dann rasch bei: „Bitte um Entschuldigung Herr Pfarrer! Aber ich hatte keine Ahnung, daß Ew. Hochwürden so reich seien."

„Es ist auch kein Sou von dieser Summe mein eigen", entgegnete Abbe Montmoulin, dem es doch nicht lieb war, daß gerade sein Küster beim Zählen einer solchen Summe überraschte.

Er traute dem Manne nicht recht, der allerdings ein bewegtes Leben hinter sich hatte. Derselbe war ein mittelgroßer, kräftig gebauter Mensch von wohl vierzig Jahren; seinen abgelebten Zügen nach hätte man ihn aber für um fast zehn Jahre älter gehalten. Das dunkle Auge blickte frech und unstet; ein keck aufwärts gedrehter Schnurrbart, der die spöttischen Lippen beschattete, vermehrte noch den Eindruck eines leichtsinnigen, wohl auch liederlichen Burschen. Dazu kam eine breite Narbe, welche, oberhalb der rechten Augenbraue einsetzend, quer über die stark gerötete Nase und die linke Wange lief. Ein zu seiner Stellung als Küster weniger passendes Gesicht hätte der Mann nicht wohl haben können; so stellte man sich allenfalls einen Feldhüter, aber nicht einen Kirchendiener vor. Loser — so hieß er — war von Geburt ein Deutsch-Lothringer, hatte während des Krieges unter den Franktireurs gegen die Deutschen gekämpft und dabei, wie er selber erzählte, manchen „Preußen" aus sicherem Hinterhalte meuchlings niedergeschossen. Nach Schluß des Friedens hatte er für Frankreich optiert und als Lohn seiner Heldentaten eine Verdienstmütze mit dem Anrecht auf Zivilversorgung erhalten. Er hatte sich aber wenig zulässig gezeigt. Seine einzige Empfehlung war die Säbelnarbe, welche er von einem deutschen Husaren in einem Scharmützel erhalten haben wollte. In Wahrheit war es nur das Denkzeichen an ein recht unrühmliches Studentenduell. Der Reihe nach in verschiedenen Posten untergebracht, mußte er überall wegen dienstlicher Unpünktlichkeiten wieder entlassen werden. So war er auf seinen Kreuz- und Querfahrten durch Frankreich auch in die Provence gekommen und hatte durch seine Zungenfertigkeit und den Hinweis auf seine „fürs Vaterland" empfangene Wunde den Bürgermeister von Ste-Victoire für sich gewonnen, gerade als dieser vor Jahresfrist einen neuen Küster suchte. Der Maire, ein aufgeklärter Mann, bot dem „tapfern Lothringer" die Stelle des Kirchendieners an, und Loser ließ sich herbei, dieselbe probeweise anzunehmen. „Ich habe zwar meiner Lebtag die Pfaffen nicht riechen können", sagte der alte Franktireur dem Bürgermeister, „aber in der Not fängt der Teufel Fliegen." Und da sich inzwischen noch immer nichts Besseres dargeboten, war Loser, dank der Protektion des Bürgermeisters, bis heute Küster geblieben, soviel Anlaß zur Unzufriedenheit der Pfarrer auch mit ihm hatte.

(Fortsetzung folgt.)

erste ländliche Sparkasse verdankte ihr Entstehen einem Landpfarrer, dem Abbe Raju. Die ersten Gartenstädte wurden von einer Katholikin, Frau Hervieu, im Jahre 1891 und dann in St. Etienne von dem Jesuiten Volpette errichtet. Das erste Arbeitsministerium Europas wurde am 25. Mai 1895 von einer katholischen Regierung, der damaligen Regierung Belgiens, ins Leben gerufen. Die meisten sozialen Gesetze wurden in Frankreich von dem Katholikenführer Albert de Mun, in Deutschland vom Zentrum angeregt. Die Zahlung eines gerechten, auch für die Familie hinreichenden Lohnes wurde von dem großen Arbeiterpapst Leo XIII. durch die Enzyklika „Rerum Novarum" den Arbeitgebern zur Gewissenspflicht gemacht. Die barmherzigen Schwestern und andere Klosterfrauen beherbergten im Jahre 1900 in Frankreich allein 102 750 Waisenkinder, ferner 1400 Frauen, 19 850 Greise, 6700 Geistesschwache, im ganzen 130 700 Hilfsbedürftige. Wer hat soviel für die Arbeiter und Hilfbedürftigen getan als die Kirche?

Ein Priester nimmt das Gelübde seiner eigenen Mutter entgegen. Kürzlich fand in New Orleans, Louisiana (Vereinigte Staaten), eine ebenso erhebende wie rührende Feier statt. Die Mutter des Jesuitenpaters Ronald Macdonald legte die ewigen Gelübde in die Hände ihres Sohnes ab und wurde eine Schwester des Klosters vom heiligen Joseph in der genannten Stadt.

In Mariannhill geht die Missionsarbeit gut voran. Die Zahl der Katholiken ist um 3185 gestiegen. Sie beträgt jetzt 55 639, wovon nur einige Hundert Weiße sind. Dazu kommen noch 5553 Katechumenen. Schulen bestehen 335 mit 10 643 Kindern, ferner sogenannte gemischte Schulen mit 470 katholischen und und 552 nichtkatholischen Schülern. Außerdem werden noch in 121 Handwerkerschulen 1116 Schüler und 1524 Schülerinnen in den verschiedenen Arbeiten des täglichen Lebens ausgebildet. 5405 Taufen wurden gespendet, darunter 2335 an erwachsene Heiden und 2204 an Christenkinder. Die Seelsorgearbeit verteilt sich auf 33 Kirchen und 181 Kapellen. Das Missionspersonal setzt sich zusammen aus 59 Patres der Genossenschaft, 5 europäischen Weltpriestern und 4 einheimischen Priestern. Im Dienste von Karitas stehen 171 Brüder, 289 Schwestern vom kostbaren Blute, 178 einheimische Lehrpersonen, 86 Katechisten und 26 Katechistinnen. — Das Werk der Heranbildung des einheimischen Klerus hat eine erfreuliche Entwicklung genommen. Auf Anregung der allgemeinen Versammlung der südafrikanischen Bischöfe und Missionsobern in Kimberley wurde im Februar 1925 ein Kleines Seminar eröffnet und den Mariannhillern anvertraut. Die Ausbildung dauert 6 Jahre und soll den künftigen Priestern eine feste Grundlage geben in Englisch, Latein, Mathematik Geschichte, Geographie, Physik, Psychologie, hauptsächlich aber in Religion, hl. Schrift und Kirchengeschichte. Am Nachmittag sind zwei Stunden Handarbeit vorgesehen in Gärtnerei, Schreinerei, Maurerei usw. Mit 18 Schülern im Alter von 12—25 Jahren konnte der Unterricht beginnen. Die meisten Schüler kommen aus Natal, einige aus der Kapprovinz, Transvaal und Betschuanaland. Das Lehrpersonal besteht aus einem europäischen Priester und drei eingeborenen Lehrern, die ebenfalls Priester werden wollen und während der Handarbeitszeit ihrer Schüler selbst Lateinunterricht erhalten. An den freien Tagen wird den Schülern Gelegenheit gegeben, sich auf den benachbarten Stationen Geld zu verdienen, um selbst etwas für ihren Unterhalt im Seminar beizutragen.

Kurze Ordenschronik

(Aus den letzten Jahren bieten wir hier einen kurzen Bericht über interessante und wichtige Tatsachen der Mariannhiller Missions-Kongregation.)

Mariannhill. Vergangenes Jahr erhielt Mariannhill einen erfreulichen Zuwachs an Hilfskräften. In dem vor einigen Jahren errichteten Priesterseminars in Mariatal erhielten Fr. Ludger Jasper die Diakonatsweihe und die Fratres Willehad Krause, Frankenberg, Bader, Eisenbart, Fux, Schleisinger, Böhmer, Koch, Stegmaier, Zier die heilige Priesterweihe. Pater Krause und Koch wurden nach Europa gesandt, um in Würzburg sich im Lehrfach weiter auszubilden.

Europa. Nach den neuen Generalratsbeschlüssen wurde bestimmt, daß die vollständige wissenschaftliche Ausbildung unserer Missionspriester: Humania, Noviziat, Philosophie und Theologie, in unseren europäischen Lehranstalten stattfinden soll. Vor einigen Jahren wurden die höheren theologischen Studien nach Südafrika verlegt (Mariatal). Dort ist inzwischen ein sog. kleines Seminar für eingeborene (Zulu) Knaben eingerichtet worden, welche später in dem großen

Seminar in Mariatal ihre Studien vollenden.

Noviziatshaus St. Paul bei Walbeck, (Rheinland). Der Zuwachs an geistlichen und Laienberufen ist erfreulich. In dem auf holländischem Boden dicht an der deutschen Grenze liegenden Noviziatshaus erhalten durchweg jährlich gegen 20 Klerikernovizen und gegen 30 — 40 Brüdernovizen ihre aszetische Ausbildung. Die Kleriker machen ein Jahr, die Brüder zwei Jahre Noviziat.

Allerheiligen machten acht Brüderkandidaten die erste heilige Profeß; es waren die Brüder: Raymund Fella, Sixtus Hafner, Clemens Huber, Remigius Sauer, Viktor Blöd, Paulinus Saur, Emanuell Köder, Adolf Feller. Die meisten stammen aus Süddeutschland.

Hochw. Pater Joseph Kammerlechner legte die heilige Profeß ab und wurde für die afrikanische Mission bestimmt.

Etwa zwanzig Brüderpostulanten erwarten das heilige Kleid.

In Würzburg studieren die Theologen der Genossenschaft, darunter zwei Patres um sich auf das Lehrfach vorzubereiten.

Die Studienseminare Aloysianum, Lohr a./Main und St. Joseph, Reimlingen erfreuen sich einer großen Zahl (140 und 120) Studenten, welche sich mit Eifer den humanistischen Studien hingeben.

Vier Abiturienten von Lohr und neun Absolventen von St. Joseph sowie mehrere auswärtige Studenten traten im Laufe vorigen Jahres in das Noviziat In St. Joseph, Reimlingen und St. Benedikt, Arnstein, Ufr. bereiten sich eine stattliche Zahl Brüderkandidaten auf das Noviziat vor. Die Handwerkerschule, (Knaben, welche sich zu Missionsbrüdern ausbilden wollen) blüht. Die dortige St. Josephsdruckerei ist soweit vorangeschritten, daß sie die Missionszeitschriften der Kongregation in bester Form drucken kann.

Die philosophischen Studien werden vorläufig noch in dem alten Seminar in St. Joseph fortgesetzt.

Der immer größere Andrang an Missionsberufen verlangt nach dringenden Erweiterungen. Da aber die Mittel der meisten Berufenen bei weitem nicht ausreichen, bedürfen wir mehr als je der treuen Mithilfe des missionsbegeisterten katholischen Volkes.

Die Verlegung des Generalrates von Mariannhill nach Europa hat sich als notwendig erwiesen. Mariannhill bleibt nach wie vor Hauptzentrale der südafrikanischen Mission. Wo der Hochw. Herr Generalsuperior seine Residenz aufschlagen wird, werden wir erst später bekannt geben.

Drei Missionsärzte sind im Vikariat Mariannhill seit 1925 tätig. Dr. Elsberger seit Januar 1925 in Lourdes; Dr. Mac Murtric anfangs 1925 in Mariannhill, Hauptstation und Dr. Kohler nebst Frau und Kinder wirkt in Centocow seit dem 30. November 1925.

Jubeltage Mariannhiller Missionare. Ihr 25jähriges Priesterjubiläum feierten 1925 H. P. Apollinaris am 2. Juli;
H. P. Bernard Huß am 27. Dezember;
Im Jahre 1926 feierte das silberne Jubiläum H. P. Bernard Barbian, Superior von St. Paul am 11. April.

Silbernes Profeßjubiläum der Mariannhiller Missionare. Es feierten im Jahre 1925 das 25 jähr. Profeßjubiläum:
Hochw. P. Maurus am 24. Mai;
Hochw. P. Emanuell am 24. Mai;
Bruder Magnus am 4. Februar;
Bruder Redemptus am 24. Mai;
Bruder Constantin am 29. Juni;
Bruder Eustachius am 7. Oktober·
Bruder Moderatus am 8. Oktober;

Gottes Ährenlese

Im Jahre 1925/26 wurden abberufen in die Ewigkeit:

Bruder Liberatus am 9. Januar 1925 plötzlich aber nicht unvorbereitet, zwei Stunden nach der heiligen Kommunion im Krankenhause in Mariannhill.

Bruder Lambert nach langem, schweren Leiden am 8. Oktober im Krankenhaus in Mariannhill.

Bruder Jezelin an einem Herzschlage in St. Joseph, Mission, am 1. Dezember 1925, im Alter von 65 Jahren im 35. Jahre seiner Profeß.

Hochw. P. Alanus Weber am 19. Juni 1926 nach langem, schweren Leiden im Krankenhaus in Mariannhill, im 66. Lebensjahre, im 35. seiner Profeß.

Ein herber Verlust für unsere Mädchenschule war der nun schon vor zwei Jahren erfolgte Tod der Schwester Ignatia Kolb am 9. März 1925.

In den Chartagen 1925 ging Frater Othmar Hoch, Philosophiestudierender, nach langem Leiden im Aloysianum in die Ewigkeit.

Unsere Missionsschule in St. Joseph verlor am 28. Juni 1926 in Klemens Meder einen zu den schönsten Hoffnungen berechtigten Studenten.

Alle empfangen den gleichen Lohn, die am frühen Morgen, am Mittag oder in elfter Stunde eintretenden Arbeiter im Weinberge des Herrn.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Briefauszüge

Würselen: Dem hl. Herzen Jesu und der lb. Gottesmutter Dank für erlangte Hilfe. Veröffentlichung war versprochen.
Scheuren: Dank dem hl. Judas Thaddäus und dem hl. Antonius und der schmerzhaften Mutter Gottes für erlangte Hilfe. Veröffentlichung war versprochen.
Langenfeld: Dank dem hlst. Herzen Jesu, der lieben Mutter Gottes, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius und hl. Petrus, der hl. Theresia vom Kinde Jesu, allen Heiligen und den armen Seelen. Veröffentlichung war versprochen.
Münster: Dank den lieben armen Seelen für ihre Hilfe und Fürbitte.
Köln-Deutz: Dank der lieben Mutter Gottes von der immerwährenden Hilfe, dem hl. Joseph und dem heiligen Antonius für erlangte Hilfe in schwerem Anliegen. Veröffentlichung war versprochen.
Würselen: Öffentlichen Dank dem heiligen Herzen Jesu, der lieben Mutter Gottes, dem heiligen Joseph, dem heiligen Judas Thaddäus und der heiligen Theresia vom Kinde Jesu für ihre Hilfe.
K.: Dank dem heiligen Antonius für Hilfe bei verlorenen Sachen.
Ulm-Söflingen: Innigen Dank dem hl. Joseph, der allerseligsten Jungfrau Maria, den armen Seelen und verschiedenen Heiligen für erlangte Hilfe in beruflichen Anliegen. Missionsalmosen versprochen.
Solingen: Dank der allerheiligsten Dreifaltigkeit, der lieben Mutter Gottes, dem heiligen Antonius für Erhörung in wichtigen Anliegen.
Würselen: Dank der lieben Gottesmutter und dem heiligen Franziskus für erlangte Hilfe. Veröffentlichung war versprochen.
Traar: Dank der lieben Gottesmutter, dem heiligen Joseph und dem hl. Antonius für Hilfe in schwerem Anliegen.
Nonnenweiler: Dank dem hl. Herzen Jesu und Mariä, St. Joseph, St. Antonius, den armen Seelen, der lieben kleinen hl. Theresia für ihre Hilfe.
Kr. Usingen: Dank dem hl. Herzen Jesu, der lieben Gottesmutter und der hl. Theresia für ihre Hilfe in großer Not und mit der Bitte um glücklichen Geschäftsausgang.
M. Sch. Jülich: Schuldiger Dank dem hl. Herzen Jesu, der lieben Gottesmutter, dem heiligen Antonius für glückliches Examen.
Katzenbach: Tausend Dank dem hl. Herzen Jesu, der lieben Mutter Gottes und dem hl. Joseph für Hilfe in mehreren Anliegen.
Heimersheim: Dank der lieben Mutter Gottes, dem hl. Sylvester, dem hl. Wendelinus, dem hl. Judas Thaddäus für Hilfe in einem Anliegen. Ein Heidenkind und Veröffentlichung war versprochen.
Rieden: Öffentlichen Dank für Genesung. Veröffentlichung war versprochen.
St. Tönis: Dank dem hl. Antonius für schnelle auffallende Hilfe.
Duisburg: . . . . . Mark für die Taufe eines Heidenkindes als Dank für gut überstandene Operation.
Trebnitz: Anbei . . . . Mark für die Heidenmission als Dank dem hlst. Herzen Jesu und Maria für wiederlangte Gesundheit.
Heinrichau: . . . Mark zur freien Verfügung für Missionszwecke. Dieselben sind als Dank für Hilfe in schwerer Krankheit und waren der Muttergottes versprochen.
Neustadt OS: Dank dem hl. Joseph und Antonius, der hl. Theresia vom Kinde Jesu für erlangte Gesundheit.
Antonia: Betrag . . . . Mark als Dank zu Ehren der Muttergottes und des hl. Antonius, die mein Gebet in einem schweren Anliegen erhört.
A.: . . . Mark als Almosen zu Ehren des hl. Joseph und Judas Thaddäus Dank für Erhörung in einem Anliegen. Veröffentlichung versprochen.
G.: Innigen Dank dem hl. Antonius für Wiederfinden eines wertvollen Gegenstandes.
Bitterfeld: Vielen Dank der hl. Familie und unserer lieben Frau von der immerwährenden Hilfe, dem hl. Joseph, dem hl. Wilhelm, der hl. Katharina, dem hl. Bonifazius, dem hl. Papst Pius X., den vielverehrten 14 hl. Nothelfern, den armen Seelen im Fegfeuer und dem heil. Petrus und Paulus für Hilfe in schwerer Not und mit der Bitte um weitere Hilfe. Veröffentlichung war versprochen.
Grafenort: Innigen Dank dem hlst. Herzen Jesu, der lieben Gottesmutter, der hl. Mutter Anna, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius, dem hl. Kajetan, den hl. 14 Nothelfern für Hilfe in schwerem Anliegen.
Liebau: Dank der lieben Mutter Gottes, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius, der hl. Mutter Anna, allen hl. 14 Nothelfern, der hl. Monika, dem hl. Augustinus dem hl. Judas Thaddäus, hl. Theresia und allen armen Seelen. Sende die Gabe zur Taufe eines Heidenkindes.
Böttigheim: Sende das versprochene Almosen zu Ehren des hl. Antonius und der hl. Rita für erhaltene Gesundheit.
Bergham: Der hl. Antonius hat geholfen in einem großen Unglücksfall.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Memento

In Dirmerzheim starb unsere langjährige eifrige Förderin **Christine Pfaffendorf.** Wir empfehlen ihre Seele dem frommen Gebete aller unserer Vergißmeinnicht-Leser.

Köln-Ehrenfeld: Heinrich Erken, Maria Diepenbruck. Hürtgen: Frau Anton Dohmen. Katernberg: Heinrich Brinkmann. Würselen: Joseph Mewis. Merode: Wilhelm Pohl. Duderstadt: Frau Pflume. Kendenich: Mathias Kurt. Koblenz: Joseph Rüther. Freisheim: Frau M. Schneider. Barmen: Frau Bannenberg. Schledehausen: Johann Baumann. Zons: Heinrich Hennen. Diekirch: Frau Griffrath. Altenhundem: Ludwig Irle. Kruft: M. Genn. Wirfus: Peter Mohr. Buer: Karl Aldick. Brand: Frau Pelzer. Duisburg: Elisabeth Hofrath. Lorch: Helena Schoist. Ilmspan: Michael Kaiser. Würzburg: die tödlich Verunglückten Franz Heiler, Franziska Heiler und Elsa Heiler. Zeubelried: Michael Hornung. Schnackenwerth: Karl Friedrich. Amberg Anna Frießl. Crostwitz: Maria Sende. Hetzles: Barbara Kraus. Braunsberg: Karl Neubauer. Stublang: Margareta Fischer. Stadlern: Korbinian Egger, sen. Geiselbach: Joseph Bergmann. Großkölnbach: Klemens Schott. Donsieders: Alois Franz. Schifferstadt: Anna Maria Eckel, geb. Kuhn. Patschkau: Frau Prof. Klara Neumann. Habelschwerdt: Agnes Langer. Malkwitz: Johanna Gottschalk. Ratibor OS: Franziska Mrachacz. Klopschen: Robert Preuß. Metzerlen: Leo Thurnherr. Buttisholz: Peter Affentranger. Tobel: Albert Koch. Großer Wohltäter! Weggis: Sophie Grüter. Gersau: Frau Cäcilia Baggenstoß. Wassen: Theodor Loretz. Bramberg: Juliana Haidacher. Zeillern, N. Ö.: Theresia Datzreiter. St. Georgen, N. Ö.: Fr. Punz, Theresia Haugensteiner. Stein a. d. Enns: Ruppert Spörrer. Klagenfurt: Frau Felsö. Nestelbach: Joseph Lang. Linz: Anna Hochholdinger. Mühldorf b. Feldbach: Johanna Amschl. Seekirchen: Johann Winkler. Kirchdorf, O. Ö. Franz Mayrhofer. Würzburg: Lina Kreß. Genesse III: Christina Fiedler. Carroll, Iowa: John Hackfort. Detroit, Mich.: Maria Smolinski. Ruth, Mich.: Rosina Siemen. West Point, Nebr. Heinrich Oesselke. Columbus, Ohio: Maria Pacha.

Gebetsempfehlungen

Essingen: Bitte um Hilfe in schweren Halsleiden. Großes Almosen für St. Fond ist versprochen.

Feldbach: Eine Wohltäterin bittet um das Gebet zur kleinen hl. Theresia vom Kinde Jesu in schweren Anliegen.

Neustadt: Gebet um Hilfe in Prozeßangelegenheiten.

Dießenhofen: Eine Wohltäterin bittet die Wohltäter der Mission um das Gebet.

Graz VI.: Zu Ehren des hl. Antonius Padua um guten Ausgang in schweren Anliegen und Prüfungen Gottes.

Eine Wohltäterin unserer Mission bittet die Leser des Vergißmeinnicht um das Gebet.

Empfehlenswerte Bücher

Bergblumen. Drei Erzählungen von Reimmichl. 355 Seit. Halbleinen S 5.50 *RM* 3.50.

Alpenrose, Edelweiß, Enzian — voll würzigen und herben Duftes ist der Blumenstrauß, der hier drei Frauengestalten und ihrem Schicksal gewunden ist. Das Buch gehört zu Tausenden unter das Volk.

So wirst du reich, von Pater Theophil Ohlmeier. 165 Seiten. Kartoniert 1.20 *RM* Ganzleinen 1.70 *RM*

Wenn von irgend einem Buche gesagt werden kann, daß es höchst zeitgemäß und praktisch ist, dann gewiß von diesem

Die Liturgie des Kirchenjahres. Von P. Thomas Jüngst, O. S. B. 2. verbesserte Auflage. 105 Seiten Gebd. *RM* 2.60.

Dieses Büchlein sollte in der Familie stets als Leherer bereit stehen der die kirchlichen Anlässe erklärt. Es wird Studierenden bestens empfohlen.

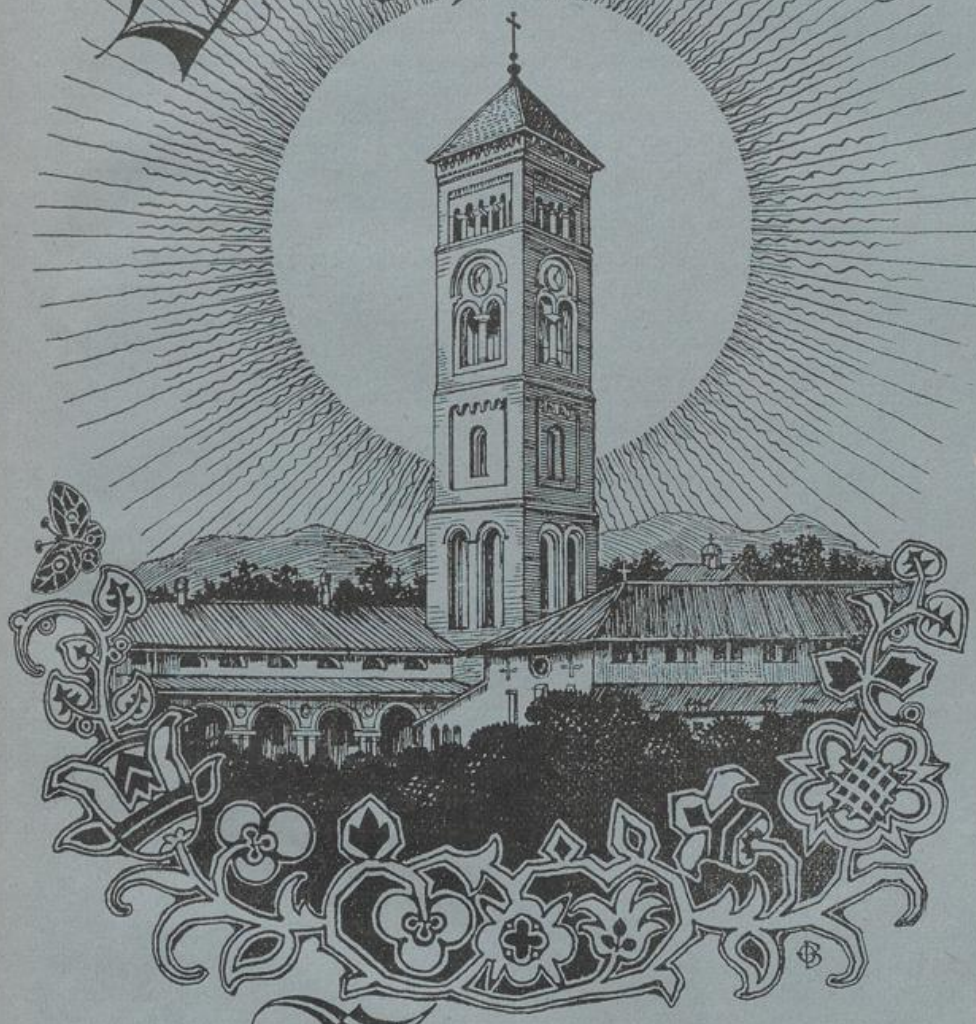
Erinnerungen aus der wilhelminischen Zeit. Von Dr. Eugen Jäger. Preis 1.80 *RM*

Ein Mann der alten Schule, ein unerschrockener Kämpfer für die Wahrheit, auch die oft unangenehme Wahrheit spricht hier zum Gegenwartsgeschlecht. Die Broschüre ist ein wertvolles politisches Unterrichtsbuch.

Alle Bücher aller Verlage können bezogen werden durch den St. Josephs-Verlag, Reimlingen (Bay.)

Nachdr. sämtl. Original-Artikel verboten, bei vorausgeh. Übereinkunft gerne gestattet.
Verantwortl. Redakteur P. D. Sauerland, Missionshaus St. Paul, Walbeck Rhld.
Druck und Verlag der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bayr.-Schw.

Vergißmeinnicht



Zeitschrift der Mariannhiller Mission Südafrika

Nr. 2 Februar 1927 45. Jahrgang

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern

Für die Abonnenten des „Vergißmeinnicht" als Wohltäter unserer Mission werden täglich in der Klosterkirche zu Mariannhill zwei, oft drei heilige Messen gelesen.

Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius XI.

Das Vergißmeinnicht erscheint monatlich und kostet jährlich für Deutschland 2 Mark, für Österreich 3.50 Schilling, für Schweiz und Lichtenstein 3 Franken, für Südtirol (Italien) 15 Lire, für Elsaß-Lothringen, Belgien, Luxemburg 20 Franken, Jugoslawien 35 Dinar, für Tschechoslowakei 20 Kronen, für Ungarn 40 000 Kronen, für Rumänien 93 Lei.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen sind zu richten

für Süddeutschland, Tschechoslowakei, Elsaß-Lothringen, Italien:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Würzburg, Pleicher-Ring 3
Postscheckkonto Nürnberg 194

für Rheinland, Westfalen und Luxemburg:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Köln, Brandenburgerstr. 8
Postscheckkonto Köln 1 652

für Schlesien und Norddeutschland:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Breslau IX, Sternstr. 52 p
Postscheckamt Breslau 15 625

für Österreich, Ungarn, Tirol, Vorarlberg, Jugoslawien und Rumänien:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Linz a. D., Steingasse 23 a
Postsparkasse Wien 24 847, Budapest 19 814

für Schweiz und Lichtenstein:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Altdorf (Ct. Uri)
Postscheckkonto Luzern VII 187

Spätberufe

Im Heidenlande als **Missionar mitzuwirken** am **göttlichen Werke der Seelenrettung** ist der heiligste Wunsch gar manchen, braven Jünglings.

Solchen braven Jünglingen, die durch die schwierigen Zeitverhältnisse ihrem Wunsche nicht gleich folgen konnten, ist in dem **Missionsseminar St. Joseph in Reimlingen** Gelegenheit gegeben, sich zum Missionspriester auszubilden. Aufnahme finden talentierte Jünglinge bis zu 25 Jahren.

Schulbeginn am 1. Mai.

Anmeldungen sind zu richten an

Hochw. P. Direktor
Missionsseminar St. Joseph
Reimlingen, Bayr.-Schwaben

„Aloysianum"

Brave und begabte Knaben, die Liebe zum Missionsberuf haben, **mit den** notwendigen Talenten und **Eigenschaften**, können Aufnahme finden **in dem Mariannhiller Missionsseminar „Aloysianum."**

Die Zöglinge besuchen das staatliche Gymnasium der Stadt. Es können darum Gymnasiasten, die Missionar werden wollen, jederzeit übertreten, **ohne Nachteil im Studium** zu erleiden.

Das Schuljahr **beginnt am** 1. Mai.

Anmeldungen **möge man** rechtzeitig machen an

Hochw. P. Direktor
„Aloysianum" Lohr a. Main
Unterfranken (Bayern)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Aus Welt und Kirche

Die religiösen Orden in Deutschland. Ende 1925 gab es auf dem Gebiete des Deutschen Reiches 536 Niederlassungen männlicher katholischer Orden, von denen 127 Niederlassungen von Laienorden sind. Der Stärke nach besitzen Klöster:

Franziskaner 92;
Barmherzigen Brüder 57;
Kapuziner 48;
Benediktiner 33;
Jesuiten 31;
Redemptoristen 20;
Oblaten 19;
Franziskanerbrüder 18;
Pallottiner 15;
Steyler Missionare 14;
Alexianer 13;
Schulbrüder 12;
Augustiner 11;
Karmeliter 11;
Missionare vom hlgst. Herzen 11
Salvatorianer 10;
Salesianer 10;
Maristen-Schulbrüder 10;
Arme Brüder v. hl. Franziskus 9;
Dominikaner 7;
Minoriten 7;
Missionare v. hl. Geist 7;
Kamillianer 6;
Mariannhiller Missionare 6
Herz-Jesu Priester 5;
Missionare v. d. hl. Familie 5;
Missionare v. d. hlgst. Herzen Jesu und Mariä 5;
Lazaristen 4;
Weiße Väter 4;
Zisterzienser 4;
Brüder v. der christl. Liebe 4;
Eucharistiner 3;
Moniten-Patres 3;
Missionare v. kostbaren Blut 3;
Söhne des hlgst. Herzens Jesu 3;
Oblaten des hl. Franz v. Sales 3·
Trappisten 3;
Claretiner 2;
Prämonstratenser 2;
Brüder v. der christl. Lehre 2;
Karthäuser 1;
Passionisten 1;
Brüder vom heiligen Paulus 1;
Josephsbrüder 1;

Im ganzen sind also 40 verschiedene Orden und Genossenschaften vertreten Die Gesamtzahl der Ordensmitglieder (Professen) beträgt 9972 wovon 2088 auf die Laiengenossenschaften fallen. Am stärksten sind die Benediktiner mit 1577;
Franziskaner 1528;
Barmherzige Brüder 1030;
Kapuziner 748;
Jesuiten 450;
Steyler 383;
Redemptoristen 372;
Pallottiner 323;
Oblaten 294;
Alexianer 280;
Missionare vom hlgst. Herzen Jesu 278;
Franziskanerbrüder 263;
Mariannhiller 93; (13 Priester); die übrigen Brüder)

Von den Professen der Priesterkongregationen sind 3081 Priester. Die größte Zahl stellen wieder die Franziskaner mit 619. Die übrigen im Verhältnis zwischen 500 — 40.

Von den Niederlassungen zählt Preußen die meisten 287. Verhältnismäßig mehr hat aber Bayern das mit 181 bedeutend den Anteil der Rheinprovinz übertrifft, (134) obwohl diese ebensoviel Einwohner und mehr Katholiken zählt als Bayern. Westfalen besitzt 56 Ordensniederlassungen; Hessen Nassau und Baden 25;
Württemberg 22;
Nieder- und Oberschlesien je 19;
Hessen 14;
Berlin und Brandenburg 12 usw.

Keine männliche Niederlassungen gibt es in Thüringen, Mecklenburg, Braunschweig und den übrigen kleinen Staaten.
Niederlassungen weiblicher Genossenschaften gab es 6489; davon in:
Preußen 2990;
Bayern 1856;
Rheinprovinz 1087;
Baden 822;
Westfalen 610;
Württemberg 509;
Niederschlesien 361;
Oberschlesien 250;
Hessen Nassau 261;
Hessen 161;
Hannover 137;
Berlin 95;

Ordensschwestern zählte man insgesamt 71 720; davon in:
Preußen 38 877;
Bayern 20 234;
Rheinprovinz 16 947;
Westfalen 9047;
Baden 5403;
Württemberg 3938;
Nieder Schlesien 3311;
Hessen Nassau 2562;
Ober Schlesien 2249;
Hessen 1671;
Hannover 1522;
Berlin-Brandenburg 1359 usw.
Schaumburg-Lippe ist der einzige Staat, der keine Schwesternniederlassung aufweist.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Achtung vor protestantischen Bibelausgaben. Die britisch und ausländische Bibel-Gesellschaft hat in Wien IX. eine Zweigstelle für Österreich errichtet die Bibeln zu recht niederen Preisen verabfolgt. Unsere Leser werden nun darauf aufmerksam gemacht, daß, wenn auch den Katholiken der Text von **Allioli** angeboten wird, diese Ausgaben der Bibel-Gesellschaft, weil sie 1. ohne neuerliche Approbation gedruckt wurden und 2. weil sie keine Anmerkungen aufweiweisen, für Katholiken verboten sind, und deshalb nicht gekauft werden dürfen.

Wir Katholiken besitzen seit neuestem viel bessere Übersetzungen; so **Rösch**, das ganze Neue Testament (Volksausgabe ca S 4.50) erhältlich in allen katholischen Buchhandlungen und **Dr. Gutjahr**: die vier hl. Evangelien (Geb. nur S 3.—) erhältlich in Klagenfurt, Bücherbruderschaft oder Wien 18, Sternwartstraße 9 (Verein Volksbildung.)

Tiroler Pilgerfahrt ins Heilige Land. S 300; Mk. 500. In der Zeit vom 27. April bis 30. Mai 1927 veranstaltet die katholische Aktion in Tirol eine Volks-Wallfahrt ins Heilige Land. Die Pilger halten sich 14 Tage im Heiligen Land auf und haben auch die Gelegenheit Agypten zu besuchen. Die ganze Fahrt kostet ab Triest bis zurück nach Triest S 800; Mk. 500. Wer ein ausführliches Programm wünscht, wende sich an die kath. Aktion, Innsbruck, Erlerstr. 12 III.

Frankreich: Zwei aufsehenerregende Bekehrungen radikaler französischer Kirchenfeinde dürften großen Eindruck machen. Der bekannte Freimaurer, Stadtrat und zeitweiliger Bürgermeister von Montauban, Pouche bekehrte sich auf seinem Sterbebette und gab die durch das Kirchengesetz geforderte Widerrufung ab. Der Generalsekretär der radikal-sozialistischen Partei Bouffandeau der lange Zeit die Seele der linksstehenden Parteien war, starb versöhnt mit der Kirche in einem Kloster der barmherzigen Brüder.

Spanien: Anläßlich des Franziskusjubiläums Ende letzten Jahres hatte man in Spanien eine „Woche der Güte" festgesetzt. Jeder hatte sich zu bemühen, während dieser Woche der Güte soviele Werke der Güte als nur irgend möglich zu tun. Dem Franziskanerorden wurde die herrliche Kirche „Franzisco el Grande" in Madrid wiedergegeben. Die Kirche, welche 1750 begonnen wurde, brauchte 24 Jahre bis zu iher Vollendung.

Film und Eingeborene: Die Londoner Zeitung (Catholic Times) bemerkt in einem zum Nachdenken stimmenden Artikel, daß die Angehörigen der farbigen Rassen ebenso eifrige Kinobesucher sind, wie die Weißen. Sie schöpfen also, die Farbigen, die Kenntnis von Charakter und Kultur der weißen Rasse aus dem amerikanischen Ehebruchs- Detektiv- und sonstigen Filmdramen. Sie lernen also eine Welt von Überspannten, Dummköpfen, Schurken und Geldjägern kennen. Die Haltung der Eingeborenen hat sich deshalb schon merklich geändert den weißen Oberherren gegenüber. Wenn diese Farben unsere Höhe nach den Filmen bemessen, dann haben sie allen Grund uns zu verabscheuen.

Im Völkerbund ist der katholische Einfluß außerordentlich gering, besonders nach Ausscheiden Spaniens und Brasiliens. Kardinal Bourne von Westminster hob auf dem Katholikentag zu Manchester (voriges Jahr) den überwiegenden Anteil der protestantischen Nationen an den Beschlüssen des Völkerbundes hervor.

Deutschland bekommt die erste Christus-König" Kirche. Sie wird auf dem Stafflenberg zu Stuttgart geplant.

Die ungarischen Unterrichtsbehörden verordneten daß den Schülerinnen der höheren Mädchenschulen in Budapest das Tragen von kurzen Röcken und dekolletierten Kleidern verboten ist, ebenso ist der Bubikopf untersagt.

Sämtliche Schmutzfinken Deutschlands und solche Schmuziane, die durch Schund und Schmutz das Land verpesten, wenn es nur Geld einbringt, laufen Sturm gegen ein geplantes Gesetz gegen Schund und Schmutzliteratur. Und es scheint, als ob die Frechheit wieder einmal triumphiere. Das Gesetz ist nach hartnäckigem Kampf mit großer Mehrheit angenommen worden.

Nachrichten aus unseren Häusern

Würzburg: Im letzten Drittel des vergangenen Jahres wurde der zweite missionsärztliche Kursus in Würzburg abgehalten an dem wiederum auch unsere dort studierenden Theologen teilnahmen.

St. Paul: Noviziat. Am Allerheiligenfeste legten acht Brüder die erste hl. Profeß ab; mit Ausnahme von zweien, welche im Noviziat selbst Verwendung fanden, wurden die übrigen Brüder zum Teil nach St. Joseph oder St. Benedikt versetzt; beide Häuser bedurften dringend einiger Kräfte. Mögen recht viele

Vergißmeinnicht
Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission
Nr. 2 Februar 1927 45. Jahrgang

Berufung

Und diese Worte seien Dir ein Trost:
Wird auch mein Weg durch manche Tiefen gehen
Und muß ich nächtelang im Dunkel stehen,
Ist keine Hand, die mich voll Süße kost —

Ich habe diesen Weg mir frei gewählt.
Nichts zwang mich, Erdenliebe zu entsagen.
Ein Wunsch nur war, das Höchste kühn zu wagen
Im Kampf, der meine Kräfte neu gestählt.

Du darfst um mich nicht sorgenbange sein.
Ich fühle meines Gottes nahes Schreiten ....
In Einsamkeiten wachse ich hinein,

Die sich um meiner Seele Flügel breiten,
So wie um weiße Birken Dämmerschein.
Indes sich sehnsuchtsvoll die Blicke weiten.

Else Budnowski

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Von Pater Dom. Sauerland R. M. M.

Einiges über Ursprung und Geschichte des Zuluvolkes

I. Urvölker, Pygmäen, Buschmänner, Hottentotten, Neger.

Da sich das Wirken der Mariannhiller Missionare vorzugsweise mit den Völkerschaften Süd-Afrikas befaßt und hier wieder seit einer Reihe von Jahrzehnten mit den Stämmen des Zuluvolkes, so dürfte eine versuchsweise Darstellung des Ursprunges und der Geschichte des einst so mächtigen Zuluvolkes von Interesse sein. Die folgenden Ausführungen stützen sich besonders auf die Skizzen, welche der Pater Alfred T. Bryant, ehemaliger Missionar in Zululand und Natal und Professor an der Universität Johannesburg, seinem umfangreichen Zulu-Englischen Wörterbuch vorausschickt.

Viele Gelehrte in Deutschland, England und anderswo haben es sich beinahe zur Lebensaufgabe gemacht, die Rätsel der Herkunft und Geschichte des Zuluvolkes zu lösen; aber völlige Klarheit ist noch nicht geworden. Eines ist sicher, die Geschichte der Zuluvolkes ist die Geschichte der ganzen Bantu-Rasse und die Geschichte der Bantu-Rasse ist die Geschichte des halben afrikanischen Kontinents.

Daß die äußere Kruste unserer Erde nicht immer so war, wie sie sich heute zeigt, ist bereits Wissensgut der Allgemeinheit geworden. Daß mit der Veränderung derselben, die notwendig die größten Katastrophen für Länder und Völker bedeutete, auch eine Verschiebung der Menschen stattfinden mußte, ist längst erwiesen und mit der Verschiebung der Menschheit auch eine Veränderung der Rassen. Wir müssen weit zurückgehen in der Lebensgeschichte der Welt, wenn wir den Ursprung nachspüren wollen, oder wenigstens einiges über die Existenz jener Völker des südafrikanischen Kontinents erfahren wollen, deren Vorfahren von Malaya nach Afrika wanderten als die vorgeschichtliche Zivilisation von Ägypten und Fessan Mittel fand, sich ununterbrochen auszudehnen bis nach Mexiko und weiter.

Die Negriten (Australneger) der Philippinen, der Andamanen-Inseln und die von Tasmanien, die Papua von Neu-Guinea und den Fidschi-Inseln, die Dravieden Ostindiens und Australiens finden sich heute verpflanzt über die Welt in isolierten Gebieten, getrennt von einander und ihren Vettern, den Negern Afrikas durch Hunderte und Tausende von Meilen Wassers.

Jedem dieser Völker ist das Dasein des andern unbekannt; aber die unverwischbaren Eigentümlichkeiten der physischen Form und des Charakters blieben bestehen. Wie ist es nun zu dieser weltweiten Trennung gekommen?

Die moderne Forschung vermag diese Frage zu beantworten. Ein Blick

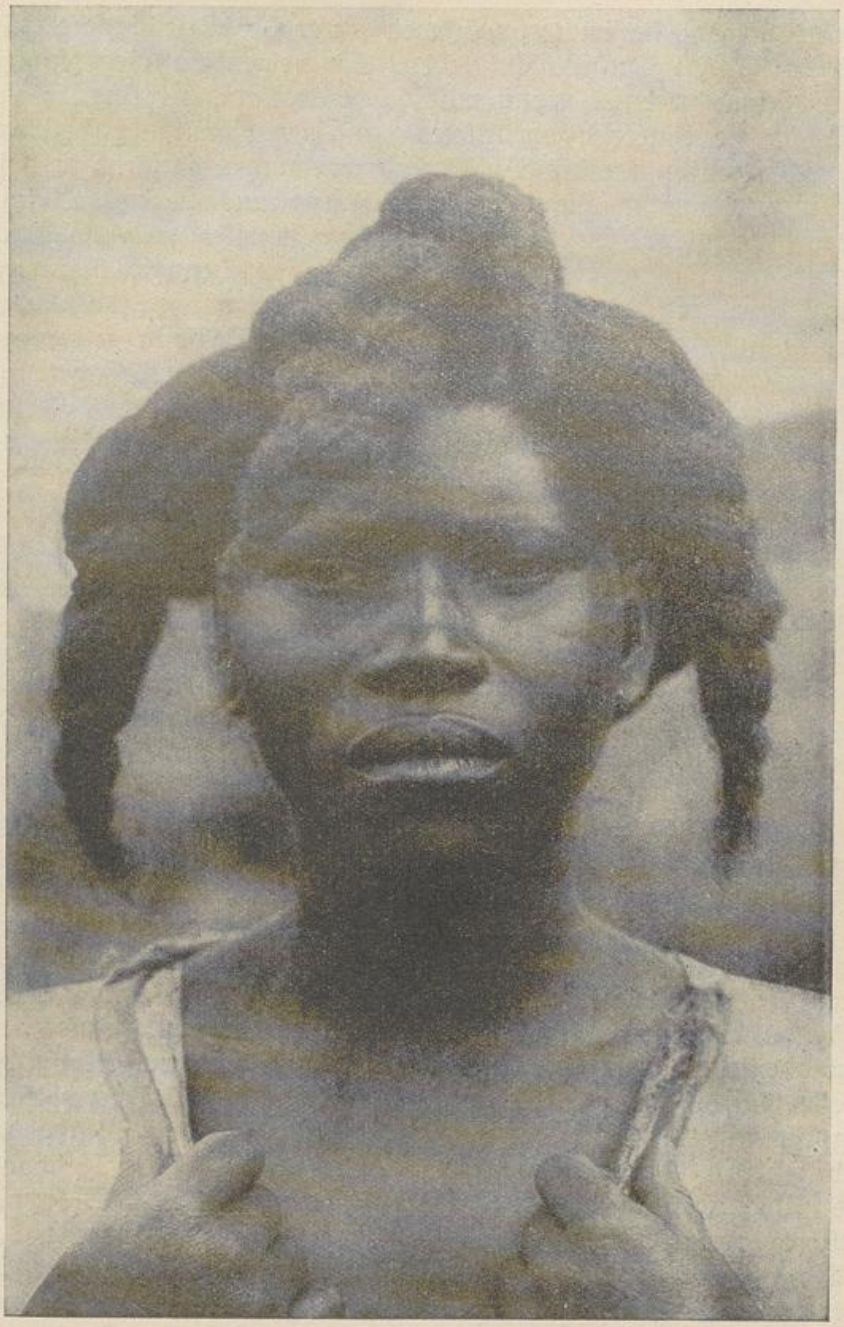
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

auf die Landkarte zeigt, daß die Behauptung der Geologen mehr als wahrscheinlich ist. Alle diese Absplitterungen der festen Landes, Australien, die Papua-Inseln und Indo-China waren einst feste Kontinente, die sich ununterbrochen ausdehnten vom östlichen Archipel bis Afrika. Vielleicht, wie Professor Krasse für möglich hält ging diese Loslösung staffelweise vor sich in der ersten Hälfte der Tertärzeit. Diese Erschütterungen waren in jenen fernen Zeiten, der Jugend unserer Erde durchaus nichts ungewöhnliches. Der Indo-Malayische Kontinent ging in Trümmer. Tausend unzusammenhängende Inseln entstanden an seiner Stelle; aber der größte Teil blieb für immer untergetaucht unter den hereinstürzenden Fluten des indischen Ozeans. Lemuria im Osten wie Atlantis im Westen verschwand für immer von der Erde. „Daß solche geologischen Veränderungen im südlichen Asien in der allerletzten geologischen Perioden stattgefunden haben", sagt Strachey in der Eucyclopaedia Brit. „ist wohlbegründet."
Im entfernten Altertum wanderten Ströme von Menschen hinunter über diese Teile Afrikas und zwar von dem jetzt untergegangenen Lande herkommend, während in einer mehr neueren, aber keineswegs historischen Zeit, Scharen anderer Rassen, die mehr nördlichen Teile Afrikas überrannten. Diese kamen aus den Gebieten, welche wir heute mit Asien bezeichnen. Alle die Einwohner des südlichen Afrikas bis hinauf zu der Sahara, mit Ausnahme vielleicht der Gallas und der Somali, aber einschließlich der Zwergrassen und Hottentotten, Buschmänner, sicherlich auch der Neger und der Bantu gehören zu der von Lemuria herkommenden Menschenrasse.
Wann die Besitzergreifung Afrikas stattgefunden, wissen wir nicht, denn es ist unbekannt, wann der lemurische Kontinent unterging und die Völker des östlichen Archipels und Afrikas durch den Hereinbruch eines Ozeans auseinandergerissen wurden.
Einwanderungen in Afrika haben wahrscheinlich mehrere stattgefunden, je nachdem sich auf gewisse Stämme ein Druck fühlbar machte, allzu häufig brauchen sie nicht gewesen zu sein, da sich diese Völkerwanderungen in großen Zeitabständen abgespielt haben dürften. Aus den alten Sitzen der Literatur von Ägypten und Griechenland bekommen wir Kenntnis von den Zwergen, Buschmännern und Negern, den afrikanischen Ureinwohnern vor mehr als 5000 Jahren. Nach diesen können wir annehmen, daß die Rassen in Afrika heute gerade so sind, wie sie damals waren und auch damals mögen sie nicht anders gewesen sein, als 5000 Jahre früher. Das Versinken des Indo-Malayischen Kontinents muß ein Ereignis der entferntesten Vergangenheit gewesen sein, denn obwohl es eine Katastrophe von den furchtbarsten Folgen war, so ist sie doch von den ältesten Rassen völlig vergessen worden. Aber obwohl es bei so vielen alten Völkern eine Diluvial-Tradition gibt, besonders bei jenen, welche nachbarliche Beziehungen mit den in Frage

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

kommenden Gegenden hatten, so möchte es bei dem gänzlichen Fehlen einer solchen Tradition unter den Bantu-Stämmen fast scheinen, als ob sie bereits ihr Vaterland verlassen hatten und in der afrikanischen Wildnis verloren gegangen seien, lange bevor die Überflutung sich ereignete.
Wollen wir die Hypothese des östlichen Ursprunges annehmen und die meisten sind dazu geneigt, dann wanderten in der allerersten Zeit von dem vorsündflutlichen Lande von Scharen von kleinen, gelbäugigen Menschen von geringer Intelligenz fort gegen die mongolischen Landschaften Asiens; ebenso zogen solche nach dem afrikanischen Hauptlande hin. Ihr umherschweifendes, heimatloses Leben, ihren rohen Sitten und die primitive Form ihrer Sprache bewegte sich nicht viel über ein ziemlich niedriges Niveau. Diese „Zwergvölker" entwickelten sich nun, wurden seßhafter und benutzten Höhlen zu ihrer Behausung. Aus ihnen entwickelten sich die Buschmänner unserer Tage. Diese sind bereits weit besser entwickelt und fortgeschritten, obwohl sie die schnalzende Sprache, die gelbe Haut, die hohen Backenknochen, die ungewöhnlich späte Entwicklung, sowie das spärliche, büschelige Haar ihrer Vorfahren behielten. In diesen Buschmännern nun, zusammen mit den Zwergen, die dem Aussterben nahe sind, haben wir die Überbleibsel jener alten Auswanderer von dem Indo-Malayischen Kontinent zu sehen, deren Brüder ostwärts wandernd die Schöpfer der großen mongolischen Rasse wurden. In den mongolischen Ländern aber ist dieses Urzwerggeschlecht längst ausgestorben, sodaß wir heute nur noch Vertreter einer mehr in jüngerer Zeit entwickelten Ablegers dieses Geschlechtes vorfinden.
Diese alten Völker erlangten in einer frühen Periode irgendwie eine starke, künstlerische Gemütsrichtung, die sich in Afrika zu einem natürlichen Talent für graphische Kunst auswirkte. Roh gemalte Bilder dieser alten Buschmänner sind in vielen Höhlen südafrikanischer Distrikte noch vorhanden. (Missionsstation Keilands, der Missionsobere dort Pater A. Schweiger hat über diese Malereien lehrreiche Studien gemacht). In China hat sich diese Neigung zur graphischen Kunst zur Wissenschaft der Bilderschrift entwickelt, welche die heutige Schreibweise der Chinesen ist. Selbst die charakteristischen Waffen der zurückgebliebenen Rassen sowohl in Asien wie in Afrika, Pfeil und Bogen, sind noch dieselben. Die Tatsache, daß eine Menge Pfeilspitzen, Äxte und andere rohe Werkzeuge aus Stein in der Kapkolonie, in Ägypten, im Somaliland und in Ober-Guinea gefunden worden sind, scheint auf das Vorhandensein dieser Buschmann-Völker auf dem ganzen afrikanischen Kontinent während der Steinzeit hinzuweisen. (Oppert, Theal.)
Von den Buschmännern, den aba-Twa des Zulus wenden wir uns zu den ihnen verwandten Hottentotten oder ama-Lawu. Diese scheinen eine verbesserte Auflage der ersteren zu sein. Sie haben dieselbe schmutziggelbe Haut und zeigen die merkwürdige steatopyge Anlage wie bei den Buschmännern. Sie sind von höherer Statur im allge-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Zulumädchen mit besonders schöner Haartracht

meinen, obwohl sie immer noch weit unter der Durchschnittsgröße der übrigen afrikanischen Rassen stehen. Sie neigen im Gegensatz zu den Buschmänner zu einer, wenn man so sagen kann, verfeinerten Lebensweise, da sie Interesse am Hirten- und Ackerbaustande besitzen; doch ziehen sie wie letztere die Wüste und Einsamkeit vor und sind sorglos und unverwöhnt in Bezug auf Wohnung und Lebenshaltung. Ihre Sprache weist indessen, trotz zahlreicher Schnalz- und Kehllaute, die sie mit den Buschmännern gemeinsam haben, dennoch charakteristische Unterschiede auf, die seltsamerweise auch Kennzeichen der hamitischen Sprache sind, welche am nördlichsten Ende von Afrika gesprochen wird und die in anderen Bantusprachen südlich des Äquators geradezu unbekannt sind.

Diese starke linguistische Ähnlichkeit zwischen Hottentotten und der hamitischen Familie hat einige bewogen (Lepsius) anzunehmen, Buschmänner und Hottentotten könnten hamitischen Ursprungs sein. Sie führen noch andere Gründe an, auf die wir hier nicht eingehen wollen, (Mondverehrung, Bildwerke, Waffen usw.). Diese Ähnlichkeiten scheinen nicht ausschlaggebend zu sein. Eine nur strukturelle aber nicht verbale Ähnlichkeit zwischen zwei entfernten Sprachen und dazu noch divergierend von den sie umschließenden Bantusprachgebieten scheint allerdings überraschend und rätselhaft. Es ist nicht unmöglich, daß die gegenwärtigen südafrikanischen Hottentotten ehedem eine Buschmanns-Rasse war, die im nördlichen Afrika wohnte. Dort kamen sie mit hamitischen Stämmen — vielleicht im Sklavenverhältnis, in Berührung, indem sie über die Landenge von Suez von Asien her einwanderten, vermutlich aus der Nachbarschaft von Mesopotamien kommend und später folgten ihnen als Letzte im Völkerzuge die sogenannten Altägypter. So kamen sie in engen Umgang mit hamitischen Stämmen — obwohl ohne Wechselheirat, — daß sie nicht nur einige Eigentümlichkeiten von deren Sprache annahmen, sondern auch die Art ihres Nomadenlebens und die Neigung zum Hirtenleben. Auf irgendeine Weise vollzog sich eine Trennung (analog in historischer Zeit: Auszug Israels aus Ägypten). Sie machten sich auf den Weg gen Süden und wurden etappenweise immer weiter nach Süden geschoben, bis das Meer ihren weiteren Fortschritt hemmte. Ihrem Mondkult, das vielleicht einige nebelhafte Mythen oder Gebräuche darstellt, davon ist noch zu wenig erforscht, gaben sie unterwegs den anderen Negern- oder Bantustämmen ab, mit denen sie sich zeitweise vermischten. Diese Verschmelzung wird wohl dazu beigetragen haben, daß ein beträchtlicher Teil der Sprache der südafrikanischen Bantustämme dauernd mit den Schnalzlauten ihrer Sprache durchsetzt wurde. So ist auch, wie Keith Jonstone bemerkt, „die weit verbreiteste Verehrung der Neger und Negroiten jene des Mondes“ — und dies ebenso unter jenen Stämmen, deren Sprache keine Schnalzlaute kennt und deren

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Gebräuche und Überlieferungen absolut keine Zeichen vom Einfluß der Hottentotten auf sie aufweisen.
Was den Gebrauch von Pfeil und Bogen betrifft, so gebrauchten die Zwergrassen, die Buschmänner und tatsächlich alle alten Völker diese Waffen, sei es in Afrika, Asien oder Ozeanien. Daß menschliche Figuren, dargestellt in der alten ägyptischen Kunst gefunden wurden, die den eigentümlichen Körpertypus der Hottentotten zeigen, ist gerade das, was wir erwarten, denn ihre Verwandten, die Zwergrasse und die Höhlenbewohner oder Buschmänner waren, wie Herodot, Homer, Hecataeus und andere bezeugen, in Ägypten wohlbekannt. Übrigens findet man auch Darstellungen von buschmannsähnlichen Figuren nicht nur in Ägypten, sondern auch auf Malta, in Frankreich und in andern Gegenden (Südspanien).
Uns scheint es annehmbar, daß die Hottentotten während eines Zeitraumes ihrer Geschichte im nördlichen Afrika wohnten und ursprünglich nicht von einer direkt östlichen Richtung kamen, sondern zusammen mit den Buschmännern oder später als diese von einer nördlichen oder nordöstlichen asiatischen Richtung. Es ist möglich, daß die Hottentotten nach Afrika ausgewandert sind, noch vor, oder zur selben Zeit als auch Chinesen oder Malayen nach dem afrikanischen Kontinent zogen (nach Madagaskar): sie sind dann möglicherweise durch Wechselheirat so mit den afrikanischen Buschmännern vermischt worden, daß sie in ihrem Äußern und in ihrer Sprache sich kaum mehr von ihnen unterschieden. Sie wurden so vermischt, wie auch die heutigen eingeführten Chinesen sich vermischen würden, wenn ihnen ohne Unterschied die Wechselheirat mit demselben Volke gestattet würde. Sollten die Hottentotten auch malayisches Aufgepräge aufweisen, so sind doch noch immer die stichhaltigsten Gründe gegeben, daß sie mit den älteren Zwergvölkern verwandt sind. Sie zeigen zwar Merkmale einer jüngeren Rasse, aber sie konnten sich auch ohne asiatische Mitarbeit aus ihrer Mutterrasse entwickeln. Möglicherweise wären sie noch als eine Mischrasse anzusprechen; oder auf jeden Fall eine Rasse, die zu irgend einer Periode ihres Daseins unter starken hamitischen oder semitischen Einfluß gekommen ist. —
Das Vorhergegangene soll nur eine Einleitung sein für die wichtigere Untersuchung über die Herkunft der afrikanischen Neger und deren nahe Verwandten die Bantus, von denen die Zulus eine Abart sind. Die ersten Seiten der afrikanischen Geschichte sind alt, ungefähr um 4000 vor Christus sind sie geschrieben worden und bestehen in den Denkmälern der alten Ägypter. Die Zivilisation der Ägypter hatte bereits während der vierten Dynastie ihre Reife erlangt. Als Jahreszahl gibt Lepsius 3124 vor Christus an, während Mariotte 4235 vor Christus schreibt. Die Periode der ersten Dynastie beginnt mit Mena oder Menes, dem ersten Monarchen, der über das vereinigte Ober-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

und Unterägypten herrschte. Vor Gründung des Reiches lebten zahlreiche kleine Stämme unter ihren eigenen unabhängigen Häuptlingen zerstreut über das ganze Gebiet. Es ist noch nicht festgestellt, ob diese wunderbare Zivilisation inländisches oder ausländisches Erzeugnis war. Es sind aber hinreichend Gründe vorhanden, um anzunehmen, daß sie asiatischen Ursprunges ist. Diese alten Ägypter waren nämlich nicht afrikanischen Ursprungs, sondern wahrscheinlich aus asiatischen Regionen stammend und sie waren vielleicht die späteste der alten Rassen, welche nach jenem Kontinente ausgewandert ist und zwar auch über den Isthmus von Suez.

Vom südwestlichen Asien hervorbrechend und nach ihren Gesichtszügen, ihrer dunkelbraunen Farbe und ihrer Sprache nach werden sie für eine Mittel- (Zwischen-) Rasse der semitischen und indogermanischen Familie zu halten sein. Wie lange sie benötigten, um aus eigener Kraft zu einer solch fortgeschrittenen Kulturstufe zu kommen, entzieht sich unserer Kenntnis. Einige geben 4000 Jahre an, die vor der ersten Dynastie die ägyptische Kultur vorbereiten halfen. Die Garamanten oder Tibus, ein negro-hamitischer Stamm, der das heutige Fessan bewohnt, zeigt um dieselbe Zeit einen hohen Grad von Zivilisation. Aber trotz kühner Hypothesen, als ob diese die Vorbereiter für ägyptische Kultur gewesen seien, scheinen im Gegenteil sie unter letzterem Einflusse gestanden zu haben. Wie indessen die Ähnlichkeit zwischen ägyptischer und mexikanischer Kultur zustandekamen, ist noch immer einer der interessantesten Probleme, deren Aufhellung schwierig sein wird. Die afrikanische Geschichte begann damals vor nahezu 6000 Jahren in Ägypten zu dämmern und warf ihr Licht über vieles, was damals existierte und sich abspielte. Wir finden unsere Neger bereits wohlbekannt, denn seine Rasse versorgte die Pharaonen mit manchen Legionen schwarzer Krieger. Hebräische, griechische und römische Schriftsteller erlangten von den Ägyptern einige Kenntnis von deren übrigen Nachbarn, den Pygmäen, den Troglodyten und den Blemmyes, den sogenannten „gräßlichen Menschen."

Die Zwerge sind erst in neuerer Zeit von Stanley und Schweinfurth wieder neu entdeckt worden. Höhlenbewohner sind jene Buschmänner, die wir heute noch in Südafrika antreffen; aber wer waren diese „gräßlichen Menschen?" Lepsius meint, daß es die Vorfahren der heutigen Bischaris gewesen seien, von der Tatsache ausgehend, daß dieser hamitische oder nubische Stamm heute noch sein altes Land bewohne.

Wahrscheinlich wurde dieses schmückende Beiwort „gräßlich" auf einen einfachen Negerstamm angewandt. Auf jeden Fall waren Neger oder ein ähnliches Volk dort, als die Ägypter durch das Tor von Suez hereinbrachen.

Bei vergleichendem Rasse-Studium müssen von allen der Körperbau oder die physischen Gesichtszüge betrachtet werden, sodann die gei-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

stigen Eigentümlichkeiten, Gewohnheiten, Sitten und Religion und schließlich die Eigenschaft, die am meisten dem Wechsel unterworfen ist, die Sprache. Indem wir diese Richtlinien betrachten, finden wir, daß die östlichen und westlichen Ufer des indischen Ozeans von merkwürdig ähnlichen Völkern bewohnt werden. Auf der einen Seite haben wir die dunkelhäutigen Familien der Negriten (Australneger) mit hervorstehenden Backenknochen und die mit feineren Gesichtszügen ausgestatteten Papuas, zusammen mit einer lohfarbenen Rasse von Mongolen mit ihrem breiten Gesicht. Auf der andern Seite hingegen die Schwarzen der Neger und des Bantulandes und die gelbhäutigen Buschmän-



Christliche Bauern im Zululand

ner. Da die Schwarzen und Gelben auf der einen Seite, obgleich untereinander verschieden, unzweifelhaft mit den Schwarzen und Gelben auf der anderen Seite verwandt sind, so können wir vernünftigerweise folgern, daß diese beiden Typen von gemeinsamen Müttern abstammen. Die Mütter der Schwarzen hatten ihre Heimat auf jeden Fall irgendwo in dem jetzt untergegangenen afrikanisch-malayischen Kontinent.

Wenn man die phisiologischen Gesichtszüge der östlichen und westlichen Zweige der dunkelhäutigen Rasse vergleicht, so wird niemand leugnen können. daß zwischen Negern und Negriten, zwischen Bantus und Papuas eine ausgesprochene und unverkennbare Übereinstimmung besteht, welche sie alle sofort als Kinder einer Familie deutlich macht.

Alle besitzen dieselben starken Backenknochen, die vollen dicken Lippen,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

die breite Nase und das wollige, gekräuselte Haar in verschiedenen Steigerungsarten. Wenn man durch einige Kaffernkraale ginge, so könnte man leicht eine sehr annehmbare Gruppe von „Papuas" zusammenbringen, während man ebensoleicht eine Gruppe „Zulus" unter den Stämmen von Neu-Guinea ausfindig machen könnte.
Vasco de Gama fand vor 400 Jahren am Quilimane-Fluß, „viele, die arabisches Blut in sich zu haben schienen"; ebenso findet heute Kapitän Webster an den Papuas der Admiralitäts-Inseln, „stark hebräische Gesichtszüge sehr vorherrschend." Diese sich beständig wiederholende Ähnlichkeit der Neger-Papuanischen Völker mit den Semiten ist ohne Zweifel dem Umstand zu verdanken, daß ihr Blut etwas vermischt wurde. Dies ist nicht mehr in historischer Zeit geschehen und nicht mit den heutigen semitischen Stämmen; sondern eher mit einer längst ausgestorbenen Rasse, aus welcher die letzteren entsprangen und dies in einem entschwundenen Land.
Die Nubier Afrikas, die Polynesier Ozeaniens und vielleicht auch die Indianer Amerikas sind alle Stämme, die mehr oder weniger mit der alten Rasse verbunden sind, von der wir sprachen. Alle sind jüngere Arten und durch Ein- oder Aufpfropfen ausländischer, oft stärkerer Pfropfreisern entstanden.
Die Beschreibung, die Wallace über den Papua gibt: „Er ist leidenschaftlich und legt seine Gefühle an den Tag in Sprache und Handlungen; seine Erregungen und Leidenschaften drücken sich in Geschrei und Gelächter, in Geheul und rasenden Sprüngen aus, er ist kühn, ungestüm, erregbar und geräuschvoll, er ist lustig und liebt das Lachen," so ist dies ein genaues Bild der geistigen Charaktereigenschaften unseres südafrikanischen Zulu (Kaffern) und des Farm-Negers.
Wenn wir nun zu dem Gesellschaftssystem, den Sitten und Gebräuchen, sowie der Religion dieser Völker uns zuwenden, so finden wir unsere Ansicht stark beglaubigt. Das System der Sippschaften, das unter den jüngeren Völkern Indiens sich zu dem Kastenwesen entwickelt, hat und bei uns in Familien (mit Namen) Schmitt, Müller usw., herrscht überall, sowohl im Sudan als in Sawaori, im Basutoland, als im Lande der Papuas. Obwohl jede Sippe ihren Häuptling hat, der ihr Oberhaupt ist, so müssen doch alle wichtigen, den Stamm betreffenden Angelegenheiten der Versammlung seiner Häuptlinge unterbreitet werden. Der Polynesier hat einen unterscheidenden Namen für jede Sippschaft. Dieser Name wird oft von dem Oberhaupt oder Häuptling desselben getragen, gerade wie Cetschwayo oft von seinen Leuten als „Zulu" begrüßt wurde, als ob in ihm der ganze Stamm verkörpert sei.
Weiter sehen wir, daß die ganze „Mosaische" Vorschrift überall bekannt ist in der ganzen Rasse, denn von einem Ende des Negerlandes bis zum andern, auf zahllosen Inseln des stillen Ozeans sind die rohen Heiden eifrige Anhänger der Beschneidung. Die Art und Weise von

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

den einfachsten bis kompliziertesten Formen der Tätowierung bei Frauen und Männern findet sich überall vor bei Maori und Papua, bei Tongas und Zulu. Die Feste des Eintrittes in das Erwachsenenalter der Mädchen wird im Zululand wie in Australien mit der gleichen Begeisterung gefeiert, das Kaufen der Braut und die Furcht oder Sklaverei derselben, ihre tiefe Stellung, eher als Haustier, denn als Gefährtin ist typisch bei Polynesiern und Zulus.

Vor Kindsmord scheut weder die Zulu-Mutter, noch das Weib des Polynesiers. Das häusliche Leben der Negro-Papuanischen Familie spielt sich in fast übereinstimmender Weise ab; die Geräte, von der Natur freigebig gespendet: Matten, Schlafklötze, Kürbisflaschen, tönerne Gefäße, Waffen, erinnern oft stark an die, welche im alten Ägypten im Gebrauch waren.

Der Papua bekämpft seinen Feind, indem er gespitzte Bambusstäbe in den Weg steckt, den der Feind gehen wird; der Zulu führt mit den wilden Tieren Krieg, indem er scharfgespitzte Pfähle in aufrechter Stellung in den Boden einer Grube einrammt. Überall wird die Ursache körperlichen Zusammenbruches nicht Krankheit, sondern der Zauberkraft oder den Geistern zugeschrieben. Ein Todesfall vor dem Verfall des Greisenalters wird als unnatürlich angesehen. Die Jagd nach dem vermeintlichen Urheber des Übels wird überall in gleicher Weise mit einer endlosen Zahl sorgfältig hergestellter Zaubermittel und dergleichen betrieben. In Afrika, Melanesien oder auf den Inseln des stillen Ozeans herrscht derselbe Zustand. Fetischismus der Neger ist die religiöse Abstinenz oder uku-zila des Zulu und beide sind andere Formen des tabu der Polynesier. Sehr oft kommt es vor, daß der Doktor in Neu-Guinea die schmerzliche Form der Krankheit in sichtbarer Form herauszieht, in Form eines winzigen Stückchens Holzes oder Steines, scheinbar dem Fleische des Leidenden entnommen, als ob er (der Doktor) und sein Zulu-Kollege denselben Kursus der Medizin durchgemacht hätten; denn der Letztere wendet ähnliche Behandlungsmethoden an.

Es würde weit den Rahmen unserer gesteckten Aufgabe überschreiten, wollten wir alle Vergleichungspunkte heranziehen, welche afrikanische Stämme mit Melanesiern usw. gemeinsam haben. Der Totenkult, der Religionsbegriff würden noch interessantere Zusammenhänge aufweisen. Eine der Hauptschwierigkeiten machen allerdings die Sprachen. Bei unserer gegenwärtigen Kenntnis finden wir kaum irgendwelche bemerkenswerte Spuren von Ähnlichkeit zwischen der Malayischen und Polynesischen Sprache und jener der Neger und negerähnlichen Stämme Afrikas. Aber diese Tatsache steht dennoch in keiner Weise ihrer gemeinsamen und sogar engen Verwandtschaft entgegen; denn dasselbe Phänomen, eine absolute Unähnlichkeit, existiert im gleichen Grade zwischen den verschiedenen Negersprachen unter sich und doch sind alle diese Stämme offensichtlich miteinander verwandt. (Fortsetzung folgt.)

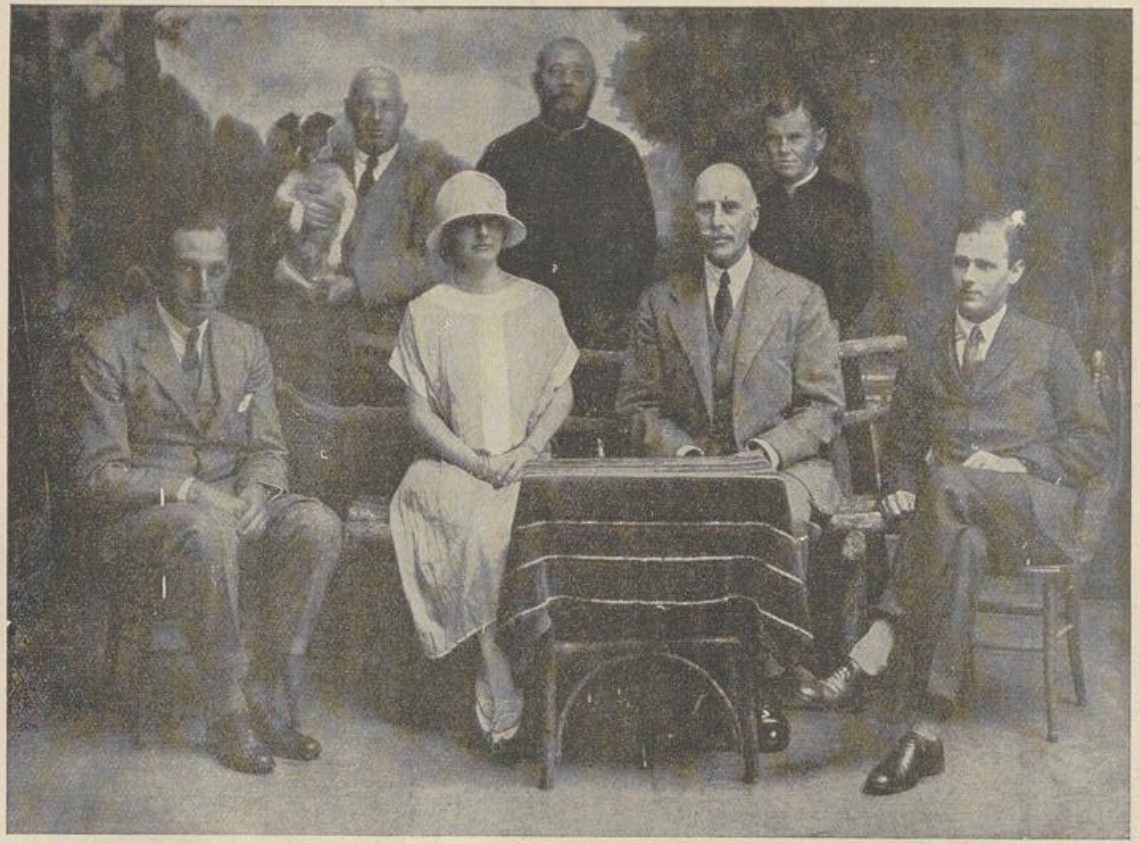
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Von Pater Alberich Reinhard, R. M. M.

Eine Schwarzen-Heiratsgeschichte

In der weiteren Umgebung von Triashill wohnt ein Umtassa, d. h. ein Häuptling. Eines Tages war nun einer seiner Untergebenen bei ihm in Ungnade gefallen. Der Mann war nun in großer Angst; es bestand nämlich für ihn die große Gefahr, von den Häschern des Häuptlings gefangen genommen und geblendet zu werden. Das Ausstechen der Augen ist nämlich bei diesen Schwarzen eine schon immer geübte Strafe. Der arme Mann hätte nun wohl noch einen Ausweg gehabt, nämlich durch ein großes Geschenk den Häuptling zu versöhnen, allein er besaß nichts derartiges, Vieh wäre vor allem in Frage gekommen. In seiner großen Not ging er nun zu seinem Freunde und nach langem Verhandeln erhielt er von diesem 20 bis 30 Ochsen unter der Bedingung, daß die erste Tochter, die ihm geboren würde dafür als Gegenpreis gegeben würde. Der Freund, ein ganz alter Mann, wollte dieselbe dann, wenn sie herangewachsen wäre zu seiner Frau machen. Der Vertrag wurde abgeschlossen und der Mann brachte die Ochsen dem Häuptling. Die Ungnade mit ihren bösen Folgen konnte abgewendet werden. Die ganze Sache verlor sich späterhin und niemand redete mehr davon, bis das Mädchen heiratsfähig wurde. Nun kam der alte Mann, der vor Jahren die Ochsen gegeben hatte und verlangte sie zur Frau. Das Mädchen wurde in eine der Hütten des alten Mannes gebracht. Allein das arme Wesen hatte einen solchen Abscheu davor, die Frau des alten Mannes zu werden, daß sie eines schönen Tages davonlief und zum Vater zurückkehrte. Bald darauf lernte sie einen christlichen Burschen kennen, der sie zur Heirat begehrte; da das Mädchen heidnisch war veranlaßte er dasselbe, sich zur Missionsstation zu begeben und sich dort unterrichten zu lassen um sie dann, wenn sie getauft sei zu heiraten. Nun begannen aber die großen Schwierigkeiten. Erst kam die Mutter des Burschen und klagte, daß sie deswegen, weil ihr Sohn das Mädchen liebe, furchtbaren Belästigungen ausgesetzt sei. Dann kam der Vater des Mädchens und verlangte das Mädchen nach Hause mit dem Bemerken, es sei schon verheiratet. Sie war es aber nur gezwungen. In Wirklichkeit lag nämlich die Sache so: Als das Mädchen fast heiratsfähig war und die Zeit kam, daß sie dem alten Mann übergeben werden sollte wie oben beschrieben, ging der Vater mit dem Mädchen zum Gericht und veranlaßte sie, dort zu sagen, daß sie die Frau des alten Mannes werden wolle. Das Mädchen weigerte sich natürlich schon zu Hause, das zu tun. Da schlug sie der Vater furchtbar. Man drohte ihr auch, wenn sie nicht ja sage, würde man sie binden und über das Feuer halten, um sie langsam zu ersticken und man würde ihr alles Unreine zu essen geben. In ihrer namenlosen Furcht sagte sie dann eben vor dem Richter ja und war damit rechtlich die Frau des alten

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Lord Curzon, Generalgouverneur von Süd-Afrika mit Gefolge auf Besuch in Mariannhill

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Nach dem Vater kam auch der sogenannte Mann des Mädchens. Wir ließen natürlich das arme Mädchen nicht wegführen und verlangten, daß erst ein gerichtliches Schriftstück beigebracht werde, daß das Mädchen wirklich die Frau dieses Mannes sei. Nach einiger Zeit kam der alte Mann mit diesem Schrifstück. Das Mädchen wollte aber nicht gehen. Nun wandte sie sich selbst ans Gericht. Allein sie bekam dort nicht Recht. Da die Sache für sie immer unerquicklicher wurde und sie unmöglich länger ohne Gefahr auf der Station verweilen konnte, kam sie auf den Gedanken weit weg auf eine andere Station der Jesuitenmissionare zu gehen nämlich nach Chichawascha. Ich gab ihr ein Schreiben mit näherer Aufklärung mit. Dort verblieb sie 1 bis 2 Jahre. Dort lernte sie nun einen Burschen kennen. Mittlerweile hatte der Vater den Aufenthaltsort ausfindig gemacht und kam zu uns mit der Bitte, ich möchte seine Tochter veranlassen wieder zurückzukommen. Ich gab die Zustimmung, wenn er erlaubte, daß sie auf der Station bleiben dürfe, bis sie christlich verheiratet sei. Nun war er zufrieden. Das Mädchen kam zurück. Nachdem der Vater die Zustimmung gegeben hatte, wurde sie getauft. Schließlich brachten wir sie soweit, daß der Vater und der andere alte Mann an das Gericht gingen, um die Scheidung dieser unsinnigen heidnischen Ehe zu veranlassen. Als diese geschehen war, kam der junge Mann, der das Mädchen in Chichawanha kennen gelernt hatte, zahlte 20 Ochsen und nach unserm Geld etwa 200 Mark dazu und gab auch noch eine Portion Ziegen und nun konnte er das Mädchen heiraten. Mit der Heiratsgabe wurde der alte Mann entschädigt. — So gibt es für den Missionar hierzulande soviele Schwierigkeiten, wenn die Kinder schon vor der Geburt verheiratet werden, wie es hier leider üblich ist.

Von Bruder Gerold Heller, R. M. M.

Der praktische Arzt als Hilfsmissionar

Die Missionsarbeit in Süd-Afrika ist nicht mehr so einfach wie in früheren Zeiten, da der Priester mit Kruzifix, Evangelienbuch und Brevier ausgerüstet seine opfervolle Arbeit erfolgreich beginnen und fortsetzen konnte. Das Missionieren der Jetztzeit benötigt viele materielle Hilfsmittel als da sind: Vor allem ein würdiges großes Gotteshaus, gesunde Wohnräume für das Personal, Schulen, Waisenhäuser, und für Schwache und Kranke ein einfaches Spital usw. Zu all diesem braucht der Missionar ganz besonders den Segen Gottes, aber auch Fachleute und Geld.

Doch wir wollen in diesen Zeilen nicht sprechen von den anstrengenden

und ermüdenden Arbeiten der Priester, die in der heißen Sonne Afrikas, meistens zu Pferd stundenlange Ritte machen müssen auf den denkbar schlechtesten Wegen, sondern von einem neuen Beruf im Dienste der Mission nämlich von der Pionierarbeit der Missionsärzte.

Eine neue Epoche erstand in fremden Ländern durch die missionsärztliche Bewegung im christlichen Europa und Amerika. Ganz besonders beteiligt ist Amerika, England und Italien, die viele Ärzte in die Heidenländer schicken und die unter dem Protektorat der verschiedenen Missionsgesellschaften ihre segenspendende Praxis zum Wohle der leidenden Menschheit, ohne Unterschied der Religion, ausüben. Auch in Belgien ist eine Bewegung unter den katholischen Ärzten, die bestrebt ist in ihre Besitzungen im Congo welche zu senden von ihrer eigenen Nationalität, Sprache und Glauben. Vor allem sind es die Missionare in Indien, China und Afrika, die Ärzte wünschen und erhalten.

Seit dem Weltkriege zeigt auch Deutschland großes Interesse an dieser Bewegung. Das missionsärztliche Institut in Würzburg ist eine Frucht desselben, das sich bemüht, katholische Ärzte zu gewinnen, die zum Wohle der armen Heiden Hand in Hand mit dem Missionar arbeiten als Seelen- und Leibesarzt. Der Leiter und die Triebfeder dieses Instituts ist Msgr. Dr. Becker. Derselbe hat durch reiche Erfahrungen als ehemaliger Apostolischer Präfekt von Assam in Indien seine Begeisterung für die Bekehrung der Heiden, sein erstaunliches Wissen, sein tatkräftiges Unterstützen und Belehren schon manchen Arzt überzeugt und gewonnen für das edle Werk als Leibesarzt im Verein mit dem Missionar indirekt auch am Heile unsterblicher Seelen zu arbeiten. Es ist erfreulich, daß an der missionsärztlichen Bewegung, die Msgr. Dr. Becker in Schwung brachte, ganz besonders die katholische Presse regen Anteil nimmt. Ist doch das Institut gesegnet von zwei Päpsten, fünf Apostolischen Delegaten und Vikaren.

Der Hochw. Herr Leiter unterläßt nicht die angehenden Missionsärzte aufmerksam zu machen auf die vielen Entbehrungen und Enttäuschungen, denen sie ausgesetzt sind in einem noch unkultivierten Land und einem unwissenden, abergläubischen Volke. Seelen- und Leibesarzt benötigen in Ausübung ihrer schweren Berufspflichten einen festen Glauben, große Gottes- und Nächstenliebe. Nichts darf dem Missionsarzt zu schwer sein. Er darf die heiße Glut der Sonne nicht scheuen. Es darf ihm kein Weg zu weit, kein Berg zu steil, keine Mühe zu groß sein, wenn es gilt dem armen, kranken Negervolk zu helfen, ihm Linderung und Heilung zu verschaffen. Viele Opfer holt sich der Tod unter den Eingeborenen, weil keine Ärzte da sind und der Missionar auch mit dem besten Willen nicht allen helfen kann. Haben doch manche Eingeborene, auch Europäer 20 bis 50 englische Meilen und noch weiter bis zur Residenz des nächsten Arztes. Dabei ist zu bedenken, wie viele in fast unzugänglichen Schluchten oder hohen, steinigen Bergen wohnen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

und das bequeme Beförderungsmittel, das Pferd ist und nur in ganz seltenen Fällen die Tragbahre benützt wird. Es kommt nicht selten vor, daß Schwerkranke auf dem Wege zum Arzte sterben, und manche dem Tode nahe bei ihm angekommen.

Mancher wird vielleicht denken, das einfache Naturvolk ist nicht viel mit Krankheiten geplagt. Doch es ist nicht so. Tatsache ist, daß die Frauenspersonen und Kinder von einem Heer von Krankheiten heimgesucht werden.

Verletzungen kommen nicht viele vor auf dem Lande; aber häufig in Städten, wo durch die voranschreitende Industrie viele und vielerlei Maschinen zu bedienen sind. Mancher Eingeborene, der zu Hause nur sein Vieh gehütet und seine Felder bestellt hat, und den die Not drängt bei den Weißen in der Stadt Arbeit zu suchen, kommt als Krüppel heim, weil die Maschinen, die er zum erstenmal in seinem Leben sah und von deren Gefährlichkeit er keine Ahnung hatte, so verstümmelten, sodaß er für sein Leben lang arbeitsunfähig wurde.

Die Sterblichkeit der Kinder bis zum dritten Jahr ist groß bei den Eingeborenen. Es wird wohl kaum die Hälfte derselben ein Alter von sieben Jahren erreichen. Säuglingsheime existieren keine und es sterben viele Kleine, weil die Mütter nicht verstehen sie zu pflegen und für sie die passende Nahrung auszuwählen.

Hier einige Ratschläge und Winke, die der Arzt jeden Tag so und so oft seinen Patienten geben muß:

1. Überfüttere dein zwei Wochen altes Kind nicht. Gib ihm keinen Maisbrei und Sauermilch, denn die Brust ist hinreichend.
2. Wenn du dein Kind etwas fasten läßt, wird es wieder gesund werden, wenn du es aber fütterst, so oft es schreit, so stirbt es und es kann ihm kein Arzt helfen.
3. Bedenke, das Medizintrinken ist nur eines der Mittel, die Krankheit zu heilen. Du mußt auch den Rat des Arztes gewissenhaft befolgen.
4. Überesse und übertrinke dich nicht und schlafe auch nicht in nassen Kleidern, denn Krankheiten verhindern ist weit besser, als dieselben heilen, wenn sie einmal da sind.
5. Unterlasse nicht, fleißig Wasser und Seife zu benutzen, denn viele Hautkrankheiten kommen von der Unreinlichkeit.
6. Die Krätze kannst du wieder los werden, mußt aber außer der Salbe auch den Körper und die Kleider häufig mit Seife waschen.
7. Die beste Nahrung für diesen Schwerkranken ist Milch. Auch darf er etwas Bier und recht dünnen Maisbrei genießen &c.

Der Arzt darf es nicht müde werden, immer und immer wieder diese oder ähnliche Ratschläge zu geben. Denn das meiste, was der weiße Doktor anrät, ist dem einfachen Naturvolk neu, fremd und ganz verschieden von der Art und Weise, wie der schwarze Doktor kuriert.

Kam da eines Tages eine noch junge, heidnische Frau zum hiesigen



Hochw. P. Generalsuperior und P. Isembart mit den jüngsten Profeßbrüdern in Mariannhill

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Arzt, Dr. Kohler, geschmückt wie eine Braut und die vielen Perlen, die sie geschmackvoll nach der neuesten Mode an ihr Gewand genäht hätte, haben sicher das dreifache des Kleides gekostet. Auf die Frage des Arztes: „Nun, wo fehlt es bei dir, Frau?" „Mir fehlt's überall. Der ganze Körper tut mir weh." „Gut, wo fühlst du die meisten Schmerzen?" „Ich habe Kopf- Brust und Leibweh. Ich will es vom Arzte hören, was mir fehlt, deshalb komme ich zu dir." — Also weissagen soll der Arzt auch können.

Katholische und protestantische Missionsunterstützung

Wiederholt ist die Behauptung aufgestellt worden, daß die Katholiken weit hinter den Protestanten in der Unterstützung ihrer Missionen zurückstehen. Das neue große Werk des Jesuiten B. Arens (Handbuch der katholischen Missionen, 2 Auflage) bietet zu dieser Frage lehrreiche Einzelheiten. Darnach ist gar kein Zweifel darüber möglich, daß die protestantischen Missionen über außerordentlich reiche finanzielle Mittel verfügen. Dabei darf nicht übersehen werden, daß die protestantischen Missionen meist von England und Amerika aus finanziert werden, also von den reichsten Ländern der Welt. Da gehört es mit zum guten Ton, daß jeder reichere Mann, wenn er auch kein besonders Interesse an der Verbreitung seines Glaubens hat, bei den Veranstaltungen für die „Charity", wozu vielfach auch die Missionsunterstützung gerechnet wird, seine paar hundert Dollar abgebe. Doch soll nicht geleugnet werden, daß viele von den Gaben aus dem aufrichtigen Verlangen, das Christentum unter den Heiden zu verbreiten, gespendet werden.

Die für die katholischen Missionen jährlich aufgebrachten Gelder und Unterstützungen belaufen sich nach Arens Berechnungen auf ungefähr 100 Millionen Goldfranken. So gewaltig diese Summe zu sein scheint, und so herrlich die Opferfreudigkeit der Katholiken aus ihr spricht, so ist das doch für das weit ausgedehnte Gebiet der katholischen Missionsarbeit wahrlich noch nicht zu viel. Man vergleiche damit die Zahl der Missionare der Missionsschwestern und des übrigen Missionspersonals, die Einrichtungen und die Bedürfnisse des sich über alle Weltteile erstreckenden Riesenbetriebes, und man wird staunen müssen über die Art, wie der Opfersinn und das Geschick der Missionare mit so verhältnismäßig geringen Mitteln so Übermenschliches zu leisten imstande ist. Es werden damit tief gehende Missionserfolge erzielt, die dann auch in der Zeit der Prüfung meist standhalten. An äußeren Einrichtungen sind die Protestanten in einigen Ländern überlegen. So konnten nach einer Statistik

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

aus dem Jahre 1916 die Protestanten allein in Japan und Formosa 1123 protestantische Missionare neben 187 katholischen unterhalten. Außerdem hatten sie ebenda 1132 eingeborene Werber, 325 Schulen mit 27 573 Schülern, 13 Hochschulen und Universitäten, 33 theologische Anstalten zur Ausbildung einheimischer Priester mit 728 Zöglingen. Weiterhin hatten sie 4 medizinische Hochschulen, 19 Spitäler, 4 Aussätzigenheime, 3 Blindenanstalten, 5 Druckereien mit 5 Wochen- und Monatsschriften. Die Druckerei der Methodisten allein verteilte in einem Jahr $1^1/_2$ Millionen religiöse Schriften. In der gesetzgebenden Körperschaft Japans zählte man 1909 14 Protestanten, aber keinen einzigen Katholiken. Tokio hatte 1912 20 000 Protestanten, dagegen nur 5 000 Katholiken unter 2 Millionen Einwohnern. Die Protestanten besitzen in den Missionsländern 130 meist sehr gut eingerichtete Druckereien. In Indien gaben sie 1912 172 Zeitschriften heraus, davon 67 in englischer Sprache, 60 in den verschiedenen einheimischen Sprachen: Tamul, Urdu, Bengalisch usw. Dagegen besaßen die Katholiken in Indien nur 40 Zeitschriften in englischer, 6 in portugiesischer, 1 in lateinischer, 2 in französischer Sprachen, 26 in anderen Sprachen. Die Zahl der katholischen Buchdruckereien war 1923 im ganzen 24. Dabei ist auch noch die einheimische Missionsliteratur unter den Protestanten außerordentlich entwickelt.
Manna Mc. Glinchey zählt 1923 für England allein nicht weniger als 54 verschiedene protestantische Missionszeitschriften auf. Die Missionsunterstützung der Katholiken ist wunderbar groß und ihre Verwendung eine außerordentlich fruchttragende. Doch mahnt die nichtkatholische Werbearbeit, die freilich sehr an der Sektenzersplitterung leidet, die an baren Mitteln uns wohl überlegen ist, zu einem erhöhten Eifer.

Maria Lichtmeß

Tief in unser aller Herzen ist das Bild des göttlichen Kindes eingegraben, wie es sich von Maria, der reinen Jungfrau hinauftragen läßt in den Tempel, der Wohnung seines Vaters, um dort sich selbst für uns Sünder aufzuopfern. Wir Priester beten Tag für Tag den herrlichen Lobgesang, den Simeon der greise Priester, das Kindlein auf den Armen, gebetet: Benedictus Dominus Deus Israel, quia visitavit, et fecit redemptionem plebis suae . . . . . Illuminare his, qui in tenebris, et in umbra mortis sedent. „Um zu erleuchten jene, die da sitzen im Schatten des Todes."
Werden wir nicht gerade jetzt wieder mehr als je an diese Worte erinnert, da der heilige Vater selber in Rom die ersten sechs chinesischen Priester zu Bischöfen weiht. Ein erhabener Augenblick war es für die Weltmission der katholischen Kirche, als der Papst nach erfolgter Weihe

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

auf den Thronsessel sich niederläßt und die Neukonsekrierten also anredet: „. . . . Nicht länger können wir unsere Freude verbergen, daß heute zum ersten Male chinesische Priester durch den Papst zu Bischöfen geweiht wurden. Glücklich ist jener so heilsame Plan zustandegekommen, den wir mit Gottes Gnade auch anderwärts nach und nach verwirklichen. Ihr, Ehrwürdige Brüder, seid gekommen, Petrus zu sehen . . . Petrus hat euch liebevoll umarmt, die ihr Ihm soviel Hoffnung macht auf die Ausbreitung des Evangeliums in eurer Heimat. . . . In dieser Stunde gilt euch, den Aposteln des Heilandes, das Wort des Herrn: Schauet auf und sehet in die Runde, wie die Felder reif sind! Und wiederum:



Die sechs chinesischen Bischöfe nach der Weihe. (28. Oktober 1926)
Von links nach rechts: Msgr. Tsu, Msgr. Hou, Msgr. Tschen, Msgr. Tschao
Msgr. Tscheny, Msgr. Souen.

Gehet auch ihr in meinen Weinberg! Und endlich: Ziehet hinaus, predigt, lehret, taufet, segnet! Denn sehet, ich habe euch erwählt, daß ihr hingehet und Frucht bringet und eure Frucht sich bewähre. Fiat, Fiat!“ Die Bischofsweihe im St. Petersdome bildet einen neuen Wendepunkt in der Chinamission. Die Überleitung der Missionskirchen in einheimische Hände, beginnt in Erfüllung zu gehen. Den chinesischen Priestern und Gläubigen wird das frohe Bewußtsein, gleich andern Völkern unter eigenen Hirten zu stehen, neue Glaubensfreude, Glaubensmut und Tatkraft verleihen. Wir aber wollen das Bewußtsein in uns tragen, daß unsere Arbeit im Weinberge des Herrn in unsern Missionen auch einst diese herrliche Frucht trage, daß aus den Reihen der Neuchristen Afrikas einheimische Priester und später Bischöfe hervorgehen werden.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Von Schwester Julia, C. P. S.

Portiunkula — Ein nachahmungswürdiger Missionsgedanke

An der Küste des indischen Ozeans, verschiedene Stunden südlich von der Weltstadt Durban, da schaut seit etwa 12 Jahren ein langgestrecktes Gebäude herab, ganz schwarz mit Teerpappe gedeckt, nunmehr dem Vikariat Mariannhill gehörig. Es war bereits dem Verfalle nahe, wurde aber im Laufe dieses Jahres wieder hergerichtet und wird seit kurzem von einer kleinen Ordensfamilie bewohnt. Diese besteht aus zwei Schwestern aus der Genossenschaft der Missionsschwestern vom kostbaren Blute und vier schwarzen Kandidatinnen, die sich ebenfalls auf den Ordensstand vorbereiten. Wie oben bereits angedeutet ist, heißt dieses Plätzchen Portiunkula, denn es ist die erste Tochterstation von Assisi, welches etwa 15 Meilen von der Küste entfernt landeinwärts liegt. An diesem einsamen und von der Welt abgeschiedenen Platze Assisi ist man bereits tätig, das Mutterhaus für die eingeborenen Schwestern, die Töchter des heiligen Franziskus zu errichten. Die erste Aufnahme ins Noviziat war im Dezember vorigen Jahres und eine Reihe eingeborener Mädchen, die bereits vier Jahre Vorbereitung hinter sich haben, erwarteten und sehnten sich nach diesem Tage mit heiliger Ungeduld. Es ist dieses das Werk, das der heilige Vater sehr wünscht aber zu gleicher Zeit recht schwierig ist und viele Opfer, Geduld und Gebet braucht um zur Blüte zu gelangen. Wir vertrauen auf die göttliche Hilfe und die unserer Glaubensgenossen in der fernen Heimat. Der heilige Franziskus liebte besonders die Armut und in Assisi, sowohl wie hier in Portiunkula ist sie Königin. Aber unsern Haushalt will ich schweigen; aber, daß wir für unsern Heiland nicht mehr tun können, tut uns schon leid. Ein einfaches Zimmerchen dient als Kapellchen, wo der König Himmels und der Erde Tag und Nacht unter einem Dache mit uns wohnt. Etwas Grün vom Meeresstrande und einige Wasserlilien und Feldblumen stecken wir in die gefundenen Conservenbüchsen und Vaselingläschen und stellen sie als Schmuck auf den einfachen Altar. Wir sind ganz glücklich, daß wir einmal in der Woche eine heilige Messe hier haben, sakramentalen Segen aber keinen, denn es fehlt uns Rochet und Velum und noch manches andere; Albe haben wir Gott sei Dank eine. Kein Glöcklein weit und breit am Meeresstrande läutet den Engel des Herrn und auch nicht einmal in Portiunkula, wo ein Stück alte Eisenbahnschiene und der Stiel von einem alten Kochtopf dessen Stelle vertritt. Der einzige Schmuck der weißgetünchten Wände ist ein kleines einfaches Kruzifix und ein etwas über einen Fuß langen Franziskusbild, aber in der Kapelle hängt ein großes schönes Ölgemälde, der Christus von Limpias. Mit Rahmen wird es fast zwei Meter lang sein und hebt sich wunderbar auf der weißgetünchten Wand ab. Die

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

leidenden und schmerzvollen Züge des gekreuzigten Heilandes sind für uns alle, Christen und Heiden eine stumme Predigt. Ich habe schon mehrere mal die Gelegenheit benützt und den schwarzen und hellbraunen indischen Kindern und Erwachsenen erklärt, was dieses Bild bedeutet, wenn ich sie wehmutsvoll zu dem sterbenden Heilande aufschauen sah. Zu wie vielen guten Gedanken und Tugendakten wird wohl dieses schöne Bild noch Anlaß geben, ja vielleicht wird manche Heidenseele dadurch bekehrt. Täglich werden auch nach dem Wunsche des Spenders drei Vaterunser für die Bekehrung der Sünder gebetet und es scheint, als wenn der Heiland schon angefangen hätte den Bitten zu willfahren. Vor etwa drei Wochen bat schon ein Heide, dessen Frau und Kinder schon lange Christen sind um Taufunterricht weil er sich jetzt gern auch bekehren möchte und erhielt ihn schon mehrere mal. Es wird wohl vielen lieben Lesern der Gedanke kommen, wer mag der Spender eines so großen, schönen Gemäldes sein, jedenfalls eine wohlhabende Person. Zwar wünscht er, daß sein Name nicht genannt werde, aber ich will doch wenigstens verraten, daß es ein armes Bauernmädchen aus der Schweiz ist, die ihre Ersparnisse für einen so herrlichen Zweck aufwandte. Sie glaubte, den lieben Heiland persönlich nicht genügend anbeten und preisen zu können und damit er an ihrer Stelle auch im Heidenlande verehrt und verherrlicht werde setzte sie diesen schönen und nachahmungswürdigen Missionsgedanken ins Werk um. Die heiligen Engel werden sicher diese Tat mit goldenen Buchstaben in ihr Lebensbuch geschrieben haben und der Belohner alles Guten wird dann am ewigen Vergeltungstage diesen Namen vor aller Welt bekannt machen. Möchten nur noch viele diesem heroischen Beispiele folgen und sich dadurch eine tröstliche und glückliche Sterbestunde bereiten.

Mariannhiller Meßbund

Jedermann kann in den Mariannhiller Meßbund aufgenommen werden, Kinder wie Erwachsene, Lebende wie Verstorbene, gegen eine Gebühr von mindestens 1.— Mark, bei allen unsern Vertretungen.

(Siehe zweite Umschlagseite.)

Messen werden gern angenommen und baldigst gelesen.

Mariannhiller Mission

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Von Joseph Spillmann, S. J. Nachdruck verboten

Ein Opfer des Beichtgeheimnisses

Man kann sich also denken, daß Abbe Montmoulin nicht sehr erfreut war ob des plötzlichen Erscheinens gerade dieses Mannes und der unheimliche Blick, den derselbe aus seinen liederlichen Augen auf das Geld richtete, erschreckte den Priester nahezu. Denn es fuhr ihm durch den Sinn, daß er sich in dem weitläufigen Klostergebäude mit diesem Menschen, an dessen Hand Blut klebte, wahrscheinlich mutterseelenallein befinde, und ob ein Schrei um Hilfe in den nächsten Häusern gehört würde, war immerhin zweifelhaft. Unwillkürlich sprang er auf, stellte sich zwischen das Geld und den Küster und setzte den Stuhl vor sich, um wenigstens ein Mittel der Verteidigung zu haben, und sagte nochmals: „Das Geld gehört nicht mir, es ist Sammelgeld des St. Josephs-Vereins und für den Bau des neuen Krankenhauses bestimmt. Madame Blanchard wird es morgen oder übermorgen holen."

Ein spöttisches Lächeln spielte um den Mund Losers, der den Gedanken des Geistlichen wohl erriet. „O", sagte er dann, „Ew. Hochwürden brauchen nicht zu erschrecken. Ich werde Sie nicht für einen dieser „Preußen" halten, denen ich das Lebenslicht ausblies — das war im Kriege und fürs Vaterland! Im Frieden bin ich der harmloseste Kerl der Welt und könnte keiner Katze den Garaus machen — auf Ehre! Und da dieses Geld den Armen und Kranken gehört, so wäre es gegen mein Gewissen, Sie auch nur um einen Sou davon zu bitten. Sie meinen wohl gar, es könnte mir einfallen, einen dieser schönen farbigen Bankenscheine — es sind, so wahr ich Artur Loser heiße, Hundertfrankenscheine! — zu eskamotieren oder mit Gewalt an mich zu nehmen? Pfui, Herr Pfarrer! Ich sollte Ihnen eigentlich ob dieses frevelhaften Urteils im Ernste zürnen! Aber das kommt von Ihrer grundfalschen Meinung, daß nur die „Frommen" ehrliche Menschen seien. Gewiß, Herr Abbe, zu den „Frommen" gehöre ich freilich nicht und ich habe diese 20 oder 25 Jahre weder gebeichtet noch kommuniziert und ich werde es auch jetzt nicht tun, trotz der wunderschönen Predigt, die Ew. Hochwürden heute über das Beichten hielten — aber ein ehrlicher Kerl ist deshalb der Artur Loser doch!"

Bei diesen im Brusttone der Entrüstung gesprochenen Schlußworten legte der Küster theatralisch die Hand aufs Herz, und während er so von Tugend deklamierte, hatte sein findiger Geist schon in ziemlich klaren Zügen einen Plan entworfen, der mit seinen Worten schnurstraks im Widerspruche stand.

Der Geistliche dachte aber augenblicklich als Seelsorger nur daran, wie er den Mann zu seiner Christenpflicht zurückführen könne, und sagte: Lieber Loser, es tut mir leid, wenn ich Euch in Gedanken vielleicht zu hart beurteilte; aber sagt nur selber, wie kann man denn von einem Menschen Gutes denken, der so seine heiligsten Pflichten gegen Gott und seine unsterbliche Seele zwanzig bis fünfundzwanzig Jahre vernachlässigt? Qui sibi nequam, cui bonus? d. h. wer gegen sich selber frevelt, wem soll der gut sein?"

„Ach, lieber Herr Abbe, ich meine, Sie haben heute genug gepredigt! Gott!? Ist es denn so ausgemacht, daß es einen Gott gibt? und daß er sich um uns kleine Menschlein bekümmert, wenn es einen gibt? Unsterbliche Seele! Die Meinung, daß es ein solches Ding in unserem Leibe gebe, ist heutzutag von der Wissenschaft längst aufgegeben. Aber, lieber Herr Abbe, ich bin nicht hergekommen, um mit Ew. Hochwürden über solche Dinge zu streiten. Sie müssen ja natürlich einen Gott und eine unsterbliche Seele haben — Sie haben das notwendig für Ihr — Geschäft —"

„Loser, Ihr vergeßt Euch!" rief Abbe Montmoulin, mit Mühe den gerechten Unwillen über diese gottlosen Worte des frechen Menschen niederkämpfend. „Was wünscht Ihr eigentlich?"

„Ja so — ob des Anblicks des großen Kirchen- und Armenschatzes da habe ich mein Anliegen ganz vergessen", sagte Loser. „Ich wünsche Urlaub bis nächsten Samstag. Die Woche über können Sie mich ja wohl entbehren. Ich möchte nach Marseille, wo mir ein guter Freund Hoffnung auf eine für mich passendere Stellung macht, als es die Küsterei ist. Wo habe ich nur den Brief —" und dabei suchte er in seinen Taschen.

„O, ich brauche ihn garnicht zu sehen, Loser", entgegnete der Pfarrer dem Küster, der seine Taschen durchsuchte.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Geht nach Marseille, und möget Ihr dort finden, was Ihr suchet! Die Frühglocke will ich schon selber läuten; ich bin doch meist früher auf als Ihr. Die alte Susanne mag die Kirche öffnen und schließen; legt die Schlüssel auf den Küchentisch. Wann wollt Ihr fort?"

„Heute abend. Ich kann den Nachtzug von Aix leicht erreichen. Ich danke für die gütige Erlaubnis. Und nun möchte ich noch, da ich sehe, daß Ew. Hochwürden so gut bei Kasse sind, Sie um eine kleine Anleihe von — nun, eine Bagatelle! — von 100 Franken bitten — eine einzige der vielen Banknoten dort."

„Ich habe Euch schon gesagt, daß das Geld nicht mir gehört. Aber selbst wenn es mein eigen wäre, würde es gegen meine Grundsätze sein, Euch Geld zu leihen."

„Weil Sie mich für einen Schuft halten —"

„Weil es gegen meine Grundsätze ist, und damit basta. Wenn Euch mit einem kleinen Geschenk aus meiner mageren Börse gedient ist —", sagte der Pfarrer und reichte dem Küster, um den Menschen los zu werden, ein Fünffrankenstück.

„Ich nehme es als wohlverdienten Lohn", sagte Loser, das Geldstück in seine Tasche schiebend. „Als Almosen würde ich es mir verbitten; denn Artur Loser ist kein Bettler. Ich werde übrigens bald aus meiner kleinen Geldverlegenheiten heraus sein. Ich erwarte eine Erbschaft: eine Tante in Lothringen — sehr reich! — ist gestorben, und so empfehle ich mich dem Herrn Abbe!" Er verbeugte sich steif, schoß noch einmal einen gierigen Blick nach dem Gelde auf dem Tische und verschwand durch die Türe.

„Gott sei Dank, daß der unheimliche Mensch fort ist!" atmete Abbe Montmoulin erleichtert auf. „Ich bin eigentlich in der Seele froh, daß er heute abend noch verreist. Es wäre fast gewagt, mit ihm allein in diesem Kloster die Nacht zuzubringen, nachdem er einmal erfahren hat, daß ich soviel Geld in meinem Schreibpulte habe. Möge es mir der Himmel verzeihen, wenn es ein freventliches Urteil ist; aber ich traue nun einmal diesem Menschen nicht! Er wäre am Ende im stande, zum Scheine fortzugehen und in der Nacht heimlich zurückzukehren; — ich sollte doch lieber das Geld zum Bürgermeister tragen. Das wäre vielleicht zudem eine willkommene Gelegenheit, mit dem Herrn, der mir immer nur feindselig gegenübertrat,in ein freundschaftlicheres Verhältnis zu kommen."

Während Abbe Monmoulin diese Gedanken durch den Kopf gingen, legte er die Summe, sie rasch nochmals überzählend, in eines seiner großen, weiß und rot karierten Taschentücher und barg dieselbe einstweilen in seinem Schreibpulte. Als er just den Schlüssel abziehen wollte, hörte er eine fröhliche Knabenstimme, und ein Blick durch das offene Fenster belehrte ihn, daß seine gute alte Mutter mit den beiden Kindern seiner Schwester eben den Hof durchschritt.

„Mutter, Mutter! seid Ihr es in der Tat?" rief er, und helle Freude leuchtete aus seinem Auge.

„Wie du siehst, Francois, und ich hoffe, dich gesund und glücklich zu finden", schallte es herauf; auch die Kinder riefen ihre Grüße. Aber schon eilte der Priester, die Türe seines Zimmers hinter sich offen lassend, durch den langen, dunkeln Korridor der Treppe zu, die auf den Kreuzgang mündete, und traf den lieben Besuch gerade unter dem Schwibbogen vor der ehemaligen Klausurtüre. Da umarmte und küßte er die Mutter voll kindlicher Liebe; dann zog er sie aus dem dunkeln Durchgang in das helle Licht des offenen Kreuzganges und schaute ihr in das freundliche Gesicht; denn er hatte sie mehrere Monate nicht gesehen und nur durch seine Schwester vernommen, daß sie den Winter über vielfach unwohl gewesen sei.

„Gelt, der Winter hat mich nicht jünger gemacht?" lächelte die Mutter. „Siehst du die abscheulichen Falten? Und die Haare sind fast ganz weiß geworden — Kirchhofblümchen nennt man die weißen Haare."

„Nun, sie stehen dir sehr gut, Mutter, und die Furchen wollen wir wieder glätten und dafür sorgen, daß die Wangen etwas voller werden und nochmals hübsche Röschen tragen", sagte Abbe Montmoulin. „Ich habe gute Nachricht für dich! Laß mir noch ein paar Wochen Zeit, und dein Zimmer soll herrlich eingerichtet sein. Ich bin jetzt nicht übel bei Kasse. Aber nun hinauf! Wir müssen sofort einen Staatskaffee braunen — du, Charles, lauf rasch zum Bäcker, das dritte Haus links in der Dorfgasse, und bringe Weißbrot und ein Dutzend Brezeln! Hast du Geld! Und du Julie, mußt unterdessen der Großmama den Kaffee machen helfen."

„O, ich kann allein Kaffee kochen, und

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

er soll ausgezeichnet werden", sagte das Mädchen. „Wenn die alte Susanne nur Kaffee genug gemahlen in der Büchse hat!" Der Knabe aber stürmte mit einem fröhlichen „Hurra, Brezeln!" dem nahen Dorfe zu, während Julie, die schon einmal auf Besuch in St. Victoire gewesen war und sich in dem alten Kloster recht gut auskannte, munter die Treppe hinaufhüpfte. Kaum achtete sie des Wortes der Großmutter: „Binde dir eine Schürze um und schütze dein Sonntagskleidchen!" Nach dem Befinden der guten Schwester sich erkundigend, geleitete der Priester dann die geliebte Mutter nach seinem Zimmer.

Inzwischen hatte Loser in der Nähe des Zimmers spioniert, wozu ihm die vielen dunkeln Winkel im Korridor die beste Gelegenheit boten. Das alte Kloster bildete ein nach der Rückseite, dem Berge zu, offenes Hufeisen, dessen beide Seiten, links die Kirche und rechts ein ihr entsprechender Flügel, durch einen breitgestreckten Frontbau verbunden wurden. Die zweistöckige Vorderseite kehrte sich dem Dorfe und dem Tale zu. Der Pfarrer bewohnte das geräumige Zimmer auf der rechten Ecke des Frontbaues, wo die Korridore sich kreuzten, welche zur Kirche und zum rechten Seitenflügel führten. Wahrscheinlich war es in früherer Zeit die Wohnung der Äbtissin gewesen, die so rechts und links von sich, im Flügel der hl. Maria, wie der Mittelbau hieß, und im Flügel der hl. Magdalena, die beiden Korridore entlang die Doppelreihe der Zellentüren überblicken konnte. Ein kleineres Schlafzimmer, das man nur vom Wohnzimmer aus betreten konnte, stieß an letzteres; es war die einzige Zelle, in welche man nicht unmittelbar vom Korridor aus gelangte. Auf der andern Seite des Eckzimmers stieß keine Zelle an das Zimmer des Pfarrers, weil dort ein kleiner Durchgang gelassen war, um von einem Fenster etwas Licht in den Korridor zu bringen, indem die Fensterchen über den einzelnen Zellentüren namentlich den langen Gang des Mittelbaues nur ungenügend erhellten. Dem Zimmer des Pfarrers gegenüber befand sich, den Innenwinkel der beiden Flügel bildend, ein kleiner, dunkler Raum mit nur einem halben Fenster, aber mit je einer Tür in den Marien- und in den Magdalenenflügel. In diesem dunklen Raum, der wahrscheinlich vordem als Küche des Krankenzimmers diente, stand ein Herd, welcher für die Küche des Pfarrers vollkommen ausreichte; die große alte Klosterküche befand sich in einer gewölbten Halle des Erdgeschosses.

In die kleine Küche des Pfarrers war Loser nach seinem Besuche bei Abbe Montmoulin getreten. Der dunkle Raum mit den beiden Türen und dem Fenster im innern Mauerwinkel der beiden Flügel schien ihm gut zu gefallen. Er sah sich alles genau an, und als er den Schlüsselbund auf den Küchentisch niederlegte, wie ihm der Pfarrer gesagt hatte, zog er auch die Schublade heraus und untersuchte ihren Inhalt. Ein langes sehr scharf geschliffenes Vorschneidemesser mit den Buchstaben F. M. auf einem kleinen silbernen Schilde am schwarzen Griff fiel ihm in die Augen. Er untersuchte mit dem Finger die Spitze und die Schneide und murmelte: „Scharf, haarscharf"; auch faßte er es wie einen Dolch in die Hand und machte damit einen Luftstoß. Dann legte er es sachte an seine Stelle und schloß die Schublade. „Wir werden es nicht nötig haben", sagte er, „obwohl es vielleicht das einfachste wäre. Aber ich bin nun einmal nicht für blutige Arbeit."

Da hörte er Abbe Montmoulin laut Grüße durch das Fenster rufen und gleich darauf den Korridor entlang nach der Treppe stürzen. In der sicheren Annahme, die Begrüßung werde einige Zeit in Anspruch nehmen, wagte er sich in das offene Zimmer des Pfarrers. „Verwünscht", sagte er, „er hat schon alles weggeräumt. Aber da, da steckt ja der Schlüssel im Schreibpult — sehen wir doch einmal zu! Richtig, da liegt der ganze Schatz säuberlich in ein Tuch gewickelt und zum Forttragen ganz handlich eingepackt! Soll ich?" Schon hatte er das Tuch ergriffen. Aber die Klugheit siegte einmal über die Leidenschaft. „Er würde es heute abend noch merken, und ich könnte den Gendarmen nicht entrinnen, sei kein Narr, Artur Loser, der Schatz entgeht dir nicht. Aber die Sache muß besser vorbereitet sein." Damit zog er ungern die Hand von dem Tuche zurück und schloß das Schreibpult. „Den Schlüssel aber wollen wir doch mitnehmen; der kann uns die Sache wesentlich erleichtern; wenn er ihn vermißt, wird er denken, er habe ihn in der Eile verlegt oder verloren."

Kaum hatte Loser den Schlüssel in die Westentasche geschoben und noch einen spähenden Blick in die Schlafkammer des Pfarrers geworfen, so huschte er wieder

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

über den Korridor in die dunkle Küche, und keinen Augenblick zu früh! Denn schon hörte er die kleine Julie singend die Treppe heraufkommen. Eilig entwich er durch die Türe in den Magdalenenflügel und gewann eine enge Wendeltreppe, die am Ende des Korridors in den unteren Stock führte. Dann zog er sich eine Weile in seine Wohnung zurück, die alte Pförtnerstube hart am Klostertore, und schloß sich daselbst ein, um seinen Plan in aller Ruhe zu überlegen. Eine Stunde später sah man ihn reisefertig mit Hut und Stock, eine kleine Tasche um die Schulter, seine Stube verlassen. Die Türe derselben sperrte er ab und nahm den schweren, altmodischen Schlüssel mit sich.

Zunächst wandte er seine Schritte der „Goldenen Rose" zu, einem Wirtshause im Dorf, das um diese Zeit des Sonntags gewöhnlich gut besucht war. Auch heute wimmelte es in der Schenkstube von Gästen, und Papa Carillon ging mit dem schwarzen Sammetmützchen auf seiner Glatze und der saubern weißen Schürze geschäftig zwischen den Leuten hin und her, die fleißig rauchten, laut politisierten und dazu ihren Absinth oder auch ein Gläschen Wein tranken.

„Sieh da, unser Küster! Hat Sie unser Herr Pastor mit seiner Beichtpredigt von heute noch nicht bekehrt? Aber was sehe ich? Mit Hut und Stock und Tasche? Wo soll's denn heute noch hin?" rief der Wirt dem Eintretenden zu.

„Nach Marseille mit dem Nachtzug", antwortete Loser so laut, daß alle ihn hören mußten. „Habe eine kleine Erbschaft gemacht da droben in Lothringen, wo mir eine alte Tante gestorben ist — sehr reich! Nun, die Hauptsache haben natürlich die Pfaffen an sich gebracht; denn die gute, einfältige Seele gehörte zu den Frommen. Aber so eine Kleinigkeit von 40 000 bis 50 000 Franken sind doch noch für den gottlosen Neffen abgefallen. Da wollen jetzt diese Teufel von Preußen, welche den Artur Loser natürlich noch in lebhaftem Andenken haben, dem Franktireur, der ihnen bei Barle-Duc eine Feldpost mit so und so viel Tausenden weggeschnappt hat und die Brücke von Fontenay vor der Nase in die Luft sprengte, das Geld nicht ausliefern! Ich muß deshalb mit einem Rechtsanwalt reden, und es kann wohl bis nächsten Sonntag dauern, daß ich wieder zurückkomme."

Diese Nachricht fiel selbstverständlich wie eine Bombe in die Wirtshausgesellschaft. Man beglückwünschte Loser zu der Erbschaft; man schrie, er solle sich sofort an den Präfekten von Marseille, an den Präsidenten der Republick, an das Parlament wenden. Man müsse den Preußen den Krieg erklären, wenn sie das Geld binnen 24 Stunden nicht bis auf den letzten Heller ausbezahlten. Loser begann zu fürchten, daß er den Schuß überladen habe, und beschwor die guten Leute, sie möchten in seinem Interesse bis auf weitere Kunde ruhig sein; die Berliner würden schon klein beigeben, sobald sie von einem französischen Rechtsanwalt eine bündige Zuschrift erhalten hätten. Dann zog er den Schlüssel seiner Wohnung samt dem Torschlüssel des Klosters hervor und übergab sie dem Wirte mit der Bitte, dieselben bis zu seiner Rückkehr zu verwahren. Damit wollte sich der Bursche empfehlen. Aber Herr Carillon ließ ihn so nicht gehen.

„Zeit genug für den Nachtzug nach Marseille!" rief er. „Herr Loser, Sie müssen mir erst die Ehre erweisen, auf Ihr Wohl und auf die glückliche Abwicklung der Erbschaftsangelegenheit ein Glas Wein mit mir und meinen Gästen zu trinken. Ich habe sie immer für einen Patrioten gehalten, Herr Loser, für einen Helden, dem die glorreiche Narbe im Gesichte eine ruhmreichere Zier ist als dem Präfekten des Departements, der niemals einem Feinde entgegentrat, der Großkordon der Ehrenlegion! Ich habe Sie immer für einen Ehrenmann gehalten, Herr Loser, den das blinde Schicksal nicht nach seinem Verdienste behandelt hat, für einen aufgeklärten Mann, Herr Loser, den es gezwungen hat, äußerlich dem Klerikalismus, dem Fanatismus zu dienen, während sein erleuchteter Geist über die Finsternis des Aberglaubens triumphierte. Herr Loser, das blinde Schicksal hat endlich Ihren Wert erkannt. Sie werden als wohlhabender, als reicher Mann unser bescheidenes Dorf wahrscheinlich nicht mehr mit Ihrer Gegenwart beglücken; Sie werden anderswo eine Lebensstellung erhalten, eine Laufbahn, die Ihrem Genie gestattet, sich naturgemäß zum Wohle Ihrer Mitbürger, zum Heile des Vaterlandes zu entfalten. — Herr Loser, vergessen Sie in Ihrem Glücke, oder um mich besser auszudrükken, auf den Sonnenhöhen Ihres Lebens Ihre alten Freunde von St. Victoire nicht! Herr Loser, gestatten Sie, daß ich dieses Glas auf Ihr Wohl trinke!"

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Niemals hatte man früher in „Herrn Loser“ ein anderes Genie entdeckt als das eines liederlichen und gottlosen Lästerers; jetzt aber stimmten alle lärmend in das Hoch ein und gratulierten dem Küster zu seinem Glücke und seiner künftigen Größe, sowie Herrn Carillon zu seiner prachtvollen Rede. Der Wirt war auch nicht wenig mit seiner rhetorischen Leistung zufrieden und schüttelte allen Gästen die Hand. Dann nahm er an der Spitze des Tisches neben Loser Platz, und die Dämmerung brach herein, ehe der Küster die „Goldene Rose“ verließ und, von einigen Burschen bis Quatre Bras begleitet, den nächsten Weg nach Aix einschlug.

Drittes Kapitel

Frohe Pläne und trübe Ahnungen

Abbe Montmoulin hatte seine alte Mutter zum großen Lehnstuhl geführt und sich von ihr über sein Befinden und seine jetzigen Verhältnisse gründlich ausfragen lassen. Das Ergebnis war im ganzen zufriedenstellend. Der Sohn sah zwar etwas blaß und mager, aber doch nicht krank aus. Er müsse sich mehr schonen, predigte ihm die gute Frau vor, müsse sich viel mehr schonen, dürfte nicht in die Nacht hinein studieren und sollte ja nicht fasten. Der Abbe lächelte zu diesen mütterlichen Ermahnungen und beruhigte sie mit der Versicherung, daß er sich ganz gesund und kräftig fühle. „Übrigens kannst du ja in Zukunft selber überwachen“, fügte er bei. „Sobald du etwas ausgeruht hast und wir eine Tasse Kaffee getrunken haben, wollen wir zusammen die Zellen auswählen, welche ich dir zur Wohnung einrichten werde.“

„Nein, gleich“, rief Frau Montmoulin. „Ich bin gar nicht müde; zudem sind nachher die Kinder da, und dann kann man kein vernünftiges Wort mehr reden. Natürlich wünsche ich möglichst nahe bei dir zu wohnen.“

Der Abbe führte also seine Mutter zuerst in die beiden nächsten Zellen des Magdalenenflügels, die nur durch den kleinen Gang, welcher das Fensterlicht in den Korridor fallen ließ, von seiner Wohnung getrennt waren. Die Zellen boten einen freundlichen Ausblick in die Berge und waren verhältnismäßig noch recht gut im Stande. Dennoch wählte die Mutter die beiden Zellen im Mittelflügel, weil dieselben unmittelbar an das Schlafzimmer ihres Sohnes stießen. „Es ist für alle Fälle“, sagte sie. „Wir Alten müssen ernstlich an den Tod denken, und hier brauche ich nur an die Wand zu klopfen, wenn mir einmal etwas zustoßen sollte. Und sieh, welch schöne Aussicht die Fenster ins Tal und bis zur St. Baume bieten!“

„Nun, wie du willst, Mutter! Die andern Zellen sind etwas größer und luftiger. Aber wir wollen auch diese recht hübsch herrichten, die Decke soll frisch getüncht, die Wände sollen nett tapeziert werden. Ich habe mir schon einige Muster kommmen lassen, und du sollst wählen. Morgen bestelle ich den Maurer und Tapezierer, und Mittfasten kannst du bei mir einziehen. Dann sollst du ruhige, schöne Tage haben nach all den harten Zeiten, mit denen der liebe Gott dich prüfen wollte.

„Du guter Francois!“ rief die glückliche Mutter und wischte sich verstohlen eine Träne aus den Augen. „An deiner Liebe habe ich nie gezweifelt. Aber wie wirst du das alles bei deinem kargen Einkommen bestreiten?“

„Da sei unbesorgt, Mutter! Sieh, Madame Blanchard, die Präsidentin des St. Joseph-Vereins, ist eine wohlhabende und sehr wohltätige Witwe, etwa in deinem Alter. Sie freut sich darauf, deine Bekanntschaft zu machen, und du wirst manches Stündchen beim Stricken für die Armen mit ihr verplaudern. Nun, diese vortreffliche Frau hatte den guten Einfall, mir ein hübsches rundes Sümmchen zu besserer Einrichtung und zur Vermehrung meiner gar zu ärmlichen Bibliothek zu schenken. Also nur keine Sorgen, Mütterchen, und jetzt komm, der Kaffee scheint fertig; ich höre Julie rufen!“

Sie traten in die dunkle Küche, wo das Mädchen eben das siedende Wasser auf den Kaffee goß und fröhlich rief: „Er wird prächtig, du sollst sehen, Großmama! Aber der Tisch ist ja noch nicht gedeckt, und so viele Bücher liegen darauf, und Charles ist vom Bäcker noch nicht zurück! Geschwind helft mir!“

Und so wurden die Bücher beiseite geräumt, ein reines Tuch über den Tisch gespreitet und die Tassen aufgestellt. „Die mit dem Goldrand für den Onkel, die mit dem Spruchband für Großmama, die mit dem Blümchen für mich, und aus der andern, die einen Sprung hat, kann Charles trinken“, sagte das Mädchen. „Wenn nur der ungeschickte Junge mit dem Brote endlich da wäre!“

„Da kommt er ja schon“, rief Charles.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

eben mit einer mächtiger Tüte voll Brezeln und einem Laib Weißbrot unter dem Arm durch die Türe tretend. „Und er ist gar so ungeschickt nicht! Hier, Onkel, ist das Geld, das mir der Bäcker herausgab, und er sagte, ein Sou davon gehöre mir."

„Und dafür willst du dir Zuckerzeug kaufen, Charles?" fragte der Abbe lächelnd, ihm ein Zweisousstück reichend.

„Nein, Onkel! Das stecke ich in die Sammelbüchse für die Heidenkinder, damit schon recht viele getauft sind, wenn ich einmal als Missionär nach den fernen Inseln komme, von denen du mir erzählt hast."

„Brav, Charles! Dafür sollst du noch zwei weitere Sous haben", sagte der Pfarrer.

„Mir, bitte, auch zwei Sous für den würzigen Kaffee, den ich gekocht habe", bat das Mädchen.

„Das ist nur billig", lächelte der Onkel. „Und du willst sie auch in die Sammelbüchse stecken?"

„Ach, mein Gott, ich werde ja doch nicht nach den Inseln zu den schrecklichen Menschenfressern gehen — einen vielleicht!"

„Gut, gut", lachte der Abbe, „und nun hole uns deinen herrlichen Kaffee herein!" Bald saßen die vier um den Tisch und tranken das duftende Gebräu, das sich wirklich als vortrefflich erwies, und knupperten die krachenden Brezeln. „Ich bekomme eine mehr als du, Julie, weil ich sie geholt habe und du die schönere Tasse hast", sagte der muntere Knabe.

„Ganz gut", entschied der Onkel, „du eine Brezel mehr und Julie eine Tasse mehr — Gerechtigkeit muß sein! Und wenn ihr fertig seid, dann dürft ihr zusammen alle Zellen durchstöbern und euch jetzt schon eine Schlafkammer für die Ferien wählen, die ihr natürlich hier bei Großmama und mir zubringen werdet."

„Hurra! Das gibt eine Freude!" rief Charles. „Geschwind, Julie, trink aus!"

„Ja, ich will mit dir gehen; aber du mußt bei mir bleiben; denn ich fürchte mich allein in den dunkeln Gängen und öden Zellen", sagte das Mädchen. „Aber ein eigenes Schlafzimmer für mich brauche ich nicht. Nicht wahr, Großmama, du läßt mich in den Ferien bei dir schlafen; denn ich würde vor Schrecken sterben, wenn ich hier in der Nacht allein wäre. Weißt du, die letzten Nonnen, die hier gelebt haben, sind alle an einem Tage so schrecklich guillotiniert worden, 22 zusammen, hier im Klosterhof. Und die alte Susanne hat gesagt, sie zögen jetzt noch manchmal im Mondschein in Prozession durch die Gänge, jede den abgeschnittenen Kopf in den Händen — puh! Und das ist auch der Grund, weshalb sie drüben in der „Olive" schläft — nicht um alles in der Welt würde sie eine Nacht hier zubringen, sagt sie."

„So einfältiges Zeug sollte die alte Susanne nicht erzählen, Kind", entgegnete der Pfarrer. „Die braven Nonnen wurden auch nicht hier hingerichtet, sondern auf dem Marktplatze in Aix, und sie werden dir gewiß kein Leid zufügen; denn sie sind Heilige im Himmel. Man hat sie hingerichtet, weil sie für den guten König Ludwig XVI. gebetet haben, der auch wie ein Heiliger gestorben ist."

Die Kinder hatten nun ausgetrunken und unternahmen ihre Forschungsreise durch das alte Kloster, während Mutter und Sohn in traulichem Gespräche beisammen saßen und von der traurigen Vergangenheit wie von der besseren Zukunft redeten, welche jetzt für sie zu hoffen war.

„Ich weiß nicht", sagte endlich Frau Montmmoulin, „ist es der Eindruck dieses fast unbewohnten Klosters oder die Nachwirkung vergangener Prüfungen — fast kann ich nicht an frohe Tage glauben, welche jetzt in meinen alten Tagen kommen sollen. Es ist mir zu Mute, als ob irgend ein neues Unheil über unserem Haupte schwebte."

„Wir stehen freilich immer in Gottes Hand", entgegnete der Sohn, „und wenn er uns neue Prüfungen schicken sollte, wollen wir sie mit seiner Gnade tragen. Aber gerade jetzt sehe ich wirklich keinen Grund, uns zu ängstigen. Meine Stellung hier ist gut; die Mehrzahl der Gemeinde liebt mich; persönliche Feinde habe ich nicht. Die Widersacher der Kirche sind mir natürlich nicht grün; aber was können sie mir schaden, wenn ich getreu meine Pflicht erfülle? Übrigens mische ich mich ja auch nicht in rein politische Angelegenheiten. Meine geistlichen Obern sind mir gewogen, und noch gestern erhielt ich vom Herrn Generalvikar ein sehr anerkennendes Schreiben wegen meiner Aufsätze im Pastoralblatt — ich sage das, um dich zu beruhigen. Er bot mir sogar einen recht gut besoldeten Lehrstuhl im großen Seminar an; aber ich ziehe es vor, hier auf dem Lande ruhig der Seelsorge und meinen Stu-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

dien zu leben. Im Seminar müßte ich auch die Freude entbehren, dich bei mir zu haben und dir ein wenig die Sorgen und Entbehrungen zu vergelten, welche du während der langen Studienjahre um mich erdulden mußtest. Also, sei guten Mutes, Mütterchen!"

In diesem Augenblicke klingelte die Hausschelle und Abbe Montmoulin schaute durch das Fenster, wer es sei. Ein Knabe in der Tracht der Bergbewohner stand an der Klosterpforte, die Loser beim Fortgehen hinter sich zugezogen hatte, und winkte, daß man ihm öffne. „Wahrscheinlich ruft man mich zu einem Kranken", sagte der Pfarrer, fast ein wenig ungeduldig; „so etwas kommt immer zu möglichst ungelegener Zeit." Er rief in den Korridor, Charles möge hinabgehen und die Türe öffnen, und nach einigen Minuten kamen die beiden Kinder mit dem Boten, der wirklich den Geistlichen in einen der entlegensten Höfe des Gebirges rief.

„Mutter hat gesagt, der Herr Pfarrer möge doch recht rasch laufen; der Vater sterbe sonst, bevor er das heilige Öl und und den Fronleichnam empfangen habe", schloß der Knabe schluchzend seinen unzusammenhängenden Bericht. „Er ist plötzlich vom Stuhl gefallen, während wir zusammen das Vesperbrot genossen, und seither redet er kein verständliches Wort, sondern lallt nur so wie der Großknecht, wenn er betrunken ist, und doch hat der Vater nichts getrunken als eine Schale saure Milch. Ach, Herr Pfarrer, kommt doch, kommt doch!"

„Gewiß, liebes Kind! Der Vater scheint von einem Schlaganfall getroffen zu sein. Hoffentlich nicht so schlimm! Das geht manchmal gut vorüber", tröstete der Pfarrer. „Aber ich werde sofort kommen. Mutter, du siehst, ich muß Abschied von dir nehmen. Allein da fällt mir das Geld der Madame Blanchard ein! Ich darf doch das Haus nicht ganz unbewacht zurücklassen. Heiliger Joseph, gib mir einen guten Rat! Ich kann das Geld nicht erst eine Viertelstunde weit zum Bürgermeister tragen oder irgend einen Nachbarn als Wächter herbitten; das gäbe eine viel zu lange Auseinandersetzung, und der Kranke könnte unterdessen zehnmal sterben! Und das ewige Heil des Kranken, das möglicherweise auf dem Spiele steht, geht der Sicherheit dieser Summe vor. Doch da kommt mir ein Gedanke — Mutter, du könntest mir einen Gefallen tun, wenn du die Nacht mit den Kindern hier bliebest. Ich habe nämlich eine große Summe hier im Schreibpulte in Verwahrung, und diese lasse ich begreiflich nicht gerne ohne jede Aufsicht im leeren Hause. Richtet euch für diese Nacht ein, wie ihr wollt — ich muß jetzt meiner Pflicht als Seelsorger nachkommen!"

„Gern will ich hier bleiben", sagte die Frau erschrocken. „Doch dann wäre es wohl besser, wir würden die Summe in deinem Schlafzimmer unterbringen, in dem wir uns einschließen können und das viel geschützter ist als die Stube."

„Gut. Macht das wie ihr wollt. Da ist der Schlüssel — aber wo habe ich ihn denn nur hingesteckt? Ich hatte ihn in der Hand, als ihr ankamet. Einerlei. Ich habe jetzt keine Zeit zum Suchen. Wir wollen das ganze Schreibpult, das nicht schwer ist, rasch ins Schlafzimmer stellen." Da fuhr dem Abbe plötzlich ein Verdacht durch die Seele. „Sollte Loser —?" und er rief: „Erst müssen wir uns überzeugen, ob die Summe noch an Ort und Stelle ist. Geschwind, Charles, das Schlüsselchen meines Kleiderspindes in der Schlafkammer! Es schließt das Pult ebenfalls auf."

Die paar Sekunden wurden dem Abbe lang; aber endlich öffnete sich das Pult, und er sah das Tuch, in welches er die große Summe gewickelt hatte, mit einem Seufzer der Erleichterung richtig an seiner Stelle. „Das war also wieder ein falscher Verdacht!" sagte er zu sich. „Und jetzt wollen wir keinen Augenblick mehr verlieren! Du, Benoit, kommst mit in die Sakristei, wo ich das heilige Öl, und in die Kirche, wo ich das hochwürdigste Gut hole, und du wirst die Laterne vortragen. Du Charles, nimmst die Kirchenschlüssel, die in der Küche auf dem Tische liegen, und schließest hinter uns die Kirchentüre; den Hausschlüssel habe ich in der Tasche. Und du, Mutter, richtest dich hier ein nach Gutbefinden. Wie weit ist es von hier zu eurem Hofe?"

„O, Herr Pfarrer, ich laufe es in einer Stunde!"

„Ja, du springst aber wie eine Gemse und nimmst Wege, die für mich bei Nacht ungangbar sind! Es kann schon Mitternacht, ja es kann Morgen werden, bis ich zurückkomme. Geht also ruhig zu Bett und legt mir hier nur eine wollene Decke zurecht. Ich habe schon oft so im Lehnstuhl geschlafen. Und nun Gott befohlen. Mögen seine heiligen Engel über uns alle wachen!"

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Damit eilte Abbe Montmoulin mit den beiden Knaben durch den jetzt schon beinahe ganz dunklen Korridor nach der Kirche. Von einem Oratorium, das am Ende des Korridors Ausblick auf das Chor und das Tabernakel bot, vor welchem die Ewige Lampe brannte, führte eine enge Wendeltreppe in die Sakristei hinab. Da schob der Priester in aller Eile die Krankenagende und das heilige Öl in eine am Halse tragbare Burse und trat dann an den Altar, wo er aus dem Speisekelche eine heilige Hostie in die kleine vergoldete Krankenpyxis legte. Benoit schritt nun mit der brennenden Laterne vor dem Priester her, welcher mit großer Ehrfurcht seinen unter den eucharistischen Gestalten verborgenen Gott und künftigen Richter an der Brust trug, und Charles folgte, andächtig betend, bis zur Kirchentüre. Diese schloß er sorgfältig hinter den in die Dämmerung Hinausschreitenden ab.

Dann ging der Knabe durch die fast dunkle Kirche, in welcher nur das Ewige Licht einen unsichern Schein verbreitete, nach der Sakristei zurück. In der Kirche fürchtete er sich nicht sehr; er schaute nach dem Tabernakel und sagte zu sich: „Da wohnt der liebe Gott.“ In der Sakristei aber befiel ihn eine große Angst, und er konnte sich nicht entschließen, ohne Licht die dunkle Wendeltreppe in das alte Oratorium hinaufzusteigen, aus dem man in den Korridor und durch diesen zur Wohnung des Pfarrers zurück gelangte. Er erinnerte sich, daß neben dem Meßbuche auf dem Altare eine Kerze stehe; diese zündete er an der Ewigen Lampe an und wagte nun, seinen ganzen Mut zusammennehmend, die Wendeltreppe zu betreten. Mit der Hand das Licht schützend, stieg er sie rasch hinan und trat auf halber Höhe der Treppe durch eine Türe, die er beim Hinabsteigen nicht bemerkt hatte und jetzt irrtümlich für die Türe des Oratoriums hielt. Sie führte in eine Nebenkammer der Sakristei, in welcher man allerlei Gerätschaften, Gestelle, Prozessionskreuze, überzählige Leuchter usw. aufbewahrte, die man von Zeit zu Zeit für die Kirche brauchte. Das erste, was dem Knaben, der schon so kaum seine Angst bemeisterte, in die Augen fiel, war das Bahrtuch und ein auf schwarzem Grund gemalter Totenschädel. Mit einem Schrei ließ Charles die Kerze fallen, die sofort erlosch, und stürmte nun die Treppe hinan ins Oratorium und durch den dunklen Korridor zum Wohnzimmer des Pfarrers.

Mit Mühe nur konnte die Großmutter die Aufregung ihres Enkels beruhigen; leichenblaß und an allen Gliedern zitternd behauptete er, es sei ihm ein Toter erschienen. Auch das Mädchen war durch diese Erzählung so erschreckt, daß es weinend in die Großmutter drang, sie wollten nach Hause gehen. Gerne wäre Frau Montmoulin, auf welche das öde Kloster ebenfalls einen unheimlichen Eindruck machte, dem Wunsche der Kinder nachgekommen. Aber sie hatte ihrem Sohne versprochen, das Haus und die große Geldsumme zu hüten. So entschloß sie sich, die Kinder nach Quatre Bras zu schicken, wo sie Herr Le Noir noch treffen mußten, und in Gottes Namen allein im Hause zu übernachten. „Geschwind“, sagte sie, „lauft miteinander den Berg hinab zu dem Wirtshaus, wo wir abstiegen. Ihr könnt den Weg ja nicht verfehlen, und bittet Herrn Le Noir recht schön, euch mitzunehmen. Sagt ihm, ich müsse das Haus hüten; von dem vielen Gelde aber sagt nichts.“

So steckte sie den Kindern die Tasche noch voll Brezeln, die auf dem Tische standen, band ihnen die Halstücher zurecht und führte sie durch den dunklen Korridor und die Haupttreppe zum Tore. Da küßte sie die beiden noch einmal und schaute ihnen nach, wie sie Hand in Hand davontrippelten. Als sie in der Dorfgasse verschwanden, schloß sie das Tor und kehrte schweren Herzens in die Wohnung ihres Sohnes zurück.

„Fast fürchte ich mich ebenso wie der kleine Charles“, sagte sie und begann den Tisch abzuräumen. Hierauf nahm sie das Tuch mit dem Gelde aus dem Schreibpult. „So schwer!“ sagte sie und konnte es sich nicht versagen, dasselbe loszuknüpfen, um einen Blick auf den Inhalt zu werfen. In ihrem Leben hatte die gute Frau so viel Geld nicht beisammen gesehen, so viel Gold und Silber und einen ganzen Stoß Bankscheine. Sie erschrack und schaute unwillkürlich nach der Türe zurück, ob dieselbe auch geschlossen sei; dann band sie das Tuch hastig wieder zusammen und trug es in das Schlafgemach, wo sie es im Bette ihres Sohnes verbarg. „Wenn das nur gut geht!“ seufzte sie. „Wüßte ein schlechter Mensch, daß ich allein mit so viel Geld in diesem einsamen Kloster wäre — ich will nicht weiter darüber nachdenken, aber es könnte ein schreckliches Unglück geben!“

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Hierauf begann die Frau im Wohnzimmer auf und ab gehend für die armen Seelen den Rosenkranz zu beten, während die Dämmerung langsam in Nacht überging. Sie zündete keine Kerze an und faßte den Entschluß, sich angekleidet auf das Bett ihres Sohnes zu legen und dessen Rückkehr wachend zu erwarten. So zog sie sich wirklich in das Schlafgemach zurück und schob den Nachtriegel der Türe vor, welche den einzigen Zugang bildete; die Türe des Wohnzimmers aber hatte sie nicht abgeschlossen, damit der heimkehrende Sohn ungehindert eintreten könne. Lange lag sie schlaflos auf dem Lager; endlich fiel sie doch in einen Halbschlummer. Ein scharfer Windstoß, der am Fenster rüttelte, weckte sie, und sie sprang auf. Hatte jemand durch das Fenster einbrechen wollen? Nein, das Wetter hatte sich plötzlich geändert. Der „Mistral", der scharfe Nordostwind, der das Rhonethal hinabfegend so oft den frühen provencalischen Frühling mit kalten Regengüssen und rauhem Wetter stört, hatte den lauen Süd übers Mittelmeer zurückgejagt und überzog jetzt den Himmel mit dunklem Regengewölk. Schon trieb er die ersten Tropfen klatschend an die Scheiben. „Armer Francois!" klagte die Mutter. „Wenn er sich nur nicht eine schlimme Krankheit holt in diesem schrecklichen Wetter!" Dann machte sie Licht und sah nach der Wanduhr; es ging auf elf. Sie legte sich abermals aufs Bett, und nach einiger Zeit geriet sie aufs neue in eine Art Halbschlaf. Plötzlich wurde sie wieder wach, diesmal durch ein eigentümliches Geräusch, das vom Wohnzimmer her zu kommen schien. Es war, als ob jemand die Türe des Schlafzimmers zu öffnen versuche.

„Bist du es, Francois?" rief Frau Montmoulin.

Sofort war alles still. „Ich muß mich getäuscht haben", sagte sie und fiel nun in einen tiefen Schlaf, der bis zum Morgen dauerte.

Viertes Kapitel

Ein verbrecherischer Anschlag

Loser war fast zu gleicher Zeit mit den beiden Kindern beim Wirtshaus von Quatre Bras eingetroffen und eben, wie Charles, von Julie oft unterbrochen, dem Bäckermeister Le Noir einen nicht sehr klaren Bericht abstattete, weshalb die Großmutter heute nacht im Kloster bleibe, ihn aber mit dem Schwesterchen nach Aix schicke. Aber den „Toten", der seinem kleinen Freunde „ganz gewiß erschienen" sei, schüttelte der nüchterne Bäckermeister ungläubig den Kopf. Daß die beiden kleinen Leute Angst hätten, in dem alten Kloster zu übernachten, sagte er sich, sei allerdings ein Grund für sie, nach Aix zurückzukehren; aber das erkläre ihm keineswegs das Zurückbleiben der Großmutter.

„Ja", sagte Charles, „der Onkel hat viel, viel Geld im Schreibpult —"

„Das sollen wir ja gar nicht sagen", fuhr hier Julie dem Bruder dazwischen.

„O, warum denn nicht? Herr Le Noir wird es doch nicht stehlen!" rief der Knabe.

„Du hast recht! Das werde ich nicht tun", entgegnete der Bäckermeister. „Und nun geschwind, steig auf! Diesmal setzt ihr euch rechts und links von mir auf die Vorderbank, und ihr sollt sehen, wie mein Brauner läuft. — Ja, jetzt begreife ich, weshalb eure Großmutter euch allein nach Hause schickt. Aber sie hat mir doch heute Morgen gesagt, ihr Sohn, euer Herr Onkel — doch einerlei, das geht mich nichts an! — Was wünschen Sie, mein Herr?"

Die letzte Frage war an Loser gerichtet, welcher nahe genug gestanden hatte, daß er das Gespräch der Hauptsache nach auffangen konnte, und welcher nun, als eben das Pferd anziehen wollte, rasch an das Fuhrwerk herantrat mit der Bitte, ob er für eine kleine Vergütung nicht mit nach Aix fahren dürfe.

„Wie kommen Sie zu dieser famosen Narbe quer über die Nase?" fragte etwas mißtrauisch der Bäckermeister.

„Die verdanke ich einem ver ... preußischen Husarensäbel im letzten Kriege!" lautete die Antwort.

„Dann steigen Sie ein, Herr, und zwar zu mir auf die Vorderbank. Das müssen Sie mir ausführlich erzählen. Charles, mach dem Herrn Platz! Siehst du, die heldenmütigen Verteitiger des Vaterlands muß man allzeit ehren."

So setzte sich Loser auf den Platz, den Frau Montmoulin vor einigen Stunden eingenommen hatte, und erzählte dem gutmütigen Bäckermeister so viele Heldentaten, die er angeblich im letzten Kriege verrichtet, daß er dessen Herz völlig eroberte. Herr Le Noir machte sogar in Aix einen bedeutenden Umweg, um den Helden mit der Narbe am Bahnhofe absteigen zu lassen. Weit entfernt, die kleine Vergütung von demselben anzu-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

nehmen, trat er sogar mit ihm an das Büffet, bestellte für beide ein Glas Bordeaux und trank auf das Wohl des heldenmütigen Vaterlandsverteidigers. Dann schüttelte er Loser die Hand und hörte noch, wie derselbe an den Schalter tretend mit lauter Stimme eine Fahrkarte nach Marseille verlangte, und wie man ihm erwiderte, es sei noch eine Stunde zu früh. Eine Viertelstunde später setzte Herr Le Noir die beiden Kinder am Hause ihrer Mutter ab und kehrte dann in gehobener Stimmung heim, den ganzen Abend von den Heldentaten dieses tapfern Lothringers mit der großen Narbe erzählend.

Inzwischen war Loser abermals an das Büffet getreten und hatte eine Reiseflasche voll Kognak nebst Mundvorrat gekauft, den er in seinen Taschen unterbrachte, war dann durch die Wartesäle geschlendert, wo er sich ebenfalls möglichst bemerklich machte, und hatte endlich nach Wiederholtem Anfragen seine Fahrkarte erhalten. Ärgerlich hatte der Beamte dem Manne mit der großen Narbe bemerkt, er solle sich einen Extrazug nehmen, wenn er so in Eile sei, und Loser hatte lachend geantwortet, wenn der Herr ihm das Geld vorstrecke, nehme er das Anerbieten eines Extrazuges mit Freuden an, da ihm allerdings viel daran liege, möglichst rasch nach Marseille zu kommen. Nun nach einer weiteren Viertelstunde und nachdem Loser abermals eine Reihe von Angestellten mit Fragen behelligt hatte, wurde der Marseiller Zug endlich abgerufen, und der Küster drängte sich mit einer Schar anderer Passagiere nach den Wagen des überfüllten Zuges. „Weiter hinten ist noch Platz!“ riefen die Schaffner, und er eilte mit andern von dem hell erleuchteten Bahnsteige nach der angegebenen Richtung wo nur wenige Lampen brannten. „Geschwind!“ rief ein Schaffner, „hier ist noch Platz“, und schob den Küster, dessen Narbe ihm ebenfalls auffiel, das Billet coupierend, in einen der letzten Wagen. „Wir haben heute wenig Zeit“, sagte der Mann und schloß hinter Loser und anderen Neueingestiegenen den Wagen. Dann eilte er an eine andere Tür, die Billette abfordernd. Schon zog pfeifend die Lokomotive an. Während aber die Leute in dem überfüllten Coupe sich einen Platz zu erobern suchten, huschte Loser in dem Wirrwarr unbemerkt aus dem Zuge, der sich langsam in Bewegung setzte, und es gelang ihm, zwischen den Wagenreihen anderer Züge, ohne Aufsehen zu erregen, im Dunkel zu verschwinden.

„So“, sagte er aufatmend, „das ist ja alles nach Wunsch gegangen! Und nun soll mir jemand beweisen, ich sei heute nacht in St. Viktoire gewesen. Wenigstens zwei Dutzend Zeugen will ich stellen, daß ich mit dem Nachtzug nach Marseille fuhr. Es wird sich zwar kein Schaffner des Zuges erinnern, mich auf der Fahrt gesehen zu haben; aber das bedeutet bei einem so überfüllten Zuge wenig. Jedenfalls kann der erste Verdacht nicht auf mich fallen, und inzwischen bin ich mit dem Gelde über alle Berge. Es handelt sich jetzt nur darum, ungesehen nach St. Viktoire zurückzukommen. 9 Uhr“, bemerkte er noch mit einem Blicke auf die erleuchtete Bahnhofuhr; „ich kann bis Mitternacht leicht im Kloster und lange vor Tagesanbruch mit meiner Beute in Sicherheit sein.“ Dann wandte er sich den fast dunklen Gassen der Vorstadt zu und erreichte unbeachtet das Freie.

Die offene Straße vermeidend, eilte Loser rüstigen Schrittes nach St. Victoire zurück. Er hatte das Dorf beinahe erreicht, als der Mistral den ersten Regenschauer brachte. Unter einem offenen Schuppen suchte er Schutz und wollte etwas besseres Wetter abwarten. Als aber die Kirchenuhr 12 Uhr schlug, sagte er sich: „Ein paar Regentropfen ist die Beute wohl wert!“ und schlich durch Sturm und Regen dem alten Kloster zu. „Ein Gutes hat das Unwetter“, tröstete er sich, „ich werde keinem Menschen in der Dorfgasse begegnen.“

Wirklich kam er ungesehen an das weitläufige Gebäude, schlich sich um dasselbe herum zu einem Gartenpförtchen, das immer offen stand, und kam so an die hohe Mauer, welche das von Kirche und Kloster auf drei Seiten umschlossene Viereck absperrte. Das Tor, welches hier vom Garten in den Klosterhof führte, war freilich immer geschlossen und versperrte den Weg zum Kreuzgang und zur Hintertüre. Doch das kümmerte Loser wenig; wußte er doch an der Schmalseite des Erdgeschosses ein zerbrochenes Fenster, durch welches er vom Garten aus mit leichter Mühe in die alte große Klosterküche einsteigen konnte, die jetzt zeitweilig als Ölpresse benutzt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Brüderkandidaten dem Rufe der Gnade folgen und sich dem heiligen Werke der Mission weihen.

Hochw. Vater Joseph Kammerlechner reiste mit zwei Missionsbrüdern im Monat Dezember in die Mission nach Mariannhill ab, begleitet von den Glück- und Segenswünschen der Mitbrüder, Freunde und Bekannten. Mögen sie im Dienste der Heidenmission segensreich wirken lange Jahre. Der Herr wird ihr übergroßer Lohn sein.

Das Missionsseminar Pius X. in Mariatal wird keine Theologen der Kongregation mehr weiterausbilden, sondern sich allmählich in ein Eingeborenen-Priesterseminar umstellen. Eine vorbereitende Missionsschule für studierende einheimische Knaben und Jünglinge besteht schon einige Jahre in Mariatal.

Der Priesternachwuchs der Mariannhiller wird nun vollständig in den europäischen Seminarien der Genossenschaft herangebildet. Der Studienfond, Werk des heiligen Paulus, zur Heranbildung unbemittelter Knaben zum Missionar in unserer Genossenschaft, wird wärmstens empfohlen. Gaben unter diesem Titel nehmen alle unsere Vertretungen entgegen.

Eine **Merkwürdigkeit** dürfte wohl alle unsere Freunde interessieren, nämlich, daß das Noviziatshaus St. Paul, in dem die jungen Brüder und Studierenden in besonderer Weise auf ihren hohen Beruf vorgebildet werden, überhaupt keine Kapelle im eigentlichen Sinne besitzt; denn das was jetzt als Kapelle dient, ist ein ehemaliger Maschinenraum. Je nach Größe der Gemeinde wurde die sog. Kapelle verlegt, so einmal in den Raum der früheren Schneiderwerkstätte, oder der ehemaligen kleinen Druckerei. Es wäre wirklich würdiger, wenn ein eigentlicher Kapellenbau auch den frommen und opferbereiten Insassen von St. Paul beschert würde. Dieser Notbehelf dauert schon über 16 Jahre. Der Grund ist leicht zu erraten. Es fehlt an Mitteln. Wer möchte Bausteinchen liefern oder Bausteine?

Dürfte man hoffen auf großmütige Unterstützung unserer Freunde? Des dankbaren Gebetes aller Mariannhiller, die in St. Paul ihr Noviziat gemacht haben es noch machen und machen werden, darf jeder Wohltäter bestens versichert sein.

Gottes Ährenlese

Am 26. Oktober letzten Jahres ging **Br. Alexius Mühlan** in Mariannhill zur ewigen Heimat ein. Er stand im 65. Lebensjahre und im 40. seiner Ordensprofeß. In ihm verliert die Mission einen lieben, treuen Mitarbeiter. Am schwersten aber empfinden den harten Verlust die Eingeborenen. Ihnen war der Verblichene ein gütiger Helfer in körperlichen Nöten besonders. In ihren Krankheiten gingen sie zu ihm und ließen ihn an ihr Krankenlager rufen. In bereitwilligster Weise war er ihnen zu Diensten und tat für sie, was er konnte. Aber auch Hilfe für die Seele brachte er und bereitete manchen Eingeborenen auf sein letztes Stündlein vor. Er sorgte für den Arzt und den Priester. Er war ein Krankenpfleger voll Hingebung und Opfergeist. Daneben hatte er ein sonniges Gemüt und pflegte mit rührendem Fleiß die Blumen im Garten der Krankenhäuser. Nicht nur auf Mariannhill selbst und Umgebung sondern auch weit darüber hinaus erstreckte sich sein Krankendienst. So stieg er denn zu Pferd um seine Krankenbesuche zu machen. Bei einer solchen Tour an einem sehr heißen Tage überanstrengte er sich. Er bekam die Influenza, aber er achtete nicht weiter darauf und setzte seine Arbeiten mit gewohntem Eifer fort. Da trat eine Lungenentzündung hinzu. Aber auch jetzt wollte er noch nicht zum Arzte gehen. „Er wird mich ins Bett schicken und wer wird dann meine Blumen pflegen," sagte er. Als er endlich nachgab, war es zu spät. Der Tod nahte, aber er hatte für ihn keine Schrecken.

Wie St. Franziskus grüßte er den „Bruder Tod", der heimführt das Kind Gottes, auf demselben Weg, den Christus unser Herr gegangen.

Beim Glanze der Abendsonne trugen ihn seine Mitbrüder am Abend des 27. Oktober 1926 zu Grabe. Unter Gebet und Trauergesängen der Mitbrüder und eingeborenen Christen wurde die irdische Hülle der Erde anvertraut, wo sie dem Weizenkorne gleich ruht bis zum Auferstehungstage. Im Dienste der Barmherzigkeit schied er von hinnen und Barmherzigkeit wird er vom lieben Gott erwarten dürfen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Briefauszüge

Cannstatt: Zum Dank für erlangte Hilfe sende ich zu Ehren der lieben Mutter Gottes und des hl. Antonius Almosen.
Geiselbach: Herzinnigen Dank U. L. Fr. vom hlst. Herzen Jesu, dem hl. Joseph, dem hl. Judas Thaddäus und der hl. Theresia durch deren Fürbitte ich gute Exerzitien machen konnte und in verschiedenen Anliegen Hilfe erlangte.
Frauenfeld: Dem hl. Joseph herzlichen Dank für wunderbare Hilfe in schweren Anliegen. Veröffentlichung im Vergißmeinnicht war versprochen.
Bern: Durch die Fürbitte der hl. Engel, des hl. Aloysius und des sel. Nikolaus von der Flüe, ist in großem Anliegen geholfen worden. Gott und den Heiligen sei Lob und Dank.
Willisau: Der hlst. Mutter Maria und dem hl. Benedikt sage ich meinen größten schuldigen Dank. Bei einem Brandunglück wäre ein 15jähriger Sohn ohne deren Hilfe unglücklich verbrant.
St. Gallen: Herzlichen Dank dem hl. Antonius, dem hl. Judas Thaddäus und der hl. Theresia vom Kinde Jesu, für Erhörung in einem schweren Anliegen.
W. in E.: Dank den hlst. Herzen Jesu und Mariä, dem hl. Joseph, dem hl. Judas Thaddäus und dem hl. Antonius für gnädige Hilfe. . . . Fr. für ein Heidenkind.
Dolberg-St. Valentin: Dank dem hl. Antonius, hl. Judas Thaddäus und der lieben Gottesmutter Maria für Hilfe in verschiedenen schweren Anliegen.
St. Johann i. Saggauthal: Dank den hlst. Herzen Jesu und Maria, dem hl. Joseph und der kleinen hl. Theresia vom Kinde Jesu für besonderen Schutz.
Pischelsdorf: Dank dem hlst. Herzen Jesu und Maria, dem hl. Joseph für erlangte Gesundheit.
Prebuch b. Gleisdorf: Dank den hlst. Herzen Jesu und Maria, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius von Padua für Erhörung in schweren Anliegen.
Wels, O. Ö.: Als Dank für die Fürbitte des hl. Joseph in schwerem Anliegen . .S.
New Haven, Conn: . . . Sch. als Dank dem hl. Antonius und der lieben Mutter Gottes für erhaltene Gesundheit.
N. N. In großer Not nahm ich meine Zuflucht zum hl. Herzen Jesu, zum hl. Joseph, zum hl. Judas Thaddäus, zum hl. Antonius, zur kleinen hl. Theresia und versprach Veröffentlichung; zum Danke lege ich Almosen bei.
Madelia, Minn.: Dank dem hl. Ignatius und dem hl. Antonius für erlangte Hilfe in mehreren Anliegen. Anbei . .Sch. zur Taufe eines Heidenkindes auf den Namen Ignatius Antonius.
Bellingham, Wash. Innigen Dank dem hl. Herzen Jesu, Maria von der immerwährenden Hilfe, dem hl. Antonius, hl. Joseph und den armen Seelen für Erhörung in mehreren schweren Anliegen.
Kewaskum, Wis.: Dank dem hl. Joseph für Erhörung in einem Anliegen Anbei . . . Sch. zur Taufe eines Heidenkindes.
Holzkirchen: Für Erhörung in besonderem Anliegen . . . Mark.
Oberwittighausen: Dank der lieben Muttergottes, dem hl. Joseph und dem hl. Antonius für Hilfe in einem Nervenleiden.
Wulfertshausen: Dank dem hl. Joseph für Hilfe in Krankheit.
Ludwigsburg: Durch die Fürbitte der hl. Familie, des hlst. Herzens Jesu, des hl. Antonius, Judas Thaddäus, der hl. Theresia vom Kinde Jesu und der hl. Kreszentia fand ich Hilfe in zwei großen Anliegen.
Anna: Da ich in schweren Anliegen den hl. Antonius um Hilfe gebeten hatte und Erhörung gefunden, komme ich meinem Versprechen nach und sende . . . Lire.
Bl.: Herzlichen Dank der lieben Mutter Gottes, dem hl. Joseph und Antonius, der hl. Theresia vom Kinde Jesu, der hl. Philomena und allen Heiligen für Hilfe in schwerer Krankheit.
Günzburg: Mein Mann erkrankte schwer an innerer Blutvergiftung, daß man das Äußerste befürchten mußte, was auch die Ärzte sagten. Ich nahm die Zuflucht zum hl. Joseph, hl. Antonius und hl. Judas Thaddäus und opferte für ein Heidenkind. Der Zustand meines Mannes besserte sich von Tag zu Tag und ich hoffe, daß er bald genesen wird.
Marienbach: Dem hlst. Herzen Jesu, der lieben Mutter von der immerwährenden Hilfe, dem hl. Judas Thaddäus, dem hl. Antonius, der hl. Theresia vom Kinde Jesu sei innigst Dank gesagt für Erhörung in schwerer Bedrängnis, für Hilfe in Krankheit und materiellen Anliegen. Dank dem hl. Antonius für Wiederfinden einer wertvollen Brille.
Mais-Alta: Dank dem hlst. Herzen Jesu, der schmerzhaften Mutter Gottes, dem hl. Joseph und hl. Antonius und den andern lieben Heiligen, die ich angerufen für Hilfe in schwerer Krankheit und in verschiedenen anderen Fällen. Nochmals inniger Dank und . . . Lire zur Taufe von Heidenkindern.
N. N.: Dank der allerseligsten Jungfrau, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius, dem hl. Klemens und den armen Seelen in einer Verdienstangelegenheit.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Memento

Pittsburgh, Pa.: Emma Beck. Egg: Anna Kohler. Bütthard: Michael Schefkenbach. Würzburg: Greta Troll. Brämois: Albert Fraß. Muotathal: H. H. Pfarrer Dr. Schmid (Großer Wohltäter) Leipzig: Josepha Kruczkowski. Schirgiswalde: Agnes Schoeps. Saulgau: M. Hermanutz. Wolkenstein: Rosina Senoner. Kelheim: Rosa Jungermayr. Tauberbischofsheim: Sannchen Anniser. Eggolsheim: Konrad Knorr, Barbara Pfister. Kirchahorn: Andreas Richter. Allfeld: Ernst Albert, Franziska Albert. Sigist: Maria Wagner.

Gebetsempfehlungen

Um guten Ausgang eines Prozesses und um baldige Auffindung einer Anstellung als Knecht in der Landwirtschaft.
Würzburg. Um eine Anstellung.
Baron: Ein Familienanliegen.
Mehrere Familien in drückendster Not werden dringend dem Gebete empfohlen.
Eine arme verlorene Seele bittet um inständiges Gebet, daß ihre Seele Rettung finde. Maria, Mutter der Schmerzen erflehe ihre Bekehrung. P. K.

Empfehlenswerte Bücher

Handbuch der Liturgie für Kanzel, Schule und Haus. Von P. Alfons Neugart. Bd. I. Die heiligen Zeiten. Mit farbigem Titelbild und 9 Einschaltbildern aus dem Beuroner Kunstverlag. 171 Seiten. Broschiert *RM* 4.— Gebunden *RM* 5.— Verlagsanstalt Benziger & Co. A. G. Einsiedeln.

Dieses „Handbuch der Liturgie" behandelt in zwei Abteilungen die liturgische Feier der Erlösung. Künstlerisch hochstehende Bilder erhöhen des Wert des Buches wesentlich.

„Kohlen vom Osterfeuer heimtragen." Worte der Liebe zum Elternherzen von Fürstbischof Kardinal A. Bertram. Katholische Schulorganisation Düsseldorf, Reichsstr. 20.

Mögen die Worte des Kirchenfürsten weit über die Grenzen der katholischen Familie gehört werden, zum Nutz und Frommen von Gesellschaft und Familie.

Katholische Volksbibel. Übersetzt und ausgewählt von Dr. Alfons Heilmann. Mit 44 farbigen Bildern von Professor Gebhard Fugel. Buchschmuck von K. Köster. 34.-44. Tausend. Verlag Joseph Kösel & Friedrich Pustet K. G. München. Der Preis für den Ganzleinenband (Einband in Kirchenviolett mit reicher ornamentaler Goldprägung) beträgt 36 Mark und ist in Anbetracht der herrlichen Ausstattung außergewöhnlich niedrig. Die Ausgabe in Ganzlederprachteinband (für Geschenkzwecke) kostet 60 M.

Theresien-Kinder-Kalender 1927. Ein Jahrbuch für die liebe Jugend, insbesondere für die Mitglieder des Theresien-Kinder-Vereins. Von D. W. Mut. Erster Jahrgang, ca 100 Seiten stark mit vielen mehrfarbigen Bildern. Preis 50 Pfennig. Bei 10 Stück ein Freiexemplar — ab 5 Stück portofrei! Salesianer-Verlag, München 7.

Theresien-Abreißkalender 1927. Mit einem Ausspruch der hl. Theresia für jeden Tag des Jahres. Preis *RM* 1.25. Verlag der Schulbrüder, Kirnach-Villingen, Baden.

Die große Zahl der Verehrer und Verehrerinnen der hl. Theresia vom Kinde Jesu wird freudig nach diesem Abreißkalender greifen.

Pius XI. — Die Ansprachen an die deutschen Pilger im Jubiläumsjahr 1925. Herausgegeben von Dr. jur. et phil. E. Klee, Gesandschaftsrat an der deutschen Botschaft beim Vatikan in Rom. Mit einem Geleitwort von P. Max Kassiepe O. M. I. gr. 8°(XII u. 134 S.; 1 Bild.) Freiburg i. Br. 1926, Herder. Kartoniert M. 4.—; gebunden in Dermatoid M. 5.—

Das Äußere des Buches ist seinem erhabenen Inhalt angepaßt. Die väterlichen Worte des Papstes wenden sich an alle Kreise und sind geeignet, das ganze deutsche katholische Volk zu ergreifen. Den Rompilgern selbst sind sie das wertvollste Andenken.

Das Veilchen aus dem Taubertale. Kurzes Lebensbild der ehrw. Mutter Mauritia Eck aus der Kongregation der Franziskanerinnen vom hl. Märtyrer Georg zu Thuine Diözese Osnabrück. Von einer Schwester dieser Kongregation mit einem Vorwort von Dr. Wilhelm Berning von Osnabrück. 202 Seiten Oktav. 1 Titilbild, 8 Einschaltbilder. Leinen geb. Mk. 2.80. Franziskus-Druckerei Werl, Westfalen.

Maurita Eck ist in ihrer Eigenart als demütige, emsige Magd Gottes gut herausgearbeitet. Aber ihrem Leben liegen der Hauch der Bescheidenheit und die Schatten des Kreuzes.

Alle Bücher aller Verlage können bezogen werden durch den St. Josephs-Verlag, Reimlingen (Bay.)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Gibt's auch heute noch Teufel?"

Keine Schauergeschichte, sondern eine äußerst lehrreiche, spannende Erzählung über Satans Macht und Wirken im Herzen zweier Zulumädchen in den letzten Jahren. **Freunde, Förderer,** vertreibt dieses Büchlein in Massen, es trägt bei zum christlichen Wiederaufbau der Familien. 94 Seiten. 50 Pfennig.

Am rinnenden Bronnen

von Betty Schneider. Ein echtes tiefes Mädchenbuch, viel gelesen und beachtet. Skizzen und Erzählungen sind recht tief empfunden und bieten edle, reine Seelenfreuden für die Leser. 236 Seiten. *RM* 2.60

„Unter dem Kreuz des Südens"

Band 1. Aus Tschakas blutigen Tagen.

Wer die Erzählung zu lesen angefangen hat, wird sie schwerlich aus der Hand legen, bis er mit der letzten Seite fertig ist. Der reiferen Jugend sei das Buch besonders empfohlen. Siehe „Kath. Missionen" S. 391.) 190 Seiten. *RM* 1.65.(Preis ermäßigt.)

Band 2. Die Mariannhiller Mission.

Pater Ludwig Tremel bietet uns hier einen Einblick in den Werdegang der Mariannhiller Mission, einer der stärksten deutschen Missionen im Heidenland. Missionspflicht uund Missionsberuf sind klar und anschaulich dargelegt und muntern auf zur Nachfolge im Weinberge des Herrn. 64 Seiten. Auf feinstem Papier *RM* 0.50.

Gebetbücher

sind in reichster Auswahl vorhanden: Himmelsleiter, Armenseelenfreund, Nothelferbüchlein, Antoniusbrot, Meßopfer und Kommunion.

St. Josephs-Verlag Reimlingen Bayr.-Schwaben

Dr. J. Häusle's

Haimakainizon

schaft neues Leben und wird mit bestem Erfolge seit über 20 Jahren verwendet bei Stoffwechselstörung, Arterienverkalkung. Nierenleiden, Nervenschwäche. Vollständig unschädlich. Preis einer Kur, einen Monat ausreichend, *RM* 6.60. Zu beziehen durch:
Missionshaus St. Joseph, Reimlingen (Bay.)

Ebenso wirkt ganz vorzüglich und schmerzstillend dessen **Universal-Heilsalbe**

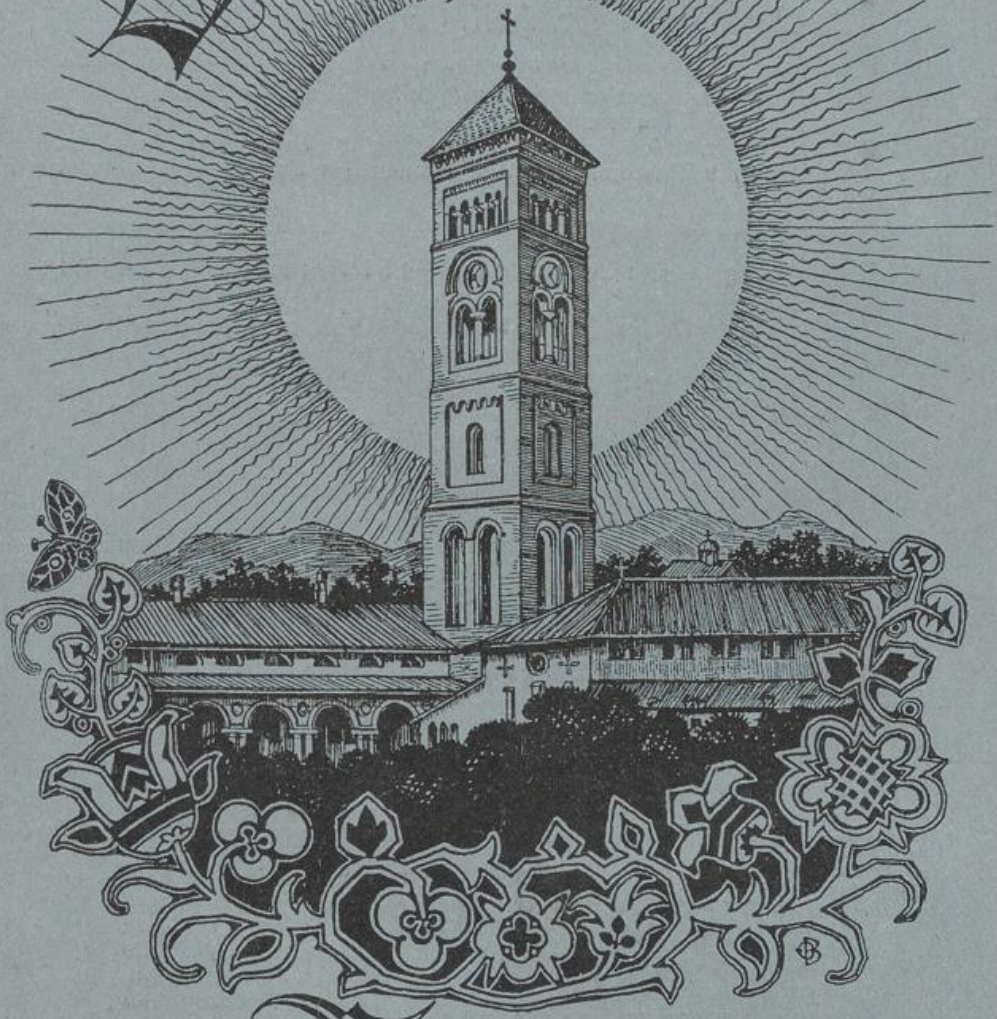
Myrisma

bei Entzündungen der Haut, Eiterbildung, schwer heilenden Wunden, Verbrennungen, Flechten, Neuralgien, Krampfadern und Vehnen, Hämorrhoiden, Insektenstiche, Frostbeulen und Schrunden. Gänzlich giftlos. Preis einer Tube *RM* 1.50. Verlangen Sie Gratisbroschüre. **Myrisma** sollte in keinem Haushalte fehlen und stets zur Stelle sein. **Myrisma erzielt oft verblüffend rasche Heilwirkung,** meist in hartnäckigen Fällen, wo andere Mittel versagen. Zu beziehen durch:
Missionshaus St. Joseph, Reimlingen (Bay.)

Nachdr. sämtl. Original-Artikel verboten, bei vorausgeh. Übereinkunft gerne gestattet.
Verantwortl. Redakteur P. D. Sauerland, Missionshaus St. Paul, Walbeck Rhld.
Druck und Verlag der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bayr.-Schw.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht



Zeitschrift der Mariannhiller Mission Südafrika

Nr. 3 März 1927 45. Jahrgang

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern

Für die Abonnenten des „Vergißmeinnicht" als Wohltäter unserer Mission werden täglich in der Klosterkirche zu Mariannhill zwei, oft drei heilige Messen gelesen.

Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius XI.

Das Vergißmeinnicht erscheint monatlich und kostet jährlich für Deutschland 2 Mark, für Österreich 3.50 Schilling, für Schweiz und Liechtenstein 3 Franken, für Südtirol (Italien) 15 Lire, für Elsaß-Lothringen, Belgien, Luxemburg 20 Franken, Jugoslawien 35 Dinar, für Tschechoslowakei 20 Kronen, für Ungarn 40 000 Kronen, für Rumänien 93 Lei.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen sind zu richten

für Süddeutschland, Tschechoslowakei, Elsaß-Lothringen, Italien:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Würzburg, Pleicher-Ring 3
Postscheckkonto Nürnberg 194

für Rheinland, Westfalen und Luxemburg:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Köln, Brandenburgerstr. 8
Postscheckkonto Köln 1 652

für Schlesien und Norddeutschland:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Breslau IX, Sternstr. 52 p
Postscheckamt Breslau 15 625

für Österreich, Ungarn, Tirol, Vorarlberg, Jugoslawien und Rumänien:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Linz a. D., Steingasse 23 a
Postsparkasse Wien 24 847, Budapest 19 814

für Schweiz und Liechtenstein:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Altdorf (Ct. Uri)
Postscheckkonto Luzern VII 187

Laienbrüder

Junger Mann! Wenn **Gott** Dich ruft vom Pfluge **oder** Handwerk zum Heilswerk **der** Heidenmission als Laienbruder, so verschließe dein Herz nicht dem sanften Zug und Drang der Gnade. Bete zum heiligen Joseph um Erkenntnis des Berufes und schreibe zwecks Aufnahme vertrauensvoll an den

Hochw. Herrn P. Provinzial Ludw. Tremel St. Joseph Reimlingen
Bayr.-Schwaben

Für Afrika

Brave u. gesunde, sittenreine **Knaben und Jünglinge vom** 14. — 18. Lebensjahr können als Schulentlassene hier **als Aspiranten** sich vorbereiten. In Landwirtschaft od. Handwerk sich **Kenntnisse** sammeln, um später **als Laienbrüder die Missionare zu unterstützen.** Eintritt **am 1. Mai.** Keine Pension. Schulzeugnis, Pfarrzeugnis senden mit der Bitte um Aufnahme an

P. Superior Missionshaus St. Joseph Reimlingen Bayr.-Schwaben

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Aus Welt und Kirche

Die Gesamtzahl der Katholiken der ganzen Erde beträgt nach den neuesten statistischen Angaben: 324 328 000
Europa: 190 779 000
Amerika: 112 790 000
Asien: 15 416 000
Afrika: 3 273 000
Australien: 2 070 000

Rückkehr des Kreuzes in die kanadischen Gerichtssäle. In einer Versammlung der Anwaltschaft der kanadischen Provinz Quebec wurde beantragt, daß das Kreuz in allen Verhandlungssälen angebracht werde. Der Antrag wurde angenommen und sofort durchgeführt. Ebenso wurde das Kreuz im Polizeigerichtshof und im Obersten-Gerichtshof angebracht.

Wieviel Jesuiten gibt es augenblicklich? Die Gesellschaft Jesu hat im Jahre 1926 ungefähr die Zahl von 20 000 Mitgliedern erreicht. Seit der Gründung des Ordens im Jahre 1540 sind 750 000 Mitglieder im Orden gestorben. Davon wurden 14 heilig und 201 selig gesprochen, darunter ein heiliger und 23 selige Laienbrüder. In den fernen Missionen sind heute mehr als 4000 Jesuiten tätig.

Der engl. Katholizismus im Wachsen. Im Laufe des vergangenen Jahres sind allein in einer Pfarrei Londons 1727 Protestanten zur hl. Kirche zurückgekehrt Ganz besonders erfreulich ist, daß ein erstaunlich hoher Prozentsatz von Konvertiten sich aus den gehobenen, geistigen Mittelschichten rekrutiert.

Die katholische Kirche in Australien zählt gegenwärtig auf dem Kontinent 1413 Priester, 813 Laienbrüder und 1103 Nonnen. Alljährlich werden etwa 200 neue Priester geweiht. In der Hauptstadt Australiens soll der nächste eucharistische Weltkongreß stattfinden. —

Jüdische Konversionen. Die Zahl der jüdischen Konversionen in Polen, Rußland und Ungarn beträgt nach dem Kriege etwa 60 000. Die Ursache wird wohl bei vielen die Angst vor Verfolgungen sein.

Die Entwicklung der Freimaurerei. Im Jahre 1911 zählte die Freimaurerei in den europäischen Staaten in 6 383 Logen insgesamt 383 219 Brüder. Bis zum Jahre 1925 ist die Zahl der Logen 7 760 mit 576 324 Mitgliedern angewachsen. Außerhalb Europa gab es 1911 insgesamt 16 730 Logen mit 1 636 872 Brüdern; 1925 bereits 19 322 Logen mit 3 497 920 Brüder. Die Freimaurerei hat nunmehr in 27 082 Logen 3 774 244 Mitglieder organisiert, was auf eine bedeutende Ausbreitung in diesen letzten Jahren hinweist.

Einen Einblick in das französische Familienleben. Von 11 669 000 Familien sind 1 930 000 kinderlos, 3 668 000 haben ein einziges Kind, 2 776 000 zwei Kinder, 1 140 000 drei und 2 176 000 mehr als drei Kinder.
Im Jahre 1922 waren von 810 324 Staatsangestellten 200 000 unverheiratet, 280 000 verheiratet, aber kinderlos, 184 426 hatten ein Kind, 94 909 zwei und mehr Kinder. Besonders bemerkenswert ist, daß in 53 katholischen Seminarien 3887 Seminaristen aus Familien stammten, die zusammen 18 389 Kinder aufwiesen. Dies bedeutet, daß die positiv katholischen Familien im Durchschnitt 5 Kinder zählen.
Im Jahre 1885 gab es in Frankreich 4123 Ehescheidungen, im Jahre 1910 14 261 und im Jahre 1923 bereits 23 599. Es kommen also heute auf etwa 100 Ehen mehr als 7 Scheidungen.

Einige Zahlen über den Bierkonsum in Deutschland. Es gibt insgesamt etwa 10 000 deutsche Bierbrauereien und Mälzereien. Die Brauerei-Industrie ist die zweitgrößte Industrie Deutschlands, etwa 2 Milliarden Reichsmark sind in ihr als Kapital festgelegt. Es dürfte dies ungefähr ein Zwölftel des in der gesamten deutschen Industrie arbeitenden Kapitals sein. Gegenwärtig werden jährlich ungefähr 160 000 000 Hektoliter Bier erzeugt; nur ein Hunderstel davon wird exportiert. Die jährlich erzeugte Bierquantität stellt einen Wert von eineinhalb Milliarden Mark dar. Ungefähr 100 000 Arbeiter und Angestellte sind in der Brauindustrie Deutschlands beschäftigt; nimmt man dazu noch die Hilfsindustrie, so beziffert sich die Zahl der Beschäftigten auf ungefähr 600 000. Für die Löschung des Durstes ist somit hinlänglich gesorgt in Deutschland. Die Schweizer haben Gelegenheit in insgesammt 23 781 Wirtschaften in der Schweiz ihren Durst zu löschen.

Im Schnapsverbrauch steht die Schweiz mit 7,5 Liter pro Kopf an der Spitze aller Länder. Frankreich weist nur einen Verbrauch von 4,64 Liter auf, Deutschland 2,49 Liter, England von 2,17 Liter, Italien von 2,13 Liter und Belgien von 2,27 Liter.

Das Reichsschulgesetz, das für die katholischen Schulen und überhaupt für die konfessionelle Schule von solch großer Bedeutung war, ist mit dem Sturze des Kabinetts Marx kurz vor Weihnachten 1926 wieder einmal ins Wasser gefal-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

len. Sobald die Katholiken sich auf andere Hilfskräfte verlassen, fallen sie herein. Wann kommt es in Deutschland einmal zu einer „katholischen Union?"

Beichtgeheimnis und Justiz. Der Guardian der Franziskaner in Kremnice, Tschechoslowakei, wurde von einem „Beichtkinde" angezeigt, er habe die Sokolvereine als katholikenfeindlich in der Beichte erklärt. Das Gericht verurteilte den Pater zu 9 Tagen Gefängnis. Dieser trat die Strafe sogleich an.

Gegen das unsittliche Theater in Italien wird von der Regierung energisch Front gemacht. Grund dafür gab eine Reihe unsittlicher Vorführungen in Rom und Padua. Die Präfekten sind strenge angewiesen, auf alles zu achten, was die Sittlichkeit verletzt. Das sollte man einmal anderswo verlangen, wo jede schmutzige Ausschweifung gleich für „Kunst" erklärt wird, nämlich für die „Kunst Geld zu machen."

Der Zug zur heiligen Kirche. Der Herzog von Malborough ist vom Anglikanismus zur katholischen Kirche zurückgekehrt. Die norwegische Schriftstellerin Lund Maradj ist in Neapel vom Luthertum zur heiligen Kirche übergetreten. Kardinal Frühwirth firmte in Rom die gefeierte Schweizer Bühnen- und Romanschriftstellerin Marg. v. Gottschall, die anläßlich einer Pilgerreise nach Assisi bewogen wurde, den katholischen Glauben näher kennen zu lernen und dann in Chur konvertierte.

Rom. Wie konsequent und entschieden der heilige Vater die **unsittliche Frauenmode** bekämpft, geht neuerdings aus einem Schreiben hervor, daß er an den Kardinal-Erzbischof Schulte von Köln, in dessen Diözese die Zentralstelle des **Kath.-Deutschen Frauenbundes** ist, gerichtet hat. Er schreibt da: „Beim Durchlesen des Jahresberichtes des Katholischen Deutschen Frauenbundes, der Uns kürzlich zugesandt wurde, haben Wir einen außerordentlichen Herzenstrost empfunden. Konnten wir doch aus ihm ersehen, wie sehr sich dieser Bund mit aller Kraft, sei es in öffentlichen Versammlungen, sei es durch geeignete Schriften, dafür einsetzt, die **Reinheit der Sitten,** die durch das Treiben verdorbener Menschen offenbar immer mehr leidet, zu erhalten und zu schützen. Um sein Ziel wirkungsvoller zu erreichen, betreibt er vor allem mit Eifer den Kampf gegen die sich fast überall breit machende verwerfliche **Unsitte der heutigen weiblichen Kleidermode.** Es ist ja gewiß überaus schmerzlich und beklagenswert, daß die Kleidung, die zunächst den Zweck hat, den Körper zu bedecken, in unserer Zeit, da so viele Frauen ihre Frauenwürde vergessen, oft genug nur dazu dienen soll, die Schamhaftigkeit freventlich zu verletzen und allen, besonders den Jugendlichen, Anlaß und Anreiz zur Sinneslust zu sein. Deshalb ließen Wir auch keine Gelegenheit vorübergehen, ohne auf diese Quelle von Unheil offen hinzuweisen und ein solch schmachvolles Benehmen kraft Unserer Apostolischen Autorität anzuklagen und ihm nach Kräften zu wehren. Unsere Mahnungen und Vorhaltungen haben die dem christlichen Volke vorgesetzten Hirten auf dem ganzen katholischen Erdkreis mit tiefem Verständnis aufgenommen und tatkräftig weitergeleitet; besonders waren es die **deutschen Bischöfe,** die bald einzeln, bald gemeinsam mit allem Nachdruck Unsere Absichten und Vorsätze zur Ausführung zu bringen suchten. Deshalb kämpft auch jener Bund durchaus für den Sieg einer Sache, mit der wirkliche Besserung der Sitten und Wachstum erprobter christlicher Tugend aufs engste verbunden sind. **Wir fordern den Katholischen Frauenbund nachdrücklich auf, mit aller Energie weiter wie bisher an der Lösung seiner so überaus wichtigen Aufgabe zu arbeiten,** und erflehen inständig von Gott dem Herrn, er wolle mit seiner Gnadenhilfe allen Mitgliedern beistehen und ihr begonnenes Werk und ihre Arbeiten gnädig segnen."

Exerzitienkalender 1927

des Antoniusheimes in Vierzehnheiligen
(Post Lichtenfels).

März

5. — 9. für Burschenvereine
17. — 21. für Männer
22. — 26 für Frauen

April

15. — 18. für Kongreganistinnen
26. — 30. für Kongreganistinnen

Mai

3. — 7. für Handelsgehilfinnen und Beamtinnen
9. — 13. für Pfarrhaushälterinnen
17. — 21. für Kath. Frauenbund

Juni

31. Mai — 4. Juni für Jungfrauen
21. — 25. für gebildete Damen

Juli

5. — 9. für Jungfrauen
12. — 16. für Handelsgehilfinnen und Beamtinnen
19. — 23. für Lehrerinnen
25. — 29. für Priester

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht
Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission
Nr. 3 März 1927 45. Jahrgang

Unter der Palme

Wo im Wüstensand die Palme
Einsam rauscht im Abendwinde,
Unter Blumen an der Quelle
Sitzt die Mutter mit dem Kinde.

Freundlich grüßen all' die Halme,
All' die Blumen an der Quelle:
Gottes Engel, die sie führten,
Zeigten ihr die Ruhestelle.

Mit der Mutter sonnenlichten
Losen Locken spielt der Knabe;
Sinnend, sorgenvoll zur Seite
Lehnt ein Mann am Wanderstabe.

Aus der Heimat in die Fremde
Flohn sie, um vor grimmen Schergen
Ein geliebtes, teures Leben,
All' das Heil der Welt zu bergen.

Und der Mann, der treue Pfleger
Breitet Decken, weich und linde;
Linde Worte leise flüsternd,
Ruht die Mutter mit dem Kinde.

Und es dunkelt schon, die Sterne
Weben schon den nächt'gen Reigen;
Auf der unermeß'nen Öde
Liegt der Wüste tiefes Schweigen.

Ihre Balsamdüfte hauchen
All' die Blumen an der Quelle,
Mit den Halmen, die sich neigen,
Lispelt heimlich Well' an Welle.

Durch die Palme geht ein Schauern,
Ist es sehnsuchtsvolle Klage?
Ist es schmerzliches Erinnern
An vergang'ne Frühlingstage?

Ob in sel'gem Traum die Blätter
Von verlor'nem Heile reden,
Von der fernen, gnadenvollen,
Schönen Unschuldszeit in Eden?

Zeit des Heiles, Zeit der Gnade,
Wenn du kehrst, wann kehrst du wieder?
Von den Zweigen auf die Waller
Tropft der Tau wie Tränen nieder.

Oben wandeln stille Sterne,
Unten säuseln weiche Winde,
Und, bewacht von Gottes Engeln,
Schläft die Mutter mit dem Kinde.

Aus „Marienblumen" von F. W. Weber.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Von Pater Dom. Sauerland, R. M. M.

Einiges über Ursprung und Geschichte des Zuluvolkes

Fortsetzung

II. Die afrikanische Rasse, ihre Herkunft. Die Bantus. Die Araber. Ost-Afrika, das Ophir des Altertums.

Haben wir in dem vorausgehenden Kapitel eine Verwandtschaft in unserer Negergeschichte behandelt, die ihren Ursprung in der Trennung der afrikanischen Rasse von jener Melanesiens und der Inseln des stillen Ozeans herleitet, so wollen wir im folgendem Kapitel uns mit der Geschichte der afrikanischen Rasse nach deren ersten Ankunft auf dem afrikanischen Kontinent befassen. Wie vorher, so können wir auch jetzt unsere Theorien nur auf die spärlichsten Tatsachen stützen.

Wir können nicht annehmen, daß die ursprünglich eingewanderte Rasse, die anfangs Afrika bevölkerte genau dieselbe war, welche heute dort wohnt. Wir können sie nicht mit einem der heute bekannten Namen bezeichnen. Nachdem aber das Land, von dem sie ausgezogen sind, von Gelehrten Lemuria genannt wurde, jener zwischen Afrika und Australien versunkene Kontinent, so können wir sie einfach Lemurier nennen. Unter den frühesten, die ankamen, könnte man eine dunkelhäutige Rasse nennen, deren starkentwickelte unschöne Gesichtszüge sie als die niedrigste der menschlichen Rasse kennzeichnen. Beweise einer solchen Rasse glaubt man in den überaus rauhen Gesichtszügen der Neger an der Küste von Guinea zu sehen, ebenso auch in den dunkelhäutigen Zwergrassen, die von Schweinfurth, Casati und Stanley in Zentralafrika entdeckt wurden. Es ist dies eine sehr kleine Rasse mit hervorstehenden Backenknochen mit leicht schokoladebrauner und manchmal rötlichbrauner Hautfarbe, dichtbehaartem Körper und mancherorts mit außergewöhnlichem, fast anormalem Kopf mit starkem Backenbart, mit einer Sprache ohne Schnalzlaute. Diese Sprache scheint eine einfache Korruption der Sprache der einzelnen Bantu- oder Negerstämme zu sein, in deren Nachbarschaft sie zufällig leben, diese Sprache, die nur zum Verkehr mit Fremden dient, denn die Vermutung ist stark, daß sie eine andere Nationalsprache haben für den Gebrauch in ihrem eigenen Heim. Diese Rasse nun könnte als afrikanisches Gegenstück zu den asiatischen Negriten betrachtet werden. Jeder einzelne kleine Stamm dieses uralten Volkes wanderte unabhängig in den Gebieten von Zentralafrika umher, für sich selbst lebend, weitgetrennt von seinen Nachbarn und unbekümmert um dieselben. Jeder Stamm entwickelte beim Umherziehen seine eigene Sprache. Dadurch kam eine endlose Verschiedenheit von rudimentären Sprachen zustande, die wenig Ähnlichkeit miteinander haben.

Endlich — wann es geschah ist unbekannt — kamen die letzten der schwarzen Stämme an, die in Afrika von den östlichen Tropenländern

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

hereinströmten; denn bald riß die lemurische Sintflut für immer den Osten vom Westen auseinander. Diese letzten Ankömmlinge möchten wir Bantu nennen. Es kann nun nicht bestimmt behauptet werden, daß es genau dieselben Leute waren, die wir heutigen Tages mit diesem Namen bezeichnen; sie mögen es gewesen sein oder auch nicht; sicher waren es die Stammrassen von denen die heutigen Bantus herkommen. Ein Zweig derselben breitete sich weit nach Norden aus, d. h. nach dem Sudan, wo er zahlreiche Sippen viel älterer Menschen vorfand und sich mit ihnen vermischte. Der Bantu-Typ verschlechterte sich in der Folge überall in diesem Gebiete, je nach der Stärke des Blutes. Doch während sie selber sanken, hoben sie die andere Rasse, denn sie waren das jüngere und stärkere Geschlecht. Da aber die niedere Rasse zahlreicher war, warf deren Sprache die der Bantu über den Haufen mit Ausnahme von einigen wenigen Wurzeln. Da aber weiter die alte Sprache selber aus verschiedenen Mundarten zusammengesetzt war, so wurde die Sprache der neuen Familie nicht eine einzige, sondern mehrere, je nach Anzahl der alten Sippen. Diese vermischte Rasse der lemurischen Bantus mit den alten Afrikanern findet heute ihre Vertreter in den Negerstämmen des Sudans und der Küste von Guinea.

Das größte Rätsel, betreffend diese Völkerschaften, das den hervorragendsten Philologen aufgegeben ist, wird immer die Sprache dieser Negerstämme bilden. Curst, der große Sammler der afrikanischen und asiatischen Sprachen hat nahezu 250 Negersprachen und Mundarten allein klassifiziert. Aber während die Mehrzahl dieser Sprachen eine gewisse Ähnlichkeit in der alleinigen Tatsache aufweisen, daß sie agglutinierend sind, (Klassifizierung einer Sprache, deren Suffixe und Präfixe voneinander und auch von dem Stamme unabhängig sind, dem sie beigefügt werden) so ist doch abgesehen davon, jede einzelne verschieden und für diejenigen, die eine andere Sprache haben unverständlich. Auch zeigen sie wenig oder gar keine Ähnlichkeit mit irgend einer der hamitischen Sprachen, die an der nördlichen Grenze oder mit der Bantusprache, die an der südlichen Grenze gesprochen wird, außer in ein oder zwei Ausnahmefällen. Der berühmte Wiener Orientalist Professor Müller meint, daß „genügend Beweis erbracht sei, um außer allem Zweifel darzutun, daß die Negersprachen nicht von einer gemeinsamen Muttersprache hergeleitet werden können, sondern daß sie verschiedene Pflanzstätten haben müssen." Andere hingegen, z. B. Lepsius, sehen die Bantusprache als die ursprüngliche Sprache der Neger an und das gegenwärtige Gemisch als Resultat der beständigen Kreuzung und Rückkreuzung mit den hamitischen Sprachen.

Die Bantus. Während der eine Zweig der hereinströmenden Lemurier sich gegen den Sudan hin ergoß, verbreitete sich die andere Hälfte über den ganzen afrikanischen Kontinent gegen Süden hin aus. Dort stießen sie auf eine andere Art von Urvolk, sicherlich wieder Zwerge, aber

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

jetzt mit einer viel helleren, haarlosen Haut und einer schnalzenden Sprache, wodurch sie sich völlig von der Rasse unterschieden, welche die andere Bantugruppe weit im Norden angetroffen hatte, die haarig, dicklippig und von dunkler Hautfarbe war. Die Zwerge wurden weitergeschoben und flüchteten in die undurchdringlichen Wälder, doch die Mehrzahl zog vor dem Einbruchsvolk nach den trockenen Ebenen des Südens. Obgleich die Bantus mit diesem Volke sich nicht sobald vermischten, so geschah dies doch von den Vorhuten der Bantus, welche sich vieler Buschmänner und Frauen als Sklaven bemächtigten. Auf diese Weise wurden die vordersten und südlichsten Bantustämme durch Buschmannsblut verfälscht. Mit Ausnahme dieser Stämme sind die Bantus wohl der verhältnismäßig reine Typus der lemurischen Einwanderer. Die Bantus bilden also die eine Hälfte der Verwandtschaft der heutigen Negervölker, die Urafrikaner die andere. Die Neger sind also gewissermaßen ihre ersten Vettern dem Blute nach und in Bezug auf Wohnung ihre allernächste Nachbarn. Die Herkunft eines jeden und auch beider Völker können wir kaum vom Norden jenseits des Sudan annehmen, wenn wir nicht bereit sind, die Zeit ihrer Einwanderung auf die entferntesten, grauesten Zeiten zu verlegen. Mit den Mitteln und Kenntnissen, die wir gegenwärtig besitzen, finden wir auf dem ganzen asiatischen Kontinent, der in der Nachbarschaft des roten Meeres liegt kein Volk, keine Sprache, keine Religion und keine Sitten und Gebräuche mit denen wir irgend einen annehmbaren Vergleich machen könnten. Sie haben einen großen Prozentsatz von Blutsverwandtschaft mit den Negern, die einfach auf Kosten des entarteten Bantu-Bastards zu setzen sind. Entlang der nördlichen Grenzen des Bantugebietes, wo reine und entartete Rassen zusammenstoßen ist es natürlich schwer irgend eine genaue Trennungslinie zu machen. Allgemein gesprochen aber kann man das ganze Land vom Äquator bis zum südlichen Ozean als Bantu-Gebiet betrachten.

In den nördlichen Teilen verschwindet der gröbere Negertypus und geht allmählich in reines Bantu über.

Gewiß haben in neueren Zeiten die Sprachen der nordöstlichen Sippen durch Berührung mit dem Arabischen bedeutende Einwirkungen erfahren. Doch die Verfeinerung der physischen Gesichtszüge, die sich bei vielen Bantu-Sippen gezeigt hat — und keineswegs nur diejenigen, die innerhalb des arabischen Einflußes stehen — dürfen wir in keiner Weise der Vermischung mit semitischem Blute zuschreiben. Wir finden keinen historischen Grund dafür um anzunehmen, daß das arabische Blut so weit und allgemein durch all die Bantu-Sippen verbreitet worden sei. Dieselbe Ähnlichkeit der Gesichtszüge mit dem semitischen Typ ist auch öfters von Reisenden bei den Papua-Stämmen, den Brüdern der Bantus in Melanesien beobachtet worden. Auf der andern Seite finden wir im äußersten Süden scheinbare Spuren von Busch-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Ausbildung der jungen
Zulu im Kriegsdienst

mann- oder Hottentottenblut und den deutlichen Beweis einer durch Buschmänner oder Hottentotten vordorbenen Sprache. Was immer nun in diesen Sprachen von den Hottentotten abgeleitet ist, das ist genügend gekennzeichnet durch einen Schnalzlaut und wenn dieser entfernt ist, dann bleibt uns der reine Rest einer schönen, uralten Sprache, — eine Sprache, deren sich die Menschen bedienten, lange bevor die Rig-Veda (die erste und wichtigste der 4 Vedas, der uralten indischen Brüder der Erkenntnis) geschrieben wurde, oder die Ereignisse, die in Shu-King angeführt werden, sich ereignet hatten, weit zurück in der dunklen, undurchdringlichen Vergangenheit, von der niemand etwas weiß.

Diese alte und weitverbreitete, negerähnliche Rasse hat keinen eigenen Namen, denn sie kennt keine Ethnologie und ist vollkommen unwissend in Bezug auf irgend einen gemeinsamen Ursprung oder auch nur gegenseitige Verwandtschaft. Die Gelehrten waren daher gezwungen einen Namen für diese Rasse zu erfinden und nach vielen Versuchen und viel Verwirrung wurde endlich allgemein jener angenommen, den Bleek zuerst vorgeschlagen hatte, nämlich Bantu. Diese Benennung ist nur eine englische Adoption des Zulu-Wortes„aba — ntu", das einfach „das Volk" bedeutet. Es ist dies die Bezeichnung, deren sich jeder der negerähnlichen Stämme bedient, wenn er von sich selbst als unterschieden von einer anderen Rasse gelten will. Die meisten alten Völker, die Hebräer nicht ausgeschlossen schienen die Gewohnheit gehabt zu haben, sich für das „Volk" par excellence zu halten. Das Wort „Deutsch" bedeutet ja auch in seinen Urformen Thiuda = Volk, diutisch = volklich, völkisch, Deutscher = Volksgenosse. Alle übrigen sind einfach diejenigen der (außenstehenden) Stämme, die Heiden: abezizwe.

Diese große Völkermasse, Bantu genannt, besteht aus Tausenden verschiedener Stämme und Sippen, die wieder Hunderte verschiedene Sprachen sprechen. Und doch durchdringt eine unverkennbare Ähnlichlichkeit sowohl des physischen Types als auch der Sprache die ganze Familie. Diese zahlreichen Stämme sind wieder in „Gruppen" eingeteilt, die gewisse Kennzeichen einer noch engeren Verwandtschaft und einer noch größeren Ähnlichkeit der Sprache aufweisen.

Jede sogenannte Sprache, nicht nur ein Provinzialismus, ist seinen Nachbarsprachen in einem höheren oder geringeren Grade ähnlich, je nachdem sie mehr oder weniger davon entfernt sind und alle diese Sprachen in einer Gruppe vereinigt, haben eine gewisse, gemeinsame ihnen eigene Ähnlichkeit. Der Unterschied zwischen den verschiedenen Gliedern einer Sprachen-Gruppe, wie z. B. des Zulu und des Xosa dürfte kaum größer sein als der Unterschied zwischen zwei stark entgegengesetzten Grafschaft-Dialekten in England, obgleich wir hier nicht eine einfache Abweichung der Aussprache derselben Sprache, sondern eine verschiedene Sprache haben. Gewiß, die große Masse der ursprünglichen und der einfacheren Wörter ist mehr oder weniger mit jenen der

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Schwester-Sprache identisch; aber sie hat eine weitere Hinzufügung von 60 Prozent oder mehr ganz neuer Ausdrücke und in einem leichteren Grade ihre eigene, eigentümliche, grammatische Konstruktion. Der Unterschied zwischen den Gliedern einer Sprachengruppe und jener einer andern naheliegenden dürfte dem Unterschiede zwischen Deutsch und Holländisch gleichkommen. Der Unterschied zwischen einer Sprache an dem einen Ende des Bantu-Gebietes und jener an dem anderen Ende dürfte sich etwa wie Französisch zum Latein verhalten.

Die Araber in Ost-Afrika.

Afrika, lange Zeit der dunkle Erdteil genannt, dunkel, weil unerforscht und dunkel wegen der Menschen die dort wohnen, war keineswegs immer so dunkel im ersteren Sinne. Einst war es blühend und berühmt — sogar noch ehe Rom und Hellas existierten. Ein goldner Dämmerschein liegt über Afrikas Geschichte und im goldnen Glanze könnte es noch gebadet liegen bis zum Mittag der gegenwärtigen Blütezeit. Vor 4000 Jahren gab es schon afrikanischen Goldexport, Handel mit afrikanischem Gold. Aber damals befand sich der Goldmarkt längs des Roten Meeres und Pharaonen kamen, Salomon und Sargon um ihre Reichtümmer zu vergrößern im Verkehr auf den Märkten sabaeischer Handelsherren. Es gab in Afrika aber nicht nur Goldmärkte, es gab auch Goldminen und Goldmagnaten. Die Kaufherren waren Semiten, die Hirams von Tyrus, deren Schiffe vielleicht viele Zeitalter hindurch den indischen Ozean durchkreuzten und mit kostbaren Schätzen aus China, Ophir und Indien zurückkehrten.

Die Goldbergwerke waren hauptsächlich in Ophir und in Punt-Punt, wahrscheinlich ein Landstreifen am Ufer des Roten Meeres und Ophir, wenn nicht unser „Afrika", wohl aber das Afrika südlich von Libyen und Äthiopien, das Afrika der Ostküste. Was hätten jene Seefahrer und Kaufleute uns mitteilen können! Alles ist verloren gegangen, weil sie nicht schreiben konnten, weil sie keine Kunst besaßen, womit sie ihre schwer erworbenen Kenntnisse und Erfahrungen aufbewahren gekonnt hätten. Ihr natürlicher Instinkt war nur kommerziell, nicht philosophisch. Not ist allerdings die Mutter der Erfindungen und so sahen sich, vielleicht unfähig selber etwas zu schaffen, gerade der nördliche Zweig dieser semitischen Handelsrasse, die Phönizier, gezwungen die priesterlichen Schriftzeichen der mehr klassischen Ägypter für den allgemeinen Gebrauch im schriftlichen Verkehr anzunehmen. Aber es lag nicht der semitischen Rasse auf dem Gebiete der Literatur bemerkenswerte Fortschritte zu machen. Daher kam es auch, daß die Chinesen, Inder, Ägypter, Anyra und Griechen alle eine gewisse ausgeprägte Literatur besaßen bevor die Semiten nur anfingen zu lesen. Massudi, der Herodot ihrer Rasse stand erst in unserem eignen 10. Jahrhundert auf und da fand er, daß ihre Tradition eines längst verflossenen Altertums so hoffnungslos verschollen war wie die eines heutigen Durchschnitts-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kaffernstammes.

Daß die semitischen Völker schon lange sich an Schiffahrts-Unternehmungen beteiligt hatten längs der afrikanischen Küste in den frühesten Perioden der geschichtlichen Zeiten ist genügend erwiesen aus den Schriften der Ägypter, der Hebräer, Griechen und Römer. Diese Nachrichten sind gewiß recht dürftig; doch herrscht eine so allumfassende Übereinstimmung in ihren verschiedenen Teilen, solche Genauigkeit in ihren geographischen Einzelnheiten, solch eine allgemeine Wahrscheinlichkeit in ihren Behauptungen, daß wir sie getrost als Tatsachen annehmen dürfen.

Die Bibel erzählt uns von den Reichtümern Shebas (Sabas) und arabischen Kaufleuten, von den großen Einkäufen Salomons bei Hiram von Tyrus und von dem Auftrag den Salomon dem Hiram 1000 Jahre vor unserer Zeitrechnung, daß er eine Rote-Meerflotte organisieren solle, um Gold von Ophir zu holen. Der Grieche Herodot im fünften Jahrhundert vor Christus erzählt, wie eine andere derartige Flotte im Dienste des Pharao Necho, mehr als 100 Jahre vor seiner eigenen Zeit „welche die Sonne zu ihrer rechten Hand hatten" als sie um Afrika (die südliche Küste) herumfuhren; wenn ferner im „Periplous" Prasum als die äußerste Grenze der geographischen Wissenschaft erwähnt wird, „wo der Ozean sich gegen Sonnenuntergang neigt, und indem er sich den äußersten südlichsten Enden von Äthiopien, Libyen und Afrika entlang ausdehnt und mit dem westlichen Meere (Atlantischer Ozean) vermischt" — so scheinen alle diese Einzelheiten genau zu stimmen. Weitere viele wichtige Entdeckungen in dieser Frage hat Best gesammelt in seinem Werk „Ruinen des Mashonalandes" und davon abgesehen, von dem historischen Beweise der ägyptischen Denkmäler des 17. Jahrhunderts vor Christus, von den assyrischen Inschriften des 8. Jahrhunderts v. Christus, von den Schriften Herodots, des Ptolemäus und den besser ausgearbeiteten Berichten des anonymen Schreiber der „Periplous des Roten Meeres" im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Wir finden ebenso gewiß die unleugbaren Zeugnisse der noch stehenden Ruinen in Mashonaland, daß die alten semitischen Völker, vielleicht sogar einige tausend Jahre vor der Dämmerung unserer eigenen Geschichte mit diesen Gebieten auf das Vertrauteste bekannt waren. Während der eine Zweig ihrer Rasse, die Phönizier von Tyrus und Sidon in Cornwallis im alten Britanien Zinn gruben, gruben die himyaritischen Araber in den Minen von Mashonaland nach Gold. Ägypten, Babylon und Jerusalem wurden aufs reichlichste mit den kostbaren Erzeugnissen ihrer Industrie versorgt. Aber mit dem aufeinanderfolgenden Niedergange dieser alten Weltmächte, mit der Übertragung des Mittelpunktes von Reichtum und Macht jenseits des Mittelmeers nach Athen und Rom; mit dem folgenden Zerfall des indischen und afrikanischen Handels und dem Zusammenbruch des Roten-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Meer-Marktes, waren die goldnen Tage der arabischen Unternehmungen gezählt und ihr Name verschwand aus dem Gedächtnis der Völker. —

Ost-Afrika, das Ophir des Altertums mußte erst wieder neu entdeckt werden. Der Niedergang des alten Goldmarktes ging unaufhaltsam weiter und für die jenseitigen Mittelmeerhäfen fand sich kaum ein Absatzgebiet. Die Araber pflegten die Handelsbeziehungen zur alten Welt zwar noch weiterhin, aber im geringeren Maße. Die gefährlichen Unternehmungen in Afrika gaben sie nun ganz auf und sie zogen nicht mehr in das weitentlegene Innere um dort Gold zu graben, sie beschränkten sich auf den Küstenverkehr und trieben Tauschhandel. An



Christliche Familie in der Mandschurei (Nordchina)

Reichtum hatten sie zwar viel eingebüßt; aber dafür nahmen sie zu an geistigen Werten. Da sie nicht mehr völlig in materiellen Gütern aufgingen, so fanden sie Gelegenheit ihren Verstand in den griechischen Schulen zu bilden. Eine glänzende Reihe von Männern der Wissenschaft und Philosophen stand auf, eine Zierde ihrer Rasse. Ihre Universitäten waren Zentren der Gelehrsamkeit und standen in höchstem Ansehen, während einer großen Zeitspanne im Mittelalter. Ihre hervorragenden Geschichtsschreiber hatten die früheren Besuche ihrer Vorfahren im fernen Ophir nicht ganz vergessen und sie lassen uns gelegentlich Blicke tun in die Zustände wie sie damals in jenen Gegenden

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

herrschten. Ein Reisender, der um das Jahr 871 n. Christus eine Reise nach China machte und über Ost-Afrika zurückkam gibt uns ein leicht erkennbares Bild von den Kaffern (Zulus) um—ngoma, oder eines im—bongi, Religionsdiener, die wie er sagt „gekleidet in Leoparden- und Affenfelle mit einem Stab in der Hand von „Gott" reden,)wahrscheinlich meint er die ama—shlozi oder Ahnengeister) und die Taten ihrer Landsleute, die vor ihnen lebten besingen." Der Geschichtsschreiber Massudi, der ein Jahrhundert später lebte, erzählt von der Ankunft der Zindj „von Norden herkommend", welche die östlichen Küstengebiete überrannten und zwar nicht lange vor seiner eigenen Zeit. Dieser aber weist zweifelhaft nur auf die Ankunft der einen oder anderen schweifenden Völker hin, was ja unter den Bantustämmen nichts außergewöhnliches war. Er führt Sofala an und sagt, daß die Eingeborenen im Innern und dort „ihre Zähne feilen (wie es tatsächlich die Hereros noch heute tun, ebenso auch andere Stämme am Kongo, Gabun und anderswo) und Kannibalen seien"; daß sie mit langen Lanzen fechten, Elefanten jagen und nur mit Leopardenfellen bekleidet seien. Edrisi, der arabische Geographe, der zu Anfang des 12. Jahrhunderts lebte machte eine besondere Bemerkung über dieselben Leute, indem er sagt, sie seien stark an der Eisenindustrie beteiligt (noch heute ist dies ein Merkmal der Stämme in Mashonaland) und zögen dem Goldschmuck lieber Messing vor, obgleich das erstere Metall in Fülle in ihrem Land vorhanden sei.

Der Ausdruck Zindj, wie er von den arabischen Geschichtsschreibern des Mittelalters für die Bantus der Ostküste gebraucht wird, erinnert sehr an die Bantu-Wurzel „ntsundu" d. h. dunkelbraun und das sie sehr oft auf sich selber als Eigenschaftswort anwenden und ihre eigene Farbe bezeichnen. Es scheint ebenso mit dem arabischen Wort „sud" der Mehrzahl von „iswid" schwarz verwandt zu sein. Es ist immerhin anzunehmen, daß das Wort den Schwarzen nicht im eigenen Lande, sondern in Persien angehängt wurde, wohin durch die indischen und persischen Kolonien der Ostküste entlang, zahllose Sklaven verschleppt wurden. Doch hier geht die schwache Leuchte der Geschichte aus und der afrikanische Eingeborene verschwindet für eine Zeitlang.

Die Mariannhiller Mission

Ein Büchlein über Missionspflicht und Missionserfolg. Für Jünglinge und Jungfrauen besonders geeignet. 64. Seiten. Feinster Bilderschmuck. Preis 50 Pf. St. Josephs-Verlag, Reimlingen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Von Pater M. P. Küttel, R. M. M.

Aus der Klosterwelt

Missionshaus St. Joseph.

Unweit der uralten einst freien Reichsstadt Nördlingen liegt an sanfter Anhöhe hingelagert das Dörflein Reimlingen. Schon aus weiter Ferne grüßt den Besucher dieser geschichtlich berühmten Stätte aus dem Grün der Parkanlagen das alte Schloß der Deutschordensritter.
Unweit daneben liegt das neue **Seminar für Spätberufe** in seiner schlichten Größe. Mehr als 100 ältere Jünglinge obliegen hier den Gymnasial-Studien um sich für den Missionspriesterberuf vorzubereiten.
Unterhalb liegen die Häuser und Höfe des Dorfes. Vor wenig Jahren waren die Bewohner noch reich und behäbig, sie verloren in harter Kriegszeit und in der Inflation ihr mit vieler Mühe und Arbeit errungenes Geld. Haus und Hof, Feld und Flur ist ihnen geblieben und soll den Grundstock bilden zu neuer wirtschaftlicher Blüte. Wogende Saatfelder ziehen sich zur Sommerszeit weithin bis in die blaue Ferne wo der Kirchturm der berühmten Wallfahrtskirche von Wemding herübergrüßt.
Hart am Eingang des Dorfes reckt und dehnt sich der Turm der Schloßbrauerei in die Höhe.
Wirtschaftsgebäude liegen breit und schwer hingelagert etwas zurück. Ein windschief Häuslein lehnt seine müden Glieder an den Turm.
Über den alten Mauern der Gebäude und die bemoosten Dächer grüßt ein heller, langauslaufender Bau: das Missionshaus St. Joseph. Unfertig ist's, so denkt der Besucher, so denkt auch ihr, wenn ihr im Bilde es euch betrachtet. Nur schwer will man glauben, daß es ein Missionshaus, ein Haus des Herrn sein soll. Es fehlt der Turm, oder doch wenigstens ein Dachreiter mit dem Glöcklein, das uns kündet der frommen Klosterleute Tageszeit und Gebet.
Wenn auch aufgeschoben, wollen wir doch gerne hoffen und die freudige Erwartung hegen, daß im Laufe der Jahre Turm und Kirche zum Bestehenden sich gesellen, und weithin künde, daß hier eine Stätte des Gebetes und der Arbeit für die Missionen sich erhebt.
Welchen Zweck hat nun das Missionshaus St. Joseph. Es soll den jungen Leuten, die den Beruf zum Missionslaienbruderstand in sich fühlen und gewillt sind, diesem Berufsziel sich zu widmen, eine Probestätte bieten. Hier sollen Knaben vom 13. — 17. Jahre ein Handwerk erlernen. Sie sollen abgesondert von der Verderbnis der Welt eine reine Jugendzeit verleben. Sie sollen ohne die Gefahren und Fallstricke so vieler Werkstätten in die mannigfaltigen Berufszweige eingeführt und ausgebildet werden. Der heilige Benedikt hat einst in seiner Regel dieses Ziel den Klöstern gewiesen und die Jahrhunderte

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

besonders aber die letzten Jahre nach den Kriegswirren und dem allgemeinen Niedergange der guten Sitte und Zucht haben seinem Worte recht gegeben. Nur so können die notdürftigsten Bedürfnisse der wachsenden Missionsausbreitung befriedigt und geeignetes Personal herangezogen werden.

Doch nicht nur Knaben, nein auch **Postulanten,** junge Männer vom 17. — 35. Jahre werden ausgebildet in einem Handwerk, falls sie den Missionsberuf in sich fühlen. Hier sollen sie erprobt und geprüft werden, sollen aber auch sich selber prüfen, ob sie diesem großen Ziele sich für gewachsen erachten.

Unser Missionshaus ist daher ein Probehaus für Laienbrüder-Kandidaten.

Von Ost und West, von Nord und Süd kommen die jungen begeisterten Söhne braver Eltern, um in die Kriegsschar Christi sich einreihen zu lassen; kommen um Arbeiter im Weinberge des Herrn zu werden.

Hunderte sind gekommen und durch die Probezeit hindurch gegangen und sie alle schätzten sich glücklich als der Zeitpunkt kam, wo sie nach einem Prüfungsjahr in das schöne Noviziatshaus St. Paul bei Walbeck, Rheinland übersiedeln konnten.

Wie mancher Missionsbruder in Afrika und Amerika wird gerne der Wiege seines Berufes in St. Joseph gedenken.

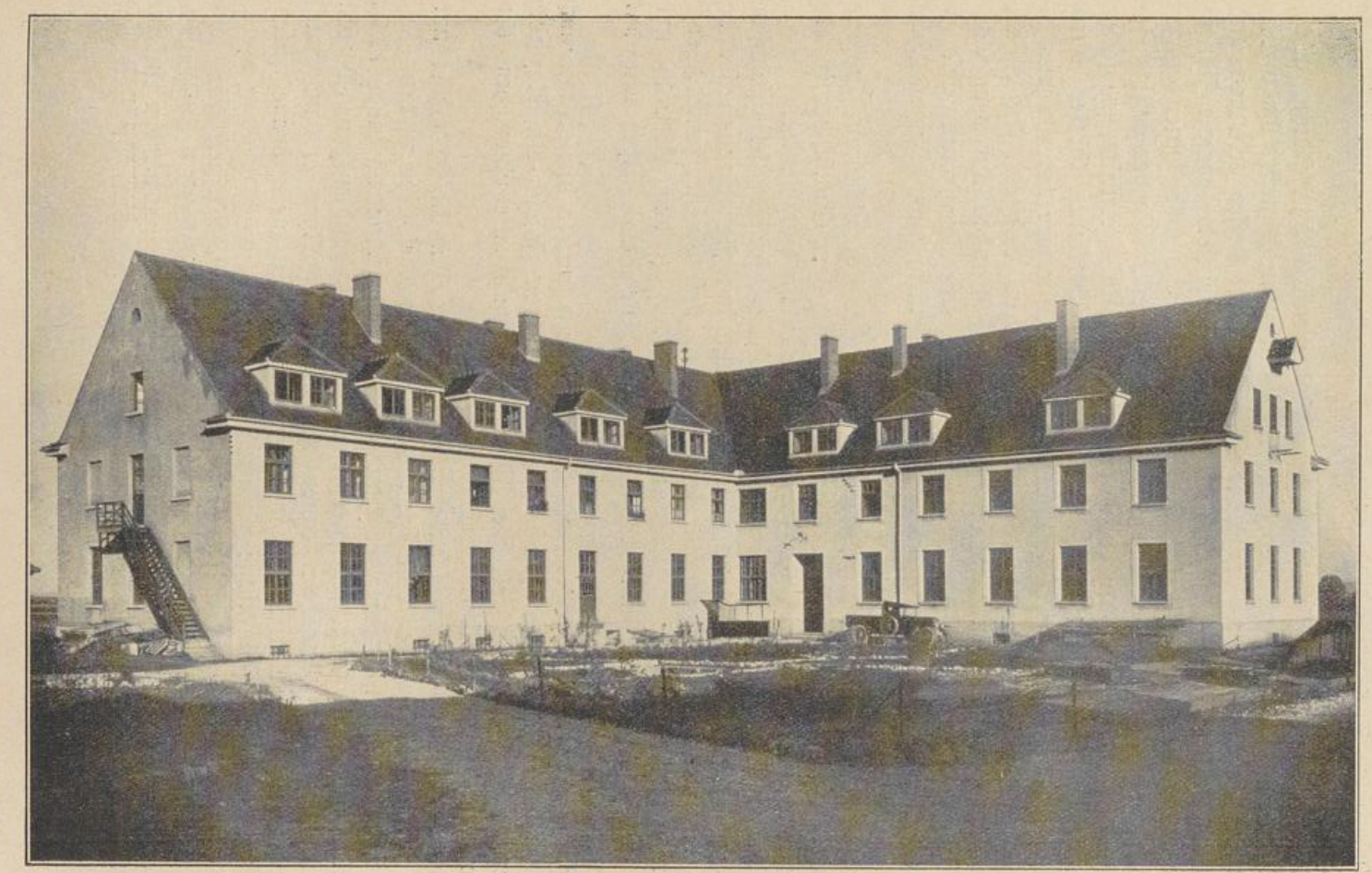
Um die jungen Streiter Christi aber zweckentsprechend heranzubilden für ihren vielseitigen Missionsberuf, wurden verschiedene Gewerbe geschaffen; so arbeiten die Schneidergesellen in der Schneiderei, die jungen Tischler in der großen Schreinerei, andere in der Gärtnerei, Schusterei, Sattlerei, Spenglerei, Schlosserei; die meisten in dem landwirtschaftlichem Betriebe, wie Feld-, Wies- und Ackerbau.

Ist einer ein Jünger der schwarzen Kunst, so ist er in der Druckerei gut aufgehoben. Wie viele können sich hier einen Lebensberuf schaffen, wenn sie als gottgeweihte Brüder für das Heil der Heiden, Neuchristen und das ganze christliche Volk in der Heimat, durch Mitarbeit an der Herstellung der Zeitschriften, Kalender, Bücher und Broschüren tätig sind. Setzer, Drucker, Photographen, Buchbinder, Packer und Expediteure, sie alle finden hier ein dankbares Feld ihres Eifers an der Ausbreitung des katholischen Glaubens.

Wir sehen, aus allen Sparten des beruflichen Lebens holt der Herr die Menschen, holt Gott seine Mitarbeiter und führt sie seinen Gottesfluren als brauchbare Arbeiter zu.

Zur praktischen Ausbildung der Aspiranten (Lehrjungen) und Postulanten muß sich aber die theoretische Ausbildung dazu gesellen. Nur, wenn beide harmonisch vereinigt werden, ist eine gedeihliche und nutzbringende Arbeit später zu erwarten. Der zukünftige Missionsbruder muß sein Fach gründlich beherrschen und in seinem innern Zusammenhang verstehen lernen. Müssen sie doch die Eingeborenen mit Erfolg in die

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Missionshaus St. Joseph (Missionsdruckerei und Brüderpostulatshaus) Reimlingen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

notwendigen Kunstgriffe und Fertigkeit eines Handwerkes und Erwerbszweiges einführen können.
Aber nicht die körperliche Arbeit und theoretische Ausbildung allein bildet den jungen Mann hier zum Missionsbruder. O nein! Im Gebete wie in der Betrachtung lernt der Neuling Gott besser erkennen und lieben. Aus der Liebe flammt dann die Gegenliebe, welche sich in praktischer Heilandsnachfolge auswirkt in der Hingabe seiner ganzen Person und seines Willens an das Missionswerk. Wie der heilige Joseph in Nazareth still und verborgen seine Pflicht erfüllte, so sollen sie später als Laienbrüder als bescheidene Werkleute Gottes durch Gebet und Arbeit die Missionstätigkeit der Missionare unterstützen.
Eine kleine Kapelle dient ihnen hier zum liebsten Aufenthalt. Nach des Tages Mühe in den Werkstätten, draußen auf dem Acker gehen sie gern zum Heiland im Tabernakel, um Freud und Leid zu seinen Füßen zu legen und Kraft und Stärke vom Herzen Jesu zu erflehen.
Hier erkennen sie so recht die Heilandsliebe, die sich nicht nur opferte für sie am Kreuzesstamm, sondern sie auch mit dem Strahl der Gnade berührte und den Beruf zum Ordensstande in ihr Herz senkte.
Hier im stillen Dämmerschein der ewigen Lampe spinnen sich gleichsam die Fäden zwischen Gott und der Seele zum innigsten Freundesbande, zu einer restlosen Hingabe. Opfer will Gott von ihnen. Harte Kreuze werden ihm auch später nicht erspart bleiben auf dem Ordens- und Missionslebenspfade, aber die Liebe macht diese Last süßer und das Joch leichter.
Wenn jedes christliche Heim ein Nazareth sein soll, so dürfen wir noch mit mehr Recht daher dieses Haus des heiligen Joseph ein Nazareth nennen. Wie dort so soll hier Friede, Eintracht alle einen, um den Herd der Liebe im Tabernakel.
Hier sollen alle wie im Häuschen der heiligen Familie in Gebet und in der Arbeit nur das eine Ziel anstreben, Gottes Willen zu tun.
Der heilige Joseph aber, der Hausvater und Schutzpatron möge dieses Haus, das ihn besonders verehrt und seine Tugenden zum Vorbild im Ordensstand erwählte segnen und behüten. Möge er dem Hause und damit den Mariannhiller Missionaren, recht viele, brave, sittenreine, begeisterte Jünglinge zuführen.
Dann wird aus dem still verborgenen St. Josephs-Nazarethhaus eine Schar freudiger Mitarbeiter am Gottesbau des Sohnes des Zimmermanns in die Welt hinausdringen und vielen Führer werden auf der Irrbahn des Lebens zum wahren Glück und Frieden für Zeit und Ewigkeit.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



O heiliger Joseph du halt Haus,
Und gieß' des Himmels Segen aus
Hier über unserm kleinen Herd,
Daß Lieb' und Eintracht' stets sich mehr'
Daß Fried' und Freude uns begleit'
Und Gottesfurcht uns steh' zur Seit'
Und unser Weg zum Himmel führ'
Und unser Tun die Tugend zier'!
Das ist heut meines Herzens Bitte,
O sei und bleib' in unserer Mitte.
Dir geb ich heut mit frohem Blick
Den Schlüssel zu des Hauses Glück.
O schließ du doch alles aus,
Was schaden könnte unserm Haus;
Schließ all' die Meinen und auch mich
In Jesu Herz, das bitt ich dich,
Daß hier uns jeder Tag vergeht,
Wie dir im Haus zu Nazareth.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Aus Südafrika

Aus Durban wird der „Kipa" geschrieben: Die Weltparole der **Freimaurerei:** „Die Schulen dem Staate, — die Staaten unserer allesbeherrschenden Hand! — macht sich nun auch schon in Südafrika bemerkbar. Bisher genossen die Schulen noch ihre ursprüngliche Freiheit, aber die neuesten Erlasse schränken dieselbe schon empfindlich ein und beginnen auch die Religion in Fesseln zu legen.

Die 70 000 Einwohner unserer, landschaftlich prachtvoll gelegenen Hafenstadt Durban, bieten in religiöser Beziehung ein Bild traurigster Zerrissenheit. Wie alle Rassen und Nationen sind auch alle Religionen, Religiönchen, Sekten und Romfeinde vertreten. Unweit der katholischen St. Emanuelskirche erhebt sich die indische Moschee. Die Europäer haben nur noch eine zweite katholische Pfarrkirche, die St. Josephskirche in Gregville, wo die eifrigen Oblaten soeben auch die St. Pauluskirche für die Eingeborenen nebst Abendschule vollendet haben. Mitten im dichten Gewühle der Markthallen für Farbige steht die arme St. Antoniuskapelle der katholischen Indier. Einige Schwesternkongregationen besitzen schöne Hausoratorien in günstiger Lage.

Die Freimaurer, Juden, Freidenker, Spiritisten und Bolschewisten haben stark besuchte Versammlungslokale. Kino und Presse verfallen mehr und mehr dem frivolen Wesen. Die „leichte Kleidermode" steht im vollen Flor. Ehescheidungen und Geburtskontrolle nehmen im Lande überhand. Über die letzteren wichtigen Punkte sprach sich vor einiger Zeit Südafrikas bedeutendster Volksmissionar, Redemptoristenpater Hochw. H. Hages gelegentlich seiner mehrtätigen Mission in Maritzburg — der 170sten in der Union — sehr ernst und deutlich aus. Auch die nichtkatholischen Zeitungen brachten lange Berichte über seine Predigten, die im ganzen Lande tiefen Eindruck machten und ein großes Auditorium aus allen Bekenntnissen stundenlang fesselten.

Während jedermann die Person des gottbegnadeten Volksmissionärs mit der größten Achtung respektiert, wurden seine präzisen Auseinandersetzungen über Ehescheidung und Geburtskontrolle, Dekadenz und Unmoral im freisinnigen Blätterwald scharf kritisiert. Wo die Wahrheit anfängt, hört eben die Gemütlichkeit der Welt auf. Sie will nicht gewarnt, sondern betrogen werden. Darum machen auch die besten Predigten keinen nachhaltigen Eindruck und die bewährtesten Volksfreunde sind auch unter dem Kreuz des Südens schnell vergessen.

Vor einiger Zeit gab die Mariannhiller Mission auf verschiedenen Plätzen vielen hundert Eingeborenen öffentliche Missionsvorträge. In der Bischöflichen Pro-Kathedrale hörten über 2000 Afrikaner die ernsten Glaubenswahrheiten. Ein Priester las die Gebote Gottes feierlich vom Altare aus vor und ein Missionar erklärte dieselben abwechselnd von der Kanzel. Den Altardienst in dieser St. Josephs-Kathedrale

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

versehen die Brüder der allmählich heranwachsenden Eingeborenen-Genossenschaft vom heiligen Joseph. Am ersten Sonntag im Juli letzten Jahres sah dieses würdige Gotteshaus eine seltene Feier. Einer der zehn neuen Missionspriester hielt als Primiziant der schwarzen Christengemeinde, von zwei andern Neupriestern levitiert, den Pfarrgottesdienst. Sein erster Kommunikant war dabei der eigene leibliche Bruder, welcher zur Primizfeier über das weite Meer in die Mission nach Afrika gekommen war. Ein besonderes Ereignis in der Entwicklungsgeschichte



Der Apostolische Delegat Gylswyk, Bischof Fleischer und der Generalsuperior der Mariannhiller Missionsgesellschaft

der Mariannhiller Mission und der katholischen Kirche Süd-Afrikas war die Ausweihe dieser **zehn neuen Priester.**
Alle früheren Ordinationen unter dem Kreuz des Südens hatten diese Anzahl nie erreicht. „The Southern Croß" berichtete denn auch in Wort und Bild entsprechend hierüber. Die Weihe der zehn Söhne Deutschlands und der Schweiz fand am Missionsfeste der hl. Apostel Petrus und Paulus, 29. Juni statt, und zwar durch H. H. Bischof Fleischer in der kurz vorher von ihm feierlich eröffneten Missionskirche

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

der Zentrale Mariatal bei Ixopo-Natal. Die neuen Missionare gingen insgesamt aus dem Priesterseminar „Pius X." in Mariatal hervor. Drei von ihnen feierten ihre Primiz im Mutterhause **Mariannhill**, die übrigen auf verschiedenen Stationen, wo sie fortan wirken werden. Der seit Jahresfrist zum päpstlichen Hausprälaten ernannte Theologie-Dozent, H. H. Dr. Ferdinand Brommer hat besonderen Anteil an der Ausbildung dieses so dringend notwendigen Priesterzuwachses in Südafrika. Wie verlautet, soll jedoch das Mariannhiller Missionspriesterseminar, wie auch das neue Generalat der Kongregation demnächst definitiv nach Europa verlegt werden. Das Seminar wird in ein solches für eingeborene Priester übergeleitet. Eben schenkt der Hochwst. Apostolische Delegat Südafrikas dem Mutterhause Mariannhill einen mehrtägigen Besuch, um wichtige Angelegenheiten der Mariannhiller Genossenschaft und ihrer Missionen zu regeln: Bischof Dellalle von Natal weilte diesen Winter in Rom und in seiner französischen Heimat und tritt nun die Reise nach dem Süden an, wo viele Aufgaben seiner harren. Eine Anzahl **katholischer Institute** begingen kürzlich ihr Jubiläum, insbesondere die weitbekannte **St. Aidans-Jesuitenschule,** in Grahamstown, die dem Lande seit 50 Jahren tüchtige Männer und ganze Katholiken heranzog — und die Kreuzschwestern von Menzingen. Die Bautätigkeit nimmt allenthalben erfreulich zu, sodaß in der Union und Rhodesia manche neue katholische Kirche entstand und eine Reihe anderer der Vollendung entgegensieht.

Erzählt von einem Augenzeugen

Eine kleine Komödie

In Durban und Maritzburg ersetzen zum Teil Schwarze die Arbeit der Droschkengäule. Die Stadtbehörden verleihen kleine, zierliche, zweirädige Wägelchen, Rickscha genannt. Die zweibeinigen „Rappen" zieren sich mit Ochsenhörnern, Glaskorallen, Messingringen und Straußenfedern. Der eine sucht den andern zu überbieten in der Hoffnung, sein Schmuck wird ihm die größte Kundschaft einbringen.

Die Wägelchen sind eigentlich nur für eine oder höchstens zwei Personen bestimmt. Nun geschah es aber unlängst, daß sich eine korpulente Dame und ein mindestens ebenso dicker Herr mit noch zwei Kindern einem solchen Wägelchen anvertrauten.

Der stark gebaute Sohn der Wildnis glaubte, diese schwere Ladung schön vom Flecke zu bringen und wirklich, voran gings in gemäßigtem Trapp bis in den belebtesten Stadtteil hinein. Stolz auf seine Kraft und seine Ladung wollte das mutwillige „Pferdchen" hier vor seinesgleichen und der vielen Passanten ein besonderes Bravourstückchen zeigen und machte einen Luftsprung. Aber o weh!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Jim, der schwarze Rickschazieher hatte wohl noch nie etwas von den Gesetzen des equilitrium studiert, hoch in den Lüften, wie Muhameds Sarcophag, blieb er hängen und strampelte vergebens nach einer festen Grundlage. Einen noch bedauernswerteren Anblick boten die Insassen seiner Rickscha. Die korpulente Dame und der dicke Herr waren dem Gesetze der Schwere gemäß entsprechend dem Erdboden näher gekommen als Jim sich in die höheren Spären geschwungen.
Eine geraume Zeit machten beide Parteien vergebliche Anstrengung, sich aus ihrer verzweifelten Lage zu befreien. Jim um herunter-, die beiden dicken Leutchen um heraufzukommen. Dabei schrien die Kinder vor Angst und bald hatte sich eine Anzahl unbarmherziger Leute angesammelt, die sich an dieser Komödie weidete. Endlich, um eine Tragödie zu verhüten, zeigten sich auch hilfreiche Hände. Jim, aus seinen luftigen Höhen herunter geholt, machte sich mit seinen Fahrgästen eiligst — aber ohne Luftsprünge — aus dem Staube.

Pater Emanuel Hanisch.

Etwas über Rhodesia—Land und Volk

Wenn wir die Völkergeschichte von Afrika lesen, finden wir, daß die Bevölkerung in beständiger Bewegung war, und es existieren Zeichen, welche beweisen, daß früher andere und verhältnismäßig intelligente Völker da gewohnt haben müssen, wo jetzt die Schwarzen wohnen. Da sind die Steinwerkzeuge der primitiven Völker, die Wohnstätten der sogenannten „strandlooper" bei Port Elisabeth, die Malereien, welche man den Buschmännern zuschreibt, von denen man die Zusammensetzung der so haltbaren Farben noch nicht herausgefunden hat, die man zwischen Kapstadt und dem Sambesi überall findet, wo überhängende Felsblöcke Unterschlupf und Schutz vor dem Wetter boten. Da sind alte Bauwerke, wie die Ruinen von Zimbabwe bei Bulawayo, welche von einer früheren Kulturperiode zeugen. Da sind die Münzen, welche aus der Zeit der alten römischen Kaiser von 200 Jahren vor Christus, welche man an verschiedenen Stellen, unter andern auch eine in Mariannhill gefunden hat. Alte verlassene Goldgruben in Rhodesia, auf Hügeln angelegte Befestigungen, wenn auch primitiver Art, welche mittels der vielen umherliegenden riesigen Felsblöcke ohne ein Bindemittel wie Kalk gemacht wurden und terassenförmig an Bergabhängen angelegte Felder zeugen von einem heute verschwundenen Volke, welches jedenfalls vor einem Feinde Schutz suchend, sich in die Berge zurückzog und seine Felder möglichst nahe bei der Wohnung anlegte und die fruchtbaren Ebenen den Feinden überließ. Diesen furchtsamen, scheuen Charakter finden wir heute noch bei den Mashonas

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

und Manicas, welche vor der Besitzergreifung des Landes durch die Weißen in steter Furcht vor den Matabeles lebten, welche auf ihren Zügen ihnen alles abnahmen, was irgend einen Wert repräsentierte. Heute, wo sie nichts mehr zu fürchten haben, wohnen sie zwar in der Ebene, aber den furchtsamen Charakter haben sie noch großenteils bewahrt.

Sie nehmen leicht das Christentum an, zeigen aber nicht viel Festigkeit, jedoch kann man an der jungen Generation schon den Fortschritt merken, den das Christentum in Verbindung mit besseren Lebensbedingungen bereits bewirkt hat. Ihre Wohnungen sind im Vergleich mit denen der Zulus armselig und schlendrig gebaut und zeugen von Mangel an Seßhaftigkeit. Sie wohnen in Dörfern und haben gern ihre Felder nahebei.

Ihr Feldbau besteht darin, daß sie die Bäume ihrer Äste berauben, sie trocknen lassen und dann um den Stamm des Baumes legen. Sobald sie einigermaßen trocken sind, verbrennen sie die Äste und bringen durch die Hitze auch den Stamm des Baumes zum Absterben, so daß er wenigstens keine neue Triebe mehr entwickeln kann. Das weitere besorgen dann die Termiten, (weiße Ameisen) welche in verhältnismäßig kurzer Zeit den Stamm soweit ausgehöhlt und mit Erde gefüllt haben, daß nur mehr die Rinde übrig geblieben ist. Auf dem entholzten Gelände kratzen sie nun mit ihren kleinen Hacken den Boden auf (oder in neuer Zeit mit dem Pfluge) und pflanzen ihren Mais, Hirse usw. Den Reis pflanzen sie in Löcher von etwa einem Meter Durchmesser, welche sie dann mit dem Humus der oberen Schichte füllen und den Reis hinein sähen. Der Boden setzt sich dann noch und in den Vertiefungen sammelt sich das Regenwasser. Es ist noch nach Jahren ein sonderbares Vergnügen, wenn man über ein solches Gelände fährt oder reiten muß. Vielfach nehmen sich die Weiber auch die Mühe und heben in schmalen Streifen den Rasen ab und legen ihn umgekehrt auf den andern Rasen, sodaß höhere und tiefere Streifen miteinander abwechseln. In die oberen Streifen legen sie die Saat und im nächsten Jahr wird der hohe Streifen in den tieferen umgesetzt, sodaß eine neue Humusschicht nach oben kommt. So wird solange an der Stelle gepflanzt, als noch etwas wachsen will und dann wird es liegen gelassen. Die Natur läßt wieder andere Bäume wachsen, denn ein Schwarzer wird nie einen Baum pflanzen. Es kommt dann ein weiteres Gelände an die Reihe, das nun auf dieselbe Weise behandelt oder mißhandelt wird. Weil aber die Felder vor Affen, Wildschweinen, Vögeln und anderen Tieren geschützt werden müssen, die gern ernten, wo sie nicht gesät haben, baut sich der Schwarze gern die Hütte nahe bei den Feldern und es ist so leicht verständlich, daß er sich nicht die Mühe nimmt, eine solide Wohnstätte zu bauen, denn es gilt, die sauer verdiente oder erworbene Frucht aufzubewahren und vor Feuchtigkeit und mancherlei

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Unsere Jungen gehen zur Arbeit!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ungeziefer zu schützen. Es gibt in Rhodesia ganze Berge von etwa 100 — 200 Meter Höhe, welche wie eine riesige Halbkugel da liegen und aus einem kompakten Granitblock bestehen. Ebenso gibt es Platten, welche sich nur 1 Meter über dem Boden erheben. Diese benützt er als Baugrund für seine Fruchthütte, denn der Felsen läßt in der Regenzeit keine Bodenfeuchtigkeit aufkommen. Auf diese Platte macht er eine Lehmschicht von ungefähr 10 cm. Dicke und in diese stellt er in einem Kreise von etwa 2 — 3 Meter Durchmesser armdicke Prügel, welche durch Flechtwerk miteinander verbunden werden. Ebenso macht er das flache Dach von Flechtwerk. Das Ganze wird nun innen und außen mit Lehm verschmiert und etwa beim Trocknen entstehende Risse immer wieder geschlossen, so daß selbst beim starken Regen kein Wasser eindringen kann. Entweder im Dach oder gleich unterhalb wird eine Öffnung gelassen, gerade groß genug, daß ein Kind hineinsteigen kann. Dort wird der Behälter gefüllt und die Öffnung mit einem so genau passenden Flechtwerk geschlossen und verputzt, daß sie nicht mehr zu erkennen ist. Das Ganze ist so glatt und rißfrei, daß auch keine Luft zutreten kann, so daß auch die Landplage der kleinen Insekten das Getreide nicht verderben kann. Öfters ist der innere Raum noch in zwei oder drei Fächer abgeteilt.

Es ist leicht einzusehen, daß dieses Wandern der Schwarzen keinen guten Einfluß auf ihre Christianisierung hat, besonders aber ist eine gute Schulung der Kinder sehr schwierig, denn die Schule muß mit den Leuten wandern und daher rentiert sich der Bau einer guten Schule nicht, solange die Leute nicht seßhaft sind. Diese wird von den Missionaren selbstverständlich angestrebt.

Solange Afrika so dünn bevölkert ist, kann der Schwarze diesen seinen Raubbau weiter treiben, aber die Zeit ist nicht fern, da dies nicht mehr möglich sein wird, wenn die Bevölkerung sich in dem Tempo der letzten Jahre vermehrt. Es hat in der Union mehr als 30 Jahre gebraucht, bis wir die ersten Zulus dazu brachten, daß sie den Dünger nicht mehr an unsere Brüder verkaufen, sondern auf ihre eigenen Felder streuen, und heute noch steckt die Landwirtschaft selbst bei den Europäern noch in den Kinderschuhen, wenn wir sie mit Europa vergleichen. Aber in dem Maße, wie die Bevölkerung dichter wird, muß die Landwirtschaft intensiver getrieben werden. Dieser Zeitpunkt kommt auch für die Bevölkerung in Rhodesia und damit wird erst ein intensiver Schulbetrieb ermöglicht

Im Übrigen tut man den Schwarzen unrecht, wenn man sie „Wilde" nennt. Eine bessere Bekanntschaft mit ihren Sitten lehrt uns, daß sie auch ihre Anstandsregeln haben, welche wir Europäer bloß nicht kennen. Unter diesen Regeln sind manche, welche großen erzieherischen Wert haben. Vielleicht davon später einmal.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Von Joseph Spillmann, S. J. Nachdruck verboten

Ein Opfer des Beichtgeheimnisses

Fortsetzung

Zwischen leeren Fässern und allerlei Gerätschaften tastete er sich im Dunkeln nach der kleinen Wendeltreppe durch, welche in das zweite Stockwerk des Magdalenenflügel führte. Da zog er die Schuhe aus und stieg, nachdem er längere Zeit gehorcht hatte, leise die Stufen hinan. Es war alles still im Kloster; nur der Wind fuhr manchmal heulend durch die öden Korridore.

Und nun wollte dem Manne beinahe der Mut entfallen! Es war doch die erste Tat in seinem Leben, welche ihn möglicherweise dem Zuchthause überliefern konnte. Den Glauben an Gott und an die Unsterblichkeit der Seele hatte er freilich auf der Universität vor zwanzig Jahren schon über Bord geworfen; aber die letzten Fasern eines solchen Glaubens, welche eine christliche Erziehung dem Herzen des Kindes einpflanzte, werden kaum je gänzlich ausgerissen, und Loser hatte eine brave Mutter gehabt, die ihm nur viel zu früh entrissen wurde. Jetzt auf einmal, da er lauschend in dem stockdunkeln Gange stand, kam ihm ganz lebhaft diese seine längst begrabene Mutter in den Sinn, und er meinte sie zu hören, wie sie ihm am Vorabende seiner ersten Kommunion sagte: „Artur, jetzt hast du gebeichtet. Versprich nun mir und morgen dem Heilande, daß du von heute an entschieden gegen deinen Leichtsinn kämpfen willst. Er wird dich sonst ins größte Unglück bringen."

Er hatte es damals mit Tränen versprochen, aber leider sein Versprechen nicht gehalten. Und wie hatte sich die Vorhersagung seiner Mutter bewahrheitet! Wegen toller Streiche war er als Knabe beinahe mit dem Strafrichter in Berührung gekommen und vom Gymnasium gejagt worden; man hatte ihm auf die Fürsprache eines verwandten Geistlichen noch einmal verziehen; dann war das Universitätsleben gekommen, wo ihn die alte Untugend um sein bescheidenes Vermögen, um seinen Beruf und seinen Glauben gebracht hatte; dann das wilde Kriegsleben, das er, ohne sich einen Augenblick zu besinnen, wählte, — gerade im rechten Augenblicke, um seinen Gläubigern zu entrinnen, das ihn aber immer tiefer in den Abgrund sittlicher Verrohung hineinzog; dann die lange Reihe verschiedener Lebensstellungen, aus denen allen ihn sein unverbesserlicher Charakterfehler verdrängte, bis er endlich von bitterer Not gezwungen den armseligen Posten eines Küsters annehmen mußte. Und nun stand er auf der Schwelle des eigentlichen Großen Verbrechens, und er sah noch einmal seine Mutter mit den treuen, kummervollen Augen wie einen warnenden Engel vor sich stehen.

Umsonst! Die Gnade wurde ausgeschlagen. „Sei keine Memme!" sagte Loser zu sich. „Wie viele hochachtbare Männer stehlen jährlich Hunderttausende durch Börsenspiel aus den Taschen ihrer Mitmenschen! Das ist nun einmal der Kampf ums Dasein! Und zudem mache ich keinen Menschen ärmer. Wenn das Krankenhaus nicht von dem Pfaffen gebaut wird, so baut statt dessen der Staat ein anderes und größeres. Voran!"

Loser tastete die Mauer entlang, bis er die Ecke erreicht hatte, wo der Marienflügel mit dem Magdalenenflügel zusammenstieß. Er stand nun zwischen der kleinen Küche und der Wohnung des Pfarrers. Da fiel ihm das große Vorschneidemesser ein, das in der Schublade des Küchentisches lag. Sollte er es mitnehmen? wenigstens zur Notwehr? Er trat in die Küche und fand nach einigem Suchen den Tisch. Auf den ersten Griff in die Schublade faßte er das Messer. Aber er warf es wieder hinein, daß es hörbar klirrte. „Ich mag weder Montmoulin noch seiner Mutter etwas zuleide tun und werde auch so wohl mit ihnen fertig; auch könnte ich mit dem dummen Ding im Dunkeln fallen und mich selbst verwunden", sagte er. „Aber das kleine Laternchen, mit dem der Abbe am Morgen früh in die Kirche hinabgeht, will ich doch anzünden." Er strich ein Zündhölzchen an seinem Ärmel an und fand die Laterne sofort; denn er kannte die Gewohnheiten des Pfarrers. Das Licht mit seinem Rocke zudeckend, schritt Loser jetzt vorsichtig über den Korridor, und nachdem er an der Türe gelauscht hatte, benutzte er das Heulen eines stärkeren Windstoßes, um sie zu öffnen. Der Küster ließ einen Strahl des Lichtes in das Zimmer fallen; es war leer. Leise wagte er sich hinein und schritt auf den Zehen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

nach dem Schreibpulte. Er zog den Schlüssel aus seiner Westentasche, um mit klopfendem Herzen die Beute an sich zu nehmen; da — Loser traut seinen Augen nicht — steckt ja schon ein Schlüssel im Schlosse; er dreht ihn um und sieht sich betrogen!

Eine wahre Wut erfaßte den Einbrecher. Er hatte alles so fein angelegt, wie er meinte, und nun sollte ihn dieser einfältige Abbe durchschaut und seinen ganzen Plan auf eine so lächerliche Weise durchkreuzt haben! „Wer hätte daran gedacht, daß der Pfaffe seinen Mammon mit sich in sein Bett hinein nähme wie ein Geizhals? Mit meinen Händen erwürge ich ihn eher, als daß ich ohne das Geld das Kloster verlasse", sagte er und wandte sich mit einem Fluche der Türe des Schlafzimmers zu. Sie gab seinem Drucke nicht nach, und alsbald hörte er die Stimme einer Frau rufen: „Francois, bist du es?"

„Sacre Bleu!" fluchte Loser. „Was jetzt? Wenn ich die Türe mit Gewalt einsprenge, so erhebt die Alte ein solches Mordgeschrei, daß man es am Ende des Dorfes hört. Und überdies bin ich keinen Augenblick sicher, daß nicht der Pfarrer zurückkommt. Es geht nicht mit Gewalt, wenigstens jetzt nicht. Ich muß eine andere Gelegenheit abwarten." Mit diesem Entschluß schlich er sich geräuschlos aus dem Zimmer, stellte die Laterne in der Küche auf ihren Platz und verbarg sich in einer der leeren Zellen, wo er einen neuen Plan ausheckte.

Nachdem er nachgedacht, schlich er an die Treppe des Magdalenenflügels zurück und holte seine Schuhe; dann nahm er aus der Schublade des Küchentisches das lange Messer und begab sich, immer vorsichtig auf den Zehen die Wand entlang schreitend, durch das Oratorium die Wendeltreppe hinab gerade in das kleine Nebengemach der Sakristei, in welcher der Totenkopf den kleinen Charles so sehr erschreckt hatte. Hier bin ich sicher", sagte er zu sich. „Diese Rumpelkammer betritt kein Mensch. Ich kann von ihr aus sowohl einen Blick in die Kirche als in den Kreuzgang tun und so den günstigen Augenblick abwarten. Aber es ist kalt hier. Nun, da ist ja das Bahrtuch!" Er legte das Messer neben sich, nahm einen tüchtigen Schluck aus der Schnapsflasche, wickelte sich in das Tuch und suchte zu schlafen.

„Parbleu! Du bist doch ein aufgeklärter Mensch!" brummte er. „Du glaubst, daß mit dem Tode alles zu Ende sei! Was ist es dir denn gerade unter diesem Fetzen so unheimlich zu Mute? Pah, sei keine Memme, Artur Loser, die Toten kommen nicht wieder!" Und doch suchte er vergebens zu schlafen und trank sich so viel Mut zu, daß er halb betrunken war, als der Tag endlich langsam anbrach.

Fünftes Kapitel

Die Tat

Als der Morgen graute, kam Abbe Montmoulin todmüde von seinem Versehgange zurück. Er hatte die Nacht bei dem Kranken zugebracht, einen lichten Augenblick erwartend, um dessen Beicht zu hören und ihm die heilige Wegzehrung zu reichen, nachdem er ihm gleich bei seiner Ankunft die heilige Ölung gespendet hatte. Wirklich war nach Mitternacht eine leichte Besserung in dem Zustande des Totkranken eingetreten und das Bewußtsein wenigstens so weit zurückgekehrt, daß er auf die Fragen des Priesters durch Zeichen mit ja und nein antworten konnte und bei den Akten der Reue, die dieser ihm vorbetete, mit der nicht gelähmten Linken an seine Brust schlug, worauf er die Lossprechung und das heilige Sakrament erhielt.

Der Pfarrer wollte nun den Heimweg antreten; aber das Unwetter, das auf der Berghöhe noch viel heftiger tobte als in den Niederungen, machte es für den Augenblick unmöglich. „Es wäre Ihr Tod, Herr Pfarrer", sagten die guten Leute; „selbst wir würden uns bei diesem Sturm und Regen nicht auf die abschüssigen Wege nach St. Victoire hinab wagen." Gegen vier Uhr morgens aber schien sich der Sturm zu legen; und nun gaben sie dem Geistlichen, der um sechs Uhr die gewöhnliche heilige Messe nicht versäumen wollte, einen handfesten Burschen mit, daß er ihn stütze und führe. Alles ging gut, nur durchnäßte auf der Hälfte des Weges ein heftiger, eiskalter Regenguß den Priester bis auf die Haut.

Angekommen trug er natürlich das heilige Öl und die Pyxis zuerst in die Sakristei zurück, die man auch vom Kreuzgange aus, am Fuße der bereits erwähnten dunklen Wendeltreppe, betreten konnte, läutete den Angelus und darauf zur heiligen Messe; er glaubte ja, der Küster sei abwesend. Dann öffnete er die Kirche, in welche ein halbes Dutzend alter Mütterchen eintrat. Jetzt wollte Abbe

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Montmoulin in seine Wohnung, um die Kleider zu wechseln; denn er begann zu frösteln. Aber eine ängstliche Person hielt ihn noch fast zehn Minuten mit ihren Gewissenszweifeln auf und ließ ihn erst gehen, als der Beichtvater erklärte, er fühle sich unwohl.

In seiner Wohnung fand er die Mutter schon lange aufgestanden. Er erzählte mit wenigen Worten seine Erlebnisse und hörte von ihr zu seiner großen Beruhigung, daß die Nacht ohne Störung verflossen sei; nur einmal habe sie aus dem Schlafe auffahrend gemeint, es rüttle jemand an der Tür des Zimmers; es werde der Sturm gewesen sein. Der Pfarrer kleidete sich dann rasch um und begab sich nach der Sakristei, um die heilige Messe zu lesen.

Wie gewohnt, hatte die alte Susanne nach derselben, während der Herr die Danksagung betete, das Frühstück bereitet. Sie war dabei nicht in der besten Laune. Der Besuch aus der Stadt hatte ihr schon gestern nicht gefallen, und sie ahnte, daß derselbe nur eine Einleitung dazu sei, ihr den Dienst zu künden. „Fast allen Kaffee, den ich gebrannt und gemahlen, haben sie gestern verbraucht!“ brummte sie. „Die Tassen sind natürlich nicht gewaschen; die Zuckerdose ist halb leer — und wo ist denn das große Messer hingekommen, mit dem ich immer die Brotschnitten machte? Das ist mir ja eine Heidenwirtschaft! Da tut die alte Susanne nicht mit! Die alte Susanne hat ihrer Lebtag auf Ordnung gehalten, und lieber künde ich heute noch —“

Als Abbe Montmoulin von der Danksagung durch den Korridor kam, hatte er einen Teil dieses Selbstgespräches hören müssen; denn die alte Susanne pflegte ziemlich laut zu denken, wenn sie ärgerlich war, und gedemütigt trat er nun zu ihr in die Küche, um den Sturm durch ein freundliches Wort zu besänftigen. Das gelang nur insofern, als sich derselbe in einen Regenguß verwandelte, indem die alte Magd mit vielen Tränen sagte, sie wisse ganz gut, daß der Herr Pfarrer mit ihr unzufrieden sei und sie ihm nichts recht machen könne; aber er werde schon sehen, wie er bedient werde, wenn man sie auf die Seite schiebe.

„Unsinn, Susanne! Wer will Euch beiseite schieben? Aber ich werde doch meine alte Mutter zu mir nehmen dürfen? Ihr sollt vor wie nach das kleine Verdienst bei mir haben und meiner Mutter in der Haushaltung helfen. Da!“ Er drückte ihr ein Zweifrankenstück in die Hand. „Und nun bringt uns den Kaffee hinein. Und dann lauft rasch zu Herrn Renard, dem Krämer, und fragt, ob meine Mutter nicht mit ihm nach Aix zurückfahren könne, und wann? Endlich geht zu Madame Blanchard und laßt sie bitten, wo möglich heute morgen noch zu mir zu kommen.“

Susanne trocknete mit dem Zipfel ihrer Schürze die Tränen und dankte. „Wenn ich nur wüßte, wo das große Messer hingekommen ist!“ jammerte sie noch.

„Julie wird es verlegt haben. Es wird sich schon wieder finden“, entgegnete der gute Pfarrer und schritt seiner Wohnung zu.

Nach dem Frühstücke, das Mutter und Sohn in traulichem Gespräche einnahmen, wobei sie sich die schönen Tage des gemütlichen Zusammenlebens recht rosig auszumalen suchten, kam bald Susanne mit der Nachricht, Herr Renard lade mit Vergnügen Frau Montmoulin ein; er fahre heute schon um 8 Uhr; und Madame Blanchard werde zwischen 10 und 11 Uhr ihre Aufwartung machen.

„Dann haben wir keine Minute zu verlieren“, sagte Abbe Montmoulin und nahm eine Banknote aus einem Fache seines Pultes. „Hier sind 500 Franken für dich! Du darfst dich nicht weigern. Die gute Madame Blanchard hat sie mir von einer Erbschaft geschenkt, welche ihr dieser Tage zufiel; ich behalte noch ebensoviel für mich und meine Bücher. Nein, du darfst dich nicht weigern! Bezahle damit den Rest der Schuld, welche du meinetwegen machen mußtest. Ich weiß nicht, wie Madame Blanchard von unseren ärmlichen Verhältnissen Kunde bekam; sie scheint einen eigenen Sinn zu haben, mit dem sie jegliche Not förmlich aufspürt, um ihr nach Kräften abzuhelfen, und sie bot mir das Geschenk so liebevoll an, daß ich ihr wirklich wehe getan hätte, wenn ich es ablehnte.“

„Die gute Frau! Gott möge es ihr lohnen!“ entgegnete Frau Montmoulin.

„Ja, darum wollen wir beten. Und nun auf Wiedersehen recht bald und dann für immer, liebe Mutter! Ich würde dich gerne zu Herrn Renard begleiten; aber du weißt, was ich hier zu bewachen habe. Gott sei Dank, daß Madame Blanchard so bald kommt und mich heute morgen noch von dem Alp befreit, der mich seit gestern nachmittag wirklich beunruhigt. Also lebe wohl! Und bete etwas für mich.“ Damit küßte er seine Mutter.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Bete auch du für mich, ich tue es alle Tage; und nun noch deinen priesterlichen Segen!“ Sie kniete nieder und bekreuzte sich mit tiefer Rührung. Dann lächelte sie mit feuchten Augen und folgte der alten Susanne durch die Türe. In einer kleinen Handtasche trug sie einige Stücke Leibwäsche ihres Sohnes, welche der Ausbesserung bedurften; denn sie hatte natürlich in der Morgenfrühe schon dessen Kleiderschrank einer vorsorglichen Durchsicht unterzogen. Unten vom Hofe aus grüßte sie noch einmal den Sohn, welcher ihr durch das Fenster nachschaute. Wie ganz anders sollte das nächste Wiedersehen sein, als sie es sich jetzt dachten! Es lag etwas wie eine Ahnung auf der Seele des Sohnes. „Wie sonderbar ist mir zu Mut!“ sagte er. „Ich habe mich am Ende doch ganz bedeutend erkältet und will mich niederlegen, sobald Madame Blanchard mit dem Gelde fort sein wird.“

Als die alte Susanne zurückkam, bat er sie, ihm etwas Tee zu kochen und zurechtzustellen. Dann entließ er sie mit dem Bemerken, sie brauche bis morgen früh nicht mehr zu kommen. Er werde sich des Nachmittags zu Bette legen und seine kleine Erkältung ausschwitzen. Da der Pfarrer es gewöhnlich so machte, wenn er sich unwohl fühlte, erhob die Magd keinerlei Einwendung. Sie fragte nur noch, ob sie denn kein Essen bringen solle, und als der Pfarrer antwortete, er fühle keine Eßlust und könne sich, wenn sich dieselbe einstelle, selbst ein paar Eier kochen, entfernte sie sich mit den Worten: „Wie der Herr Pfarrer will!“

Abbe Montmoulin betete dann die Prim. Nachdem er mit dem Brevier zu Ende war, schrieb er aus einem antiquarischen Katalog auf eine Liste eine Reihe theologischer Bücher, die er heute noch durch die Post bestellen wollte. „347 Franken 50 Centimes!“ sagte er, die Posten zusammenrechnend, mit einem Seufzer. „Ich würde es nie wagen, so viel Geld für meine Bibliothek auszulegen, wenn nicht diese vortreffliche Madame Blanchard mir das Geld unter der ausdrücklichen Bedingung gegeben hätte, daß ich es ausschließlich für meine Bedürfnisse und nicht für die Armen verwende. Nun, es bleibt gerade noch genug übrig, um die die Zimmer für meine gute Mutter etwas herrichten zu lassen. — Aber was mich der Kopf schmerzt! Ich will mich ruhig in den Lehnsessel setzen und ein nasses Tuch um die Schläfen binden.“

Abbe Montmoulin hatte sich kaum im Stuhle zurecht gesetzt, als es 10 Uhr schlug. Wenige Minuten nachher klopfte man an der Zimmertüre.

„Herein!“ rief der Pfarrer. — „Das ist Madame Blanchard, die ist so pünktlich wie ein Uhrwerk. Ich bitte um Entschuldigung, daß ich Sie zu mir bat, gute Frau; aber ich fürchte, heute nacht eine kleine Grippe geholt zu haben.“

„Das sehe ich zu meinem Leidwesen!“ sagte die Eintretende, eine kleine, schon bejahrte Dame, die aber noch recht kräftig und rüstig schien. Nach alter Mode umrahmte eine krause Spitzenhaube das freundliche rote Gesicht, zu dessen beiden Seiten zwei sorgfältig gewundene, schneeweiße Locken herabhingen. Sie richtete ihre klaren blauen Augen, aus denen die Unschuld eines Kindes leuchtete, besorgt auf den Geistlichen, und ein Zug fast mütterlicher Liebe spielte um ihren Mund. Dann stellte sie den Armkorb, mit dem man sie immer die Kranken und Armen besuchen sah, auf den Boden und nahm auf die Bitte des Pfarrers in dem Sessel Platz, den derselbe für sie an dem Tische zurechtgestellt hatte, hinter welchem er saß.

„Bitte, nehmen Sie das Tuch nicht von der Stirne“, bat sie freundlich. „Ich habe schon gehört, daß Sie letzte Nacht zu den Höfen von Monalto einen Versehgang machen mußten. Mein Gott, ein solcher Weg und in solchem Sturm und Regen! Sie hätten besser getan, die heilige Messe heute nicht zu lesen und sich sofort ins Bett zu legen. Nehmen Sie es mir nicht ungütig; aber wirklich, Sie trauen sich zuviel zu, Sie sündigen auf Ihre Jugendkraft; Sie schulden sich der Gemeinde, uns, den Armen!“

„Ich will ja auch ganz gehorsam mich niederlegen und etwas Tee trinken, sobald wir unser kleines Geschäft besorgt haben“, entgegnete lächelnd der Abbe.

„Geschäft!“ rief abwehrend die gute Dame. „Das hat ja noch Zeit! Jetzt müssen Sie vor allem Ruhe haben und dürfen Ihren Kopf nicht im mindesten anstrengen.“

„Eben weil ich Ruhe haben möchte, bitte ich Sie, das Geld gleich mitzunehmen“, entgegnete der Pfarrer. „Wir sind ja in fünf Minuten fertig, und offen gestanden, die große Summe macht mir hier Sorgen. Ich bin ja fast den ganzen Tag allein in dem einsamen Gebäude und kann zudem jeden Augenblick zu einem Kranken gerufen werden.“

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Wenn das der Fall ist, wenn es Sie beruhigt, will ich das Geld herzlich gern mitnehmen. Aber ich bitte Hochwürden, bemühen Sie sich nicht, es mir vorzuzählen; es ist ja gewiß alles bis auf den Sou richtig —"

Abbe Montmoulin hatte inzwischen das Tuch mit dem Gelde herbeigebracht und es auf dem Tisch losgeknüpft. Trotz des lebhaften Protestes seitens der alten Dame zählte er ihr die einzelnen Posten vor und schloß endlich mit der Bitte, die bereits geschriebene Quittung zu unterzeichnen. Sie lautete einfach: „Von Abbe Montmoulin aus der Kasse des St. Joseph-Sammelvereins am heutigen Tage die Summe von zwölftausend Franken für den Neubau des hiesigen Krankenhauses der Schwestern erhalten zu haben, bescheinigt — St. Victoire, 20. Februar 1888 — Marie Blanchard."

Mit raschen und entschiedenen Zügen hatte die gute Frau ihren Namen unter den Empfangsschein gesetzt und dann lächelnd dem Pfarrer die Feder zurückgegeben. „Was Sie für ein genauer Geschäftsmann sind!" sagte sie. „Man solte meinen, Sie wären bei einem Kaufmann in die Schule gegangen."

„Das bin ich auch. Mein Vater selig war Kaufmann", scherzte der Pfarrer, „und ich habe mich bei der nächsten Sitzung des Komitees genau schwarz auf weiß auszuweisen, sonst verurteilen mich die gestrengen Damen zur Rückerstattung, und da müßte ich mit dem Bettelstab in der Hand die weite Welt durchreisen, ehe ich eine solche Summe zusammenbrächte. — Aber wie wollen Sie das Geld nach Hause bringen?"

„Nichts einfacher als das. Sie leihen mir das Tuch, in das Sie es eingewickelt hatten, und ich lege es darin eingebunden in meinen Armkorb, dessen Deckel schon allerlei verborgen hat. Kein Mensch wird vermuten, daß ich heute statt Leinwand oder Strümpfe oder Brot 12 000 Franken darin trage. — Und nun leben Sie wohl, lieber Herr Pfarrer, und beten Sie ein Ave für die alte, unnütze Blanchard, der es manchmal recht bange wird, wenn sie an die schwere Rechenschaft denkt, welche jeden Augenblick kommen kann."

„O, da braucht Ihnen nicht bange zu sein! Wissen Sie, was der Heiland sagen wird: „Kommet, ihr Gebenedeiten meines Vaters! Denn ich war hungrig, und ihr habt mich gespeist; ich war durstig, und ihr habt mich getränkt; ich war nackt, und ihr habt mich bekleidet. Was ihr dem Geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan!" Das wird der Heiland einst sagen, wenn die gute alte Madame Blanchard mit ihrem großen Armkorb, in dem dann mehr als 12 000 Franken an Wert sein wird, an die Himmelstüre klopft." So erwiderte mit Wärme der Pfarrer.

Madama Blanchard wischte sich eine Träne aus dem Auge und antwortete: „Ich danke Ihnen für dieses trostreiche Wort. Was ist es doch etwas Schönes um die christliche Liebe, die im Armen den Mitbruder Christi, ja Christum selber sieht! Könnte ich doch in den Armen tausendmal mehr für meinen Heiland tun, der aus Liebe zu mir und für meine Sünden am Kreuze gestorben ist! — Darf ich um Ihren Segen bitten?"

Sie kniete nieder und empfing den Segen. „Und nun leben Sie wohl! Nein, keinen Schritt dürfen Sie mich vor die Zimmertüre begleiten. Ich finde mich ganz gut zurecht. Um keinen Preis. Bitte, beten Sie statt dessen ein Ave Maria für mich!"

Abbe Montmoulin willfahrte ihrer Bitte, sie nicht zu begleiten, und legte sich, ihrer Mahnung folgend, zur Ruhe, nachdem er den Rest der Horen gebetet hatte. Es war ihm so eigentümlich zu Mute; eine innere Stimme sagte ihm: „Bete, bete für sie!" Schon wollte er sich wieder ankleiden, um ihr nachzugehen. Aber er schlug den Gedanken aus und sagte sich, es sei Aufregung eines kleinen Fiebers, und suchte vergebens einzuschlafen.

Loser hatte in der Gerümpelkammer der Sakristei in immer steigender Aufregung den Vormittag zugebracht. Er hörte den Angelus läuten und sah gleich darauf Abbe Montmoulin die Kirche betreten. Sollte er jetzt die Tat wagen, da die Mutter des Pfarrers wahrscheinlich aufgestanden und die Türe der Schlafkammer geöffnet war? Es schien ihm zu gefährlich; der Abbe konnte jeden Augenblick ins Haus hinauf kommen. Auch wußte er nicht genau, wo das Geld jetzt versteckt sei; er mußte vielleicht lange suchen, ehe er es fand. Aber sobald der Priester am Altare war, wollte er sich hinaufschleichen; wahrscheinlich war dann die Mutter des Pfarrers auch in der Kirche und die alte morsche Türe würde ihm wenig Widerstand leisten, auch wenn sie geschlossen wäre; ein kräftiger Tritt mußte die Füllung zertrümmern. Loser wartete also, bis der Pfarrer die Messe begann. Nun wollte er sich

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

hinaufschleichen, warf aber erst einen Blick durch die Luke in den Kreuzgang. Richtig! da mußte gerade die alte Susanne kommen! Jetzt hatte er es möglicherweise mit zwei Frauen zu tun, und wenn eine entrann, war er verloren. Dennoch schlich er barfuß bis unter die Türe des Oratoriums; da sah er die Mutter des Pfarrers knien, und er wagte nicht, an ihr vorüberzuhuschen.

„Wenn sie schreit, so hört man es in der Kirche", sagte er zu sich und kehrte mit einem Fluche in sein Versteck zurück.

Sollte nun wirklich aus dem Plane nichts werden? Sollte er hier auf dem abgelegenen Dorf der Provence sein ganzes Leben in der elenden Stellung eines Küsters verbringen? Und selbst das hatte er sich unmöglich gemacht; denn nach seinem Gerede von der großen Erbschaft war ja hier seines Bleibens nicht mehr. Und welch flottes Leben schien ihm noch gestern Abend sicher zu winken, wenn er mit der Summe, deren Höhe er freilich überschätzte, glücklich nach Amerika kam.

Die Messe war vorüber und Abbe Montmoulin ins Haus hinaufgegangen. Einige Zeit nachher sah Loser die alte Susanne mit der Mutter des Pfarrers das Kloster verlassen. „Jetzt ist der Pfaff allein", sagte er sich. Jetzt würde ein anderer kurzen Prozeß machen. Aber Artur Loser, du bist ein Feigling! Du glaubst, daß mit dem Tode alles aus und vorbei ist; du hältst dich und deine Mitmenschen nur für eine etwas höher entwickelte Tiergattung und hast doch nicht den Mut, die rechte Schlußfolgerung aus dieser Lehre der modernen Wissenschaft zu ziehen. Im Kriege, ja, da wagtest du es, ein paar arme Teufel von Soldaten aus sicherem Versteck rücklings niederzuschießen — und das war doch schließlich auch ein Mord. Aber den Pfarrer niederzustoßen, der dir ein paar lumpige Wohltaten erwies, das wagst du nicht."

Der Mensch suchte sich in eine Wut hineinzureden und griff wiederholt zur Schnapsflasche, die er endlich mit einem Fluche leerte. Jetzt wollte er ins Haus hinauf und von der kleinen Küche aus eine günstige Gelegenheit erspähen. Da sah er — es hatte eben 10 Uhr geschlagen — Madame Blanchard mit ihrem Armkorbe durch den Kreuzgang kommen. „Die holt das Geld!" fuhr es ihm durch den Kopf. „Jetzt ist der rechte Augenblick, jetzt oder nie!"

Mit dem Blicke eines Raubtieres ergriff Loser das Messer und sprang die Wendeltreppe hinan.

Er erreichte den Korridor gerade, als die Frau in der Türe des Pfarrers verschwand. Eine Minute später stand er lauschend vor derselben Türe. „So, so, der Pfarrer ist unwohl — um so besser!" dachte er. „Aha, jetzt kommen sie auf das Geschäft!" — niederkniend schaute er durch das Schlüsselloch und sah die Banknoten und das glänzende Gold. — „Doch nur 12 000 Franken — ich dachte, es wäre mehr; nun, es ist doch immerhin so viel und die paar Blutstropfen dieser alten Gans wert. Ja, laß dir nur den Segen geben! Jetzt —!"

Rasch drückte er sich in eine dunkle Ecke in der Treppe und faßte sein Messer, zum Stoß bereit. Madame Blanchard nahm aber nicht den Weg zur Haupttreppe, sondern schritt dem Oratorium zu, wo sie noch eine kurze Anbetung des hochwürdigsten Gutes machen wollte. „Um so besser!" murmelte Loser. „Das erleichtert die Sache. Sie wird nun den Weg zum Kreuzgang die Wendeltreppe hinab nehmen, und dort kann ich es ohne jede Gefahr tun."

Auf den Zehen folgte Loser der Arglosen. Das Oratorium hatte in alter Zeit den Nonnen als Chor gedient und war von der Kirche nur durch ein hohes Holzgitter getrennt. Vor diesem Gitter hatte sich Madame Blanchard niedergekniet und betete in großer Sammlung. „Man könnte ihr fast den Armkorb wegnehmen", dachte Loser. „Aber was würde es nützen? Bei Tage kann ich mit dem Gelde nicht fliehen, und vor Nacht würde man mich finden, wenn ich sie entschlüpfen ließe. Sei endlich ein Mann Artur Loser!"

Jetzt erhob sich Madame Blanchard, nachdem sie fast zehn Minuten andächtig gebetet hatte, bezeichnete sich mit dem Zeichen des Kreuzes und schritt der ihr wohlbekannten Wendeltreppe zu. Sie hatte mit der einen Hand den Strick gefaßt, der die Stelle einer Treppenlehne vertrat, und tastete vorsichtig im Dunkel hinab.

„Ist jemand hinter mir?" fragte sie plötzlich einhaltend; denn sie hatte Loser gehört, der ihr auf der Ferse folgte.

„Ich muß mich getäuscht haben; ich hätte doch besser den andern Weg genommen; ich weiß nicht, weshalb ich mich auf einmal fürchte. Mut, Gott ist ja bei mir!"

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

So sagte sie laut und machte noch zwei Schritte. Da hatte sie den Treppenabsatz vor der Gerümpelkammer erreicht und fühlte sich plötzlich an der Kehle gefaßt. Gleichzeitig öffnete Loser mit seinem Fuße die Türe, die nur angelehnt war, stieß sein Opfer hinein und bohrte ihm das Messer in die Brust. Mit einem halb erstickten Schrei sank Madame Blanchard zu Boden. Erst als der Tod schon lange eingetreten war, zog der Mörder seine Hand vom Halse der Leiche zurück und erhob sich.

Sechstes Kapitel
Nach der Tat

Jetzt mit einem Male, da die schreckliche Tat geschehen, war Losers Wut und sein halber Rausch verschwunden, und eine entsetzliche Angst ergriff ihn. Er wagte nicht, noch einen Blick auf die Tote zu werfen; mit abgewandtem Gesichte erfaßte er einen Zipfel des Bahrtuches und warf es über den Leichnam; dann nahm er den Armkorb und wollte mit dem Blutlohn fliehen. Aber wohin? Bei hellem Tage wäre das Wahnsinn gewesen. Es durfte ihn kein Mensch in St. Victoire erblicken, er mußte die Nacht im Kloster abwarten, und dazu gab es keinen sicheren Platz als denjenigen, an dem er sich befand. Aber hier bei der Leiche? „Ei, du wirst dich doch vor der Toten nicht fürchten!“ suchte er sich Mut einzusprechen. „Du glaubst ja weder an eine unsterbliche Seele noch an ein Jenseits!“ Loser kauerte sich im fernsten Winkel der Kammer nieder und stellte den Korb mit dem Gelde vor sich hin. Das blutige Messer hielt er, wie er erst jetzt bemerkte, noch in der Hand. Schaudernd wischte es der Mörder an dem Tuche, in welches das Geld gebunden war, ab und warf es in den Korb. Nun knotete er das Tuch los und wollte sich an dem Anblicke des Geldes erfreuen; aber es gelang ihm nicht, seine Angst zu bannen. Immer und immer wieder wanderte das Auge gegen seinen Willen nach dem Bahrtuche, das die Umrisse der darunter liegenden Gestalt erkennen ließ. Ein Bächlein Blut sickerte hervor und nahm seinen Weg langsam, langsam quer durch die Kammer gerade auf ihn zu. Weshalb gerade auf ihn? Mit jeder Linie, die es näher kam, wuchs Losers Angst. Da traf es auf die Ritze eines Brettes, staute sich einen halben Schritt vor ihm und tropfte durch den Fußboden auf die darunter liegenden Gewölbesteine. Es war so still, daß er die Tropfen zählen konnte, und es kam ihm vor, als ob der Ton der langsam fallenden Tropfen wie mit einem Finger an sein von Angst gemartertes Gehirn klopfe.

„Ich wollte, ich hätte es nicht getan“, stöhnte er. „Und was das Jenseits angeht, so ist es doch noch lange nicht so ausgemacht, daß es nur auf Aberglauben beruht, wie die moderne Wissenschaft das behauptet. Ich habe mir zwar vorgespiegelt, daß ich den Glauben daran schon längst über Bord geworfen; aber wenn ich ehrlich sein will, muß ich gestehen, daß ich im Grunde meines Herzens eigentlich immer daran glaubte. Und wenn es nun wirklich eine Vergeltung gibt —!“

Der Gedanke schüttelte den Mörder angesichts seines Opfers förmlich. Er bereute seine Tat, aber aus reiner Furcht und Angst, die sich zu halbem Wahnwitz steigerte. Als endlich der schreckliche Tag zur Neige ging und die Dämmerung hereinbrach, hatte er den Entschluß gefaßt, die unerträgliche Gewissensqual durch eine Beicht von sich zu wälzen. Die gestrige Predigt über das Beichtgeheimnis gab ihm Mut, sich mit seiner Anklage an Abbe Montmoulin zu wenden. „Er wird mich nicht verraten“, sagte er sich. „Er darf es nicht; eher muß er sterben, wie er selber sagte, und ich glaube ihm; er meint es ehrlich.“

Loser hatte mehr als 20 Jahre nicht mehr gebeichtet. Zur Vorbereitung auf eine gute Beicht hätte außer demütigem Gebete um Gottes Beistand eine ernste Gewissenserforschung über diese lange Zeit und die Erweckung aufrichtiger Reue aus übernatürlichen Beweggründen gehört, verbunden mit dem Willen, nach Kräften Genugtuung zu leisten. Loser betete nicht und erforschte auch sein Gewissen nicht weiter; vor seiner Seele stand nur die eine heute verübte Bluttat, deren überwältigender Eindruck ihn alles andere vergessen ließ. Wenn er nur diese von der Seele wälzen könnte, meinte er, dann würde ihn alles andere wenig kümmern. Auch von einer eigentlichen übernatürlichen Reue konnte keine Rede sein; die Angst war es, die eitle, entsetzliche Angst, welche ihn nach dem Zimmer Abbe Montmoulins trieb.

Und wirklich, als es dunkel genug war, nahm er in die eine Hand die Schuhe, in die andere den Armkorb mit dem Gelde und verließ die Kammer, einen letzten Blick der Angst nach dem Bahr-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

tuche werfend, über welches von der Kirche her ein schwacher Strahl der Ewigen Lampe ein unsicheres Licht verbreitete. Fast hätte Loser laut aufgeschrieen; denn bei dem zitternden Lichte meinte er, die Gestalt unter dem Tuche bewege sich. Hastig drückte er die Türe ins Schloß und eilte die Wendeltreppe hinauf; überall glaubte er im Dunkel die Augen der Ermordeten vor sich her schweben zu sehen mit dem Ausdrucke des Entsetzens, mit dem sie ihn anblickten, da er die Tat beging. Der kalte Schweiß stand dem Mörder auf der Stirn, als er endlich an die Türe des Pfarrers pochte.

Abbe Montmoulin hatte den ganzen Nachmittag im Bette zugebracht und fühlte sich noch immer unwohl. Dennoch stand er gegen Abend auf, um sein Brevier zu beten. Sein Zustand hätte ihn vielleicht von dieser Pflicht entbunden; aber Vesper und Komplet wollte er doch nicht unterlassen. So saß er beim Scheine der Lampe und las eben den schönen 90. Psalm vom Vertrauen auf Gottes und seiner heiligen Engel Schutz in jeder Not und Gefahr, als an die Türe geklopft wurde. Er meinte, es sei die alte Susanne, die sich noch einmal nach seinem Befinden erkundigen wolle. Daher rief er „Herein" und sagte, ohne von seinem Brevier aufzusehen, als jemand eintrat: „Gleich, Susanne; ich bin in zwei Minuten fertig."

Wie staunte aber der gute Pfarrer, als er, sein Brevier schließend, Loser an der Türe stehen sah! Er traute seinen Augen nicht und hob den grünen Schirm der Lampe in die Höhe, um den Mann deutlicher zu sehen. „Loser, seid Ihr es?" fragte Abbe Montmoulin und fügte sofort bei, als er das schreckensbleiche Gesicht des Küsters erkannte, der zitternd und den Angstschweiß von der Stirne wischend in den Lichtkreis der Lampe trat: „Um Gottes willen, Loser, was habt Ihr? Euch ist ein Unglück zugestoßen!"

„Ja, Herr Pfarrer, es ist mir etwas zugestoßen — oder vielmehr jemand anders — und ich — möchte beichten."

Man kann sich das Staunen Abbe Montmoulins denken, der wohl wußte, daß der Mann seit Jahr und Tag nicht gebeichtet hatte. Er warf einen ernsten, prüfenden Blick auf Loser, den dieser sofort verstand und mit den Worten erwiderte: „Herr Pfarrer, ich bin vollkommen nüchtern. Es ist mir in der Tat etwas zugestoßen, etwas ganz Schreckliches — und nun habe ich an Ihre Predigt von gestern gedacht und wollte bei Ihnen beichten. Aber vorher noch eine Frage: es könnte ja der Fall sein, daß der Beichtvater das Beichtkind nicht lossprechen könnte oder wollte — würde nun auch in diesem Falle die Pflicht des Beichtgeheimnisses den Priester zum Schweigen verbinden?

„Unbedingt", antwortete der Pfarrer.

„Nun, so bitte ich Sie, meine Beicht zu hören."

„Von Herzen gerne. Habt Ihr Euch vorbereitet?"

„Ich habe den ganzen Nachmittag an nichts anderes gedacht", sagte Loser.

„So kniet da auf meinen Betschemel. Ich bin zwar heute abend nicht ganz wohl, aber die Freude, eine Seele, auf die ich schon lange wartete mit Gott aussöhnen zu können, wird mir besser tun als die beste Arznei. Wir wollen erst etwas beten zum Heiligen Geist um Erleuchtung und zur Mutter Gottes, der Zuflucht der Sünder."

„Wollen Sie mich nicht lieber in Ihrem Schlafzimmer hören?" sagte Loser, ängstlich nach der Tür blickend. „Es darf mich hier kein Mensch sehen — und nicht wahr, Sie sagen nicht, daß ich bei Ihnen gewesen bin und gebeichtet habe?"

„Gewiß nicht. Das könnte sogar unter Umständen eine Verletzung des Beichtgeheimnisses sein." Damit führte Abbe Montmoulin den Besuch, dessen Benehmen ihm immer rätselhafter wurde, in sein Schlafzimmer, stellte die Lampe auf den Nachttisch und schloß die Türe ab. Er betete inbrünstig zum Heiligen Geist um Licht und Kraft, denn es schwante ihm, daß eine schwierige Aufgabe seiner harre. Dann legte er sich die Stola um und nahm neben Loser Platz, der vor Aufregung zitternd auf dem Betschemel kniete. „Mut, mein Freund!" sagte er, „und wenn ihre Sünden auch rot wären wie Scharlach —"

„Rot?! Wer hat Ihnen das gesagt?" zuckte Loser zusammen. „Ja, rot, rot wie Blut! Es muß heraus, ich habe sonst keine Ruhe. Ja, ich habe Blut vergossen, und es schreit zum Himmel um Rache. Heute, hier! Madame Blanchard, sie liegt drunten in der Sakristeikammer — ich habe sie ermordet! Ha, wie ihr Blut auf meiner Seele brennt! Nehmen Sie mir die Schuld ab, Herr Pfarrer, ich habe Ihnen jetzt alles gesagt!"

Man kann sich denken, wie dieses durch halb wahnwitzige Angst erpreßte Geständnis den guten Abbe Montmoulin

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

erschreckte. Er mußte sich erst im Gebete sammeln, ehe er dem Mörder auch nur ein Wort erwidern konnte. „Heilige Jungfrau!“ seufzte er. „Nun stehe mir bei mit deiner milden Fürsprache. Dann suchte er den Mann zunächst etwas zu beruhigen. Er sagte ihm, seine Tat sei zwar schrecklich; aber auch die Sünde des Mordes könne Verzeihung finden, wenn sie mit wahrer Reue gebeichtet werde. Das Blut, das der Heiland am Kreuze vergossen, habe die Kraft, auch solche und selbst noch schwerere Verbrechen zu tilgen. Ob er sich nicht erinnere, wie der Heiland am Kreuze dem einen Schächer alles verziehen habe und doch sei derselbe ein Räuber, wahrscheinlich ein Wegelagerer und Raubmörder gewesen. Nachdem der Pfarrer so dem Beichtkinde Vertrauen einzuflößen gesucht hatte, sagte er ihm, er möge nun zunächst die Anklage vervollständigen; er müsse auch die anderen Sünden seit seiner letzten gültigen Beicht nach Zahl und Umständen, soweit das möglich sei, beichten.

Da erklärte Loser voll Ungeduld, es seien jetzt über 20 Jahre, seit er gebeichtet. Wie man nun von ihm verlangen könne, er solle alle Sünden dieser Jahre beichten? — Gott verlange nichts Unmögliches, sagte der Geistliche; Gott sei mit der Anklage der Sünden, deren man sich nach ernster Gewissenserforschung entsinne, zufrieden, und er wolle ihm gerne durch Fragen behilflich sein. Loser antwortete, er habe sich über sein vergangenes Leben gar nicht erforscht; er habe nur über das Verbrechen nachgedacht, das er heute begangen, und dieses bereue er auch. Er möge ihm kurz sagen, ob er ihm die Lossprechung von demselben geben wolle oder nicht; denn er habe keine Zeit zu verlieren und müßte eigentlich schon über alle Berge sein.

Zu seinem größtem Schmerze erkannte der Pfarrer aus diesen Worten, daß das Beichtkind gar nicht in der Seelenstimmung sei, welche zum günstigen Empfange der Lossprechung nötig ist. Er wollte ihn zwar noch belehren und beschwor ihn bei allem, was heilig sei, an seine arme Seele zu denken und die angefangene Beicht nicht unvollendet zu lassen. Er wolle ihm bei der Gewissenserforschung helfen und werde ihm ganz gewiß die Lossprechung erteilen, sobald er die nötigen Vollmachten dazu erhalten habe und das Beichtkind nicht nur dieses Verbrechen, sondern auch alle andern schweren Sünden aufrichtig bereue und den Willen habe, nach Kräften genugzutun. Loser fuhr auf: „Übermorgen muß ich auf dem Meere sein! Ich war ein Narr, daß ich zu Ihnen kam. Und dann genugtun — was ist denn da genugzutun? Ich kann doch die Tote nicht lebendig machen!“

„Leider nicht!“ sagte der Pfarrer. „Aber ich habe Euch so verstanden, daß Ihr die gute Madame Blanchard getötet habt, um in den Besitz des Geldes zu kommen, das sie bei sich hatte. Selbstverständlich müßt Ihr das Geld dem Vereine zurückstellen, der damit ein Krankenhaus bauen will. Und dann —“

„Oho, das Geld soll ich herausgeben? Und dann?“

„Und dann wäre es ja möglich, daß ein Unschuldiger als Mörder der guten Frau Blanchard eingekerkert und verurteilt würde. In diesem Falle müßtet Ihr bereit sein, das Gericht über seinen Irrtum aufzuklären.“

„Genug!“ rief Loser aufspringend. „Ich soll das Geld herausgeben und endlich mich selbst dem Gerichte überliefern! Daß ich ein Narr wäre! Viel gescheiter wäre es, auch Sie auf dem Fleck zu erwürgen. Wer weiß, welche Hinterpförtchen Ihr Beichtgeheimnis sonst noch hat! Aber ich habe nun einmal den Mut nicht dazu.“ Damit sprang der Unglückliche mit einem gräßlichen Fluche nach der Türe, schloß sie auf und verschwand in der Dunkelheit des Korridors. In der kleinen Küche, wo er den Korb einstweilen versteckt hatte, machte er Licht. Das Messer und das blutbefleckte Tuch schob er unter den Küchenschrank, packte das Bündel Banknoten in seine Brusttasche, das Gold und Silber in die übrigen Taschen und eilte durch den Magdalenenflügel der Nebentreppe zu, auf welcher er durch die große alte Küche im Erdgeschoß in den Garten gelangte. In einem Bogen umschlich er das Dorf, gewann die Straße nach Marseille und lief die ganze Nacht durch. Bei Tagesanbruch verkroch er sich in ein Gebüsch am Fuße der Höhen von St. Baum und erreichte in der folgenden Nacht Marseille, wo es ihm gelang, ein Schiff zu besteigen, das eben nach Montevideo unter Segel ging.

Siebtes Kapitel

In der goldenen Rose

Madame Blanchard wohnte bei ihrem Bruder, dem Gemeindeschreiber. Sie führte aber ihre eigene Haushaltung und

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

lebte mit einem armen Mädchen, das sie aus Barmherzigkeit angenommen hatte, in ein paar recht beschränkten Räumen des oberen Stockes, während die kleine Familie ihres Bruders das Erdgeschoß innehatte. Das Verhältnis zwischen den beiden Haushaltungen war kein besonders herzliches. Der Herr Gemeindeschreiber gehörte nicht zu den „Klerikalen" und betrachtete seine fromme Schwester, die es gewagt hatte, ihn zu mahnen, er möge doch seinen religiösen Pflichten nachzukommen, als eine „Betschwester und Quisel". Noch mehr als diese gutgemeinte schwesterliche Ermahnung nahm er ihre große Mildtätigkeit gegen Arme und Kranke übel. Er meinte, sie bestehle dadurch eigentlich ihn und seine Kinder an dem zu hoffenden Erbe, und hatte schon allen Ernstes mit seinem Vorgesetzten, dem Herrn Maire, seinem politischen Parteigenossen, geredet, ob es denn nicht gesetzlich zulässig sei, die Verschwenderin, deren dumme Güte von den Pfaffen schmählich ausgebeutet werde, unter Vormundschaft zu stellen. Dafür lag nun leider, solange keine gröbere Ausschreitungen vorkamen, kein rechter Grund vor, und die „Quisel" konnte also vorläufig nach wie vor mit ihrem Armkorbe zu den Kranken und Armen gehen und ihnen Almosen zutragen, etwa im Werte der Auslagen, die sich der Herr Bürgermeister und der Gemeindeschreiber täglich bei Herrn Carillon in der Goldenen Rose gestatteten.

Auch am Abend des 20. Februar saßen die beiden mit einigen gesinnungstreuen Stammgästen bei einer Flasche Wein in der Goldenen Rose. Man hatte politisiert und tüchtig auf den Klerus und seine wachsende Macht geschimpt. Gambetas Losungswort: Le clericalisme, voila lennemi! war auch ihr Losungswort. „Und Sie werden sehen", sagte der Maire, mit der Faust auf den Tisch schlagend, „daß diese Herren bei der bevorstehenden Wahl ihren Kandidaten durchbringen! Sie sind klug, ihr Ansehen steigt, sie ziehen durch den Schein der Wohltätigkeit die arbeitenden Klassen, den Pöbel auf ihre Seite. Auch hier bei uns werden sie die große Mehrheit für sich haben. Das Krankenhaus, das sie den Schwestern bauen wollen, ist keine üble Karte in ihren Händen, und dieser Abbe Montmoulin, den sie uns als Pfarrer hierher setzten, ist lange nicht so einfältig, als er aussieht."

„Die Regierung müßte den Bau verbieten, überhaupt das Recht der Armen- und Krankenpflege dem Klerus, und namentlich den Nonnen, die dessen geschworene Hilfstruppen sind, vollständig entziehen", sagte der Gemeindeschreiber.

„Wird kommen, wird mit der Zeit kommen", entgegnete der Maire „Man kann nicht alles auf einmal! Und wenn wir jetzt unmittelbar vor den Wahlen wegen des Krankenhauses Schwierigkeiten machten, so wäre das ein schwerer politischer Fehler."

„Man müßte wieder einmal eine rechte Skandalgeschichte über einen Pfaffen in die Blätter bringen", meinte Herr Carillon.

„Ach die alten ziehen nicht mehr", sagte der Maire. „Zudem lesen die Leute unsere Blätter nicht, und die Klerikalen sind zu gewitzigt, als daß sie so leicht auf den Leim gingen. Ja, wenn man eine neue recht saftige Geschichte aus nächster Nähe zur Verfügung hätte, so daß man mit Fingern auf einen Geistlichen zeigen und dem Volke sagen könnte: „Seht, so sind sie alle!" Aber sie nehmen sich in acht; mir wenigstens ist aus neuerer Zeit nichts bekannt."

„Hm, man könnte ja so einen kleinen, niedlichen Roman erfinden", sagte der Gemeindeschreiber, den Rauch seiner Zigarre langsam vor sich hinblasend.

„Nach dem alten Rezept: Calumniare audacter, semper aliquid haeret, Verleumde frech, es bleibt immer etwas hängen", bemerkte der Notar. „Nur schade, daß derartige Waffen gewöhnlich dem Angreifer mehr schaden als dem Angegriffenen."

(Fortsetzung folgt.)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

August

2. — 6. für Beamte und gebildete Herren
6. — 10. für weibliche Jugendvereine
16. — 20. für Mittelschüler
22. — 26. für Priester
27. — 31. für Schülerinnen (8. Klasse)

September

6. — 10. für Kongreganistinnen
12. — 16. für Priester
19. — 23. für Priester

Oktober

18. — 22. für Tertiarinnen
29. Oktober — 2. November für männliche Jugendvereine

November

8. — 12. für Männer
15. — 19. für Jungfrauen
22. — 26. für Frauen

Dezember

7. — 11. für Jünglinge und Burschenvereine

Nachrichten aus unseren Häusern

Der Ruf nach Priester- und Laienbrüderberufen wird für unsere Mission immer dringender je größer das Arbeitsfeld im Heidenlande wird. Seelen in Not! Mögen Eltern, Geistliche und Erzieher brave, sittenreine Knaben und Jünglinge auf unser Werk aufmerksam machen. Die Missionsseminarien in Lohr a. Main und Reimlingen, bayr. Schwaben öffnen am 1. Mai ihre Tore zum Eintritt neuer Jungmannschaften, welche in die „Gotteswehr" zur Verteidigung des Glaubens und Eroberung der Heidenseelen, eintreten können.
Priester, Abiturienten und Brüderkandidaten wenden sich an den Hochw. Herrn Pater Provinzial in Reimlingen (Bayr. Schwaben).

In Würzburg wird mit der Errichtung einer Studienanstalt (Scholastikat) begonnen in der die Studierenden der Kongregation nach Ablauf des Noviziatsjahres verweilen bis zur Priesterweihe. Die Studierenden der Philosophie und Theologie besuchen die Vorlesungen an der Universität. Die Gründung ist von dringender Notwendigkeit, da die Wohnungsverhältnisse im alten Studienheim ungesund und unerträglich sind. Möge der liebe Gott Wohltäter erwecken, welche der Kongregation die schweren Lasten tragen helfen.

Stand der Mariannhiller Mission im Berichtsjahr 1925/26 **in Südafrika selbst:** Missionspriester (Patres) 53, Weltpriester (im Missionsdienst) 6. Eingeborene Priester 3. Missionsbrüder 158. Missionsschwestern vom Kostbaren Blut 262. Missionsschwestern anderer Kongregationen, aber in der Mariannhiller Mission tätig 26. Als Lehrschwestern in Schulen waren 38 tätig, sie wurden unterstützt von 135 eingeborenen Lehrern und 143 eingeborenen Lehrerinnen. 70 einheimische Katechisten waren im Werke tätig und 21 Katechistinnen.
Die Zahl der katholischen Christen der Mission betrug 233 Weiße, 496 Farbige und 56 451 Eingeborene. 450 andersgläubige Christen kehrten zur heiligen Kirche zurück. Taufen in Todesgefahr wurden gespendet 551 Erwachsenen, in Nichttodesgefahr 1409. Kinder von Ungläubigen wurden in Todesgefahr 842 getauft. Kinder von Christen 2 087. Vergleiche Januarheft: Stand 1924/25.

Briefauszüge

Herbolzheim: Dank der hl. Familie, dem hl. Judas Thaddäus und den armen Seelen für Erhörung in schwerer Krankheit.
Ehingen: Missionsalmosen für wiedererlangte Gesundheit.
Hötzelsried: Öffentlichen Dank dem hl. Antonius und dem hl. Franziskus für erlangte Hilfe in einem großen Anliegen.
Widen: Geht alle zu Joseph! Der hl. Joseph hat geholfen in großen Anliegen, ihm sei Dank. Gepriesen sei Gott in seinen Heiligen. Ein Heidenkind als Almosen waren versprochen worden.
Lüchingen: Durch eine Andacht zum hl. Antonius bin ich in Erkenntnis der Standeswahl erhört worden.
Rüti: Durch die Fürbitte unserer lieben Frau vom hlgst. Herzen Jesu, des lieben hl. Joseph und der armen Seelen ist mir in einem sehr wichtigen Anliegen Hilfe zu Teil geworden. Zum Dank sende ich . . . Fr. für einen Heidenknaben.
Berolzheim: Innigen Dank dem hl. Herzen Jesu, der lb. Muttergottes, dem hl. Joseph, Antonius, Judas Thaddäus, der hl. Rita für Genesung von Krankheit.
Visp: Dank der Fürbitte des hl. Antonius für wiedererlangte Gesundheit. Anbei . . . Fr. Antoniusbrot.
Holzkirchhausen: Herzlichen Dank für Erhörung in einem schweren Anliegen auf die Fürbitte der lb. Gottesmutter, des hl. Antonius und der hl. Theresia vom Kinde Jesu.
Süd-Afrika: Der allerseligsten Jungfrau Maria, dem hl. Joseph, der hl. Theresia vom Kinde Jesu innigsten Dank für

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

erhörtes Gebet um gute Heilung von wilden Tieren verursachte schwere Wunden. Wunderbar ist Gott in seinen Heiligen, was ich hiemit bestätige, da ich nach einer Novene zu Ehren des hl. Joseph mit dem Versprechen der Veröffentlichung in der Mariannhiller Missionszeitschrift, in schwerer Krankheit, da alles andere vergeblich war, die Wiedergenesung erlangte.
Daher unserm hl. Joseph tausendfachen Dank, und mögen auch andere in ähnlichen Fällen vertrauensvoll an den hl. Joseph sich wenden.
Traunstadt: Dank dem hl. Judas Thaddäus für augenblickliche Hilfe, nach dem Versprechen der Veröffentlichung. (Rettung eines Pferdes.)
Ziegenhals: . . . Anbei Missionsalmosen . . . Mk. als Dank dem hl. Antonius für Hilfe in schweren Anliegen und Bitte um ferneren Schutz.
Schillersdorf: . . . . Anbei . . . Mk. Almosen als Dank zu Ehren der hl. Mutter Anna, der lb. Gottesmutter, dem hl. Herzen Jesu, dem hl. Antonius und dem hl. Joseph für Hilfe in besonderem Anliegen. Dank war versprochen.
Teschen: Beiliegend . . . . Mk. Almosen zum Dank des hl. Antonius für oftmalige erhörte Bitten.
Prien: Die hl. Familie, der hl. Antonius und die hl. Theresia vom Kinde Jesu seien bedankt für Besserung in einem Herzleiden.
Forst: Auf die Fürbitte der lb. Mutter Gottes, des hl. Joseph, des hl. Antonius und der kleinen hl. Theresia wurde ein krankes Kind gesund, ebenso durch obengenannte Heilige Hilfe in mehreren großen Anliegen erlangt.
Isny: Durch Anrufung des hl. Antonius wurde ich in einem schweren Anliegen noch zur rechten Zeit erhört.
Oberth: Der lb. Gottesmutter und dem hl. Antonius sei innigst gedankt, denn durch deren Fürbitte hat unsere Tochter die Prüfung gut bestanden.
Dank dem hl. Joseph und der lieben Mutter Gottes und dem hl. Judas Thaddäus für Hilfe in einem Anliegen.
Matzenbach: Dank dem göttlichen Herzen Jesu und der lieben Mutter Gottes für Erhörung.
Innigen Dank für Wiedererlangung der Gesundheit, der Mutter v. d. immerw. Hilfe, der Muttergottes von Lourdes, nach Gebrauch von Lourdes-Wasser, dem hl. Joseph und der kl. hl. Theresia und noch anderen Heiligen.
Volland: Dank dem hl. Herzen Jesu, der lb. Muttergottes und dem hl. Antonius für einen wiedergefundenen Gegenstand und für Hilfe in einem schweren, hoffnungslosen Anliegen. Veröffentlichung war versprochen.
Disternich: Dank dem hl. Antonius und allen Heiligen für ihre Hilfe. Ein Heidenkind, sowie Veröffentlichung war versprochen.
Elsdorf: Dank dem hl. Herzen Jesu, dem hl. Judas Thaddäus und der hl. Theresia v. Kinde Jesu für Hilfe in schwerem Anliegen.
Frankfurt: Innigen Dank dem hl. Antonius für erlangte Hilfe.
Hüsten: Innigen Dank der lb. Muttergottes, der hl. Theresia v. Kinde Jesu, dem hl. Judas Thaddäus und dem hl. hl. Antonius für erlangte Hilfe in einem Ohrenleiden und Bitte um weitere Hilfe. Veröffentlichung war versprochen.
Speicher: Dank der hl. Theresia v. Kinde Jesu und dem hl. Joseph für auffallende Hilfe im Geschäftsgang. Veröffentlichung war versprochen.
Köln: Innigen Dank der lb. Muttergottes, dem hl. Joseph und der lb. kl. hl. Theresia v. Kinde Jesu für Hilfe in einem Anliegen.
Waldmichelbach: Dank dem hl. Antonius für seine Hilfe.
Essen: Dank dem hl. Herzen Jesu, der lb. Gottesmutter, dem hl. Joseph und dem hl. Antonius für Erhörung.
Patschkau: Tausendfachen Dank der lb. Gottesmutter von Genazano, dem hl. Joseph, der hl. Margareta von Cortona, dem hl. Ignatius, dem sel. Bruder Konrad, den lb. armen Seelen für glückliches Vorübergehen einer schwer. Stunde.
Schöneberg: Dank dem hl. Herzen Jesu, der lb. Gottesmutter, dem hl. Joseph, hl. Antonius und der hl. Theresia v. Kinde Jesu für Hilfe in Krankheit und um Stellung. Missionsalmosen anbei.
Dank dem hl. Herzen Jesu, dem hl. Antonius, dem hl. Judas Thaddäus der lb. Gottesmutter für Gesundung meines Kindes. Veröffentlichung versprochen.
Breslau: Ein Scherflein als Dank der Muttergottes, dem hl. Judas Thaddäus, der hl. Theresia v. Kinde Jesu für Erlangung einer Stellung.
Breslau: Almosen anbei. Tausend Dank der sel. Bernadette für Hilfe in großer Appetitlosigkeit.
R.: Dank der lb. Muttergottes, dem hl. Joseph und der hl. Theresia v. Kinde Jesu, für auffallende Hilfe in Krankheit unseres Bruders. Veröffentlichung im Vergißmeinnicht war versprochen.
St. b. Lohr: Öffentlichen Dank der kl. hl. Theresia und der hl. Rita für Erhörung bei schwerer Erkrankung meines Kindes.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

S.: Anbei . . . als Dank, denn der hl. Joseph hat meine Versetzungsangelegenheit, die ich ihm empfohlen, wohl geordnet und ich hoffe weiter auf seine mächtige Fürbitte.
Unterkirchberg: Dank dem hlst. Herzen Jesu, der schmerzh. Muttergottes, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius für Erhörung bei einer schweren Operation, die gut verlaufen ist.
Marienbad: Für Erhörung in vielen geschäftlichen Angelegenheiten, für wiedergefundener Gegenstände und Erhörung in vielen Beschwerden des Lebens sei dem hl. Joseph, dem hl. Antonius und vielen anderen Heiligen öffentlicher Dank gesagt.
Innigen Dank dem hlst. Herzen Jesu, der lb. Gottesmutter v. der immerw. Hilfe, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius für Hilfe in schweren Nervenleiden.
Himmelstadt: Der hl. Theresia v. Kinde Jesu, dem hl. Antonius, dem hl. Thaddäus sei öffentlich gedankt für Hilfe in Kopfleiden.
Unter-Reichenau: Der lb. Muttergottes, der hl. Anna, dem hl. Joseph und Antonius und dem hl. Schutzengel sei innigst Dank gesagt für Hilfe in Herz- und Nervenleiden. Anbei . . . Kr.
A.: Dank dem hl. Judas Thaddäus, der hl. Theresia und den armen Seelen für Hilfe in zeitl. Anliegen.

Memento

In Bolpersdorf starb unsere langjährige Förderin **Anna Kastner**. Wir empfehlen ihre Seele dem frommen Gebete aller unserer Vergißmeinnichtleser.
Unterbierzwang: Christina Eder. Würzburg: Theresia Huber. Ochsenfurt: Adam Neidel, Dorothea Mulfinger. Würzburg: Frau Grete Troll. Pfiltz: Kreszenz Geisenhofer. Dürnast: Maria Wurzer. Rott a. Lech: Kammerer Anton Kracker. Amberg: Therese Neuschwanger. Seckenheim: Elisabeth Huber. Graben: Nikolaus Heil. Freising: Floria Berger. Witterda: Mathilde Göbel. München: Adam von Hasen. Leimen: Witwe Simon. Mannheim-Rheinau: Kath. Breden. Sinsteden: Frau Lehrer Mommertz. Fretter: Frl. Lehrerin J. Dommes. Essen: Frau Joh. Dulisch. Ginsterhahn: Anton Hoppen. St. Tönis: Jakob Nöhsemes. Nattenheim: Barbara Clemens. Grüfflingen: Katharina Clos. Büderich: Johanna Tenburg. Köln-Mülheim: Fr. Joh. Zöller. Coblenz: Frau Elisabeth Loos. Hamm: Herr Joseph Hövelmann. Schledehausen: Clemens Baumann.

Empfehlenswerte Bücher

Leiden hat Ewigkeitswert. Erwägungen über Kreuz und Leid für geprüfte Seelen. Von D. W. Mut. Vierter Band der Sammlung „Schule d. inneren Lebens." 96 Seiten 8° mit Titelbild. Preis kart. *RM* 1.— gebunden *RM* 1.50. Salesianer-Verlag München 7.
Das Büchlein ist eine Fundgrube herrlichster Gedanken über Kreuz und Leid, so daß es, wie kaum ein anderes, Kranke und leidgeprüfte Seelen anzuleiten vermag, recht und gut für Zeit und Ewigkeit verdienstvoll zu leiden.
Unter dem Kreuz des Südens.
Band 1. Aus Tschakas blutigen Tagen. 190 Seiten. *RM* 1.65. (Preis ermäßigt).
Wer die Erzählung zu lesen angefangen hat, wird sie schwerlich aus der Hand legen, bis er mit der letzten Seite fertig ist. Der reiferen Jugend sei das Buch besonders empfohlen. (Siehe „Kath. Missionen" S. 391.)
Band 2. Die Mariannhiller Mission. 64 S. Auf feinstem Papier *RM* 0.50. St. Josephs-Verlag, Reimlingen (Bayr.-Schwaben).
Pater Ludwig Tremel bietet uns hier einen Einblick in den Werdegang der Mariannhiller Mission, einer der stärksten deutschen Missionen im Heidenland. Missionspflicht und Missionsberuf sind klar und anschaulich dargelegt und muntern auf zur Nachfolge im Weinberge des Herrn.
Neun Tage der Andacht mit P. Philipp Jeningen S. J., einem Apostel des heiligsten Herzens Jesu und der allerseligsten Jungfrau Maria. Von P. Anton Höß S. J. Zweite verbesserte Auflage. Mit Titelbild. 2. Bändchen der Sammlung „Schule des inneren Lebens." Preis kart. *RM* 0.60; gebunden *RM* 1.— Salesianer-Verlag München 7.
Vorliegendes Büchlein ist ein kurzes Lebensbild des großen Volksmissionärs und Mystikers P. Jeningen, das vor allem dessen Verehrung in weiten Kreisen fördern will.
Der Feigling. Roman von Rob. Hugh Benson. Autorisierte Übersetzung von A. u. R. Ettlinger. 416 Seiten. Broschiert *RM* 6.—, gebunden *RM* 7.— Verlagsanstalt Benziger & Co. A. G. Einsiedeln.
„Der Feigling" weist wieder alle Vorzüge der Benson'schen Charakter- und Milieuschilderung auf. Man legt das Buch nachdenklich aus der Hand.

Alle Bücher aller Verlage können bezogen werden durch den St. Josephs-Verlag, Reimlingen (Bay.)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Dr. J. Häusle's

Haimakainizon

schafft neues Leben und wird mit bestem Erfolge seit über 20 Jahren verwendet bei Stoffwechselstörung, Arterienverkalkung, Nierenleiden, Nervenschwäche. Vollständig unschädlich. Preis einer Kur, einen Monat ausreichend, 6.60 M.

Ebenso wirkt ganz vorzüglich und schmerzstillend dessen Universal-Heilsalbe

Myrisma

bei Entzündungen der Haut, Eiterbildung, schwer heilenden Wunden, Verbrennungen, Flechten, Neuralgien, Krampfadern und Venen, Hämorrhoiden, Insektenstiche, Frostbeulen und Schrunden. Gänzlich giftlos. Preis einer Tube 1.50 M. Verlangen Sie Gratisbroschüre. **Myrisma** sollte in keinem Haushalte fehlen und stets zur Stelle sein. **Myrisma erzielt oft verblüffend rasche Heilwirkung,** meist in hartnäckigen Fällen, wo andere Mittel versagen.

Zu beziehen durch: **Missionshaus St. Joseph, Reimlingen (Bay.)**

Spätberufe

Im Heidenlande **als Missionar** mitzuwirken **am göttlichen Werke der Seelenrettung** ist der Wunsch gar manchen, braven Jünglings. Denselben ist im **Missionsseminar St. Joseph in Reimlingen** Gelegenheit gegeben, sich zum Missionspriester auszubilden. Aufgenommen werden talentierte Jünglinge bis zu 25 Jahren. Schulbeginn am 1. Mai. Anmeldungen richtet man an

Hochw. P. Direktor, Missionsseminar St. Joseph Reimlingen, Bayr.-Schwaben

„Aloysianum"

Brave und begabte Knaben die Liebe **zum Missionsberuf** haben, können Aufnahme finden in dem **Mariannhiller Missionsseminar „Aloysianum."** Die Zöglinge besuchen das staatliche Gymnasium der Stadt. Es können darum Gymnasiasten, die Missionar werden wollen, jederzeit übertreten, ohne Nachteil im Studium zu erleiden. Das Schuljahr beginnt am 1. Mai. Anmeldungen an

Hochw. P. Direktor, „Aloysianum" Lohr a. Main Unterfranken (Bayern)

LUNGEN- UND ASTHMAKRANKEN

ist unser Alpen-Kräuter-Tee „SILVANA" von hervorrag., vorbeugender Wirkung. „Ihr Tee hat bei mir direkt Wunder gewirkt", schreibt E. W. in P. „Auswurf, Nachtschweiß, Fieber, Husten, Atembeschwerden hörten sofort auf." „Unser Arzt freute sich selbst, daß der Tee mir bekommt." „Appetit und Wohlbefinden haben sich." So lauten täglich Dankschreiben. Pro Paket M 1.— Nachn. Laut Verordnung frei verkäuflich. Silvana-Gesellschaft, Augsburg 8021

FETTLEIBIGKEIT IST LEBENSGEFÄHRLICH!

HERBARO-ENTFETTUNGS-TEE (frei verkäuflich), dessen fettzehrende Wirkung wissenschaftlich anerkannt ist, verleiht wieder schlanke, graziöse Figur, fördert Stoffwechsel und Verdauung. „Habe 30 Pfund abgenommen", schreibt Frau Fl. in F. „Habe in einigen Tagen 6 Pfund abgenommen und ersetzt Ihr Tee jede Badekur." „Fühle mich viel wohler als früher", schreiben die Besteller. Pro Paket M 2.— Nachn. Silvana-Gesellschaft, Augsburg 8021

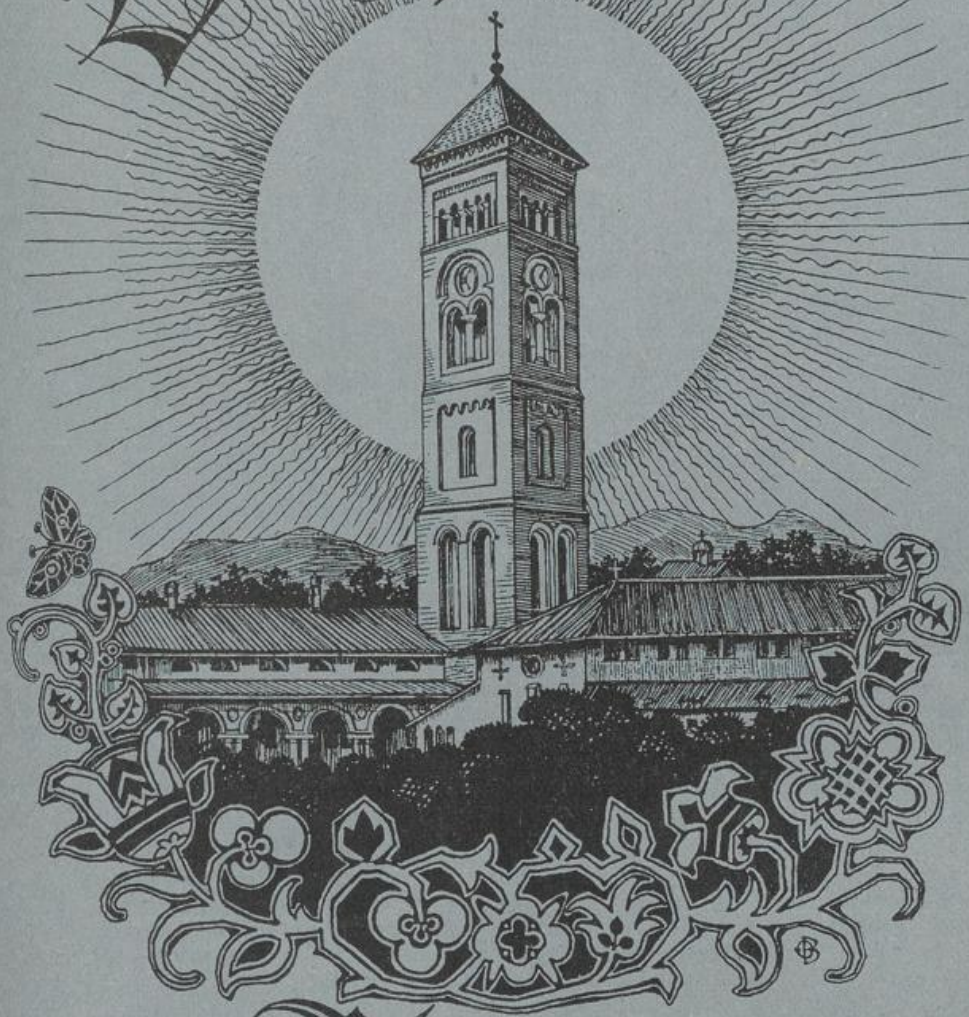
Wassersucht

geschwollene Beine heilt in garantiert einigen Tagen der bewährte Wassersuchtstee. Anschwellungen gehen sofort zurück. Herz wird ruhig und Magendruck verliert sich. Hilft noch da, wo alles versagte. Preis das Paket M. 5.— Nachn. Silvana-Gesellschaft, Augsburg. 8021

Nachdr. sämtl. Original-Artikel verboten, bei vorausgeh. Übereinkunft gerne gestattet.
Verantwortl. Redakteur P. D. Sauerland, Missionshaus St. Paul, Walbeck Rhld.
Druck und Verlag der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen. Bayr.-Schw.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht



Zeitschrift der Mariannhiller Mission Südafrika

Nr. 4 April 1927 45. Jahrgang

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern
Für die Abonnenten des „Vergißmeinnicht" als Wohltäter unserer Mission werden täglich in der Klosterkirche zu Mariannhill zwei, oft drei heilige Messen gelesen.

Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius XI.

Bezugspreise:

Für Deutschland	Mk. 2	
Österreich, Saargebiet, Luxemburg	Mk. 2 bezw. denselben Wert in Sch. od. Fr.	
Schweiz, Elsaß, Italien, Tschechoslowakei, Ungarn, Rumänien, Polen	bei Einzelsendung	Mk. 2.50
	bei wenigstens 5 Abonnenten	Mk. 2.30
	„ „ 20 „	Mk. 2.15
	„ 40 Abonnenten	Mk. 2.—
	bezw. denselben Wert in Fr., Lire, Kc., Zl. etc.	

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen sind zu richten
für Süddeutschland, Tschechoslowakei, Elsaß-Lothringen, Italien:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Würzburg, Pleicher-Ring 3
Postscheckkonto Nürnberg 194
für Rheinland, Westfalen und Luxemburg:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Köln, Brandenburgerstr. 8
Postscheckkonto Köln 1652
für Schlesien und Norddeutschland:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Breslau IX, Sternstr. 52 p
Postscheckamt Breslau 15625
für Österreich, Ungarn, Tirol, Vorarlberg, Jugoslawien und Rumänien:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Linz a. D., Steingasse 23 a
Postsparkasse Wien 24847, Budapest 19814
für Schweiz und Liechtenstein:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Altdorf (Ct. Uri)
Postscheckkonto Luzern VII 187

Spätberufe

Im Heidenlande als **Missionar** mitzuwirken am **göttlichen Werke der Seelenrettung** ist der Wunsch **gar** manchen, braven Jünglings. Denselben ist im **Missionsseminar St. Joseph in Reimlingen** Gelegenheit gegeben, sich zum Missionspriester auszubilden. Aufgenommen werden talentierte Jünglinge bis zu 25 Jahren. Schulbeginn am 1. Mai. Anmeldungen richtet man an

Hochw. P. Direktor, Missionsseminar St. Joseph Reimlingen, Bayr.-Schwaben

„Aloysianum"

Brave und begabte Knaben, die Liebe zum Missionsberuf haben, können Aufnahme finden in dem **Mariannhiller Missionsseminar „Aloysianum."** Die Zöglinge besuchen das staatliche Gymnasium der Stadt. Es können darum Gymnasiasten, die Missionar werden wollen, jederzeit übertreten, ohne Nachteil im Studium zu erleiden. Das Schuljahr beginnt am 1. Mai. Anmeldungen an

Hochw. P. Direktor, „Aloysianum" Lohr a. M., Unterfranken (Bayern)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Nachrichten aus unseren Häusern

Der hochwürdigste Apostolische Vikar Bischof A. Fleischer R. M. M. hat im Jahre 1925 ein Priesterseminar für Eingeborene errichtet, dem es an geeigneten Zuwachs nicht fehlt. Was aber fehlt, sind die notwendigen Mittel. Der Hochwürdigste Herr Bischof und ebenso der Hochw. Herr Generalsuperior wenden sich vertrauensvoll an die Leser des Vergißmeinnicht mit der Bitte, diese junge Pflanzstätte des Priestertums im Heidenlande nicht zu vergessen. Der Rektor des Seminars ist R. P. Friedrich Grabner, R. M. M. Möge mit dem Segen Gottes und dem Missionseifer der Freunde des Werkes das bescheidene Pflänzlein gedeihen und sich zu einem mächtigen Baume entwickeln. Der einheimische Klerus liegt auch dem Hl. Vater sehr am Herzen, wie er so oft nachdrücklich sich darüber ausgesprochen. Wer der Kirche hilft Seelen retten und Priester bilden, der fördert die Interessen Gottes und verschafft sich eine selige Sterbestunde.

An Berufen fehlt es nicht! Gewiß nicht und mit blutendem Herzen müssen oft Knaben abgewiesen werden, welche brav, fromm, talentiert sind und den brennenden Wunsch hegen Priestermissionar zu werden. Sie sind aber mittellos, weil meist aus kinderreichen, guten Familien, die infolge der Nöten der Zeiten nicht für das Notwendige aufkommen vermögen. Die Mission kommt, so gut sie es vermag, diesen Kindern entgegen, aber sie ist selber auf die Mildtätigkeit hingewiesen. Solange solche Knaben noch den Gymnasialstudien obliegen, müssen sie mit beitragen zu ihrem Unterhalt — vom Noviziat an sorgt die Kongregation für alles. Sollten sich wirklich edle Seelen finden, welche die Mittel haben, und es gibt zweifellos deren noch — die selber keinen Sohn ihr eigen nennen, der sich solch edlen Beruf erwählen kann oder mag, oder auch alleinstehende Seelen, die es vermöchten — so gibt ihnen der Mariannhiller Studienfond, Liebeswerk vom hl. Paulus, die Gelegenheit mitzuhelfen an der Verwirklichung so manchen geheimen Sehnsuchtswunsches frommer Knaben und edler Jünglinge. Welchen Trost beim letzten Stundenschlag auf dieser Erde, welche Beruhigung für die scheidende Seele, wenn sie sagen kann: „Ich habe der Kirche, Gott, einen Priester geschenkt, ich habe mit beigetragen, daß Priester erstanden — die für mich am Altare beten und an deren Arbeiten im Dienste Gottes ich Anteil haben werde." Mögen diese Gedanken Wurzel greifen bei denen, die es wohl leisten könnten, aber nicht daran denken — die wohl daran denken — aber das Opfer scheuen.

Arbeitslosigkeit? Im Dienste Gottes und der Mission gibt es keine Arbeitslosigkeit. Als die Apostel ihr Fischerhandwerk aufgaben und „brotlos" wurden, traten andere an ihre Stelle und arbeiteten um materiellen Erfolg — indessen die einstigen Fischer die Welt eroberten und umwandelten als Apostel. Mancher junge Handwerker, Bauernsohn, gelernte und ungelernte Arbeiter, mancher Angestellte, Junglehrer findet seinen Platz besetzt, ist arbeitslos, findet seinen Unterhalt nicht mehr, muß verzichten, ob er will oder nicht, auf Betätigung, Entfalten seiner Kräfte, verzichten auf Vergnügen aller Art — kommt da nicht einem solchen Menschen mit religiösem Empfinden und Glaubensgeist der Gedanke: Im Weinberge des Herrn fehlt es an Arbeitern! Kann ich nicht um Gotteslohn ein paar Stunden — denn länger dauert das Leben doch nicht im Vergleich zur Ewigkeit — ein paar Stunden für Gott arbeiten. Und wenn die Gnade klopft, dann folge und weihe deine Kräfte dem heiligen Werk der Mission! Mögen die lieben Leser, besonders Geistliche und Präsides von Gesellenvereinen, junge Leute, die empfehlenswert erscheinen, aufmerksam machen auf unsere Mission, welche Knaben aufnimmt als Brüderkandidaten und Jünglinge als Postulanten für den Missionsberuf.

Unsere Afrikareisenden Pater Joseph Kammerlechner, Bruder Matthäus Albers und Bruder Alfred Müller sind nach glücklicher Fahrt in Mariannhill eingetroffen. Wir hoffen einiges Nähere in der nächsten Nummer mitteilen zu können.

Briefauszüge

Holzkirchhausen: Dank dem hl. Herzen Jesu für Erhörung in einem besonderen Anliegen.

N.: Tausendfachen Dank für Erhörung in schwerem Anliegen.

Rohrbach: Dank dem hl. Joseph für Hilfe in einer Prozeßangelegenheit.

Fromenhausen: Dank d. lb. Muttergottes, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius für erlangte Hilfe in schweren Anliegen.

Weikendorf: Innigen Dank dem hl. Joseph und hl. Antonius für Hilfe bei einem Unfall.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Helmstadt: Dank dem göttl. Herzen Jesu für Beseitung eines schweren Familienanliegens und für Hilfe im Stall.
Frechenrieden: Dank dem hl. Antonius für schnelle Hilfe.
B. B.: Die Muttergottes von der immerwährenden Hilfe hat geholfen, tausend Dank.
Wald: dem hlgst. Herzen Jesu, dem hl. Joseph, dem hl. Judas Thaddäus, dem gottsel. Viktricius Weiß sei tausendfacher Dank für wunderbare Erhörung.
S. G. H.: Dank dem hlst. Herzen Jesu, der lieben Muttergottes, dem hl. Joseph, der hl. Anna und den armen Seelen für Erhörung.
Neu Ulm. Sch.: Zum Dank für das Gelingen einer schweren Operation ein Heidenkind.
H.: Unser Sohn war an Lungen- und Rippenfellentzündung sehr schwer erkrankt und dem Tode nahe. Wir nahmen im Gebete unsere Zuflucht zur lb. Muttergottes und der kleinen Theresia und wie durch ein Wunder genas unser Sohn vollständig. Ein Missionsalmosen war versprochen.
Iphofen: Tausendfachen Dank für Hilfe in schweren Anliegen. . . . Mark.
R.: Durch die Fürbitte der lb. Gottesmutter, des hl. Joseph und der kleinen Theresia bin ich in einem Anliegen erhört worden.
Z.: Dank dem hl. Judas Thaddäus, dem hl. Benediktus und dem ehrw. P. Paul.
H.: Durch die Fürbitte der hl. Rita u. der hl. Theresia wurde ich in schwerem Anliegen erhört.
Sammlung der Weilheimer Abonnenten für 2 Heidenkinder.
Mömbris: . . . Mark als Dank der immerwährenden Hilfe für Erhörung.
Bobenheim: Dank dem hlst. Herzen Jesu, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius und der hl. Theresia v. Kinde Jesu für Erhörung.
Rechtmehring: Schuldigen Dank dem hl. Herzen Jesu, der Gnadenmutter von Altötting, der hl. Theresia und dem hl. Judas Thaddäus für Hilfe in mehreren schweren Anliegen.
Ksch.: Dank dem hlst. Herzen Jesu, der lb. Muttergottes, der hl. Anna und den übrigen Heiligen, die wir anriefen, für die Hilfe, die unserer Gattin und Mutter nach einem Schlaganfall und anderen Krankheiten widerfuhr. Gott sei Lob und Dank.
Saulgau: Dank der hl. Theresia v. K. Jesu für Hilfe bei einem schwer kranken Kinde.
Brooklin: Vielen Dank der lb. Muttergottes, dem hl. Antonius und dem hl. Judas Thaddäus für wunderbare Hilfe in schwerer Krankheit meines Kindes.
Frankfurt: Danksagung für Erhörung d. hl. Joseph und hl. Antonius in schwerem Anliegen und Bitte um Gebet.
Herzlichen Dank dem göttl. Herzen Jesu, der lb. Muttergottes und dem hl. Joseph und dem hl. Antonius für Erhörung.
Honnef: Dem hl. Petrus Canisius und der hl. Theresia v. Kinde Jesu innigen Dank für Hilfe in zwei schweren Anliegen. Veröffentlichung gelobt.
Würselen: Dank der lb. Muttergottes, dem hl. Joseph und den armen Seelen für wiedererlangte Stellung.
Honnef: . . . Mark für ein Heidenkind als Dank dem hl. Herzen Jesu und dem hl. Antonius für Erlangung einer guten Wohnung.
Herverst: Dank der lb. Muttergottes u. dem hl. Antonius, Judas Thaddäus und der gottsel. Anna Katharina Emmerich dem hl. Joseph, der Mutter Anna für Hilfe in schwerer Stunde.
Großbillesheim: Dank der lb. Muttergottes, dem hl. Joseph, dem hl. Camillus, Dominikus für wiedererlangte Gesundheit nach vierjährigem Schmerzenslager.
Kersternich: . . . Mark für ein Heidenkind als Dank für Erhörung in schweren Anliegen, auf Fürbitte der armen Seelen und 14 Nothelfer.
K. B.: . . . Mark für Liebeswerk des hl. Paulus erhalten. Vergelts Gott.
Hausen: Innigen Dank der lb. Muttergottes, hl. Joseph, hl. Antonius, den armen Seelen für Hilfe in besonderem Anliegen. Gabe war versprochen.
Stipshausen: Dank dem hl. Herzen Jesu, der lieben Muttergottes, dem hl. Joseph für erlangte Hilfe in schwerer Not.
Davensberg: . . . Mark für ein Heidenkind dankend erhalten.
Kohlscheid: Dank dem hl. Herzen Jesu, dem hl. Antonius für Erhörung in Anliegen.
Eschweiler: Dank zu Ehren Jesu, Mariä, d. hl. Petrus Canisius, der hl. Theresia v. Kinde Jesu und d. sel. Br. Jordan für glückliche Operation.
Holthausen: Dank dem hl. Herzen Jesu, der lb. Muttergottes, dem hl. Joseph für wunderbare Erhörung. Kauf eines Heidenkindes und Veröffentlichung war versprochen.
Frankfurt: Innigen Dank dem hl. Antonius für erlangte Hilfe.
Heimerzheim: Dank dem hl. Antonius für auffallende Hilfe. Ein Heidenkind u. Veröffentlichung war versprochen.
Waldmichelbach: Dank dem hl. Anto-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht
Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission
Nr. 4 April 1927 45. Jahrgang

Ostern!

Klingt es über Land und Meer:
Auferstanden, Auferstanden!
Frei von Schmerz und Todesbanden
Steht der Sieger hoch und hehr,
Der aus eigner Kraft gerufen
Erd' und Himmel in das Sein,
Daß sie seines Sohnes Stufen,
Seiner Allmacht Zeugen sei'n.

Auf dem weiten Erdenrunde
Tönt ein lauter Jubelschall,
Aus des Meeres tiefstem Grunde
Klingt es auf im Wogenschwall;
Der uns alle rief ins Leben,
Heut brach Er des Todes Macht;
Seine Treue wird Er heben
Siegreich aus der Sünde Nacht!

Trägt, die gläubig an ihm hangen,
Liebend in des Vaters Schoß;
Über Bitten und Verlangen
Harret dort ein selig Los
Aller, die sich selbst bezwungen
Unter ihrer Kreuzes Last,
Denen leidend er errungen
Eine ew'ge, süße Rast.

Auferstanden, Auferstanden
Bist du, herrlich, siegreich, frei!
Mich auch von der Sünde Banden
Löse, daß ich ewig sei.
Dein, o Herr, in Dank und Treue,
Dein in Liebe bis zum Tod,
Daß noch sterbend mich erfreue
Deiner Ostern Morgenrot!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Das Osterfest in der Liturgie

Chateaubriand schreibt: „Es ist merkwürdig, daß die Mächte dieser Welt, daß die gewaltigsten Männer eines nicht vermögen: nämlich den Menschen ein Fest zu bereiten, an welchem auch das Herz auf die Dauer sich erfreuen würde. Es ist nicht genug, zu den Menschen zu sagen: Freuet euch! damit sie sich freuen; man schafft nicht Tage der Lust, wie man Tage des Leidens schafft und befiehlt nicht ebenso leicht dem Lächeln, wie man Tränen fließen lassen kann." Der Kirche allein ist es gegeben, Freudenfeste einzusetzen, die auch durch die längste Länge der Zeit nicht von ihrem Interesse, von ihrer mächtigen Wirkung auf Geister und Herzen verlieren. Nach den ernsten, ergreifenden Riten der Karwoche, mit welchen sie klagend und betend das Kreuz und das Grab des Erlösers umstand, begrüßt sie zu Ostern mit jubelndem Alleluja den glorreich auferstandenen Heiland als Sieger über Tod und Hölle und es gibt auf dem weiten Erdenrund wohl kaum einen gläubigen Christen, der sich am Ostermorgen nicht freudig gehoben fühlte und nicht innigen Glaubens und siegesbewußter Hoffnung voll, einstimmte in den Ruf: „Christus ist erstanden!"

Denn selbstverständlich konzentriert sich alle Freude, alles Frohlocken des Ostertages um die Auferstehung des Herrn, diese Grundwahrheit und Grundtatsache des christlichen Glaubens. Der heilige Kirchenvater, der Syrer Ephräm, deutet den grundlegenden Charakter und die unbezweifelte Gewißheit der Auferstehung Christi mit den Worten an: „Auf daß niemand deine Auferstehung bezweifeln könne, darum wurde das Grab, in welches man dich gelegt hatte, versiegelt; mit aufgedrücktem Siegel wurde der das Grab verschließende Stein bezeichnet und Wächter stellte man zur Grabeshöhle hin. Sohn des Lebens! Deinetwegen geschah es, daß dein Grab mit einem Siegel verschlossen, von Soldaten bewacht wurde. Denn hätte man, o du Hoffnung unseres Lebens, die Bewachung deines Grabes unterlassen, so hätten ruchlose Schwätzer sagen können, du seiest gestohlen worden; indem aber verkehrte Menschen darauf drangen das öffentliche Siegel an dein Grab zu legen, bereitete man dir noch eine größere Ehre!"

Die Kirche nennt mit Recht Ostern in ihrer Liturgie den „König der Sonntage", wie die Alten sagten, die „Krone aller Feste" (St. Epiphanius), „das Fest der Feste, die Feierlichkeit, die nicht nur alle menschlichen und irdischen, sondern auch alle Christo zu Ehren eingesetzte Feste in demselben Grade übertrifft an Glanz, wie die Sonne die Sterne." (St. Gregor v. Nazianz), das „alle übrigen Feiertage überstrahlt und von dem sämtliche Feste erst ihren Adel und ihre Weihe erhalten."

Die Kirche läßt nach all dem mit Recht das Osterfest als Fest der Freude hervortreten und dies geschieht namentlich in der Festmesse,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Am Ostermorgen

im Evangelium und in der herrlichen Osterſequenz „Victimae Paſchali.“ Die Sequenzen waren im Mittelalter eine der beliebteſten Dichtungsarten; faſt jedes Meßformular hatte ſeine Sequenz. Das revidierte römiſche Miſſale hat nur noch wenige Sequenzen beibehalten, unter ihnen auch die Oſterſequenz. Dieſe gehört zu den älteſten und hat keinen Strophenbau, keine beſtimmte Metrik und Rhytmik, wenn auch gewiſſe Spuren von Reim und Silbenzählung vorkommen. Ihre beſondere Eigentümlichkeit iſt die unverkennbare dramatiſch-dialogiſche Anlage, indem darin die Frage geſtellt wird: „Sag' an Maria (Magdalena), was haſt du geſehen auf dem Wege?“ Und die Antwort erfolgt: „Das Grab Chriſti ſah ich uſw.“ Als Frageſteller ſind wohl die Apoſtel aufzufaſſen. Wir laſſen hier die prächtige metriſche Überſetzung der Sequenz Staudenmaiers folgen für die, welche der lateiniſchen Sprache unkundig ſind:

Der Chriſten fröhliche Chöre verkünden des Oſterlammes Ehre,
Das Lamm errettet die Schafe, die Unſchuld leidet die Strafe,
Verſöhnt hat Chriſtus die Sünder, mit ihrem Vater die Kinder,
Im Kampf mit Tod und Leben hat Jeſus den Sieg uns gegeben.
Im Vorſatz, zum Grabe zu gehen, Maria! was haſt du geſehen?
Ich ſah des Grabmales Leere, des Auferſtandenen Ehre;
Die Engel glänzend vor Freud', im Grabe nur noch das Kleid,
Er geht — ihr hofft nicht vergebens — voran die Wege des Lebens,
Der Heiland iſt wahrhaft erſtanden, nicht mehr im Grabe vorhanden.
Wir flehen in Deinem Namen: Herr, ſchon' uns, erbarme Dich! Amen.
Alleluja! Alleluja!

Einiges über Urſprung und Geſchichte des Zuluvolkes

Fortſetzung

III. Die Portugieſen in Süd-Afrika. Die erſten Bewohner Natals. Allgemeine Einteilung der Stämme in Süd-Afrika bei Beginn der Zulugeſchichte.

Die Portugieſen in Süd-Afrika. Im Leben der Völker ſind hunderte von Jahren eine kurze Spanne. So wurde nach einigen Jahrhunderten Dornröschens Schlummer, der Zauber von allerdings weniger galanten Königsſöhnen gebrochen.

An der Mündung eines großen Fluſſes wiegen ſich vier große Galeeren; von Deck aus breitet ſich vor den Blicken eine anmutende Küſtenlandſchaft aus. Die weißen Männer von den Schiffen ſind an Land gegangen und ſind emſig damit beſchäftigt, in einem Kraal Kupfer für Elfenbein und Nahrungsmitteln einzutauſchen, einige hundert Schwar-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ze in Tierfelle gehüllt umgeben sie. Es war der 6. Januar 1498, und da die Weißen gerade vor 12 Tagen die mit Buschwerk bedeckten Küsten Natals passierten, so darf man annehmen, daß der große Fluß der Limpopo gewesen sei. Die Schiffe König Manuels kreuzten die Meere und die Seeleute Vasco da Gamas hatten die Bantus in einem Kaffernkraal wieder entdeckt! „Nachdem er wieder weitersegelte", fährt Theal in seinem Buche „Die Portugiesen in Afrika" fort, „bog Vasco da Gama zunächst in einen Fluß ein, den er „Fluß der guten Anzeichen" nannte, weil er dort Tuch aus indischen Webereien und einen Mann fand, der gebrochen Arabisch sprach. Beide Ufer des Flusses waren dicht bevölkert und von den Eingeborenen schienen manche arabisches Blut in ihren Adern zu haben. Der Fluß ist derselbe, der jetzt Kilimane genannt wird... Am 1. März erreichte die Flotte Mozambique, wo sie Kauffahrteischiffe und eine Stadt der Araber fanden. Einer der Portugiesen, der Arabisch sprechen konnte, zog viele Erkundigungen ein über Handelsgelegenheiten mit Indien, von Sofala ab gegen den Süden hin und über das Gold, das man dort auf Handelswegen erlangen konnte." Endlich setzte Vasco da Gama die Reise nach Melinda fort, wo er einen indischen Lotsen fand, der ihn über den Ozean nach Kalikut führte.

So wurde das Problem eines Seeweges nach Ostindien gelöst, Ophir wieder entdeckt und die Zindj oder Bantus wieder in den Bereich der Geschichte gezogen.

Die Literatur, welche sich jetzt mit unserm Gegenstand befaßt, wird jetzt fruchtbar, allein sie läßt viel in Bezug auf Genauigkeit und Verläßlichkeit zu wünschen übrig. Unter einer Menge Material das nicht zu unserem Gegenstand gehört, erfahren wir im Jahre 1592 von einer gewissen Horde von Wilden, die am Zambesi von Gebieten jenseits des Flusses ankamen. Von diesen soll ein Teil, die ma-Zimba, die portugiesischen Streitkräfte wiederholt überwunden und die portugiesische Macht am untern Zambesi entlang praktisch vernichtet haben. Die Portugiesen behaupten, daß diese ma-Zimba Menschenfresser gewesen seien. Aber da das Wort ama-Zimu und dessen Verwandten ein allgemeiner Bantu-Ausdruck ist und in den südafrikanischen Sprachen soviel als „Kannibalen" heißt, so ist es doch möglich, daß die Portugiesen irrtümlicherweise jenes Wort für den Namen eines Stammes hielten, denn wir können heute nirgens in Süd-Afrika einen Stamm auffinden mit einem genau ähnlichen Namen. Es könnte auch eine Tonga-Sippe gewesen sein, die ja heute noch auf portugiesischen Gebieten wohnen unter irgend einem andern Beinamen.

Eine andere Gruppe von Wilden soll damals 1592 die mu-Mbos gewesen sein, die kurz vorher auf portugiesischem Gebiete angekommen waren. Heute gibt es noch in Natal einen großen Stamm, der diesen Namen trägt. Dieser Stamm wohnte vor den Tagen Tschakas ungefähr

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

am mittleren Tukela-Fluß, unterhalb der Einmündung des Mzinyati. Nach seiner Sprechweise in jener Zeit zu urteilen, scheint er zusammen mit den andern Lala-Stämmen Natals und den Swazis, nördlich des Zululandes, zu der tekeza-Gruppe (der Buchstabe „z" wird in den Bantusprachen oft in ein „t" verwandelt und dies besonders unter dem Einfluß der tekeza, welche Sprache diese Verwandlung als eine besondere Eigentümlichkeit aufweist) der Bantus zu gehören. Diese Lala-Stämme, unter denen die umu-Mbo (Mehrzahl aba-Mbo) ein hervorragender Stamm gewesen sein müssen, nahmen zur Zeit der Erhebung Tschakas ganz Natal ein. Die Xosa-Kaffern in der Kapkolonie geben allen Eingeborenen, die unmittelbar nördlich von ihrem eigenen abgeschlossenen Xosa-Sprachgebiet wohnen d. h. den in Natal wohnenden Lala-Stämmen, den Geschlechtsnamen aba Mbo und nannten ihr Land i-Mbo. Die Fingo-Flüchtlinge waren ihnen deshalb als abaf'e Mbo oder Leute von i-Mbo bekannt. Daraus möchte man schließen, daß alle Lala-Stämme ursprünglich aba-Mbo genannt wurden. Es ist möglich, daß alle Lala-Stämme früher aba Mbo genannt wurden oder daß die heutigen Stämme, die mit diesem Namen benannt sind, zuerst im Besitz des Gebietes gewesen sein müssen und einen beträchtlichen Teil des Gebietes eingenommen haben noch vor Ankunft der hundert andern Stämme, die nachher von Tschaka dort angetroffen worden sind.

Bald nach der gemeldeten Erscheinung der mu Mbo-Leute diesseits des Zambesi lesen wir im Jahre 1594 von einem gewissen va-Mbe-Stamm, der südlich von St. Lucia-Bai wohnte. Der Ausdruck „südlich der St. Lucia-Bay" ist irreführend, wir dürfen ihn vernünftigerweise auf ein Volk anwenden, das ungefähr 100 Meilen entfernt, südlich des Tukela wohnt.

Theal hält diese va Mbes „mit Gewißheit" für die gegenwärtigen aba Mbo Natals. Gewiß ist, daß es gegenwärtig keinen Stamm gibt, noch einer dieser Namen zur Zeit Tschakas existierte in der Nähe der St. Lucia-Bai, der auch nur im entferntesten dem angeführten ähnlich war. Das Präfix „va", das die portugiesischen Erzähler vor den Namen des Stammes gesetzt haben, ist beachtenswert, da es sich sonst nirgens in einer ost- oder südostafrikanischen Sprache findet. Es findet sich aber in den südafrikanischen Sprachen und zwar bei einem Stamme nördlich der Herero, die sich selber die ova-Mbo nennen. Es erscheint möglich, daß die ova Mbo vom früheren Deutsch-Süd-West-Afrika und die va Mbe des alten Zululandes Zweige derselben Familie gewesen sind und die aba Mbo des heutigen Natal die Nachkommen der Letzteren sind. Vielleicht haben diese aba Mbo sich in früheren Zeiten noch mit dem ursprünglichen Präfix ova Mbo genannt und dieses erst durch den langen Verkehr mit den Zulustämmen in jenes der letzteren Völker verwandelt und es dann als aba Mbo auftrat. Es ist sogar nicht ausgeschlossen,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

daß der mu Mbo-Stamm, der im Jahre 1592 den Zambesi überschritt, derselbe war wie der va Mbe, der 1594 südlich von St. Lucia-Bai angetroffen wurde. Diese Benennungen sind verschiedenen Schriftstellern und Dokumenten entnommen; der eine bedient sich der Einzelbezeichnung mu, der andere des Mehrzahlpräfixes va, aber in der Bantusprache ist omu das korrekte Singularpräfix und das entsprechende Pluralpräfix ist ova. So haben wir omu-Mbo, Mehrzahl ova-Mbo, als die wirkliche Bezeichnung des Stammes, der jetzt im früheren Deutsch-Südwest-Afrika wohnt.

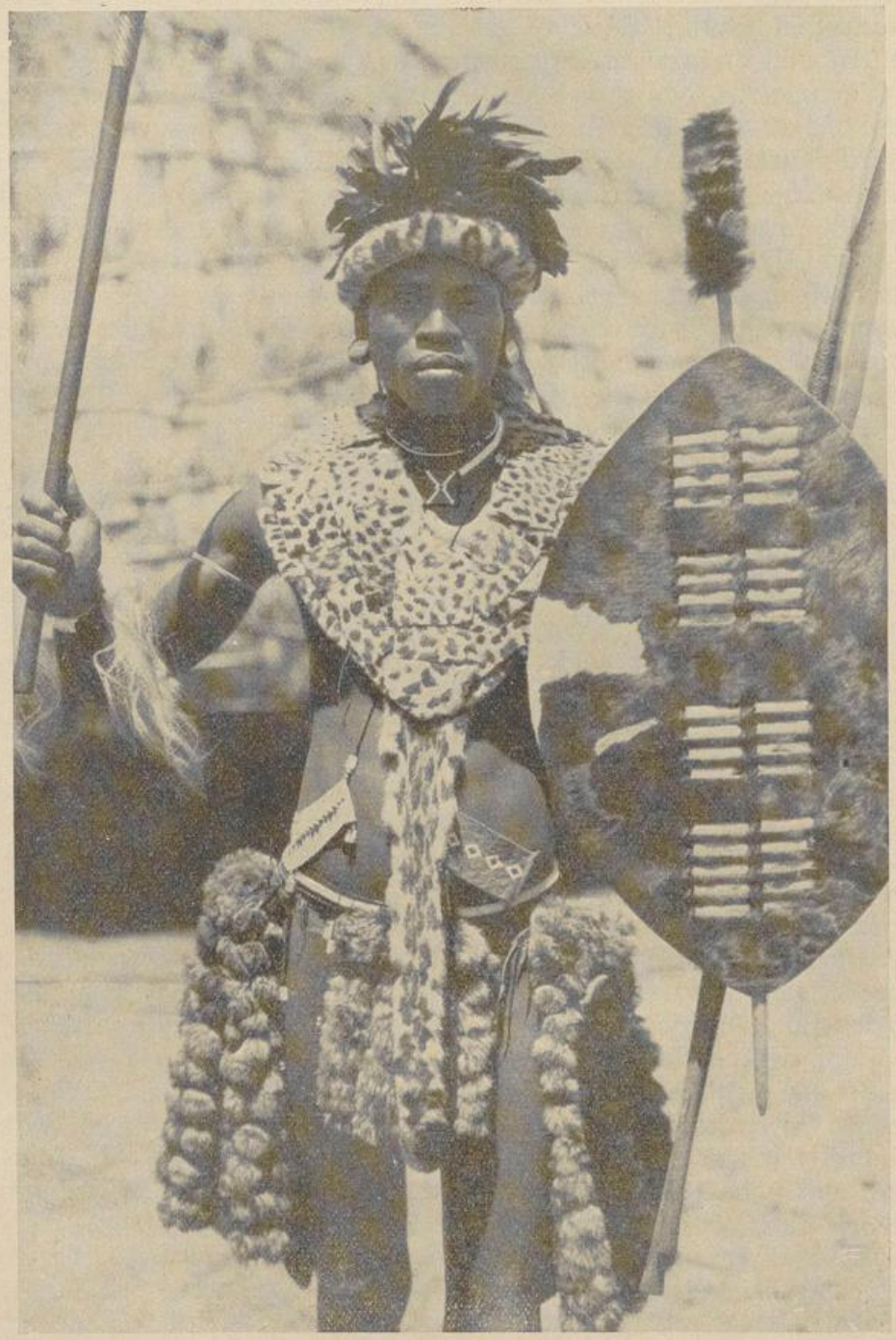
In demselben Jahr 1594 hören wir in portugiesischen Berichten von einem Komata-Stamm, dessen Gebiet sich von der Küste der Delagoa-Bucht ungefähr 90 Meilen in das Innere erstreckt. Obwohl wir diesen Stamm nicht nachweisen können, so sehen wir doch diesen Namen deutlich im Komati-Fluß, der sich von Transvaal her in den Krokodilfluß ergießt. Möglicherweise hielten die Portugiesen den Namen dieses Flusses für den eines dort wohnenden Stammes.

Die ersten Bewohner Natals. Aus verschiedenen Berichten von Überlebenden verschiedener Schiffbrüchen an der Küste Natals scheint es sicher zu sein, daß jenes Land im 17. Jahrhundert nicht von den Leuten des Lala-Geschlechtes, sondern der Zulu-Xosa-Geschlechter bewohnt war. Zehn Offiziere und Seeleute der „Stavenisse", die in der Nähe der Alexandra-Bucht am 16. Februar 1686 Schiffbruch litten, erzählten, daß die Eingeborenen dort „Tabak haben und ihn rauchen und bei guter Behandlung könnte dessen Qualität noch verbessert werden." Nun beschränkt sich aber die Gewohnheit der Tabakraucher unter den südostafrikanischen Küstenstämmen auf die gegenwärtige Kapkolonie oder die xosasprechenden Stämme. Diese Gewohnheit ist unter allen Zulustämmen unbekannt.

Es könnte aber auch ursprünglich eine Gewohnheit bei den Lalas gewesen sein und sie haben dieselbe vielleicht nur während der Jahre ihrer heimatlosen Wanderungen und der Hungersnot verloren, welche die Verfolgung durch Tschaka verursacht hat. Doch möchte man dies bezweifeln, da sich heute nicht die geringsten Anzeichen mehr vorfinden noch auch irgend eine Überlieferung existiert.

Ferner erzählen die Überlebenden des englischen Schiffes „Good Hope", die bei Port Natal am 17. Mai 1685 Schiffbruch erlitten, von einem Häuptling mit Namen „Ingoose." Und am 4. Dezember 1689 kaufte der Kapitän der Galeere „Noord" im Auftrag der holländischen Regierung am Kap die Bucht von Natal und etwas angrenzendes Land von dem Häuptling oder sogenannten „Ingose." Das Wort, das in der Zulu-Xosa-Sprachengruppe „Häuptling" bezeichnet, ist „inkosi"; aber solch ein Wort ist in der Sprache der heutigen Natal-Solas unbekannt, die zu einer andern ethnologischen Gruppe gehören und deren Bezeichnung für Häuptling „ihosi" oder „iyosi" war. Die Ausdrücke

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Zulukrieger im Kriegsschmuck

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

könnte weder ein Engländer noch Holländer hören und dann als ingose schreiben. Möglicherweise lebten um das Ende des 17. Jahrhunderts in Natal einige Eingeborenenstämme, die Tembus, die seither in die Kapkolonie verzogen sind. Nach einer anderen Auffassung erscheint es nicht ausgeschlossen, daß die Zulus damals im Besitz von Natal waren (die Lalas waren dann im heutigen Zululand) und auf ihrem Rückweg nördlich vom Xosaland und daß sie die Lalas vertrieben, die dann südlich der Küste entlang sich zurückzogen. Die Zulus hätten alsdann die Gewohnheit des Rauchens aufgegeben, wie sie auch die Beschneidung aufgegeben hatten.

Am Anfang des 17. Jahrhunderts hören wir viel von einem ma-Kalanga-Stamm, der entlang der nördlichen Seite des Zambesi wohnte und mit den Monomotapa, Bergwerkbesitzer. Die Portugiesen kamen mit dem Oberhäuptling oft in Handelsverkehr und auch in kriegerischen Konflikt, denn sie strebten danach, sich in den Besitz der fabelhaften Reichtümer zu setzen, die sie in jenem Lande vermuteten.

Es wird gesagt, daß um das Jahr 1759 der fortwährende Bürgerkrieg, der durch viele Generationen hindurch diesen Stamm oder wahrscheinlicher die zusammengewürfelten Stämme beunruhigt hatte, endlich zu einer vollständigen Trennung der Nation führte, indem von da an jede Sippe auf eigene Faust sich ausbreitete und einige sogar sich ihrer Freiheit in einem neuen Lande zu erfreuen suchten.

Es erscheint wohl zweifelsfrei, daß vor dem Einfall Tschakas zu Ende des verflossenen Jahrhunderts die Lalasippen allein im heutigen Zululand wohnten oder wenigstens in einem Teil desselben, während andere mehr im Innern wohnten in einem Gebiete, das an das Swaziland angrenzte. Sie waren dem Zulu allgemein bekannt unter dem gemeinsamen Namen ama-Lala, ein Name dessen Bedeutung viel Schwierigkeiten bot, bis Lala-Männer die Erklärung selber gaben, daß es ein Ausdruck sei der ihnen selbst unbekannt, der aber verächtlicherweise von den Leuten Tschakas auf sie angewandt worden wäre, die zu sagen gewohnt waren, ngoba belala benomunwe egolo.

Irgend einer unbekannten Ursache ist es zuzuschreiben, vielleicht weil der Zulueroberer Tschaka fast alle ihre Vorfahren vernichtet hat wenn diese Stämme, obwohl sie noch sehr zahlreich in Natal sind und vollständig ihre ursprüngliche Sprache verloren haben, nicht mehr im Besitze einer Überlieferung sind betreffs ihrer Geschichte von dem Einfall Tschakas. Wir wissen nur, daß sie den Zulus als ein Volk von tüchtigen Arbeitern in der Herstellung von Eisenwaren galten und ihre Sprache unähnlich dem weicheren Zulu, gehörte zu jener rauheren tekeza Abweichung der Bantu-Sprache wie sie den Swazi und anderen weiter nördlich wohnenden Völkern eigen ist. Doch waren auch die Kalanga und sind es immer noch genau in derselben Weise als tüchtige Eisenarbeiter berühmt und überdies scheinen viele Sippen in den

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Gebieten des Maschonalandes eine Sprache zu sprechen, die zusammen mit jener der Lalas und Swazis den Anschein hat als habe sie die Eigentümlichkeiten der tekeza.

Südlich des Wedzaberges im Maschonaland trifft man noch heute einen Stamm fleißiger und tüchtiger Eisenarbeiter an, die sich selbst pa-Marara (oder pa-Malala wie die Eingeborenen auszusprechen pflegen) nennen und das besondere Land, das sie bewohnen, ist unter dem Namen mu-Tekedza bekannt. Es scheint also mehr als ein zufälliges Zusammentreffen zu sein, daß nach einer alten Überlieferung die Kalangas nach Natal heruntergekommen sind und wenn wir dort wirklich Stämme antreffen sollten, die den Zulus allgemein als ama-lala bekannt sind, während ihre eigene Sprache sagt, sie gehöre zu den tekeza. Das die Kalangas nach Natal heruntergekommen sind läßt sich leicht auch sprachlich erweisen wenn auch nur in sehr geringem Umfange. Es ist als sicher anzunehmen, daß bei Beginn des 19. Jahrhunderts Natal nur von Lala-Stämmen bewohnt war.

Der Cele-Stamm unter Dibandhleka wohnte längs der Meeresküste ungefähr an der Mündung des Mvoti. Die ema Ngangeni wohnten weiter im Innern an demselben Fluß, bei dessen Vereinigung mit dem Hlimbitwa. Die ema Tulini, damals ein großer Stamm und schon lange vom Zululand heruntergekommen, war an der Küste zwischen dem Mgeni und Mkomazi-Fluß und etwa 30 Meilen ins Innere ausgebreitet. Die Ngeolosi wohnten in der Nähe des Krauskop. Der Zondi-Stamm wohnte den Juadi entlang, einem Nebenfluß des Tukela. Der Nynswa-Stamm, der in verschiedenen Zweige geteilt ward — die Fuzes, die ema Quadini und andere — nahm ein bedeutendes Gebiet ein, dessen Zentrum die Quellen des Mvoti war. Die Wusches (jetzt Bacas) waren ein anderer großer und in viele Unterabteilungen verzweigter Stamm, der das ganze Gebiet zwischen Maritzburg und dem Karkloofrücken innehatte. Die ema-Kuzeni unter Ngonyama, mit ihren Verwandten, den Tlangwini, waren in der Nähe des Buschmannflusses, wo er sich mit dem Tukela verbindet und von da hinüber und weiter gegen den Mzinyati zu. Die Mapumulo waren zwischen dem Hlimbitwa und dem Tukela und nahezu hundert Stämme waren überall zerstreut von den Drakensbergen bis zum Meere, bis der berüchtigte Tschaka kam und alle vernichtete. Damals hatte jeder Stamm seinen eigenen Häuptling und alle sprachen eine dem tekeza ähnliche Sprache. Wenn sie heute alle die Zulusprache sprechen so liegt der Grund darin, weil sie ihren jungen Männern, den Großvätern der heutigen Generation aufgezwungen wurde und zwar zur Zeit ihrer allgemeinen Gefangenschaft und Einverleibung in das Zuluheer durch Tschaka in den ersten 30 Jahren des verflossenen Jahrhunderts.

Allgemeine Verteilung der Stämme in Süd-Afrika bei Beginn der Zulu-Geschichte. Am Ende des 18. Jahrhunderts, gerade vor Beginn

der allgemeinen Umwälzung durch Tschaka war der südafrikanische Kontinent ungefähr wie folgt bevölkert. Der westliche Teil des unteren Kontinents einschließlich der weiteren Hälfte der Kapkolonie (Deutsch) Südwest-Afrikas und der Kalahari-Wüste war hauptsächlich von Hottentotten und Buschmann-Stämmen bewohnt. Vier Gruppen von Unter-Rassen des Bantu-Geschlechtes waren im Besitz des übrigen Kontinents. Im großen Zentral-Plateau einschließlich Orangia (Oranje-Freistaat), Basutoland, Transvaal, Betschuanaland, Teile von Rhodesia und sogar bis an den obern Sambesi waren verschiedene verwandte Stämme, die alle hervortretend ähnliche Sprachen besaßen und die alle zusammen als Suto oder als Chwana-Gruppe klassifiziert werden können.
Der übrige östliche Teil des unteren Kontinents war in ungeordneter Weise zwischen andern Gruppen oder Abarten der Bantus verteilt. In der nordöstlichen Ecke war ein Teil der Tonga-Rasse, zusammenfassend die Tschweker oder Tschopis, die Ntlengas und andere — eine Rasse, die da und dort über den Kontinent sporadisch zerstreut ist bis an die westlichen Ufer des Nyassa-Sees und bis in die Nachbarschaft des Rotselandes am obern Sambesi. Dann waren daselbst die tekeza-Gruppe (so genannt wegen der vielen Zahnlaute, die ihre Sprache enthält) einschließlich die Swazis, die Hlubis (ursprünglich im östlichen Transvaal) und die zahlreichen Lala-Stämme Natals. Alle hatten wahrscheinlich denselben Ursprung und sie sprachen nur Mundarten der einen und derselben Sprache. Es scheint, daß vielleicht nur 100 Jahre vor der Periode, auf die hier hingewiesen wird, alle tekeza-sprechenden Völker in einem einzigen Block vereinigt waren, der sich vom Swaziland bis zur Küste und von dort südwärts, dem Meeresgürtel entlang bis an die Grenzen des Kaffernlandes am Mzimkulu erstreckte. Als Beweis hierfür dienen die Überlieferungen einiger Natal-Lala-Stämme, welche besagen, daß sie ursprünglich wirklich in den Küstendistrikten wohnten die jetzt das Zululand bilden, nämlich die Überlieferung des ema Tulini-Stammes von Muini, die früher um den Mhlatuze im Zululand wohnten (und die wahrscheinlich dem Flusse in der Nähe Durbans den Namen abgaben, um welchen sie sich in der Folge ansiedelten und den sie Mhlatuzana oder den kleinen Mhlatuzwe nannten); dann auch die Überlieferung der Bacas oder Wusches, die sich bei der Vertreibung durch irgend einen Feind aus ihrer alten Heimat im Zululand in den Ngoye-Wald nördlich des unteren Mlalazi flüchteten und sich dort verbargen. Endlich kommt als südlichste aller die Kaffern-Rasse, welche die ganze östliche Hälfte der gegenwärtigen Kapkolonie besetzt hält. Sie schließt ferner ein die Ngqikas, die Gcalekas, die Bomvanas, die Tembus, die Mpondos und andere. (Fortsetzung folgt.)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Von Bruder John, R. M. M.

Wege der göttlichen Vorsehung

Die erste Außenschule in Mariazell nahe bei den Drakensbergen wurde im Jahre 1894 angefangen. Ich wurde hingeschickt, um die Sache einzuleiten. Das göttliche Herz Jesu half mir wirklich wunderbar in der ganzen Angelegenheit. Ich kam einmal wie zufällig an den bezeichneten Platz um mich mit den Leuten bekannt zu machen. Da kam ich mit einem Unterhäuptling ins Gespräch, der mich ohne weiteres bat, bei ihm eine Schule anzufangen. Er sagte, die Protestanten seien schon zu ihm gekommen, aber er wolle eine katholische Schule haben. In aufrichtiger Weise bekannte er sodann: „Weißt du, ich selbst kann mich von meinen vielen Weibern nicht trennen und auch das Bier schmeckt mir noch zu gut, aber meine Kinder und Kindeskinder sollen alle in die Schule kommen und lernen und Christen werden." Ich frug ihn nun, inwieweit er mir bei der Schule behilflich sein wolle. Darauf erwiderte er: „Wenn du mir die Türe und die Fenster lieferst, dann baue ich die Schule allein." Unter einer solchen Schule muß man sich einen grasgedeckten Rasenbau vorstellen. Ich ging auf dieses Angebot selbstverständlich ein. Er zeigte auch noch weiteres Entgegenkommen, indem er sich bereit erklärte, den Gehalt des Lehrers zur Hälfte zu bestreiten. So entstand diese Schule, die seitdem schon viel Segensreiches gewirkt hat. Wie dieser Häuptling gerade an die Katholiken dachte, da doch keine im Lande waren, ist mir ein Rätsel. Die nächste katholische Schule war damals vier Tagereisen weit weg. Die Antwort fand ich in der heiligen Schrift: „Der Geist Gottes weht, wo er will."

Von Pater Cyprian Ballweg, R. M. M.

Merkwürdige Vorfälle

Eines Tages teilte man mir mit, daß es in einem Hause in der Nähe unserer Außenstation St. Wendel „umgehe". Als ich das nächste Mal wieder nach St. Wendel ritt, kam auch die Frau jenes Kraales zu mir und bat mich, das Haus auszusegnen. Sie erzählte mir: „Baba, ich sehe des Nachts öfters ein großes Feuer, das sich in der Nähe meiner Hütte herumbewegt und dann plötzlich wieder verschwindet. Oft klopft es auch an Fenster und Türen. Wenn ich dann schnell hinausschaue, finde ich nichts. Verschiedentlich war auch ein großer Lärm vor dem Hause, sodaß ich gar nicht mehr schlafen kann. Ich bitte Dich, segne das Haus." Ich legte der Sache nicht viel Glaubwürdigkeit bei und sagte darum nur, sie solle abends den Rosenkranz beten und Weihwasser gebrauchen. Doch bald darauf schickte sie mir einen Boten mit

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Tagesschule in Maria Ratschitz

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

der Bitte, ich möchte doch kommen und das Haus ausfegnen, denn die Sache würde immer schlimmer. Da ich bald darauf in der Nähe vorbei kam, segnete ich das Haus aus und betete den Exorzismus Leo XIII. Darauf war für acht Tage Ruhe im Haus. Später machten sich noch einige Male kleine Störungen bemerkbar. Dann aber blieb alles ruhig.

Ein ähnlicher Fall war früher schon einmal vorgekommen. In der Weihnachtsnacht war ein Heide, der in der Nähe unserer Station Mariannhill wohnt, mit seinem Sohne vom Blitz erschlagen worden. Bald darauf hörte man erzählen, daß man in der Nähe der Hütte dieses Mannes nachts ein Licht sehen könne, das den des Weges kommenden Leuten nachfolge. In einem Nachbarskraal machten sich viele Störungen und Beunruhigungen bemerkbar. Zuletzt wurde dieses so stark, daß die Frau des verstorbenen Mannes, die Christin war, nicht mehr schlafen konnte. Sie schickten zu mir, ich solle helfen. Ich ging auch in Begleitung eines anderen Missionars nachts in diese Gegend, um zu sehen, ob wirklich Störungen vorkämen. In dieser Nacht blieb alles ruhig. Ich segnete nun das Haus aus und nahm den Exorzismus vor. Von da ab hatte die aufregende Störung ein Ende.

Von Henriette Brey

Die Mühseligen und Beladenen*

Regungslos, wie betend, stehen die Palmen, Euphratpappeln, Tamarisken und Platanen um den See Genesareth. Die hohen Papyrusstauden am Ufer bewegen kaum ihre schlanken, feingefiederten Blattkronen. Steinrosen und Wasserschwertlilien, die hier in üppiger Fülle wuchern, spiegeln ihre Schöngesichter in der saphirblauen Flut, die wie ein schimmernder Teppich mit veilchenfarbenen Rändern ausgebreitet liegt. Kaum daß ein leiser Lufthauch von den grünen Abhängen des Hochlandes Gaulon ein leichtes Kräuseln in den strahlend-schönen Teppich senkt, ohne seine Fläche zu schütteln.

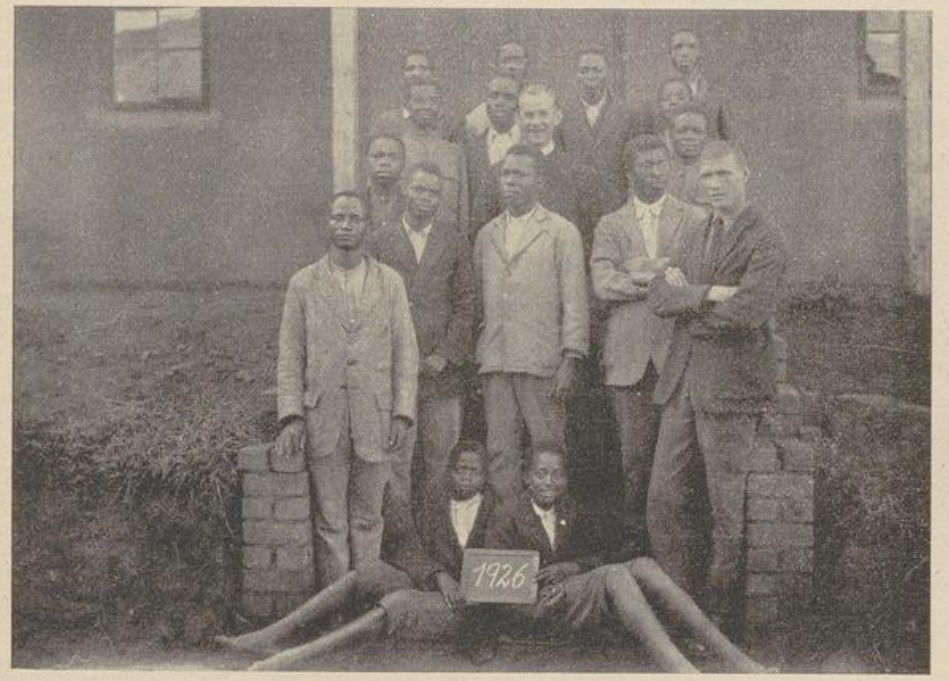
Heilige Sabbatruhe! Der See, der schon so viel Wunderbares geschaut hat, scheint den Sabbat zu spüren. Wie in herzpochender Andacht hält er den Atem an...

Von der Synagoge her klingt das Zeichen zum abendlichen Schma-Gebet: der Sabbat ist zu Ende.

Langsam erwacht das Leben der betriebsamen Stadt. Die Abendfrische, gewürzt vom köstlichen Atem des Sees, lockt die Menschen auf die flachen Dächer, um dort den zauberischen Anblick dieser „Perle Galiläas" zu genießen.

* „Wenn es in der Seele dunkelt" (Herder, Freiburg i. Br.; geb. M. 3.40).

Durch die Straßen schreiten Männer in braunem Mantel oder noch im festlichen Ephod mit den Tephilin. Freunde und Bekannte besuchen sich, denn jetzt hindert sie nicht mehr der bloß zweitausend Ellen erlaubte Sabbatweg.
Verschleierte Frauen dazwischen. Und Krüppel. Viele Krüppel.... Ja, „auffallend viele Krüppel"... so will's die Pharisäer bedünken, die in ihren seidenen Mänteln mit den breiten blauen Säumen und heiligen Quasten durch die Menge stolzieren und eifersüchtig achtgeben, ob das Volk sie auch ehrfurchtsvoll bewundert.



Eingeborene Lateinschüler in Mariatal, Süd-Afrika

Seltsam, woher kamen auf einmal all diese Krüppel, Lahmen, Siechen, Blinden, Bresthaften? Aus allen Gassen und winkligen Gäßchen tauchen sie auf und nehmen alle dieselbe Richtung — zum Bethsaidator hinaus. Gruppen elender Menschen, die einander stützen, schieben sich vorüber. Männer mit Tragbahren bahnen sich einen Weg... Dann eine vornehme Sänfte, darin auf Purpurkissen ein todbleiches Gesicht ruht.
Dort trägt ein zersorgter Mann sein abgezehrtes Weib in den Armen. Hier eine Mutter ihr jammervoll von Geschwüren und Beulen zerfressenes Kind.
Wassersüchtige, die Glieder hoch aufgetrieben, wanken zwischen stützenden Angehörigen daher. Mühsalreiche Jammergestalten, den Tod auf

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

den Lippen, strecken flehend die Hände nach Vorübergehenden aus, daß sie ihnen voranhelfen.
Wahrlich, eine Prozession des Elendes und der abgrundtiefen Not.
„Eloah Adonai! Gibt es denn in Kapharnaum so viel Sünder und Gesetzesübertreter?" murmeln die Pharisäer entsetzt.
Denn ihrer Selbstgerechtigkeit erschienen Leid und Unglück nur als Strafe der Sünde. Mit Verachtung sehen sie, die Hassidim, die Reinen auf die Am Haarez, die Sünder, das gewöhnliche Volk herab. Ängstlich nehmen sie die Gewandfalten zusammen, damit nicht die Berührung dieser von Gott Gezeichneten sie verunreinige!
Gott Israels, wohin mochten all diese Elenden gehen?...
Sie nahmen alle den Weg zur Vorstadt, wo an blühenden Gärten vorbei etwas abseits am grünen Hang das Haus des Simon Bar Jona lag...
Ah! Ein gehässiger Zug entstellte das Gesicht der Pharisäer — zu dem Rabbi von Nazareth wollten diese Toren!
Er war ja wieder in der Stadt. Hatte er doch noch heute morgen in der Synagoge sie vor allem Volke beschämt!
„Möge er ins Scheol hinabfahren, der Volksverführer, der Mesith!" (Gesetzesbrecher)... knirschten sie ingrimmig, wagten aber nur von ferne heranzuschleichen und zu lauern.
Die Leidtragenden aber, die Schmerzgequälten und Kummerbeladenen wanken mühsam ihre Straßen — hin zu dem einen Ziel: zu dem Einen, Einzigen, von dem allein sie Hilfe und Trost erhoffen!
Draußen vor der Stadt kommen von allen Feldwegen und Saumpfaden her die wandelnden Leichen der Aussätzigen, die in den Höhlen der Felsen von Korun-Hattin hausen. „Unrein! Unrein!" rufen sie vorschriftsmäßig... und nahen sich doch den Dahinwandernden. Und diese weichen nicht wie sonst vor ihnen zurück: das gemeinsame Elend webt ein gemeinsames Band um sie.
Es sind aber auch solche Leidträger im Zuge, die nicht von Körperschmerz niedergebeugt sind.
Gesenkten Hauptes schreitet einher die bittere Trauer um teure Tote, die Armut und drückende Alltagssorge, der nagende Kummer um ein Liebes, vielleicht Verlorenes, das auf schlimmen Wegen wandelt... schleppt sich der Zweifel und Ruhelosigkeit, der Überdruß und die Mutlosigkeit... zittert die Furcht und Herzensnot und Verzweiflung... weint die Sehnsucht nach Reinheit und Frieden — nach Gott! Und dazwischen geht tiefverschleiert die Schuld — in prangender Körperschöne, doch entblättert ist der unsichtbare weiße Kranz um die Stirn! Einmal, einmal hat der Blick seiner Augen sie getroffen... da senkte sich die befleckte Stirn, darauf der Reinheit Königssiegel zerbrochen war. Und jäh sprang der Reue Tränenquell im sündigen Herzen auf. Seitdem zieht es sie mit Allgewalt zu ihm hin...

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Und alle zieht es zu ihm hin! Sie raffen ihre letzten Kräfte zusammen, um die letzten mühsamen Schritte zu tun.

O, er ist voll Güte und Erbarmen, er wird ihnen helfen! Und wenn er sie nicht heilt, so wird er ihnen vielleicht doch ihre Sünden vergeben... Und wenn auch das nicht, so wird er sie segnen und ihnen Mut und neue Kraft zum Ertragen schenken...

Und wenn dies alles nicht — nun, so werden sie wenigstens ihn sehen! Werden seine Augen schauen, die unergründlicher sind als des Sees blaue Tiefe; sein Antlitz, das holdseliger ist als die Rosen von Saron, ernster und leuchtender als die edlen weißen Lilien des Karmels; seine Stimme hören, die von süßerem Wohllaut ist als Tympanon und Nebal und Kinnor...

Nun sind sie angekommen vor dem Hause Simon Bar Jonas, den der Herr Petrus nennt.

Sie lagern sich in weitem Halbkreise um das Haus und schieben vor sich die Bahren mit den ganz Hilflosen. Die Allerelendesten aber, die Allerärmsten und Bejammernswertesten legen sie vor die Schwelle hin, daß ihr Elend zu seinen Füßen flehe, wenn er heraustritt.

Aber ob er noch heraustritt? Es ist Abend. Simon, der Eifervolle, wird es in seiner Sorge um den geliebten Meister nicht gerne sehen.

Sie harren. Jeder Klagelaut ist verstummt. Nur ein verhaltenes Seufzen der Erwartung geht durch die Reihen.

Da öffnet sich die Türe. Eine weiße Gestalt steht auf der Schwelle... Einen Augenblick stockt jeder Pulsschlag... dann ein Aufatmen, wie Erleichterung aus tiefer Qual. Er ist da!! O, er weist sie nicht zurück — der Wundertäter, der Helfer, der Menschenfreund!

„Jesus, Sohn Davids, erbarme dich unser!"

Eine Stimme stöhnt es aus erstickter Brust. Drei, zwanzig, hundert nehmen den Ruf auf. Er schwillt zu einem einzigen Schmerzensschrei der Menschheit.

Augen leuchten fiebernd in neuem Hoffen. Hände strecken sich aus, flehend, inbrünstig, müde, zagend, stürmisch, vertrauend...

In göttlicher Ruhe und Hoheit steht der Herr vor ihnen. Mit einem langen Blick umfaßt er dies auf einer Spanne Erde zusammengeballte Elend, all die Leibes- und Seelennot vor ihm. Und hinter diesem Halbkreise von Leid und Mühsal schaut er die Tausendmillionen der noch Ungeborenen... Und alle strecken ihm stumm ihre Hände entgegen.

Sein Herz wird von Mitleid gerührt ob der schweren Lasten, unter denen die Menschheit seufzt. Unendliches Erbarmen strahlt aus seinen Augen. Abgründe der Güte leuchten darin. Weit breitet er die Arme aus. Und mit seiner sanften Stimme, in der überströmende Barmherzigkeit und sehnsüchtige Liebe beben, spricht er die Worte, die nur einmal auf unserer Erde erklangen:

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Kommet zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken."

... Langsam geht er durch die Reihen. Die Mühseligen und Beladenen fühlen seine göttliche Hand auf ihren Stirnen... hören erschaudernd die Worte: „Sei getrost!"

„Dir geschehe, wie du geglaubt!" „Fürchte dich nicht!" „Steh auf und wandle!"

„Weine nicht!" „Ich will, sei rein!" „Deine Sünden sind dir vergeben! Geh hin in Frieden!"

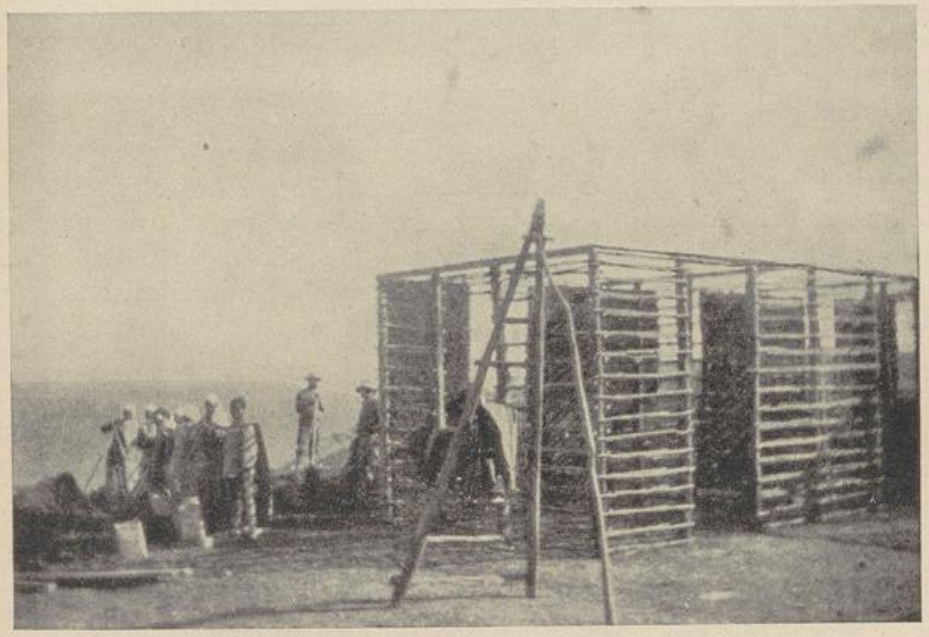
Von Pater Rubenzer, R. M. M.

Unsere ersten Zuluschwestern

Der 8. Dezember 1926 wird in der Geschichte unserer Mission vielleicht ein historischer Tag bleiben, wir alle, die an diesem Tage an der Einkleidungsfeier der ersten schwarzen Schwestern teilnahmen fühlten es, daß uns Gott damit einen neuen Zweig von Arbeiterinnen in der südafrikanischen Mission zugeführt hat, der für die Missionierung von großer Bedeutung werden kann. Von allen Seiten konnte man die Schwarzen zum Feste herbeieilen sehen, Mädchen und Frauen trugen nach Zuluart meist kleine Päckchen auf dem Kopfe, ihre Tagesration, andere kamen hoch zu Roß, selbst einige Chiefs mit ihren Indunas waren vertreten, viele Heiden in allen möglichen Kostümen trieb die Neugierde herbei, alle wollten Zeuge sein, wie die ersten Mädchen aus ihrem Volke aus der Hand des hochwürdigsten Bischofes das weiße Ordenskleid empfingen. Die Schulkinder waren besonders zahlreich vertreten, manche, wie die Kinder von Maria Trost hatten mit ihren Lehrern einen Weg von vier Stunden gemacht, noch viel weiter waren einige Personen gegangen die von St. Michael zum Feste gekommen waren. Der Morgen und Vormittag verging mit dem Empfange der hl. Sakramente, so war es $^1/_2$11 Uhr geworden, als die 17 Kandidatinnen im feierlichen Zuge vom hochw. Pater General selbst zur Kirche geführt wurden, wo sie der hochw. Bischof A. Fleischer empfing. Heute war das kleine aus Wellblech erbaute Kirchlein natürlich viel zu klein, weshalb man die Einkleidung im Freien vor dem Kirchlein vornahm. Der hochw. Pater General H. Arndt hielt eine eindrucksvolle Festpredigt, in der er besonders seiner Freude Ausdruck gab, daß Gott so viele Mädchen zum Ordensstande und zur Mitarbeit am Missionswerke berufen hat. Dann folgten die eindrucksvollen Einkleidungszeremonien, das Volk hatte ehrfurchtsvoll sich im Halbkreise aufgestellt und folgte mit Interesse den Zeremonien, die vom hochw. Pater General in der Eingeborenen-Sprache erklärt wurden. Es war bereits 2 Uhr,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

als der Festgottesdienst zu Ende ging, alles Volk hatte ausgehalten. Wie manches Mädchen mag dabei die erste Anregung für den Ordensberuf erhalten haben. Noch am gleichen Tage meldeten sich vier weitere Kandidatinnen. Man sage nicht, daß das plötzliche Begeisterung ist, welche die Schwarzen zum Ordensberufe führt, die eingekleideten Schwestern haben bereits eine schwere Probezeit von 4 Jahren hinter sich und müssen noch zwei Jahre Noviziat machen. Auch spielt das bessere Leben keine beeinflussende Rolle, die Schwestern von Assissi, wie die Station heißt, machen dem Namen alle Ehre, da sie sehr arm leben, auf bloßem Boden schlafen und barfuß gehen. In allen Räumen, die aus Erde



Priesterhaus in Assissi (Residenz von Hochw. Pater Rubenzer)

gebaut sind schaut das Stroh von der Decke herab, vielleicht sichert gerade diese arme Lebensweise der neuen Kongregation Gottes reichsten Segen. Manche hatten seit Jahren zu kämpfen um die Einwilligung der Eltern zu erhalten, die in dem Falle auf 10 Ochsen verzichten müssen, die sie sonst bei ihrer Verheiratung erhalten hätten. Das alles sind gute Anzeichen dafür, daß hier wirklich die Hand Gottes selbst unserer Mission neue Mitarbeiterinnen erweckt hat. Der Tag mag ein großer Trost sein für alle hier arbeitenden Missionare, da er den Beweis gibt, daß das Christentum bei dem kulturell tiefstehenden Volke echte Wurzel gefaßt hat, kein Wunder, wenn selbst an höchster kirchlicher Stelle der Gründung volles Lob gespendet wurde.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Von Pater Cyprian Ballweg, K. M. M.

Eine seltsame Nottaufe

Als ich noch Missionar auf der Station Mariatrost war, wurde ich eines Tages von guten Christen benachrichtigt, daß in einem heidnischen Kraale schwerkranke Kinder seien. Man teilte mir auch mit, daß die Eltern Gegner des christlichen Glaubens seien. Als ich nun zu dieser Hütte kam und die Eltern nach den kranken Kindern fragte, sagten sie, es seien überhaupt keine kleinen Kinder da. Ich merkte öfters aus ihrem Blicke, daß sie mich als Priester erkannten und darum mißtrauisch betrachteten. Ich mußte also zu einem andern Ausweg meine Zuflucht nehmen. Auf meinen Missionsritten habe ich auch immer einige ungefährliche Medizinen bei mir, um in den gewöhnlichen Krankheitsfällen Hilfe leisten zu können. Ich sagte nun zu den Eltern: „Ich bin auch Doktor." Dieses Wort zündete. Sofort führte mich die Mutter zu den kranken Kindern. Ich sah sogleich, daß diese schwer schwindsüchtigen Kinder nur mehr wenige Tage zu leben hatten. Der Mutter gab ich nun von meinen Medizinen und erklärte ihr, wie sie dieselben zubereiten müsse. Zum Schlusse ordnete ich noch an, daß sie die Kinder täglich einmal mit Wasser waschen müßte. Dann ließ ich die Mutter ein Gefäß mit Wasser bringen und sagte: „Ich will dir zeigen, wie du jeden Tag die Kinder waschen sollst." Ich wusch dann die Kindlein und sprach dabei die Taufformel. So wurden sie nicht bloß dem Leibe, sondern auch der Seele nach gewaschen. Bald darauf starben die Kinder und ihre Seelen sind für den Himmel gerettet. Oft kommt mir bei solchen Vorfällen der Gedanke, daß es sicherlich recht viel gute Wohltäter gibt, die viel für die Heiden beten. Und dieses Gebet steigt empor zum Throne Gottes und zieht die Gnade nieder auf so ein kleines Menschenkind. Wie werden solche Kinder im Himmel droben, wo ihnen Gott sicherlich ihre geistigen Wohltäter zeigen wird, dankbar sein.

Papstworte über die Heidenmission:

„Das Werk der Mission ist das größte Werk unserer Zeit, darum bringt es einen ganz besonderen Segen. Mehr als bei irgend einem andern guten Werke gilt von der Unterstützung der Heidenmission das Wort des Heilandes: Gebet und es wird euch gegeben werden." Papst Pius XI.

Das Liebeswerk vom heiligen Paulus zur Heranbildung von **Missionären** in der Mariannhiller Mission bittet die lieben Leser des „Vergißmeinnicht", die letzte Umschlagseite dieser Nummer besonders zu beachten, und den Erlagschein, welcher dem Heft beiliegt freundlichst zu benützen.

Gott segne es!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Ausstellung der Eingeborenen in Mariannhill

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Von Joseph Spillmann, S. J. Nachdruck verboten

Ein Opfer des Beichtgeheimnisses

(Fortsetzung

„Sehr wahr", antwortete der Doktor, ein wohlbeleibter Herr mit gutmütigem Gesichtsausdruck, und nahm eine Prise aus seiner goldenen Dose. „Ich bin überhaupt für einen ehrlicheren Kampf, als er oft von unserer Partei geführt wird. Und was die Verstaatlichung der Krankenpflege angeht mit bürgerlichen Pflegern und Pflegerinnen statt der Nonnen, so bin ich ganz entschieden dagegen. Habe die Geschichte als junger Assistenzarzt in Italien und im letzten Kriege mitgemacht. Ja, solange die bürgerlichen Pflegerinnen einen schönen, jungen, leicht verwundeten Offizier zu pflegen haben — a la bonne heure! Aber da lassen Sie einmal die Pocken oder die Cholera ins Lazarett kommen, da sollen Sie sehen, wie weit der Heldenmut geht. Auf und davon sind sie wie die Mäuse, wenn sich die Katze zeigt! Nein, nein, da lob' ich mir die Schwestern; die halten stand vor den Kugeln wie vor der Pest, und man kann sich auf sie verlassen, sie stehlen nicht und arbeiten umsonst, während der Staat die bürgerlichen Pflegerinnen für ihre Faulenzerei — es gibt ja auch unter ihnen ehrenwerte Ausnahmen — noch mit schwerem Gelde besolden muß. Bleibt mir mit derartigen Experimenten vom Leibe!"

Nach dieser langen Rede pustete der Doktor, leerte sein Glas und wollte aufstehen. Der Maire aber hielt ihn am Arme fest und sagte: „Nach diesem wackern Ritt auf Ihrem Steckenpferde müssen Sie noch eine Flasche mit uns auf den Erfolg der nächsten Wahlen leeren. Wir spielen eine Partie Domino darum. Geschwind, Herr Wirt, das Tischchen und die Steine!"

„Meinetwegen", entgegnete der Doktor, „aber nur eine Partie! Es geht schon auf 10 Uhr, und ich muß noch einen Besuch bei der Frau des Taglöhners Lecomte machen."

Rasch hatte Carillon das grüne Tischchen unter die Hängelampe gerückt, und man setzte sich zum Spiel. Der spindeldürre Notar war Partner des wohlbeleibten Doktors, und der Gemeindeschreiber hatte die Ehre, mit seinem Vorgesetzten zu spielen. Das Glück war entschieden auf der Seite des Doktors, und er war in der besten Laune, während umgekehrt der Herr Bürgermeister seinen Unmut am Gemeindeschreiber ausließ, der keineswegs schmeichelhafte Bemerkungen über sein Spiel hinunterwürgen mußte. Auch jetzt hatte der Doktor prächtige Steine.

„Wie steht die Partie?" fragte er neckend.

„Das wissen Sie wohl", antwortete ingrimmig der Maire; „86 zu 0 — dank dem bewunderungswürdigen Spiele dieses Rhinozerosses — Pardon! ich meine den klugen Herrn Gemeindeschreiber."

„Ha, ha, ha — dann aufgepaßt, Herr Notar! Wir machen die Herren diesmal Schneider comme il faut! Ich setze Blank-zwei", rief triumphierend der Doktor, welcher 5 Blank und 3 Zwei in der Hand hatte.

In diesem Augenblicke wurde Herr Carillon, der händereibend hinter dem Doktor stand, hinausgerufen und kam sofort mit der Nachricht zurück, die Magd von Madame Blanchard sei da und wünsche den Herrn Gemeindeschreiber zu sprechen; es scheine bei ihrer Herrschaft etwas nicht in Ordnung zu sein.

„Nicht stören während des Spiels!" brummte der Doktor.

Aber froh, einen Vorwand zu haben, der sichern Katastrophe zu entgehen, legte der Bürgermeister seine Steine nieder und sagte, der Herr Gemeindeschreiber werde doch erst hören wollen, was es sei; wenn allenfalls Madame Blanchard etwas Ernstes zugestoßen wäre..

„Ach, der Quisel stößt nichts Ernstes zu, bis sie den letzten Heller an den Bettlerpack verplempert hat", sagte ärgerlich der Gemeindeschreiber und warf seine Steine ebenfalls auf den Tisch. „Die Jeannette mag hereinkommen."

„Die Steine behalten! Wir sind in einer Minute fertig!" rief der Doktor, die Stirne runzelnd; als er aber das arme Mädchen mit verweinten Augen eintreten sah, warf auch er die Steine hin und fragte: „Nun, Jeannette, was gibt's denn? Hat deine Herrin einen bösen Fall über eure steile Treppe getan? Muß ich kommen? Ist sie lebend oder tot?"

„Ich weiß es nicht", jammerte das arme, verwachsene Ding und suchte einen neuen Tränenstrom mit seiner Schürze abzutrocknen. „Aber sie ist gewiß totge-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

schlagen worden; die alte Susanne meint es auch." Und ein neues krampfhaftes Schluchzen erstickte ihre Worte.

„Totschlag in meiner Gemeinde", sagte der Maire ungläubig, „wie kommst du auf diese ungeheuerliche Idee?"

Es dauerte eine Weile, bis sich Jeannette soweit erholt hatte, daß sie erzählen konnte, ihre Herrin sei schon am Vormittag zum Herrn Pfarrer ins Kloster hinaufgegangen und sei seither nicht zurückgekehrt, obschon sie zum Mittagessen heimkommen wollte.

Ach, sie wird beim Pfarrer von irgend einem Kranken gehört haben und läuft nun mit ihrem Armkorbe — weiß Gott wo — in den Bergen umher", sagte ärgerlich der Gemeindeschreiber.

„Nein, nein", fuhr Jeannette schluchzend fort, „sie wollte beim Pfarrer das viele Geld holen und gleich zurückkommen."

„Das viele Geld?" riefen alle und machten große Augen.

„Ja, das viele Geld, das der St. Joseph-Verein gesammelt hat und mit dem das Krankenhaus gebaut werden soll. Viele tausend Franken!"

„Sapristi!" rief der Maire und sprang von seinem Sitze auf. „Und da kommst du erst jetzt, uns das zu sagen?"

„Ach, Herr Bürgermeister", klagte das armselige Geschöpfchen, „ich habe gewartet bis es dunkel wurde. Und dann wollte ich die Frau Gemeindeschreiber um Rat fragen; aber sie schlug mir die Türe vor der Nase zu und sagte wie gewöhnlich, sie wolle mit Bettelpack nichts zu tun haben. Und dann habe ich mich gefürchtet, im Dunkeln auszugehen, und schließlich bin ich doch zur alten Susanne hinaufgelaufen, und die hat mir gesagt, sie habe Madame Blanchard Schlag 10 Uhr ins Kloster gehen sehen und seither nicht mehr erblickt. Ich bat nun Susanne, mit mir zum Pfarrer zu gehen;denn allein würde ich mich bei Nacht um alles in der Welt nicht ins Kloster hinein wagen, da die Leute sagen, es spuke darin. Aber Susanne wollte nicht und sagte, der Herr Pfarrer sei unwohl und habe auch nicht gestattet, daß man ihm das Abendessen bringe. Man dürfe ihn heute abend nicht mehr stören."

„Das wollen wir doch sehen, ob man den Herrn nicht stören darf!" rief der Maire, den Schnurrbart in die Höhe streichend. „Meine Herren, das sonderbare Verschwinden dieser Frau, die angeblich eine große Summe beim Pfarrer holte, muß aufgeklärt werden, und zwar sofort. Sie, Herr Gemeindeschreiber, werden sich augenblicklich zu dem Herrn verfügen und nach dem Verbleiben Ihrer Schwester erkundigen. Sollten die Antworten nicht ganz befriedigend ausfallen, so werden wir ein Verhör und eine Haussuchung vornehmen. Der Herr Notar wird die Güte haben, mit mir ebenfalls ins Kloster hinaufzugehen; wir werden vor dem Zimmer des Herrn Pfarrers warten, um gleich zur Hand zu sein, wenn der Herr Gemeindeschreiber nicht befriedigt werden sollte. Wollen Sie uns nicht auch begleiten, Herr Doktor?"

„Dafür sehe ich vorderhand absolut keinen Grund", sagte der Doktor und ließ sich seinen Überrock reichen. „Ich gehe zu Lecomte und dann nach Hause, wo man mich rufen kann, wenn man meiner bedarf. Es wird aber wohl nicht nötig sein, und ich rate den Herren, sich, vielleicht in der löblichen Absicht, etwas Wahlpolitik zu treiben, nicht lächerlich zu machen. Wer wird den Herrn Pfarrer für das Verschwinden dieser guten alten Dame verantwortlich machen — wenn dieselbe wirklich verschwunden ist!"

„Wer redet denn hier von Wahlpolitik, wenn uns das Amt die traurige Pflicht auferlegt, unverzüglich und mit Energie einem wahrscheinlichen Verbrechen nachzuforschen?" rief der Maire mit Pathos.

„Nichts für ungut!" lachte der Doktor, mit dem Hute grüßend und sich empfehlend. „Nehmen Sie meinetwegen nur gleich den Gendarmen und den Feldhüter mit und lassen Sie den Küster die große Glocke ziehen — das wird Eindruck machen."

„Unverbesserlicher Spötter!" sagte der Maire ärgerlich. „Übrigens den Gendarmen können wir für alle Fälle mitnehmen, und der Küster —"

„Der Küster, Herr Bürgermeister, ist gestern nachmittag nach Marseille gegangen und noch nicht zurück. Er hat den Schlüssel seiner Wohnung bei mir hinterlegt. Der Gendarm sitzt bei einem Glase Absinth in der vorderen Stube", erklärte der Wirt.

„Nehmen Sie den Schlüssel der Küsterwohnung mit sich und rufen Sie den Gendarmen. Wir wollen in aller Stille miteinander hinauf."

Achtes Kapitel
Der Besuch des Maires

Die drei Herren gingen schweigend dem alten Kloster zu. Carillon und der Gen-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

darm, die sich mit einer Laterne versehen hatten, folgten ihnen. Als sie von Dorfgasse aus den Hofraum vor dem alten Gebäude betraten, sahen sie die Fenster der Pfarrwohnung hell erleuchtet. „Ei, der Herr Pfarrer ist noch munter", sagte der Maire. „Ist das nicht auffallend zu so später Stunde, da er doch wegen Unwohlseins nicht gestört werden wollte?"

„Und seht, wie unruhig er hin und her geht! Bald erblickt man seinen Schatten am Fenster, und bald verschwindet er!" bemerkte der Notar.

„Hm, hm, es ist ja, als ob er in großer Aufregung wäre. Sollte am Ende die alte Susanne doch zu ihm gegangen sein und ihm von dem Verschwinden der Frau gemeldet haben?" sagte der Maire.

„Das glaube ich nicht. Die würde es nie wagen, zu so später Stunde — es ist nach 11 Uhr — den unheimlichen Bau zu betreten", meinte Carillon.

„Nun denn voran! Wie kommen wir hinauf? Müssen wir läuten? Es wäre mir lieber, wir könnten den Herrn Pfarrer etwas überraschen", sagte der Maire.

„O, ich habe ja die Schlüssel Losers!" entgegnete Carillon und öffnete ohne Schwierigkeit die Pforte.

Als Loser nach seiner unvollendeten Beicht Abbe Montmoulin verlassen hatte, war dieser eine Weile außer sich vor Aufregung gewesen. Madame Blanchard ermordet! Ihre Leiche drunten in der Sakristeikammer! Der Mörder mit seinem Raube im Begriffe zu entfliehen, ohne daß er ihn daran hindern konnte oder durfte! Er durfte ja von der ihm eben in der Beicht gemachten Mitteilung nach außen keinen Gebrauch machen. Aber war es denn wirklich eine wahre Beicht? Darüber konnte auch nicht der mindeste Zweifel bestehen. Der Mann hatte freilich nicht die rechte Seelenstimmung gehabt, aber doch den Willen zu beichten, und hatte ihm als dem Stellvertreter Christi dieses Verbrechen gestanden. Zum Überfluß griff Abbe Montmoulin zur Moraltheologie Lehmkuhls und las darin den Abschnitt über das Beichtgeheimnis nach. Er hatte die gute Gewohnheit, auch wenn er seiner Sache ganz sicher zu sein glaubte, zu seiner Beruhigung, wenn immer möglich, das Urteil bewährter Theologen nachzulesen. Die Sache war zweifellos. Er stand unter der Verpflichtung des Beichtsigills und mußte nun alle Folgen über sich ergehen lassen.

„Mein Gott", sagte er zu sich, „man wird am Ende mich selbst für den Täter halten! — Aber nein! So wirst du mich doch nicht prüfen lassen! Das wird auch kein Mensch von mir glauben, daß ich einer solchen Tat fähig wäre! Und dennoch, auch wenn das der Fall wäre, dürfte ich nicht reden und müßte eher meine Ehre, mein Leben opfern, wie ich es ja selber gestern auf der Kanzel gesagt habe. O mein Gott, möge dieser Kelch an mir vorübergehen! Ich bitte nicht allein meinetwegen, obschon ich gern gestehe, daß auch ich die Bitterkeit des Opfers für meine Person entsetzlich empfinden würde; ich bitte um meiner armen alten Mutter willen, die ein solcher Schlag töten könnte; ich bitte um der Gemeinde, um der katholischen Kirche willen, die schweren Schaden und bittere Schmach durch mich empfangen müßte, um der vielen schwachen Seelen willen, die an einem des Mordes angeschuldigten Priester schweres Ärgernis nehmen würden! Aber nein — es ist nicht möglich; meine Angst und Aufregung malen mir jetzt leere Schreckbilder vor. Die liebe Mutter Gottes wird mich in Gnaden schützen!"

Abbe Montmoulin war bei diesem Gebet auf sein Betpult gekniet und hatte die Hände zum Gekreuzigten und zur schmerzhaften Mutter Gottes erhoben. Dann griff er zu seinem Rosenkranze und betete eine lange Zeit im Zimmer auf und ab gehend.

So hatte der gute Pfarrer allmählich seine Ruhe ziemlich wiedererlangt. Der Gedanke, der ihm im ersten Schrecken gekommen war, der Verdacht der Bluttat möchte am Ende auf ihn selbst gelenkt werden, schien ihm nun doch gar zu unwahrscheinlich. „So etwas wird der Maire und seine politischen Freunde denn doch nicht wagen", sagte er sich. „Sie werden mir freilich alle möglichen Unannehmlichkeiten verursachen, Verhöre, Protokolle, Vorladungen vor Gericht, am Ende gar eine Haussuchung. Auch werden sie den Verlust der Summe vielleicht mir zur Last legen wollen und mich als einen unklugen Verwalter von Armengeldern in ihren Zeitungsblättern herumziehen. Gerade vor den Wahlen kommt es ihnen gelegen. Ich muß mich auf alles gefaßt machen. Gott sei Dank, daß ich mir nichts vorzuwerfen habe! Jetzt aber will ich mich niederlegen und zu schlafen suchen. Ich werde morgen meinen Kopf brauchen, wenn das Ver-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

brechen entdeckt wird und die Untersuchuung beginnt."

Sich Gott empfehlend, wollte Abbe Montmoulin eben in sein Schlafzimmer gehen; da hörte er Schritte durch den Korridor kommen, und gleich darauf wurde an die Türe gepocht. Auf sein „Herein" trat der Gemeindeschreiber und hinter ihm der Bürgermeister mit dem Notar ein. Sie hatten ihren ersten Plan geändert und beschlossen, zu sehen, welchen Eindruck ihr gemeinsames Erscheinen auf den ihnen verhaßten Pfarrer mache. Obschon sie nämlich auch nicht den leisesten Verdacht hegten, derselbe könne mit einem Verbrechen, wenn ein solches vorlag, im Ernste etwas zu tun haben, waren sie doch sofort entschlossen, dem Priester möglichst viele Unannehmlichkeiten zu bereiten. „Er mag erschrekken oder nicht erschrecken", sagte der Maire, „das eine wie das andere wird uns den Vorwand zu einem Verhöre und einer Haussuchung geben."

Abbe Montmoulin erschrack nicht, gab wenigstens kein Zeichen besonderer Überraschung, als er die drei zu so später Stunde bei sich eintreten sah. Er schien sie fast erwartet zu haben; das Zucken, das unwillkürlich um seinen Mund spielte, verriet eher Schmerz als Verwunderung. Die großen Augen warfen einen raschen bittenden Blick nach dem Kruzifixe, wie um Hilfe und Beistand in der Stunde der Prüfung. Der Priester war jedenfalls in der Kunst der Verstellung, selbst wenn er den Erstaunten hätte spielen wollen, wenig erfahren. Die schmerzliche Ergebung, welche sein Antlitz widerspiegelte, mußte den drei Herren auffallen.

„Unser später Besuch scheint Ihnen nicht sonderlich unerwartet", begann der Maire. „Sie scheinen zu wissen, was uns die unangenehme Pflicht auferlegt, Sie zu dieser Stunde zu stören."

Der gute Pfarrer wurde durch diese Anrede ernstlich verlegen. Er durfte ja nicht verraten, daß er Kunde von dem Verbrechen hatte, und schien unwillkürlich durch seine Miene dennoch etwas verraten zu haben. Vor Schrecken wechselte er die Farbe und stotterte: „Ich weiß wirklich nicht — es ist mir allerdings auffallend, die Herren bei mir zu sehen. Womit kann ich dienen?"

Der Gemeindeschreiber wollte nach seiner Schwester fragen, aber der Maire hielt ihn zurück und sagte: „Einen Augenblick!" Dann fuhr er gegen den Pfarrer gewendet fort: „Hm, Sie haben also keine Ahnung was wir fragen wollen? Und doch schien Sie unser gewiß außerordentlicher Besuch keineswegs zu überraschen, als wir eben das Zimmer betraten! Ich wenigstens hatte diesen Eindruck, — Sie nicht, Herr Notar? Herr Gemeindeschreiber?" Beide erklärten, denselben Eindruck empfangen zu haben. „Hm! Noch eines: man teilte uns mit, Sie seien unwohl, Sie hätten sogar Ihrer Magd die Weisung gegeben, Sie bedürften der Ruhe und wollten heute abend nicht mehr gestört sein — wie kommt es nun, daß wir Sie zu so später Stunde — es hat schon 11 Uhr geschlagen — noch wach und angekleidet finden?"

„Ich lag den ganzen Nachmittag zu Bette und konnte jetzt nicht schlafen", antwortete der Pfarrer, der nun seine Ruhe wiedergewonnen hatte. „Was sollen übrigens diese Fragen? Es scheint ja, daß man ein Verhör mit mir vornimmt."

Die drei Herren blickten sich an. Dann sagte der Maire zum Gemeindeschreiber: „Da der Herr Pfarrer sich gar nicht erinnern kann — oder will —, was uns zu diesem Besuche nötigt, so haben Sie die Güte, es ihm zu sagen. Die sehr ernste Sache berührt ja auch Sie am nächsten."

Der Gemeindeschreiber sagte in barschem Tone, seine Schwester sei bis jetzt nicht nach Hause gekommen. Man behaupte, sie sei zum Herrn Pfarrer gegangen, um eine große Summe Geldes zu holen. Es scheine also ein Unglück oder ein Verbrechen vorzuliegen. „Wir sind somit zu Nachforschungen verpflichtet und müssen dieselben bei Ihnen beginnen, Herr Pfarrer, da Sie, wie es scheint, die letzte Person sind, bei welcher meine arme Schwester vorsprach", so schloß der Gemeindeschreiber.

Wiederum bemerkten die drei Herren den schmerzlichen Aufblick zum Kruzifixe. Dann antwortete Abbe Montmoulin gefaßt: „Madame Blanchard ist allerdings heute morgen bei mir gewesen, zwischen 10 und 11 Uhr. Sollte ihr ein Unfall zugestoßen sein, so müßte ich es doppelt beklagen, denn ich gab ihr das ganze Sammelgeld unseres St. Joseph-Vereins mit."

„Ich muß mich zunächst wieder über die unbegreifliche Ruhe wundern, mit der Sie die Nachricht vom Verschwinden Madame Blanchards aufnehmen. Diese Ruhe ist geradezu unerklärlich, wenn Sie nicht schon von anderer Seite dar-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

über unterrichtet waren, obschon Sie das eben ableugneten. Wer hat Ihnen etwas davon gesagt?" fragte der Maire.
„Niemand. Ich weiß nichts", antwortete der Pfarrer.
„Das ist schwer zu glauben! Nun, also Sie gestehen, daß Madame Blanchard heute früh zwischen 10 und 11 Uhr bei Ihnen gewesen ist. Wo ist sie dann hingegangen?"
„Sie sagte, sie wolle nach Hause gehen."
„Ist aber dort nicht angekommen. Überhaupt hat man sie seither nirgendwo gesehen — wie sonderbar! Und doch wird sie mit einer größeren Geldsumme keinen Gang nach auswärts gemacht haben. Es muß ihr hier im Kloster etwas zugestoßen sein."
„Ich weiß nicht, wie ich ihr Verschwinden erklären soll. Ich zahlte ihr hier im Zimmer 12 000 Franken aus —"
„12 000 Franken!" riefen die drei Herren wie aus einem Munde. „Wie kann man eine solche Summe einer alten, hilflosen Dame anvertrauen! Herr Pfarrer, ich mache Sie für den etwaigen Verlust derselben verantwortlich! Und Madame Blanchard konnte diese Summe in ihrer Tasche unterbringen?" forschte der Maire weiter.
„Da haben wir es!" dachte Abbe Montmoulin. „Genau, wie ich es erwartete! Sie wollen mich für den Verlust des Geldes zur Verantwortung ziehen." Dann fügte er laut hinzu: „Sie legte die Summe, 8000Franken in Papier und den Rest in Gold und Silber, in ihren Armkorb. Es ist mir nicht im Traume eingefallen, daß am hellen Tage auf dem kurzen Wege von hier nach ihrem Hause irgend eine Gefahr vorhanden sein könnte."
„So haben Sie die Dame doch wenigstens bis an das Tor begleitet und können beschwören, daß dieselbe das Kloster mit ihrem Gelde heil verlassen hat?" fragte der Maire.
Abbe Montmoulin zuckte die Schultern. „Ich kann nur beschwören, daß die Vermißte dieses Zimmer mit der genannten Summe im besten Wohlsein verlassen hat. Es tut mir jetzt sehr leid, daß ich sie nicht bis an das Klostertor begleitete; ich wollte es tun, aber sie gestattete es nicht, da ich etwas erkältet war."
„Ich wiederhole, daß ich Sie vor Gericht für den fahrlässigen Verlust dieser hohen Summe verantwortlich machen werde, wenn dieselbe verloren sein sollte. Es ist ja ein neues, schlagendes Beispiel, wie liederlich leichtsinnig seitens des Klerus mit den Armengeldern umgegangen wird, deren Verwaltung eigentlich nur der bürgerlichen Behörde zusteht. Es waren Armengelder, mein Herr, auch wenn es freiwillige Sammelgelder waren und Sie werden sich dafür verantworten müssen!" Der Herr Bürgermeister war mit dieser Wendung, die er der Sache gegeben hatte, recht zufrieden. Dann fragte er:
„Und Sie haben also keine Ahnung davon, was der vortrefflichen Madame Blanchard hätte zustoßen können?"
Der Priester, der nur in der Beicht Kenntnis von dem blutigen Ende der guten Dame erhalten hatte, schüttelte den Kopf und sagte: „Ich habe dieselbe nicht mehr gesehen, seit sie meine Wohnung verließ."
„Nun, meine Herren", wandte sich der Maire an seine Gefährten, „da uns der Herr Pfarrer keine Auskunft über den Verbleib der Vermißten geben kann oder will, obschon dieselbe hier im Kloster verschwunden zu sein scheint, so müssen wir wohl sofort zu einer Haussuchung schreiten. Ist das nicht auch Ihre Ansicht?"
„Gewiß."
„Unbedingt."
„Wollen Sie uns durch das Haus begleiten, Herr Pfarrer?" fragte der Bürgermeister.
„Ich bitte, mich zu entschuldigen. Ich fühle mich wirklich unwohl", sagte Abbe Montmoulin, durch das schroffe Auftreten der Herren begreiflicherweise verletzt.
„Ich finde es sehr auffallend", rief der Maire, „daß Sie ihre Bemühungen nicht mit den unsrigen vereinen wollen, um die Vermißte möglichst bald aufzufinden. Aber das soll uns nicht hindern, unsere Pflicht zu tun. Herr Gemeindeschreiber, nehmen Sie die Lampe; der Herr Pfarrer wird die Güte haben, sich einstweilen mit der Kerze da zu behelfen, wenn er uns auf unserem Gange durch das Haus wirklich nicht begleiten will."
Abbe Montmoulin sah ein, daß er sich durch seinen Unmut zu einer Unklugheit hatte verleiten lassen. Gewiß hätte er ja, wenn er nichts von dem Schicksale der Ermordeten gewußt, der erste sein müssen, der die Lampe ergriff, um nach einer Spur der Vermißten zu forschen. Er suchte jetzt seinen Fehler gutzumachen, indem er selbst die Lampe nahm und sagte: „Ich werde mit Ihnen gehen. Es

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

fällt mir nicht ein, Ihren Bemühungen für die Vermißte Schwierigkeiten zu bereiten. Ich bitte um Entschuldigung, wenn Ihr barsches Auftreten, welches freilich die aufregende Veranlassung begreiflich macht, mich ein wenig gereizt hat. Wollen Sie mit der Durchsuchung meines Schlafzimmers beginnen?"

„Nun, dazu liegt doch wohl kein Grund vor", sagte der Maire, durch die letzten Worte des Pfarrers etwas begütigt. „Wir wollen zunächst die Gänge und Treppen besehen, welche von Ihrer Türe zum Tore des Klosters führen und durch welche die Vermißte auf ihrem Heimwege kommen mußte."

Neuntes Kapitel

Die Haussuchung

Der Pfarrer schritt also mit der Lampe in der Hand den Herren durch den Korridor des Magdalenenflügels zur Haupttreppe voran und leuchtete auf den Boden und in jeden Winkel. Nicht die geringste Spur fand sich, gar nichts Auffälliges. Man stieg die Treppe hinab und besah Stufe für Stufe; man beleuchtete die Steinfliesen des Kreuzganges, jede Ecke, die ein vorspringender Pfeiler oder eine Halbsäule bildete: nichts Außerordentliches ließ sich erkennen. Man kam endlich in die gewölbte Halle der Klosterpforte. Da standen der Gendarm und der Wirt mit einer Laterne. Unwillkürlich verfärbte sich der Pfarrer, als er den Polizisten erblickte; sein Erschrecken fiel dem Manne auf, doch er sagte nichts.

„Das ist die Wohnung des Küsters, nicht wahr?" fragte der Maire.

„Jawohl", antwortete der Pfarrer.

Der Maire faßte die Türklinge und versuchte einzutreten. Die Wohnung war verschlossen.

„Hier ist der Schlüssel, Herr Bürgermeister", rief dienstfertig Carillon. „Ich habe dem Herrn Bürgermeister bereits gesagt, daß Loser gestern nachmittag nach Marseille abreiste und den Schlüssel zu seiner Wohnung bei mir hinterlegte."

„Richtig. War auch Ihnen die Abreise des Küsters bekannt, Herr Pfarrer?" fragte der Maire.

„Gewiß. Loser bat mich um Urlaub für diese Woche."

„Und er ist seither nicht zurückgekehrt?"

Abbe Montmoulin zögerte einen Augenblick mit der Antwort. Er hatte Loser ausdrücklich versprochen, nicht zu verraten, daß er ihn gesehen habe. Durch die Mitteilung, daß der Küster zur Zeit der Tat im Kloster war, hätte der Priester unfehlbar den Verdacht auf ihn gelenkt. Das wird jeder Beichtvater seinem Beichtkinde gegenüber zu vermeiden suchen, auch wenn er von der Tat außerhalb der Beicht anderweitig Kunde hat. Es muß auch der Schein nach Möglichkeit vermieden werden, das in der Beicht Gehörte habe den Beichtvater in irgend einer Weise beeinflußt. Aber der Umstand, daß Loser sein Zimmer betrat, gehörte doch nicht zum Beichtgeheimnis? An sich gewiß nicht! Allein derselbe war doch nur gekommen, um zu beichten, und das auch nur anzudeuten, hätte unter diesen Umständen das Beichtgeheimnis bedenklich gefährdet. „Müßte die Aussage, daß Loser vor einer Stunde mein Zimmer betrat, nicht eine Menge der verfänglichsten Fragen veranlassen?" sagte sich Abbe Montmoulin. „Man würde wissen wollen, wann und wo ich ihn gesehen, was er bei mir gewünscht, was er geredet habe. Der Untersuchungsrichter würde mich mit seinen Fragen in die Enge treiben. Und wenn ich antwortete: „Was der Küster mit mir verhandelte, geht niemand etwas an, darüber verweigere ich jede Auskunft", so müßte gerade diese Antwort, die doch die einzig statthafte wäre, schon halb und halb verraten, daß es sich um eine Gewissensangelegenheit, wahrscheinlich um eine Beicht handle. Das darf ich aber um keinen Preis auch nur andeuten. Eine Beicht Losers, der, wie allgemein bekannt, jahrelang nicht mehr gebeichtet hat, müßte unter diesen Umständen den Verdacht des Schlimmsten nahe legen. Das könnte das Beichtgeheimnis in die größte Gefahr bringen, und das darf nicht sein. Lieber das schwerste Opfer als auch nur den Schein, ich hätte die heilige Verpflichtung des Beichtsigills verletzt!"

So sagte sich Abbe Montmoulin und antwortete daher auf die Frage des Bürgermeisters, ob Loser zurückgekehrt sei: „Meines Wissens nicht."

„Wie sonderbar Sie sich benehmen, Herr Pfarrer! Was zögerten Sie denn mit dieser höchst einfachen Antwort?"

Abbe Montmoulin suchte sich über seine wachsende Verlegenheit mit der Bemerkung hinwegzuhelfen, er sei etwas unwohl und habe wirklich Kopfweh; er fürchte, der Zug in diesem offenen Gewölbe sei ihm schädlich. Der Bürgermeister sagte: „Da der Küster abwesend war und nach dem Zeugnisse des Herrn Pfarrers es

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

noch ist, brauchen wir uns hier unten nicht länger aufzuhalten. Es ist in der Tat kalt und zugig hier. Gibt es keinen andern Ausgang aus dem Kloster als dieses Tor?"

„Es findet sich noch eine Türe auf der Rückseite des Kreuzganges. Dieselbe ist aber verschlossen, wie ich mich überzeugt habe", sagte der Gendarm.

„Gut. Führt keine andere Treppe von Ihrer Wohnung in das Erdgeschoß, Herr Pfarrer?"

„Es ist noch eine Nebentreppe am äußersten Ende des Magdalenenflügels, welche in die Klosterküche, zur jetzigen Ölpresse, führt. Da der Raum aber gewöhnlich abgeschlossen ist, so wird Madame Blanchard dieselbe nicht benutzt haben. Dagegen ist es nicht unwahrscheinlich, daß sie den Weg durch das Oratorium nahm, um daselbst das Hochwürdigste Gut anzubeten, und daß sie dann durch die Sakristeitreppe in den Kreuzgang hinabstieg." Abbe Montmoulin hatte die letzten Worte nur zaudernd ausgesprochen; er wußte ja, daß man dort die Ermordete finden mußte.

„Führen Sie uns sofort diesen Weg!" sagte der Maire. Der Pfarrer schritt also durch den Kreuzgang der Kirche zu, die drei Herren folgten. Er betete still das De profundis und suchte sich auf den blutigen Anblick der Leiche vorzubereiten. Auch hier leuchtete man in jeden Winkel, hinter jede Säule des Kreuzgangs, und auch hier umsonst. Von den Kapitälen grinsten phantastische Tier- und Teufelsfratzen hernieder, und es wurde den Herren in dem dunkeln, stillen Säulengange, in dem sie nichts als das Echo ihrer Schritte hörten, unheimlich. Jeder hatte das Gefühl in seinem Herzen, daß er um diese Zeit der Nacht nicht allein in diesem Kreuzgang sein möchte; keiner aber hätte dasselbe laut eingestehen mögen.

„Geht jemand da drüben?" fragte der Bürgermeister.

„Es ist nur der Widerhall unserer Schritte", entgegnete der Pfarrer.

„Wie spät ist es eigentlich?" fragte der Gemeindeschreiber.

„Es muß gleich 12 Uhr schlagen. — Sie haben doch keine Furcht vor Gespenstern?" suchte der Notar zu scherzen.

„Ein gebildeter Mann und Gespensterfurcht!" brummte der Gemeindeschreiber fast beleidigt.

„Was war eigentlich früher in dem vom Kreuzgange umgebenen Hofraum?" fragte der Maire.

„Der Friedhof der Nonnen", antwortete der Pfarrer. „Auf dem Wege, auf dem wir gehen, brachte man die Leichen aus der Kirche, und die Pforte, durch welche wir jetzt treten, hieß deshalb die Totenpforte. Daher auch die Verzierung über dem Türbogen." Damit hob er die Lampe empor und beleuchtete einen in Stein gemeißelten Totenkopf mit der Umschrift: Hodie mihi, cras tibi. „Heute mir, morgen dir!" übersetzte er.

„So viel Latein verstehen wir auch, Herr Pfarrer!" sagte ärgerlich der Maire, der nicht gerne vom Tode reden hörte. Abbe Montmoulin öffnete die Türe, und man betrat den Raum, in welchem die Glockenseile hingen.

„Steht diese Tür immer offen?" fragte der Bürgermeister.

„Wie alle Türen im Innern des Klosters", antwortete der Pfarrer. „Hier wird ja dreimal des Tages der Angelus geläutet."

„Wer tat das in Abwesenheit des Küsters?"

„Heute in der Frühe habe ich selbst geläutet; des Mittags und des Abends tat es der Nachbar Jacques, der gewöhnlich den Küster vertritt", gab der Pfarrer zur Antwort.

„Mittags hatte derselbe also noch nichts Auffälliges wahrgenommen", folgerte der Maire, mißtrauisch in dem Raume umherspähend. Dann schritt er auf die der Totenpforte gegenüberliegende Sakristeitüre zu und versuchte sie zu öffnen.

„Die Türe ist nur während des Gottesdienstes offen", erklärte der Geistliche. „Ich selbst habe sie heute nach der Messe abgeschlossen und den Schlüssel mit auf mein Zimmer genommen."

„Hier kann die Vermißte also nicht zu suchen sein", sagte der Maire und wandte sich der Wendeltreppe zu, welche so eng war, daß nicht zwei Personen nebeneinander dieselbe Stufe benutzen konnten. Der Pfarrer ging voraus, die Lampe hochhaltend, um den Folgenden zu leuchten. Hinter ihm schritt der Maire; der Gemeindeschreiber und der Notar bildeten den Schluß. Jetzt hatte Abbe Montmoulin den Treppenabsatz erreicht und warf unwillkürlich einen befangenen Blick auf die Türe der Sakristeikammer. Der Maire, dem dieser Blick auffiel, fragte, wohin dieselbe führe. „In eine Kammer, in welcher allerlei Geräte des Küsters und altes Gerümpel aufbewahrt wird", antwortete der Pfarrer und woll-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

te weitergehen. Aber der Maire hatte schon die Klinke erfaßt und stieß die Türe auf. Das einfallende Lampenlicht beleuchtete einen Augenblick die vom Bahrtuche bedeckte Leiche; dann erlosch die Lampe durch den Zugwind, der durch die offene Fensterluke der Kammer und die rasch geöffnete Türe entstand. Die Herren stießen einen lauten Schrei des Entsetzens aus.

„Was war das, was auf dem Boden lag?" fragte der Maire, der sich zuerst etwas erholte.

„Ein Bahrtuch und etwas darunter!" rief der Notar.

„Es spuckt in dem verwünschten Kloster!" versicherte der Gemeindeschreiber in heller Angst. „Wir sollten unsere Untersuchung zu einer gelegeneren Zeit vornehmen; ich meine, ich hörte eben 12 Uhr schlagen, als wir die Wendeltreppe hinanstiegen."

„Was sagen Sie, Herr Pfarrer? Haben Sie nichts gesehen?" fragte der Maire.

„Jawohl", lautete die verhältnißmäßig ruhige Antwort. „Ich fürchte, ich sah, was wir suchen."

„Gerechter Himmel —, und wir stehen hier im Dunkeln bei der Leiche meiner armen Schwester!" jammerte der Gemeindeschreiber. „Herr Notar, wir wollen den Gendarm mit der Laterne holen. Um alles in der Welt, begleiten Sie mich; ich sterbe hier vor Angst und wage mich nicht allein durch den dunklen Kreuzgang."

„Ja, gehen Sie und bringen Sie die Laterne!" sagte der Maire. „Unten von der Türe in den Kreuzgang aus wird Grisable Ihr Rufen hören."

Abbe Montmoulin hatte inzwischen die Kammer, in welche von der Kirche her ein schwacher Strahl der Ewigen Lampe fiel, betreten und kniete in stillem Gebete neben das Bahrtuch nieder, dessen Umrisse die jetzt mehr an das Dunkel gewöhnten Augen eben erkennen konnten. Er fuhr fort, für die Ermordete zu beten, wie er es den ganzen Abend hindurch getan hatte, und in diesem Gebete fühlte er, wie immer mehr Ruhe und Stärke in seine zagende Seele einzog, obschon es ihm mit jedem Augenblicke klarer ward, welcher Prüfung er jetzt entgegengehe.

Der Maire, der hinter ihm auf dem Treppenabsatz stehen geblieben war, hatte jetzt erkannt, daß kein Unfall, wie er bisher geglaubt, sondern daß ein Verbrechen vorliege. Wenn wirklich, wie der Pfarrer sagte, das Bahrtuch die Leiche Madame Blanchards bedeckte, wer hatte sie dann mit demselben zugedeckt? Wie kam es überhaupt, daß der Pfarrer so rasch erkennen konnte, was das Tuch verhülle? Weshalb hatte derselbe einen so seltsamen Blick auf die Türe dieser verborgenen Kammer geworfen? Weshalb sein sonderbares Benehmen, als der Maire mit seinen Begleitern bei ihm eintrat? als er ihm von einer Haussuchung sprach? als er ihn an der Pforte fragte, ob der Küster zurückgekommen sei? Sollte das alles nicht auf ein Mitwissen des Verbrechens deuten? Sollte der Pfarrer am Ende nicht gar —? Nein, das mochte der Maire doch nicht denken: ein Priester von bisher unbescholtenem Leumund — ein Mörder! Aber unmöglich wäre auch das am Ende nicht! Abbe Montmoulin war, wie allgemein bekannt, arm und hatte arme Verwandte; die große Summe mochte ihm zum Fallstrick geworden sein. Und schließlich, auf wen mußte denn der nächste Verdacht fallen als auf ihn, der ja zur Zeit des Verbrechens allein mit dem Opfer im Kloster war? — Diese Gedanken gingen dem Maire durch den Kopf, während er auf die Rückkehr seiner Gefährten wartete, und er kam zu dem Schlusse,der Pfarrer habe sich mindestens der Tat verdächtig gemacht, und es liege Grund genug vor, denselben vor dem Untersuchungsrichter zur Verantwortung zu ziehen. Fast freute er sich darüber; denn der Skandal, von dem sie vor wenigen Stunden beim Weine gesprochen hatten, schien jetzt gefunden, und eine furchtbare Waffe gegen die verhaßten Klerikalen war in seine Hand gegeben. „Sie soll benutzt werden!" sagte der Bürgermeister zu sich.

Jetzt hörte man vom Kreuzgange her Stimmen, und gleich darauf wurde der Schein der Laterne bemerkbar. Einen Augenblick später hatte der Gendarm mit derselben den Treppenabsatz erreicht und leuchtete in die Kammer. Man sah nun deutlich das Bahrtuch, unter welchem, der Türe zugekehrt, die Füße einer Frau hervorschauten. Neben dem Bahrtuche kniete ruhig betend Abbe Montmoulin. Alle andern brachen in laute Rufe des Schreckens und der Bestürzung aus. Jetzt war kein Zweifel mehr möglich: Madame Blanchard war das Opfer eines Mörders geworden! Was man vorher beim plötzlichen Aufflammen der erlöschenden Lampe gesehen, konnte ja

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



„Neben dem Bahrtuche kniete ruhig betend Abbe Montmoulin."

ein Spiel der aufgeregten Einbildungskraft gewesen sein, welche unter dem schwarzen Bahrtuche eine Leiche bloß vermutete.

„Geben Sie die Laterne mir", sagte der Maire zum Gendarmen, nachdem man die Ruhe zur Not wieder gewonnen hatte. „Heben Sie nun vorsichtig das Tuch etwas in die Höhe, so daß nichts aus der Lage kommt."

Der Gendarm lüftete das Bahrtuch so weit, daß das Antlitz und der Oberleib der Toten sichtbar wurde. Das bläuliche Gesicht und die verglasten Augen erschreckten die Beschauer.

„Sie ist erstochen worden", sagte der Gendarm und deutete auf das mit Blut getränkte Kleid und auf die Blutlache, in der sie lag.

„Es kann kein Zweifel sein, daß sie tot ist?" fragte der Notar.

„Kalt und steif", erwiderte der Gendarm.

„Sie erkennen Ihre Frau Schwester?" fragte der Maire den Gemeindeschreiber.

„Leider nur zu gut! Aber ich bitte, die Leiche zuzudecken. Ich kann den Anblick nicht ertragen."

„Ja, zudecken!" rief auch Carillon mit abgewandtem Gesichte. „Der Anblick wird mir im Traume vorkommen. Wenn ich geahnt hätte, daß solche Schrecken hier auf uns warteten, wäre ich niemals mitgegangen."

„Noch einen Augenblick!" sagte der Maire zum Gendarmen, der das Bahrtuch wieder über die Leiche spreiten wollte. Dann wandte er sich an Abbe Montmoulin, welcher noch immer neben der Toten kniete, und fragte, den Geistlichen scharf fixierend: „Was sagen denn Sie zu diesem entsetzlichen Ereignis?"

„Ich bete für die Ermordete und für den Mörder."

„Hm —, und wer wird denn der Mörder sein?"

„Ich weiß es nicht. Sie werden doch nicht mich —?"

„Ich habe noch keine Meinung geäußert. Aber der Verdacht, der sich aufdrängen muß, entgeht auch Ihnen nicht, wie Ihre Antwort beweist. Jedenfalls werden Sie dem Untersuchungsrichter Rede und Antwort stehen müssen. Es ist meine Pflicht, sofort an die Polizeibehörde nach Aix zu berichten. Herr Pfarrer, Sie werden uns auf Ihr Zimmer folgen. — Decken Sie nun die Tote vorsichtig zu, Grisable, so daß nichts in der Lage oder sonstwie verschoben wird. Die Herren können bezeugen, daß wir nichts verändert haben? Gut. Grisable, bleiben Sie hier und bewachen Sie die Leiche. — Herr Carillon, Sie haben wohl die Güte, ein Diensttelegramm, das ich Ihnen gleich übergeben werde, zur Post zu bringen. Dasselbe muß sofort expediert werden."

(Fortsetzung folgt.)

Aus Welt und Kirche

Heidentum und Priestertum. Es gibt heute noch 1 000 Millionen Heiden.
In Afrika treffen auf 82 000 Heiden nur 1 Priester.
In Indien treffen auf 100 000 Heiden nur 1 Priester.
In Ozeanien treffen auf 110 000 Heiden nur 1 Priester.
In China treffen auf 180 000 Heiden nur 1 Priester.
In Japan treffen auf 220 000 Heiden nur 1 Priester.
Im ganzen gibt es etwa 312 000 Priester auf der ganzen Welt, davon entfallen auf Europa 200 324. Für Asien, Amerika, Australien und Afrika bleiben noch 109 678 übrig.
Um mit Erfolg das Christentum zu erhalten und zu verbreiten wäre 1 Million Priester nicht zu wenig.
Wieviele Seelen gehen verloren, weil der Mangel an Priestern zu groß ist. Sie klagen das katholische Volk an, weil zu wenig um gute Priester gebetet wird und Priesterberufe unterstützt werden. Das größte Glück für eine Familie kann es nur sein, wenn ein Priester aus ihr hervorgeht. Darum fördert die Missionspriesterberufe.

Schweiz. Die neueste amtl. Religionsstatistik der Schweiz besagt:
Es gibt auf dem Boden der Schweizer Eidgenossenschaft:
1 585 311 Katholiken,
2 760 622 Protestanten,
19 380 Juden.
Die letzte Volkszählung ergab den Bestand von 31 protestantischen Sekten; 2 640 Schweizer und 714 Fremde gaben sich als Atheisten (Gottesleugner) an; 25 000 Schweizer und 7 000 Fremde als konfessionslos.
Ferner wurden 4 000 Anhänger der griechisch-orthodoxen Kirche festgestellt und des Islams, sowie etwa 100 der Religionen Indiens. Von anderen „modernen" Religionen wurde eine Reihe mit unter 100 Anhängern gezählt.
Kantone mit katholischer Mehrheit sind: Luzern, Freiburg, Solothurn, St. Gallen, Wallis, Tessin. Kantone mit protestantischer Mehrheit sind: Zürich, Bern, Basel, Argau, Thurgau, Waadt, Neuchatel. In Graubünden und Genf ist die Zahl der Katholiken und Protestanten fast gleich groß. Die Zahl der Katholiken nahm seit 1910 um 5 000 zu.

Die Hölle ist abgeschafft in England. Der allgemeine Kirchenkongreß der anglikanischen Staatskirche, der Ende letzten Jahres in Southport tagte, hat festgestellt, daß der Glaubensartikel über die Hölle unserm aufgeklärten Zeitalter nicht mehr entspreche. Die Abstimmung ergab eine Mehrheit für die Ausmerzung dieses Artikels aus dem anglikanischen Glaubensbekenntnis. — Daß die „Hölle" eine unangenehme Sache ist, ist nicht zu leugnen, aber es hat einmal jemand gesagt der Macht hat: „Es ist besser mit einem Fuße in den Himmel einzugehen als mit zweien in die Hölle." Die Hölle und zwar die ewige Hölle schafft kein Mehrheitsbeschluß der Anwärter aus der Welt, auch Old England nicht.

Die Religion in den Vereinigten Staaten. Eine Religionsstatistik besagt, daß 60 000 000 (60 Millionen) keiner Kirchengemeinschaft angehören; in New York allein erhalten über 70 000 schulpflichtige Kinder keinen Religionsunterricht.

Die Schädigung der katholischen Kirche Deutschlands durch die Mischehen. Aus dem Kirchl. Handbuch für 1926 ist zu entnehmen, daß der Gesamtverlust in einem Jahr 65 167 Seelen beträgt. Im ganzen deutschen Reiche wurden im Jahre 1924 48 150 Mischehen standesamtlich getraut, von diesen katholisch 18 150, Verluste also 30 021. Von 68 727 Mischehenkindern wurden 33 581 katholisch getauft; Verlust 35 146; ergibt also 65 167 Seelen. Da ist also das Nerservois, wo andern „Kirchen" noch Kräfte zufließen.

Eine Zunahme der Spätberufungen zum Priesterstande in Frankreich. Auf einem Kongreß in Marseille wurde festgestellt, daß in acht Anstalten für Spätberufe seit deren Gründung 754 Kandidaten vorbereitet wurden. Neun andere Häuser haben schon 220 Spätberufenen zum Priesterstand verholfen und zählen gegenwärtig 391 Zöglinge.

Südamerika, Kolumbien. Die Regierung läßt jedesmal, wenn der Tag der Vereidigung neuer Rekruten gekommen ist, von Missionspatres ein Triduum(dreitägige Mission) predigen. Vor der Eidesleistung gehen die Rekruten dann zur Beichte und Kommunion.

Der Religionsunterricht an den Mittelschulen (Gymnasien u. dgl.) in Italien ist nicht obligatorisch, weder für Lehrer noch Schüler. Trotzdem besuchen 50 Prozent der Schüler den Religionsunterricht, in vielen Schulen sogar die übergroße Mehrzahl. Nur wenige Lehrkräfte verweigern den Unterricht — in Mailand z. B. nur ein Fünftel des gesamten Lehrkörpers.

Den Junggesellen in Italien wird es heiß werden, denn Mussolini beschäftigt sich ernst mit ihnen. In einem Erlaß erklärt der Duce unter anderm: „Die Ehelosig-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

keit ist eine der giftigsten Krankheiten des Gemeinwesens, die die Entwicklung der Nation bedroht. Länder, die infolge von Faulheit, Selbstsucht und Freude am Nichtstun die gesundsmäßige und normale Entwicklung der menschlichen Gemeinde vernachlässigen sind der Gnade tatkräftiger Nachbarn ausgeliefert. Die Junggesellen sind die dürren Zweige, die überflüssigen Glieder. Ich will diesen unnützen Mitgliedern der Nation ungeheure Steuern auferlegen, bis sie daran zugrunde gehen." Er gibt Richtlinien an, wie die Eheschließungen zu fördern sind, besonders der ärmeren Schichten. Den reichen Müßiggängern aber dürfte es schwül werden.

Das Ergebnis der deutschen Volkszählung vom Jahre 1925 zeigte, daß die Gesamtbevölkerung des deutschen Reiches 62 348 782 ausmacht.

Die Bevölkerung Frankreichs beträgt 40 743 851, davon 2 498 230 Ausländer.

Steuerverhältnisse in Deutschland, England und Amerika. Von 100 Arbeitern wohnen im eigenen Hause in Deutschland 9, in England 20, in Amerika 65.

In Deutschland zahlen 28 Millionen Einkommensteuer, in England 2,5 Mil. Von 2210 Millionen Einkommensteuer zahlen in Deutschland die Lohnempfänger 1329, gleich 60 Prozent. In England beginnt die Pflicht zur Zahlung von Einkommensteuer für Unverheiratete mit 2700 Mark, für Verheiratete mit 4500 Mark. In Deutschland beginnt sie für beide mit 1200 Mark.

In Rußland gibt es nach einer Regierungsauskunft etwa 800 000 obdachlose, bzw. vagabundierende Kinder. Registriert sind 24 000 Kinder.

Die Juden in Rußland. Von 145 Millionen Einwohnern der Union der Sowjetrepubliken sind drei Millionen Juden, die etwa 10 Prozent der Stadtbevölkerung ausmachen. Die jüdische Bevölkerung ist zu 10 Prozent wohlhabend, 50 Prozent sind Arbeiter, Angestellte, Bauern, sowie wenig bemittelte Heimatarbeiter und Kleinhändler, etwa 40 Prozent leben „noch" in Armut.

Kriminalität der Akademiker in den Vereinigten Staaten. In einer Denkschrift des Direktors des New Yorker Staatsgefängnisses wurde festgestellt, daß die Zahl der Absolventen höherer Lehranstalten und Hochschulen in den Vereinigten Staaten von Jahr zu Jahr zunehme. Im Staatsgefängnisse befanden sich vergangenes Jahr 627 Sträflinge, welche eine der amerikanischen Universitäten absolvierten. Das Jahr vorher betrugen sie nur 9. Grund mag wohl der Krieg — der Materialismus — besonders das Fehlen des sittlichen Haltes der Religion sein. — Lieber Zuchthäuser als Kirchen. — Lieber Fabriken als christliche Familien.

Papstworte über die Missionsberufe und Missionen. „Mit der Förderung der Missionen und der Priesterberufe kann sich kein anderes Werk messen; hier ist das eigentliche Betätigungsfeld des christlichen Opfersinnes und der Nächstenliebe. Mit der Unterstützung der Missionen statten wir Gott unsern Dank ab für die erhaltene Glaubensgabe. Auch die Tätigkeit für die Priesterberufe ist Missionstätigkeit, denn die katholischen Missionen zerfallen in zwei Gruppen: Heidenmission und einheimische Mission. Die katholischen Männer, welche am Werke der priesterlichen Mission mitarbeiten, leisten dem Volke den größten Dienst. Es ist ein großes Wahrwort, welches sagt: Die Völker sind so wie ihre Priester." (Papst Pius an die Männer Roms.)

Exerzitienkalender

Im Liebfrauenhaus Herzogenaurach werden im Jahre 1927 Exerzitien abgehalten von Priestern des Kapuzinerordens.

Für Nürnberger Gesellen-Vereine vom 15. bis 18. April früh.
Für Kongreganistinnen 2. bis 6. Mai.
Für Frauen u. Witwen 16. bis 20. Mai.
Für Arbeiterinnenvereine 3. bis 6. Juni abends.
Für Jungfrauen (Herz-Jesu- Verehrerinnen) 20. bis 24. Juni.
Für Priester 18. bis 22. Juli.
Für Jungtertiarinnen 23. bis 27. Juli.
Für Jungtertiaren 30. Juli bis 3. Aug..
Für weibliche Jugendvereine 12. bis 16. August.
Für weibliche Jugendvereine 26. bis 30. August.
Für Frauen (Herz-Jesu-Verehrerinnen) 5. bis 9. September.
Für Lehrerinnen 19. bis 23. September.
Für Tertiarinnen 3. bis 7. Oktober.
Für Jungfrauen 17. bis 21. Oktober.
Für Männer und Jünglinge 29. Okt. bis 2. November.
Für Frauen und Witwen 14. bis 18. November.
Für Jungfrauen 28. November bis 2. Dezember.

Die Exerzitien beginnen jedesmal am Abend des erstgenannten Tages und endigen am Morgen des letztgenannten Tages.

Anmeldungen erbeten unter der Adresse: **Liebfrauenhaus Herzogenaurach. (Ofr.)**

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

nius für erlangte Hilfe in einem besonderen Anliegen.
Dülken: Der hl. Familie und dem hl. Antonius Dank für Erhörung.
K. W. B.: Gabe als Missionsalmosen für Erhörung im Gebete erhalten.
M. W. B.: Für Erhörung im Gebete . . . Mark als Missionsalmosen.
Herbstein: Innigen Dank dem hl. Antonius für glückliche Geburt. Dankesgabe Antoniusbrot . . . Mark.
Waldmichelbach: Der hl. Antonius hat geholfen, ihm sei Ehre und Dank.
Ansbach: Dank dem hl. Herzen Jesu, der lb. Muttergottes, dem hl. Joseph, hl. Antonius, hl. Judas Thaddäus, hl. Anna, hl. Rita, hl. Theresia vom Kinde Jesu für Hilfe im Stall.
Öttingen: Durch die Fürbitte des hl. Judas Thaddäus bin ich in einem Anliegen erhört worden. Veröffentlichung war versprochen.
Maihingen: Inniger Dank dem hl. Joseph, der hl. Jungfrau Maria, dem hl. Antonius und der kleinen hl. Theresia für die wunderbare Hilfe bei einer schweren Geburt und in einem großen Anliegen. Anbei Missionsalmosen.
Blaubeuren: St. A. und M. Dank der lb. Muttergottes, dem hl. Joseph und und dem hl. Antonius für erlangte Hilfe. Veröffentlichung und Almosen war versprochen.
Breslau: . . . Mark für die Taufe eines Heidenkindes als Dank der hl. Theresia vom Kinde Jesu für Gebetserhörung. Veröffentlichung war versprochen.
Alt-Röhrsdorf: Anbei Missionsalmosen. Dank der lieben Gottesmutter, dem hl. Joseph, Judas Thaddäus für Erhörung eines wichtigen Anliegens.
D. R.: Dank dem hlst. Herzen Jesu, hl. Antonius, Judas Thaddäus, Muttergottes für Gesundung meines Kindes. Beigelegt Antoniusbrot. Veröffentlichung war versprochen.
Als Dank für glückliche Geburt und Hilfe in schweren Krankheiten. Zu Ehren des hlst. Herzens Jesu, der lb. Gottesmutter sowie aller Heiligen. Betrag zur Taufe eines Heidenkindes anbei.
Strehlen: Anbei Betrag zur Taufe eines Heidenkindes Oswald für Erhörung einer Bitte.
Winterthur: Wir senden ihnen Fr. . . . als Missionsalmosen für ihre Mission zum Dank für Gebetserhörung durch die Fürbitte des hl. Joseph.
Schattdorf: Tausend Dank dem hl. Joseph, der mir schon öfters, auch in schweren Anliegen so auffallend schnell geholfen. Möchten doch alle Leute in ihren Anliegen zu ihm ihre Zuflucht nehmen.
St. Gallen: Dank der Fürbitte des hl. Joseph und des hl. Antonius v. Padua für Erhörung in schwerem Anliegen.
Entlebuch: Es ist uns durch die große und mächtige Fürbitte des hl. Joseph in einer schweren, wichtigen Angelegenheit geholfen worden, dafür sei ihm öffentlich unser innigster Dank ausgesprochen. Fr. . . . als Missionsalmosen und Veröffentlichung war versprochen.
St. Gallen: Anbei sende ich ihnen Fr. . . für Antoniusbrot, als Dank für Hilfe in schweren Anliegen. Veröffentlichung war versprochen.
Einsiedeln: Dank dem hl. Judas Thaddäus, da mir auf seine Fürbitte in mißlicher Lage geholfen wurde.
Amsteg: Dank dem hl. Judas Thaddäus für erlangte Hilfe.
Teufen: Dank dem hl. Herzen Jesu für Hilfe in schweren Anliegen. Ich empfehle allen, die sich in Not befinden, sich an das hlst. Herz Jesu zu wenden.
Brig: Ich war einige Monate zuckerkrank. Da machte ich eine Andacht nach der anderen zur hl. Theresia vom Kinde Jesu und versprach auch Danksagungsandachten und nun hat mich die hl. Theresia wunderbar erhört, die Zuckerkrankheit ist vollständig verschwunden.
Während meiner schweren Krankheit, die fünf Operationen forderte, nahm ich in mehreren Novenen meine Zuflucht zum hlst. Herzen Jesu, zur schmerzhaften Muttergottes, zum hl. Joseph und zur kleinen heiligen Theresia. Auf deren mächtige Fürbitte wurde ich ganz wunderbar geheilt. In tiefster Rührung spreche ich dem hlst. Herzen Jesu und allen Heiligen, die sich durch ihre Fürbitte für mich verwendet haben, meinen innigsten Dank aus. Wenn alle menschliche Hilfe versagt, bestürme man mit Vertrauen Gott und seine lb. Heiligen. Sie verstehen unsere Nöten und helfen dem, der sie mit Vertrauen und Beharrlichkeit anfleht.
Deutsch-Landsberg: Dank dem hl. Joseph und hl. Antonius und hl. Judas Thaddäus für Hilfe in verschiedenen Familienanliegen.
Graz: Dank dem hl. Joseph, allen heil. Aposteln, den 14 Nothelfern und der hl. Theresia v. Kinde Jesu für Hilfe in verschiedenen Anliegen.
Kirchberg: Innigsten Dank dem göttlichen Herzen Jesu und hlst. Herzen Mariä für Hilfe in schweren Seelenanliegen.
Leopoldschlag: Dank der lieben Gottesmutter Maria, dem hl. Joseph und hl. Antonius v. Padua für Erhörung in verschieden Anliegen.
Linz: Tausend Dank dem hlst. Herzen Je-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

su und Mariä, dem hl. Joseph, hl. Antonius, Judas Thaddäus, der heiligen Theresia v. Kinde Jesu und allen Heiligen für erhörte Anliegen.
Bin durch die Fürbitte des hl. Joseph, des hl. Jud. Thaddäus, der lb. Gottesmutter von einem schweren Leiden, wo ich Operation befürchtete, in kurzer Zeit geheilt worden. Habe neuntägige Andacht gemacht und ... Fr. Almosen als Antoniusbrot versprochen, sowie Veröffentlichung im Vergißmeinnicht.
Wintersdorf: Durch die Fürbitte des hl. Herzens Jesu und des hl. Wendelins sende zum Dank für erlangte Hilfe im Stall ein kleines Almosen. Veröffentlichung versprochen.
Baden: Wir hatten ein sehr schwerkrankes Kind, welches Karfunkel auf der rechten Hüfte hatte. Der Doktor konstatierte Hüftenentzündung, Knochentuberkulose, was eine Operation nötig mache. In größter Angst und Not wandten wir uns an verschiedene Heilige um Hilfe, aber speziell an's Sarner Jesuskindlein und versprachen, 3 Heidenkinder zu kaufen im Fall, daß es ohne Operation abgehe und doch wieder hergestellt wird. Da es ohne Operation abging und wir auffallende Hilfe erlangt und das Kind soweit hergestellt ist, möchten wir mit Freuden unserem Versprechen nachkommen, dem Sarner Jesuskindlein und den verschiedenen Heiligen öffentlichen Dank sagen und andere ermunternd in Anliegen an das Sarner Jesuskindlein zu wenden mit gutem Vertrauen.

Memento

Am 20. Januar dieses Jahres starb zu DürenRhld. ein **80jähriger Förderer und Wohltäter** unserer Mission. Derselbe hat unsere verstorbenen Sammelbrüder Zacharias und Edmund manche Tage auf ihren Agitationsreisen begleitet und war stets ein treuer Freund und Förderer unserer Mission. Möge er nun ruhen im Frieden!
In Urdingen starb Frl. **Maria Hesse**. Sie verbreitete seit langen Jahren ca 800 Mariannhiller Missionskalender, was für sie besonders in den letzten Jahren mit vielen Beschwerden verbunden war.
Würzburg: Josephine Rick, Juliana Weltring, Maria Magdalena Dorsch. Kürnach: Agnes Bieber. Regensburg: Bildechingen: Dionis Blank. Klosterberg: Franz X. Gietl. Reichenbach: Theresia Willmann. Luckendorf: Kunigunde Betz. Maria Mittelhammer. Friesenheim: H. Kunz. Mittelstetten: Matthäus Michl. Frankfurt: Anna Schneider. Stein: Theresia Bachmann. Dellenhausen: Anton Hagl. Geroldshausen: Alois Demmel. Schechingen: Joseph Haas. Schönbach: Anna Markert. Ebersberg: Johannes Kühn. Dittishausen: Theresia Mantel. Grassmannsdorf: Joseph Trulner. Haslach: Anna Glücker. Augsburg: Mich. Kummer. Katzertal: Louise Sommer. München: Auguste Fischer. Witterda: Mathilde Göbel. Aichach: Hans Wildgruber. Gambach: Franziska Zitzelsberger. Rasdorf: Theresia Krieg. Markelsheim: Marg. Soier. Wurmannsquick: Maria Auerhammer. Angersdorf: Veronika Dallinger. Lechlingszell: Maria Winterle. Hausen: Johann B. Geiger. Frankfurt: Katharina Grillenmeier. Bodenwöhr: Josepha Wagerer. Rattendorf: Aloisia Schneeweis. Brüx: Louise Kauer. Rottenburg: Theodor Stadler. Eichtenheim: Josephine Lampersdörfer. Augsburg: Johann Zimmermeier. Meßnerschlag: Georg Haselbeck. Weißbrunn: Therese Aiblinger. Orzegow: Isidor Wotaschek. Langfuhr: Karl Schotowski. Strehlen: Oswald Rösig. Ziegenhals: Agnes Gans. Aschbach: Elisabeth Jäger. Förde: Franz Brunnert. Köln: Ww. Agnes Heinrichs. Berta Olles. Schermbeck: Johann Kreienkamp. Rheine: Ww. Elisabeth Schollmeier. Velmede: Fr. Balduine Dinkel. Bernh. Jos. Körner. Lassel: Mathias Kessler. Balesfeld: M. Görres.
Neuhausen: Jos. Albrecht. Adliswil: Fr. Katharina Bachmann. Luzern: Anton Munheim. Butisholz: Peter Affentranger. Schweiz: Martina Kühmis. Rieden: Frau Th. Schubiger. Vispertermінen: Hochw. Oskar Zimmermann.
Freiburg: Martin Schmutz. Duhnang: Hochw. Herrn Pfarrer A. Schilling.
Luzern: Klemens Ulrich. Zürich: Marie Tiefenthaler. Luterbach: Richard Kaiser. Wettingen: Katharina Müller. Einsiedeln: Rosa Flury. Wolfertingen: Alb. Oberholzer. Stans: Leonz Stöcklh. Altendorf: Frau Aloisia Market. Lachen: Frau Sophie Bohner. Eichberg: Johann Tinnauer. Ligist: Maria Wagner. Glojach-Wolfsberg: Josepha Schlögl. Neustift: Anna Riegler. Bierbaum: Maria Rauch. Bizau: Anna Aigner. St. Marien: Theresia Zehetner. A. Zöllrader. Rieden: F. Gasser. Bludenz: Genofeva Schädler. Johann Vonbum. Andelsbuch: Ww. Maria Jäger. Linz: Hermine Bergmann. Kuchl: Maria Brunner. Maria Pfingstl. Krems: Hochw. Herrn Simmlinger. Borsigwerk: Maria Wojthczka.
Vals: Frau Paulina Loretz. Wassen: Th. Loretz. Andelsbuch: Joseph Jäger.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Gebetsempfehlungen

Schwfrt. Bitte die Leser des Vergißmeinnicht um das Gebet, um eine neue Existenz zu erhalten.
Würzburg: In schwerem Anliegen.
Um glückliche Ehe und Frieden in der Familie.
Würzburg: In gewissem Anliegen.
Altdorf: Mehrere Wohltäter empfehlen sich dem Gebete der Vergißmeinnichtles.
St. Gallen: Ein Wohltäter und Förderer unserer Mission empfiehlt sich dem Gebete der Vergißmeinnichtleser in wichtigem Anliegen.
Um Hilfe in verschiedenen Anliegen, bes. auch in Wohnungsangelegenheit.
Für eine Familie um Rückkehr in die Heimat, Gesundheit, Verdienstmöglichkeit Segen im Geschäft, um Wiedererlangung schwer verdienten Geldes.
Eine um ihr Kind bekümmerte Mutter und Wohltäterin der Mission bittet die Leser der Zeitschrift um das Gebet zur Mutter Gottes und zum hl. Antonius.
Almosen ist gegeben und zwei Heidenkinder sind versprochen.
Drei Personen werden dem Gebete empfohlen.

Soeben erschienen!

Himmelsleiter

in

Grobdruck

2. — 6. Auflage

456 Seiten. Preis: Gebunden in Leinwand Rotschnitt Mk. 3.— in Kunstleder Goldschnitt Mk. 4.—

*

Mit dem Erscheinen dieses äußerst geschätzten Gebetbuches **Himmelsleiter** in **Grobdruck** ist einem fühlbaren Mangel abgeholfen. Oft und oft wurde es verlangt, so daß sich der Mariannhiller Missionsverlag St. Joseph zu einem Neudruck entschloß. Das Buch wird mit seiner kernigen Frömmigkeit und den neuen Beifügungen gewiß gefallen.

Bestellungen nimmt jede Vertretung entgegen (S. 2. Umschlagseite) oder der

St. Josephs-Verlag,
Reimlingen (Bayr.-Schwaben)

Br. Nivard Streicher †

St. Paul. Ehrwürdiger Bruder **Nivard Streicher** R. M. M. wurde am 26. Februar 1927 in die ewige Heimat abberufen im Alter von 74 Jahren, im 45. Jahre seiner Ordensprofeß.
Vielen alten Lesern des „Vergißmeinnichts" und unserer Zeitschriften war Bruder Nivard bekannt als der Klosterarchitekt von Mariannhill. 40 Kirchen hat er in der Mission erbaut und sich um das materielle Wohl der Mission reiche Verdienste erworben. In Südafrika war Br. Nivard hochgeachtet und angesehen bei Hoch und Niedrig, insbesondere genoß er die besondere Wertschätzung der Behörden. Ein reiches Missionsleben voller Arbeit und Mühen konnte Br. Nivard überschauen, als er sich zur Ruhe im Noviziat St. Paul einfand vor einigen Jahren. Auch hier lebte er in erbaulichster, vorbildlichster Weise. Trotz seiner Schwäche und Hinfälligkeit blieb er seinen religiösen Übungen treu bis zum letzten Augenblick. Der liebe Gott rief ihn, als er sich gerade anschickte, sich zu erheben zur morgendlichen Betrachtung. Mit Br. Nivard ist einer der ältesten Pioniere der südafrikanischen Mission hinübergegangen, ein Ordensmann von vorbildlichem Eifer und rastloser Tätigkeit. Nun ruht er aus von seiner Erdenwanderung auf dem Friedhofe in St. Paul. Als treuer Diener im Weinberge des Herrn wird er den Lohn vom Heiland empfangen haben, den Lohn der Treue, die ewige Seligkeit.

R. I. P.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Liebe Wohltäter u. Freunde!



Mit einem großen Anliegen kommt unsere Genossenschaft heute zu Ihnen. Wir wissen wohl, daß Sie in dieser schweren Zeit gar viele Anliegen zu hören bekommen. Allein es handelt sich in diesem Falle um die Heranbildung von Priestern und Missionaren. Zu allen Zeiten hat das katholische Volk für diesen erhabenen Zweck mit freudiger Begeisterung geopfert, denn es weiß, daß es für ein Volk das größte Glück bedeutet, gute Priester zu haben.

Unsere Genossenschaft ist in großer Sorge für die Heranbildung unserer Fratres, die sich den philosophischen und theologischen Studien widmen. Ein eigenes Haus haben wir für dieselben bis jetzt nicht. So mußten wir sie wegen Platzmangel bald da, bald dort unterbringen, seit einer Reihe von Jahren schon am 6. Ort. Zur Zeit ist ein Teil derselben im Diözesanpriesterseminar in Dillingen, ein anderer in unserer Vertretung in Würzburg, ein dritter auf der Missionsstation Mariatal untergebracht. An Ostern soll wiederum eine stattliche Anzahl die höheren Studien beginnen und bis jetzt ist noch kein sicherer Platz für dieselben gefunden. Bisher hat unsere Genossenschaft den Bau eines Priesterseminars aus finanziellen Gründen immer wieder verschoben, allein jetzt ist die Sachlage so geworden, daß sie einfach dazu zwingt.

Der Platz für das neue Seminar ist bereits ausersehen und zwar in Würzburg. Und nun liebe Wohltäter und Freunde, bitten wir Sie, uns doch in dieser schwierigen Lage zu helfen und mitzuwirken, daß ein Missionspriesterseminar errichtet werden kann. Werfen Sie bitte beiliegende Zahlkarte nicht weg, sondern senden Sie bitte nach Ihren Kräften ein Scherflein für diesen heiligen Zweck. Gott wird es Ihnen vergelten! Wie schon in allen unseren Häusern für die Wohltäter täglich gebetet wird, so werden ganz besonders unsere Priesterkandidaten ihrer Wohltäter stets eingedenkt sein. An jedem ersten Monatssonntag soll in der Hauskapelle des neuen Seminars ein feierliches Amt für die lieben Wohltäter gehalten werden, und kein Neugeweihter wird dieses Haus verlassen ohne nicht vorher in dankbarer Liebe ein heiliges Meßopfer für seine Wohltäter dargebracht zu haben. Wenn jemand eine Gabe über 50 Mark für den Neubau spendet, dann soll sein Name auch in das Stifterbuch des Hauses eingetragen werden, das wir ganz besonders in Dankbarkeit in Ehren halten werden.

Liebe Wohltäter und Freunde, verlaßt uns nicht in unserem großen Anliegen. Möchten recht viele uns die freudige Osterbotschaft senden: Wir werden helfen!

Die Freude und den Frieden des Auferstandenen wünscht allen von Herzen im Namen der Mariannhiller Missionsgesellschaft

Pater Ludwig Tremel, Provinzial.



Nachdr. sämtl. Original-Artikel verboten, bei vorausgeh. Übereinkunft gerne gestattet.
Verantwortl. Redakteur P. D. Sauerland, Missionshaus St. Paul, Walbeck Rhld.
Druck und Verlag der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bayr.-Schw.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht



Zeitschrift der Mariannhiller Mission Südafrika

Nr. 5 Mai 1927 45. Jahrgang

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern
Für die Abonnenten des „Vergißmeinnicht" als Wohltäter unserer Mission werden täglich in der Klosterkirche zu Mariannhill zwei, oft drei heilige Messen gelesen.

Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius XI.

Bezugspreise:

Für Deutschland	Mk. 2	
Österreich, Saargebiet, Luxemburg	Mk. 2 bezw. denselben Wert in Sch. od. Fr.	
Schweiz, Elsaß, Italien, Tschechoslowakei, Ungarn, Rumänien, Polen	bei Einzelsendung	Mk. 2.50
	bei wenigstens 5 Abonnenten	Mk. 2.30
	„ „ 20 „	Mk. 2.15
	„ 40 Abonnenten	Mk. 2.—
	bezw. denselben Wert in Fr., Lire, Kc., Zl. etc.	

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen sind zu richten
für Süddeutschland, Tschechoslowakei, Elsaß-Lothringen, Italien:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Würzburg, Pleicher-Ring 3
Postscheckkonto Nürnberg 194
für Rheinland, Westfalen und Luxemburg:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Köln, Brandenburgerstraße 8
Postscheckkonto Köln 1652
für Österreich, Ungarn, Tirol, Vorarlberg, Jugoslawien und Rumänien:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Linz a. D., Steingasse 23 a
Postsparkasse Wien 24847, Budapest 19814
für Schlesien und Norddeutschland:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Breslau IX, Sternstraße 25 p
Postscheckamt Breslau 15625
für Schweiz und Liechtenstein:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Altdorf (Ct. Uri)
Postscheckkonto Luzern VII 187

Aus Welt und Kirche

Stand der Kirche in China. Die Gesamtzahl der Katholiken in China beträgt 2240250, die der Obsorge von 56 Bischöfen und 2907 Priestern anvertraut sind. Etwa 40% der Priester gehören dem einheimischen Klerus an. 741 Theologen und 1969 Knaben bereiten sich in den Seminarien auf ihren hohen Beruf vor. Außerdem wirken in China 248 auswärtige und 271 einheimische Brüder, sowie 1088 ausländische und 2830 einheimische Ordensfrauen. Die Zahlen gelten für 1926 und sind schon wieder um ein beträchtliches überholt.

Australien. In Australien trifft man bereits Vorbereitungen für den im Jahre 1928 dort stattfindenden Eucharistischen Kongreß. Unter den 6 Millionen Einwohnern befinden sich eineinhalb Millionen Katholiken.

Englischer Orden für einen katholischen Missionar. Der Gouverneur von Uganda sandte im Juli vorigen Jahres an R. P. Michand aus der Gesellschaft der Weißen Väter folgendes Schreiben: „Sr. Majestät der König von England hat sich gewürdigt, Sie zum Ritter des Ordens vom britischen Reiche zu ernennen aus Anerkennung Ihres Erziehungswerkes in der Kolonie." Der Orden, ein sil-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

bernes Kreuz mit dem Spruch „Für Gott und Reich" wurde vom Gouverneur vor einer Ehrengarde dem Missionar überreicht.

Amerika. In Wahsington lagen in letzter Zeit Baupläne für 17 neue kirchliche Gebäude vor, darunter 9 Kirchen, 2 Pfarrschulen, 1 Hochschule (Gymnasium), 1 Klosterschule, 1 Schule, 1 Schwesternheim, 1 Erziehungsinstitut für Mädchen, 1 Kloster.

In Chikago wurden im Laufe des verflossenen Jahres nicht weniger als 28 neue Kirchen gebaut, zum Teil prachtvolle und stilgemäße Bauten.

Der Bürgermeister von New-York, James Walker, forderte die Leiter der New-Yorker Theater auf, gegen die überhandnehmende Unsittlichkeit gewisser Bühnendarstellungen vorzugehen, da er sich sonst von Amts wegen gezwungen sähe, gegen die Entartungen der Bühne vorzugehen.

England. Ein Gesetz verbietet Ehescheidungsprozesse in breiter Form der Öffentlichkeit durch die Zeitung bekannt zu machen. Nur kurze, sachliche Mitteilung ist erlaubt und Zuwiderhandlungen werden mit 4 Monaten Gefängnis oder 2500 Pfund bestraft. Solche „Pressereinigungsgesetze" täten auch in andern „Kultur"staaten not.

Frankreich. Die „Kinderhilfe", welche sich in Frankreich zu Gunsten kinderreicher Familien gebildet hat, weist schöne Erfolge auf. In Rouen ist von 470 kleinen Kindern innerhalb eines Monats kein einziges gestorben. Während die Geburtenziffer in Frankreich im Durchschnitt 19 vom Tausend beträgt, beträgt sie in Rouen 37 vom Tausend.

Mischehenverluste der kath. Kirche in deutschen Großstädten innerhalb 10 Jahren (vergl. Aprilheft des „Vergißmeinnicht"). Berlin: 22 722; Breslau: 21 137; Köln: 9 891; Hamburg: 8 830; Düsseldorf: 8 653; München: 8 444; Essen: 6 893; Mannheim: 5 495; Stuttgart: 4 605; Duisburg: 4 574; zusammen 92 244.

Wieviel häuslicher Friede, Freude; wieviel Glaube und Gewissen geht verloren durch die Gewissenlosigkeit von Jünglingen und Jungfrauen, welche sich von den Folgen einer Mischehe nicht zurückhalten lassen und in leichtfertiger Weise ihr Seelenheil und das ihrer Kinder zu ruinieren.

Deutsche Missionstätigkeit. Gegenwärtig stehen 43 selbständige Missionsgebiete unter deutschsprechendem Personal. Davon in China 11, in Japan und Korea 6, auf den Philippinen 3, in Ozeanien und Australien 4, in Afrika 13, in Amerika 6. In den Missionen wirken 584 europäische und 76 einheimische Priester, 452 europäische und 7 einheimische Brüder.

1076 europäische und 152 einheimische Schwestern sowie 3732 Katechisten und Lehrer unter 805 113 Katholiken und rund 93 000 Taufbewerbern. In 6 kleineren Seminarien wurden 251 Schüler und in 2 großen Seminarien 51 Seminaristen herangebildet. Die deutschen Glaubensboten leiten 1420 Elementarschulen mit 60 000 Kindern, 22 Gewerbeschulen mit 777 Zöglingen, 47 höhere Elementarschulen mit 3263 Schülern, 2 Gymnasien mit 239 Schülern und 1 Universität (Tohio, Jesuiten) mit 149 Studenten.

Steigender Zigarettenverbrauch in Deutschland. Im Jahre 1913 betrug der Zigarettenverbrauch Deutschlands 12,4 Milliarden Stück, im Jahre 1920 rund 20 Milliarden und im Jahre 1925 bereits 28,8 Milliarden.

Die Seelsorge in Mexiko. (Aus einem Privatbrief eines Ordenspriesters aus Mexiko-Stadt). Sie wünschen etwas über meine hiesige Wirksamkeit zu erfahren? Ich habe eine ganze Reihe von sogenannten eucharistischen Stationen in der Stadt zu versehen, d. h., ich teile die hl. Kommunion in einer Reihe von privaten Wohnhäusern aus, und zwar 2—300 Kommunionen täglich. Beichte wird am Donnerstag, Freitag und Samstag-Nachmittag ebendort gehört. Ich spende sehr viele Taufen, aber auch Ehen werden so in großer Zahl im Geheimen eingesegnet. Dazu kommen die Versehgänge und die Besprechungen mit den einzelnen, die gewöhnlich bis tief in die Nacht hinein dauern, manchmal auch bis zur Dämmerung des kommenden Tages. Eine meiner Hauptbeschäftigungen ist die Sorge für die Katechisten, d. h., für die jungen Leute aus unserer katholischen Jugendorganisation, die den Religionsunterricht erteilen. Sie kommen immer wieder zu mir, um sich über heikle Punkte in der Moral, in der Glaubenslehre, in den sozialen Fragen unterrichten zu lassen. Es ist wunderbar, mit welchem Ernst und mit welcher Hingabe diese jungen Leute ihr Amt ausüben.

Zuweilen gelingt es mir auch, in die Gefängnisse einzudringen, um dort Beichte zu hören und die armen Gefangenen zu trösten. Einst fand ich eine Zelle mit 80 Personen, alles Katholiken, die ihres Glaubens wegen eingesperrt waren. Sie konnten infolge des ungenügenden Raumes weder sitzen noch lie-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gen, und sie standen Tag und Nacht nebeneinander, dabei herrschte eine Luft zum Ersticken.

Ein Japaner über die Christianisierung Japans. Ein japanischer Ordensmann, Ogihara mit Namen, der sich in Innsbruck aufhält, gibt seine Meinung über die Evangelisierungsarbeit in Japan folgenderweise ab: Nach meiner bescheidenen Ansicht liegt das größte Hindernis für den Fortschritt der katholischen Religion in Japan darin, daß man den Katholizismus in Japan überhaupt nur sehr wenig kennt. Was sind auch 120 Missionare für ein Volk von 60 oder 70 Millionen? Die öffentliche Meinung in Japan weiß entweder überhaupt nichts vom Katholizismus, oder sie hält die Katholiken für gemeine Verbrecher, für Abenteurer, die das Land für Spanien erobern möchten. Diese Auffassung wurde im 17. Jahrhundert durch die holländischen Kalvinisten in Japan ausgestreut und lebt heute noch in der einfachen Bevölkerung fort. Auf der anderen Seite scheint in Japan manches für eine glückliche Entwicklung der katholischen Sache zu sprechen. Den Japaner charakterisiert vor allem eine tiefe Ehrfurcht vor der Autorität, und darin liegt schon ein verwandter Zug mit dem Katholizismus. Neun Zehntel des Volkes ehrt den Mikado als einen Halbgott, und dabei mag es einmal von Bedeutung werden, daß der führende Katholik, Admiral Yomomoto, einst der Lehrer des neuen jungen Monarchen war. Auch die ganze Verehrung und Liebe der Japaner für die Eltern stimmt mit der christlichen Auffassung über die Kindespflicht durchaus überein. Dagegen bildet die große Lockerung der Sitten in den gebildeten Kreisen ein schweres Hindernis für die Ausbreitung des Evangeliums. Es wäre wünschenswert, daß die Katholiken vor allem mit der Arbeit in den Schulen und in den Krankenhäusern einsetzten, dann auch mit der Arbeit in der Presse. Die Predigt erwähne ich aus dem Grunde nicht, weil heute die wenigsten Glaubensboten in der Lage sind, erfolgreich zu predigen, da sie die Sprache nicht genügend beherrschen. An feindlichen Kräften ist die fortschreitende revolutionäre Arbeiterbewegung in erster Linie zu nennen. Die nach europäischem Muster arbeitenden Arbeiterorganisationen lehnen jede Religion und auch jede Achtung vor irgend einer Autorität grundsätzlich ab. Die buddhistische Religion als solche wäre kein unüberwindliches Hindernis, da sie von den meisten ihrer Anhänger nur äußerlich beibehalten wird. Die meisten Buddhisten begnügen sich mit der Haltung einiger Feiertage im Jahre, wobei sie dann auf 10 oder 20 Minuten in die Pagoden gehen und dort allerdings in frommer Sammlung beten. Viel hinderlicher wird sich die ganz allgemeine religiöse Gleichgültigkeit der Ausbreitung des Christentums in den Weg stellen.

Nachrichten aus unseren Häusern

St. Paul, Noviziat. Mitte März traf unser hochwürdigster Herr Pater Generalsuperior in Begleitung zweier Patres hier ein, um die Häuser der deutschen (einzigen europäischen) Provinz zu besichtigen. Viele und große Sorgen lasten auf dem Generalobern und der Kongregation. Möge der Aufruf des hochw. Pater Provinzial in der letzten (April) Nummer des „Vergißmeinnicht" nicht ungehört verhallen. Rund 30 Theologie- und Philosophiestudierende zählt die Gesellschaft in Deutschland, und diese haben kein eigenes Heim. Über 20 Kleriker haben in St. Paul am 1. Mai das hl. Ordenskleid empfangen. Sie werden nach einem Jahre zu den Klerikern gehören, welche die höheren Studien in Würzburg vollenden sollen. Über 250 Studenten in unseren beiden Gymnasien bereiten sich auf ihren späteren Beruf vor. Sollen alle die edlen Jünglinge, welche sich dem Dienste der Seelsorge in der Heidenmission widmen wollen, abgewiesen werden wegen Mangel an Platz? Das wäre ein Verbrechen an den unsterblichen Seelen so vieler Heiden, die voll Sehnsucht auf das Evangelium warten. Also helft liebe Leser, liebe Freunde und Wohltäter auch weiter eifrig, großherzig mit am Gelingen der Errichtung eines eigenen Seminars für unsere Priesteramtskandidaten.

Zu Ehren der hl. Mutter Anna beten alle Gemeinden unserer Genossenschaft für unsere Wohltäter schon seit Jahren täglich eine Reihe von Gebeten. Täglich werden im Mutterhause Mariannhill 2—3 und mehr hl. Messen für die Wohltäter gelesen. Wir verweisen wiederum auf das Liebeswerk vom hl. Paulus, das dazu bestimmt ist, auch armen Studenten es zu ermöglichen, ihr ersehntes Ziel zu erstreben. Gotteslohn ist allen edlen Spendern verheißen. Denn Gottes Ehre fördern ist Gottesdienst.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht
Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission
Nr. 5 Mai 1927 45. Jahrgang

Allüberall Maria

In funkelnden Sternlein ohne Zahl,
In all den Blumen der Auen
Erblick' ich nur dich allüberall
Und ewiglich möchte ich schauen.
Und in der Vöglein süßem Schall
In des Waldes und Bächleins Rauschen,
Da hör' ich nur dich allüberall
Und ewig möchte ich lauschen!

Es blühen viel Blümlein lieb und schön
Und duften auf weitem Gefilde,
Es kann das Auge nicht satt sich seh'n
An solchem Zaubergebilde.
Die Rose rot und die Lilie weiß,
Wie herrlich sind sie zu schauen.
Doch unter gar allen hast du den Preis:
O Königin der Jungfrauen!

In dunkler Erde, in tiefem Schacht,
Da flimmern und schimmern Diamanten,
Sie treiben die Menschen mit Zaubermacht
Zu suchen in allen Landen.
Doch Diamanten, klar und rein,
Verlanget mich nicht zu schauen,
Bist du ja mein köstlicher Edelstein,
O Königin der Jungfrauen!

Es funkeln die Sterne ohne Zahl
In blauen Himmelstiefen.
Mir ist, als ob sie allzumal
Zum Paradiese mich riefen.
Ihr lieben Sternlein in der Fern',
Wohl mag ich gerne euch schauen,
Doch bist nur du mein Morgenstern,
O Königin der Jungfrauen!

P. H. Opitz, S. J.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Von Pater D. Sauerland, R. M. M.

Einiges über Ursprung und Geschichte des Zuluvolkes

Fortsetzung

IV. Die ersten Sippen des Zululandes. Wie sich die Zulusippen bildeten. Wo das Zuluvolk ursprünglich herkam. Erste Entwicklung der Zulugeschichte mit der Flucht des Ngodongwana.

Die ersten Sippen des Zululandes. Inmitten des abgeschlossenen tekeza-Sprachengebietes und abgeschnitten von ihren nächsten Verwandten, den Kaffern des Kap, durch die Lala-Sippen Natals, befand sich ein anderer, kleiner Teil der zuletzt angeführten Kafferngruppe. Diese können von den Xosa oder von der Kap-Kolonie-Truppe auf dem gemeinsamen Marsche nach Süden zurückgelassen worden sein. Die Natal-tekeza-Eingeborenen hatten sich währenddessen zwischen beide Parteien geschoben, denn man nimmt an, daß die Kafferngruppe als erste auf der Bildfläche erschien. Es ist auch möglich, daß sie in der Folge auf ihrem früheren Wege zurückgekehrt sind und sich inmitten der tekeza-Stämme niedergelassen haben, gerade so wie andere aus ihrer Familie in neuerer Zeit getan als Mzilikazi das Matabeleland eroberte und Manukuza Zentralafrika seine furchtbaren Freibeuter gab, nämlich die aba Ngoni und die wa Tuta. Die Kaffernsippen nahmen zu der hier angeführten Zeit, am Ende des 18. Jahrhunderts das ganze Land, das heute als Zululand bekannt ist. Die Bacas und die andern tekeza-Völker hatten sich schon lange vorher aus dem dortigen Küstengebiete verzogen nach dem Gebiete, das wir jetzt Natal nennen. Dort wohnte der Zunga-Stamm der Küste entlang jenseits des Tukela und angrenzend an diesen mehr nach dem Innern, den Ngoye-Hügeln entlang waren die Quaben unter Pakatwayo seßhaft. Als Nachbarn hatten die Quaben an der weiteren Seite des Mhlatuze die ema Ngadini. Längs der Küste zwischen dem Mhlatuze- und Mfolozi-Fluß wohnte der große Mtetwa-Stamm unter Dingiswayo mit der Mkwanazi-Sippe (nur ein Zweig der Mtetwas, der für Zwischenheirat gebildet wurde); zwischen dem Mfolozi und Sub-Tonga die ema Ncwangeni, die Mfekani, die Msane und andere Sippen jenseits des Hluhluwe und die Mkuze. Angrenzend an die Mkwanazis bis ungefähr an die St. Lucia-Bay lebten die Ncubes; eine Abteilung der vielzerstreuten Tembus in den oberen Bereichen des Ntseleni-Stromes; die em Dhletscheni um Hlabisa, die e-Langeni unter Bebe, dem Großvater der Nandi, Tschakas Mutter, im Norden des mittleren Mhlatuze; die Magwaza-Sippe in deren Nachbarschaft und die Ntulis an dem Mpapala. Weiter im Innern im Nkandhla-Distrikt waren die em Bugeni-Leute, die Mavundhlas und die Mnomiyas. Südlich von diesen, ungefähr bei der Verbindung des Ntsuze-Flusses mit dem Tukela befand sich die Lala-Ngongoma-Sippe und jenseits von diesen weiter

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

aufwärts am Tukela lebten die e-Mbos und die Mdhlalofes. Am Ntlazatsche-Berg wohnten die ema Mbateni; nordöstlich davon hauste der ema Ngwaneni-Stamm unter dem berühmten Matiwana und wieder östlich, jenseits des Blut-Flusses zwischen dem Ngwaneni-Stamm und dem Newcastle-Distrikt von Natal war die große Abteilung der Tembus unter Ngoza, während noch jenseits der Tembus bei den Quellen des Mzinyati oder Buffalo-Flusses der sehr starke Hluti-Stamm der tekeza-Familie wohnte, die mit den Swazis verwandt waren und damals unter Mtimkulu, Mpangazita und andern Häuptlingen standen. Südlich von den ema Mbateni, zwischen dem Babanayo-Hügel und dem weißen Mfolozi-Fluß waren die Butelezis, während südöstlich von diesen letzteren gegen den mittleren Tukela hin die ema Cuwini-Sippe unter Macingwane lebte.

Jenseits des schwarzen Mfolozi, vom Ngome-Wald, dem Pongolo entlang gegen die Küstengebiete hin war der große Stamm der Ndwandwes oder Nxumalos mit der Nebenlinie der Kumalos unter dem berühmten Häuptling Zwide.

Nahezu hundert andere kleine Stämme waren da und dort über die übrigen Teile des Territoriums zerstreut und einer von diesen, der in dem dreieckigen Stück Land, das durch den Zusammenfluß des weißen und schwarzen Mfolozi-Flusses gebildet wird, wohnte und der eingeschlossen war von den mächtigen Butelezi- und Ndwandwe-Stämmen, war bestimmt, der größte und berühmteste aller Stämme zu werden. Dieser war die kleine Sippe, die unter dem Namen „Zuluvolk" bekannt war und nahe verwandt mit dem größeren Quabe-Stamm an der Meeresküste und deren Hauptkraale sich zwischen dem Mkumbane und dem Nzololo befanden, die in den weißen Mfolozi-Fluß münden. Zu jener Zeit wurden sie von einem wenig bekannten Häuptling namens Senzangakona regiert.

Wie sich die Zulusippen bildeten. Es ist nun in der Tat merkwürdig, wie diese einzigartige Rasse der Kaffern sich in so zahlreiche getrennte Stämme auflösen konnte unter von einander unabhängigen Häuptlingen und zwar dergestalt, daß mit der Zeit von einer gemeinsamen Verwandtschaft zwischen ihnen überhaupt in ihrem eigenen Bewußtsein nichts zu dämmern schien.

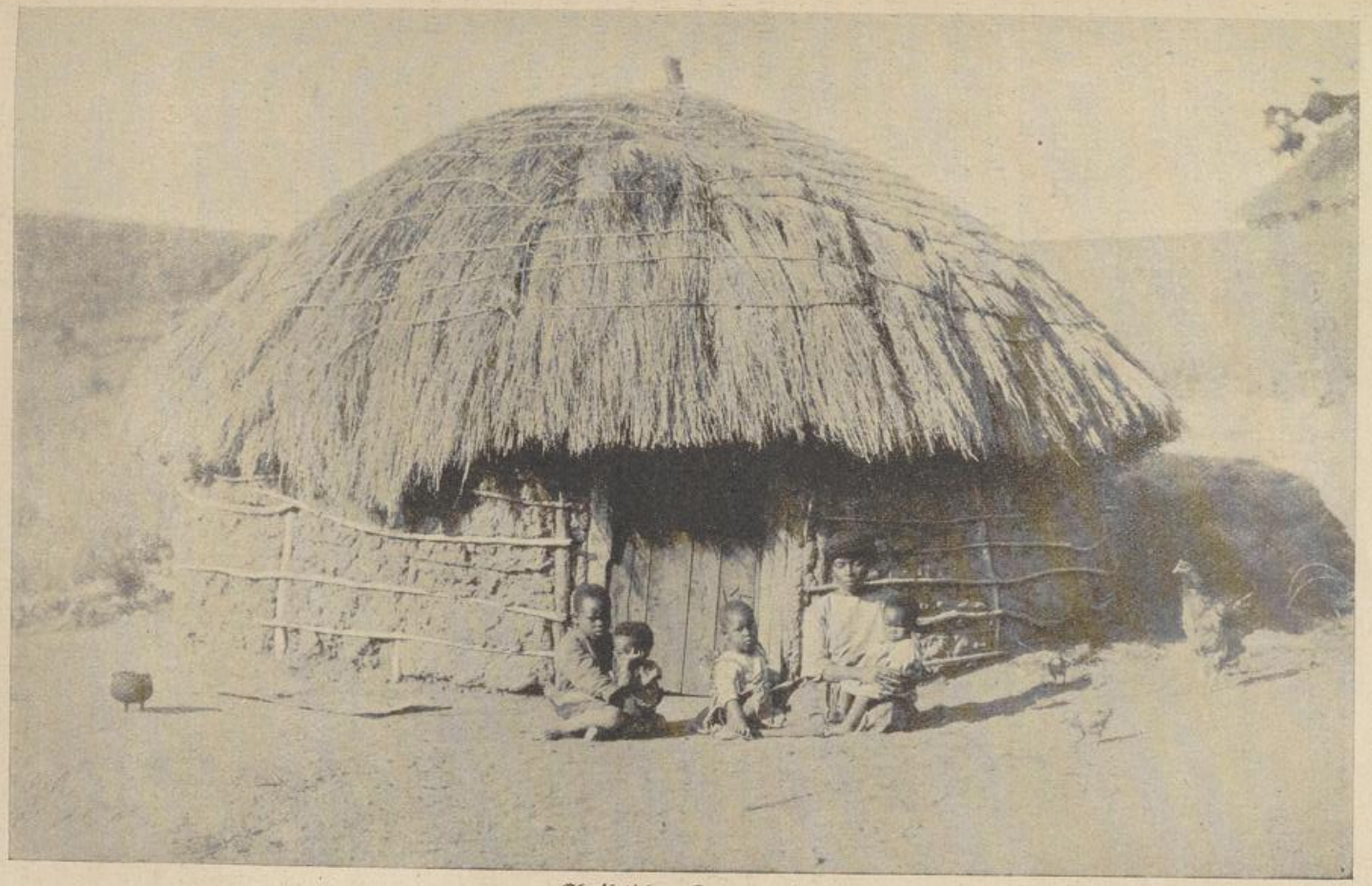
Nun ist es bei den Bantuvölkern Sitte und dies scheint immer so gewesen zu sein, daß sie sich niemals innerhalb ihrer eigenen Sippe verheirateten. Alle Mitglieder desselben Stammes, die von einem gemeinsamen Ahnen abstammen, nennen sich selbst mit demselben Zunamen oder isibongo (das gewöhnlich der Name des Vorfahren oder dessen Kraal ist) und sie betrachten einander als Brüder und Schwestern. Nach dem Verlauf eines Jahrhunderts jedoch oder später, nachdem die Nachkommen der verschiedenen Söhne eines früheren Häuptlings jetzt vielleicht zwei oder drei verschiedene Zweige desselben Ahnenstockes darstellen, beginnen sie festzustellen, daß ihre gegenseitige Verwandtschaft

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

genügend weit entfernt ist um den Wunsch einer Wechselheirat zwischen ihren Nachkommen zu erfüllen. Um nun aber doch der Nachrede zu entgehen, als würde sich Bruder und Schwester heiraten (denn alle Sippenangehörige betrachten sich als Brüder und Schwestern, in Wirklichkeit sind es Vetternschaften im 4. oder 5. Grade), so wird ein neuer Sippenname für diesen Zweig geprägt, in welchen der Häuptling oder dessen Sohn hineinheiraten darf. Ein Beispiel dafür lieferte die neuere Zeit als die Kinder und Neffen des Cetshwayo, des Mpande, des Senzangakona, des Jama und jene des Zibelu, des Mapita, des Sojiyisa und des Jama, zwei Zweige des Hauses von Jama und des Hauses des Zulu den Wunsch hegten, gegenseitig Wechselheiraten einzugehen. Um dies zu erleichtern sollte die Nachkommenschaft des Zibelu und seines Familienzweiges abakwa' Biyaha (die Leute des Biyaha) genannt werden. So ähnlich läßt sich diese Sitte Jahrhunderte zurückverfolgen. Die Teilung des ursprünglichen Zulustammes in solche unabhängige Abteilungen war so vollständig, daß das isibongo oder Sippenname der „Leute des Zulu" nun im Zululand praktisch auf die Mitglieder des alten königlichen Hauses allein beschränkt ist, d. h. auf die unmittelbaren Nachkommen des Jama, des Vaters des Senzangakona. Wir treffen wohl in Natal eine große Anzahl Eingeborener, die sich selbst mit dem Zunamen „Zulu" bekennen, aber dies ist der Tatsache zuzuschreiben, daß ihre Großväter das Land während der Zeit Tschakas und Dingaans verlassen haben und deshalb vor der Bildung der neueren Unter-Sippen. Diese haben ihre „Karte" verloren und dürfen kaum Anspruch darauf erheben, zu der Familie zu gehören, die jetzt unter dem Namen „Zulu" im Zululand existiert. Übrigens wird es für den einzelnen fast, wenn nicht ganz unmöglich sein, festzustellen, zu welcher Unterabteilung des Stammes er wirklich gehöre.

Bei andern Gelegenheiten waren es private Familienstreitigkeiten, welche die Trennung des Stammes verursachten und auf diese Weise geschah es auch, daß ungefähr in der Mitte des 17. Jahrhunderts aller Wahrscheinlichkeit nach der Stamm, von dem die ursprünglichen Zulu selber ein Zweig waren, sich trennte. Er wurde damals von einem Häuptling namens Malandela regiert, dessen Weib Nozidiya ihm zwei Söhne schenkte, Quabe und Zulu. Die Mutter hatte wie die Geschichte berichtet und wie es oft der Fall ist, eine Vorliebe für den jüngeren Sohn und bei einer besonderen Gelegenheit begünstigte sie ihn. Sie half ihm beim Erwerben eines kleinen Viehstandes, der aus feinen, weißen Tieren sich zusammensetzte, worüber der ältere, minder begünstigte Sohn Quabe neidisch wurde. Da die Mutter dies bemerkte und zugleich die schlimmen Folgen eines ruchlosen Planes, den sie erlauscht hatte, befürchtete, gab sie ihrem jüngeren Sohne Zulu den Rat, in eine andere Gegend zu ziehen. Diesen Rat befolgte er und

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Chriſtlicher Zulukraal

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ging unter Mitnahme seines schönen Viehbesitzes und unter Obhut eines gewissen induna Mpungose nach dem unbewohnten Gebiete jenseits des weißen Mfolozi bei Mahlabatini und siedelte sich dort an. Da er der Sohn eines Häuptlings war, so sammelten sich bald einige Anhänger um ihn sowie einige Mitglieder der Familie und bald bildeten diese einen neuen Stamm. Der ältere Zweig der Familie blieb in dem alten Gebiete und um ihn von dem neuen zu unterscheiden, wurden dessen Nachkommen die „Leute des Quabe" genannt und der jüngere Zweig die „Leute des Zulu." Mit der Zeit vergaßen die beiden Stämme auch ihre Verwandtschaft und gehen nun seit langer Zeit Wechselehen ein. Der ursprüngliche isibongo oder Sippen-Name des Stammes vor der Zeit der Trennung scheint nicht bekannt zu sein, die Annahme aber, daß es der Name „Gumede" war, ist wohl begründet für die Leute des ursprünglichen Quabestammes und der Name Gumede wurde von den Zulukönigen als Ehrentitel stets beibehalten.

Wo das Zuluvolk ursprünglich herkam. Nach obiger Tradition mag sich das Zuluvolk schon im 17. Jahrhundert bereits an dem erwähnten Platze im Zululand vorgefunden haben, denn es ist kaum anzunehmen, daß der Zulustamm und Quabenstamm Arm in Arm von Norden her eingezogen ist. Von Zulus Vater Malandela wird auch nicht erwähnt, daß er jemals anderes Land gesehen habe als seine alte Heimat. Ja wir können annehmen, daß der Stamm schon lange Zeit vor jener Periode dort ansässig war. Aber wo sie vorher waren, vor jener Zeit, wo sie herkamen mit all den andern Verwandten der ama Ntungwa-Sippen, wo sie damals herkamen, als die ganzen Ntungwa-Völker „mit einem großen Getreidekorb heruntergekommen" sein sollen, davon sagt uns die Tradition nichts. Der Name ama Ntungwa scheint der ursprüngliche gemeinsame Geschlechtsname all dieser Stämme der Kaffernfamilie gewesen zu sein, die diesen Teil des südlichen Kontinents bewohnten. Sie sollten sich dadurch unterscheiden von den Völkern der tekeza-Sprachengruppe, welche die Küstengebiete in Besitz hatten und im weiteren Sinne wohl auch von der Ama-Xosa-Gruppe desselben Kaffergeschlechtes, die fern im Süden in der Kapkolonie ihren Wohnsitz hat.

Es ist nicht leicht, eine Mutmaßung zu wagen. Die entferntere Geschichte der Zulu ist ohne Zweifel identisch mit jener der ganzen Kafferngruppe der Bantu-Rasse, mit jener der Xosas, der Mpondos und vielleicht auch im entfernteren Grade mit den Swazis und Lalas und den übrigen tekezasprechenden Stämmen. Sir H. Johnston denkt, daß die Bantu-Völker vor weniger als 3000 Jahren von den nördlichen Teilen des afrikanischen Kontinents herabgekommen seien. Ferner wurde die ursprüngliche Heimat der Zulus innerhalb der Nachbarschaft des Tanganika-Sees vermutet, doch sind die Gründe zu schwach, um solche Vermutungen zu festigen. Während Professor P. Bryant, dessen Ausführungen wir bisher gefolgt sind, dem lemurischen Ursprung der Neger

und Bantuvölker zuneigt, haben doch auch wieder tüchtige Gelehrte auf dem Gebiete der Zuluforschung andere Ergebnisse uns geboten, welche geeignet sind, die lemurische Hypothese, welche so viel Wahrscheinlichkeit für sich hat, ernstlich in Frage zu stellen. Der gelehrte Zulusprachforscher W. Wanger lehnt diese Hypothese ab auf Grund vergleichender Sprachwissenschaft. Van Oordt kommt nach Vergleichung von ungefähr 60 afrikanischen und mehr als 80 indischen (nicht arischen) Dialekten zu dem Resultat, daß der Urstock unserer Bantu etwa auf der malayischen Halbinsel zu suchen ist, der Heimat der Semang, Sakai und Jakun, von wo aus sich die Ableger über das südliche Asien bis nach Mesopotanien ausgebreitet hätten. Hier bildete sich das Reich der Sumerer oder der Kengi, von wo zwei Auswanderungen über den persischen Golf nach der Ostküste Afrikas stattgefunden hatten. Br. Otto Mäder R. M. M. (Mariannhill) ist auf archäologischem Wege durch Entzifferung von Buschmannsmalereien zu demselben Resultat gelangt. (Konversations-Gramatik zur Zulusprache von P. W. Wanger, Mariannhill 1917).

Möge es der Wissenschaft glücken, das dichte Dunkel über die Herkunft der afrikanischen Völker, insbesondere der Zulu völlig zu lüften. Treten wir im folgenden in die historische Zeit des Zuluvolkes ein, soweit sie sich zurückführen läßt.

Erste Entwicklung der Zulu-Geschichte mit der Flucht des Ngodongwana. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts brach unter den Mitgliedern des königlichen Hauses des Mtetwa-Stammes, der längs der Küste Natals wohnte, ein Streit aus. Die Einzelheiten dieses Streites sind bedauerlicherweise nicht genau festzustellen, „obwohl" sie aus „zuverlässiger" Eingeborenen-Quelle von Sir F. Shepstone und Mr. Fynn uns überliefert werden. Nach S. Shepstone hatte der Mtetwa-Häuptling Jobe ungefähr im Jahre 1785—90 einen Sohn, Tana mit Namen, zum Thronfolger ernannt. Da dieser jedoch begierig war, bald zur Herrschaft zu gelangen, verschwor er sich mit einem jüngeren Bruder Ngodongwana um ihren betagten Vater aus dem Wege zu räumen. Aber die Verschwörung wurde entdeckt und beide wurden zum Tode verurteilt. Auf Befehl des Königs wurde ihre Hütte des Nachts umstellt, Tana wurde getötet, aber Ngodongwana glückte es zu entfliehen trotz einer schweren Verwundung durch einen mit Widerhaken versehenen Assegai. Er hielt sich im Busch verborgen und wurde von seiner Schwester aufgesucht und gefunden. Diese half ihm in seiner Notlage und lieh ihm ein eigentümliches Fell als Mantel, unter dessen Verhüllung es ihm ermöglicht wurde, aus dem Gebiete zu verschwinden. Er wanderte weit fort, von Stamm zu Stamm, bis „zum Süden", wo er mit Weißen zusammentraf und in deren Dienste trat. Er kam zuletzt in Besitz von einigen Pferden und kehrte dann wieder zu seinem Volke zurück, „indem er auf einem Pferde saß." Der regierende Häupt-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ling, einer seiner Brüder, floh bei dessen unheilverkündenden Rückkehr; denn in jenen Tagen war ein Pferd im Zululand fast unbekannt und mehr gefürchtet als ein Löwe.. Der Häuptling wurde jedoch eingeholt und getötet und Ngodongwana allgemein als Häuptling ausgerufen. Henry Francis Fynn gibt uns einen anderen Bericht. Er war einer jener Engländer, die mit der ersten Truppe sich bei Port Natal im Jahre 1824 niedergelassen hatten*). Nach ihm soll der Mtetwa-Häuptling Jobe ungefähr im Jahre 1750 noch nicht formell einen Nachfolger bestellt haben, sondern zwei Söhne, Mawewe und Ngodongwana, beide von verschiedenen Müttern, strebten heimlich nach der Herrschaft. Die Freunde des älteren Mawewe bemühten sich eifrig, ihren Kandidaten durchzubringen und verbreiteten das Gerücht, Ngodongwana strebe nach dem Leben Jobes. Dieser befahl den sofortigen Tod des Ngodongwana. Dieser entkam jedoch in den Busch, fiel aber dort einem Trupp Verfolger in die Hände, die ihn aber verschonten und meldeten seine Flucht sei geglückt. Er wanderte von Stamm zu Stamm, während sein Vater an alle Häuptlinge Geschenke sandte mit der Bitte, Ngodongwana zu töten, wenn sie ihn in ihre Hände bekämen.
Endlich erreichte der Flüchtling einen Stamm, der von einem Häuptling namens Pangane regiert wurde und obwohl dieser in ihm den Gesuchten vermutete, gewährte er ihm doch Schutz. Dieser machte sich nützlich, indem er die Kühe molk und andere Arbeit verrichtete, bis er eines Tages durch eine erstaunliche Tat die Aufmerksamkeit aller auf sich zog. Er griff eine Löwin, welche schon beträchtlichen Schaden unter dem Viehbestande angerichtet hatte, mit der Hand an und tötete sie und brachte als Siegeszeichen ihre beiden Jungen mit nach Hause. Sofort wurde er als tapferster Mann berühmt. Da erreichte ihn das Gerücht, daß sein alter Vater gestorben und dessen Sohn Mawewe dessen Nachfolger geworden sei. Zugleicherzeit gab es große Aufregung im Lande und in dem Stamme wo Ngodongwana lebte, denn ein weißer Mann erschien. „Ein Gewand bedeckte dessen Körper und an seinen Füßen hatte er keine Zehen. Seine Ferse war so hoch, daß sie in die Erde eindrang. (Schuh!) Er saß auf einem Tiere von großer Schnelligkeit und in seiner Hand trug er einen Pfahl, welcher Feuer und Donner ausspieh und alle Tiere tötete, die ihn anschauten. Dies war der Häuptling aller Zauberer, von denen alle anderen ihre Kraft hernahmen. Bei seinem Anblick flohen die Eingeborenen, nachdem sie ihm einen Ochsen getötet hatten, damit er von ihm verzehrt werde und wenn immer er einen Kraal betrat, hinterließ er dort Perlenschnüre und Messingwaren, die von den Eingeborenen nach ihrer Rückkehr gefunden wurden.“ Aber Pangana wußte mehr als seine unwissenden Untertanen, er wartete ruhig die Ankunft der Erscheinung ab und veranlaßte sie, eine ärztliche Operation an seinem Knie vorzunehmen. Diese Tat

* Siehe Jahrgang 1923 des „Vergißmeinnicht“: Die Flucht des Fynn.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

unvergleichlicher Tapferkeit entkleidete die Erscheinung all ihres Schreckens. Als nun der Vorfahre einen Führer suchte um den Fremden an die Küste zu führen, „damals etwa 300 Meilen entfernt", da fand er Ngodongwana und dessen Gefolge bereit, den Fremden zu begleiten. Solch ein Führer, der nun zwei Fliegen auf einmal schlagen wollte, führte den Reisenden an jenen Teil der Küste, der seinem eigenen Volke am nächsten lag und das der Küste entlang wohnte. Als er sich bereits der Heimat näherte und schon Ausblick auf das Meer hatte, ließ er den Weißen unter dem Quabestamm zurück, welcher der nächste



Näherei von Mariannhill

Nachbar seines eigenen Stammes war. Pakatwayo, der Quabe-Häuptling, ergriff nun die „Erscheinung", „und da er sie nicht für ein menschliches Wesen ansah, sondern als eine Art Seetier, das in großen Muscheln den Ozean durchquert, indem es sich von Elefantenzähnen nährt, die zu seiner Bequemlichkeit am Meeresufer hingelegt werden müssen und als Gegengabe Perlen zurückläßt, die er auf dem Meeresboden sammelt", so hielt er es für einen guten Fang und vernichtete es. Dies war die letzte Nachricht von dem unglücklichen „umlungu"-Europäer. Doch den Ngodongwana erwartete ein glücklicheres Los. Nachdem er seinen Stamm erreicht hatte, wurde er seinem älteren Bruder, dem Häuptling Mawewe, angemeldet, der sogleich einen Boten zu ihm sandte um mit ihm zu verhandeln. Die Folgen dieser Unterhand-

lungen waren, daß der Bote von dem anscheinend allmächtigen fremden Häuptling, der auf einem so fremden wunderbaren Tiere gegen sie ritt und der in seiner rechten Hand Donner und Blitz trug, so hoffnungslos eingeschüchtert, daß er sich sofort ergab. Er trat in den Dienst des Fremden ein. Alsdann kehrte er zu dem Häuptling Mawewe zurück und riet ihm, eine Streitmacht gegen Ngodongwana auszusenden. Dies geschah und der Gesandte selber wurde ihr Anführer. Dadurch wurde es ermöglicht, daß im Rücken der Streitmacht Mawewe eine Abteilung Krieger aufgestellt werden konnte, welche in das Geheimnis eingeweiht worden waren. So wurde ein leichter Sieg erfochten und Ngodongwana marschierte auf die Hauptstadt los. Sein Bruder war jedoch bereits zu dem benachbarten Quabehäuptling geflohen, der zuletzt gezwungen wurde, den königlichen Flüchtling auszuliefern. Er übergab ihn seinem Bruder Ngodongwana, der ihn tötete.

Die Geschichte, wie sie heute noch von den Mitgliedern des Mtetwa-Stammes erzählt wird und die noch im Mtetwa-Lande wohnen, besagt, daß der Häuptling Jobe seinem älteren Sohne Tana befohlen habe, den Kopfring (Häuptlingsabzeichen) anzunehmen. Dieser verweigerte es, worauf Jobe eine Abteilung Leute aussandte um ihn zu töten mit den Seinigen. Die Hütte, in der er wohnte, wurde umzingelt und alle hingeschlachtet mit Ausnahme seines jüngeren Bruders Ngodongwana, der durch seinen mit Widerhaken versehenen Assegai am Oberarm oder rechten Fuß oder in der Hüftgegend schwerverwundet dennoch entfliehen konnte. Mawewe war ein anderer Sohn Jobes, der nach dessen Tod Häuptling wurde. (Fortsetzung folgt.)

Von Pater Sales Esser, R. M. M.

Eine unaufgeklärte Geschichte

Auf die Missionsstation Reichenau kam eines Tages ein heidnisches Mädchen, das der Vater nur mit großen Schwierigkeiten hatte ziehen lassen. Das Mädchen war Vaters Liebling und darum konnte er ihr schließlich den Wunsch, auf die Station zu kommen, nicht mehr abschlagen. Die Großmutter machte große Schwierigkeiten. Von dieser Seite blieb darum auch nichts unversucht, um das Mädchen zu bewegen, wieder heimzugehen und Heidin zu bleiben. Das Mädchen selbst wollte davon nichts wissen; es war in jeder Hinsicht sehr eifrig und kannte nur den einen Wunsch, getauft zu werden. Allein wegen der Schwierigkeiten, die von zuhause immer wieder drohten, ließ ich sie 4 Jahre warten. Endlich gab der Vater, unbeirrt von den Einflüsterungen der Großmutter, die Erlaubnis, daß sie getauft werden könne und die Versicherung, er wolle sie in Zukunft wegen ihres christlichen Glau-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

bens nicht belästigen. So wurde das Mädchen getauft und erhielt den Namen Genoveva. Bald darauf durfte sie auch zum Tisch des Herrn hinzutreten. Genoveva war sehr glücklich und führte auch fernerhin wirklich ein tadelloses christliches Leben.

Ungefähr ein halbes Jahr ging alles ruhig weiter. Da kam eines Tages der Vater und bat, man möchte das Mädchen doch wieder nach Hause gehen lassen, damit es seine Mutter besuchen könne, die so sehr nach ihr verlange. Ich äußerte dem Vater gegenüber meine großen Bedenken und meinte, das Mädchen könne auf diese Weise doch in große Gefahr kommen, da die Großmutter immer noch um jeden Preis das Mädchen wieder heidnisch machen wollte. Der Vater bat wieder sehr inständig und versprach, daß sie ganz bestimmt innerhalb einer Woche wieder zurück sein werde. Da ich auch jetzt noch nicht einwilligte, machte er mir den Vorschlag, ich solle einen zuverlässigen Mann mitgeben, der sie nach Hause begleiten und auch wieder auf die Station zurückführen sollte. Auf diesen Plan ging ich ein und ließ das Mädchen am folgenden Montag in Begleitung eines sehr zuverlässigen jungen Mannes nach Hause gehen; am Samstag sollte es wieder zurückkommen. Der junge Mann aber kam erst am Montag zurück; leider allein. Auf meinen Vorhalt erzählte er mir, daß er am Samstag unmöglich habe kommen können, da er noch verschiedene wichtige Geschäfte in der Nähe jenes Ortes habe besorgen müssen und als er Sonntag abends zu der Hütte, wo das Mädchen wohnte, hinkam, um dann am Montag mit ihr wieder abzureisen, fand er zu seiner größten Überraschung das Mädchen mit ganz verändertem Wesen. Es benahm sich wieder wie die heidnischen Mädchen in seiner ganzen Haltung und Gebärde, ja sogar noch zügelloser. Auf meine erstaunte Frage, wie so etwas möglich sei, erzählte er weiter: „Als ich den Vater des Mädchens, der selbst fassungslos war, bat, mir doch über dieses Vorkommnis Aufklärung zu geben, sagte er: „Das Mädchen hat am Samstag beizeiten Vorbereitung getroffen, um zur Station zurückzukehren. Als du nun nicht kamst, wurde sie unruhig und ängstlich, weil sie fürchtete, sie käme nicht mehr zur rechten Zeit wie es ausgemacht war zur Missionsstation zurück. Als du auch am Abend noch nicht da warst, fing sie an zu weinen, weil sie ihr gegebenes Wort nicht einlösen könne. Am nächsten Morgen aber fand ich meine Tochter außerhalb der Hütte in einem Zustand, daß ich alter Heide mich selber schämte. Das Mädchen war ganz von Sinnen. Auf meine Frage, was denn geschehen sei, gab sie keine Antwort, sondern tanzte nur singend und jodelnd umher. Ich habe mich dennoch genauer erkundigt und konnte feststellen, daß die Großmutter das Mädchen immer bearbeitet hatte, doch wieder Heidin zu werden. Besonders am Samstag abend hatte sie demselben recht zugesetzt und ihr auch eine Medizin heimlicherweise ins Essen hineingetan. Auf diese Weise kam dann das Mädchen ganz von Sinnen.“ Die Medizin, Baba“, fuhr

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

der junge Mann fort, „hatte die Eigenschaft, daß dadurch die Sinnlichkeit mächtig angeregt wurde und so ist das alles über das arme Mädchen gekommen." Ich tadelte den jungen Mann, daß er nicht zur rechten Zeit zum Kraal gekommen sei und deswegen das arme Mädchen so ins Unglück gebracht habe. Allein er gab zur Antwort, daß sich seine Geschäfte, deretwegen er dorthin ging, nicht eher abwickeln ließen. Alles wurde nun versucht, um das Mädchen wieder zurückzubringen, denn ich hoffte, auf der Station könnte sie wieder hergestellt werden. Schwestern gingen hin, gute Christen machten Versuche, aber alles war umsonst. Das Mädchen hatte gar kein Verständnis mehr für alles, was man ihr sagte, so hatte die Medizin den Geist verwirrt. Obwohl unsere Versuche alle scheiterten, ließen wir das Mädchen auch in Zukunft nie ganz aus den Augen, versuchten auch von Zeit zu Zeit sie wieder zur Rückkehr zu bewegen. Der heidnische Vater gab sein Drängen, das Mädchen solle zur Schule kommen, bald auf und suchte dasselbe möglichst bald zu verheiraten, da es ja bereits erwachsen war; er fürchtete nämlich, wenn die Sache länger so bliebe, könnte aus dem sonderbaren Benehmen seiner Tochter seinem Hause Schaden entstehen. Das Mädchen heiratete auch einen heidnischen Burschen und derselbe zog weit hinweg in ein anderes Gebiet. Damit verloren wir Genoveva ständig aus den Augen.

Nach 23 Jahren fügte es sich, daß die Schwester Valentina, die lange Zeit in Reichenau Lehrerin gewesen war und darum Genoveva gut kannte, auf die Station Citeaux versetzt wurde. Dort machte sie nun die überraschende Entdeckung, daß Genoveva in der Nähe dieser Station wohnte. Sie ging alsbald hin und versuchte sie zu bewegen, einmal auf die Station zu kommen. Sie hoffte nämlich dadurch wieder alte Erinnerungen in Genoveva wachzurufen und sie vielleicht auf diese Weise zum Glauben zurückzuführen.

Genoveva kam eines Tages auch wirklich auf die Station. Als die Schwester auf die vergangene Zeit zu sprechen kam und sie fragte, wie denn das alles so gekommen sei, erzählte sie, wie es ihr in diesen 23 Jahren ergangen sei. Dabei sagte sie, sie könne sich auf das frühere Leben nur erinnern, da sie erst nach der Verheiratung langsam wieder ihre Besinnung erlangt habe. Seit der Zeit habe sie keine Ruhe mehr gehabt. Das Gewissen peinige sie und rede ihr immer wieder zu, umzukehren. In Tränen aufgelöst bat sie nun die Schwester, sie möge ihr doch helfen, daß ihre Angelegenheit bald wieder in Ordnung gebracht würde.

Genoveva kommt seit der Zeit wieder regelmäßig zur Kirche. Leider konnte man sie zum Empfang der hl. Sakramente noch nicht zulassen, wonach sie so sehr Verlangen hat, da die ganze Angelegenheit noch nicht vollständig geklärt ist. Sie hat heidnisch geheiratet und darum ist diese Ehe, weil sie selbst Christin ist, nicht gültig. Aus diesem Grunde ist

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Maria, Maienkönigin!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

nicht sie, sondern die nächste der Frauen, das rechte Weib. Auf der andern Seite aber will der Mann sich nicht von diesem Weibe trennen. Er sagt, sie sei seine beste Frau und sie sei so gut, daß alle Nachbarn ihn darum beneiden. Er hütet sie jetzt ängstlich, damit sie ihm nicht weggenommen werden könne. Aus diesem Grunde ließ er sie erst auch nicht in die Kirche, bis man ihm versicherte, es würde sie niemand wegnehmen. Die Schwester, die mit Genoveva wieder näher bekannt geworden, sagt, sie sei noch immer die alte und eine in jeder Beziehung brave Person. Um Lösung in der schwierigen Sache zu schaffen, hat man versucht den Mann der Genoveva zu bewegen, Christ zu werden und sich taufen zu lassen. Allein da entstand eine neue Schwierigkeit. Die andern Frauen wollen sich nicht trennen. Vielleicht ist doch auf diese Weise noch der Ausweg aus dieser schwierigen Sache zu finden. Der heidnische Mann hat übrigens erklärt, daß er lieber alle andern Frauen wegschicken würde als Genoveva, denn die sei ihm die liebste von allen wegen ihres edlen Benehmens ihm gegenüber.

Von Pater Robert, R. M. M.

Ein merkwürdiges Erlebnis

Schon einige Zeit weilte ich auf der Missionsstation Citeaux. Da lebte nun ein ganz wilder heidnischer Bursche, der sogar von seinen eigenen Eltern wegen seiner schlimmen Streiche gefürchtet war. Eines Tages nun begegnete er mir als ich eben nach Hause ritt und sagte: „Vater, ich gehe zu dir in die Schule.“ Ich antwortete: „Du willst in die Schule gehen? Das glaube ich nicht.“ Er aber sagte beharrlich: „Vater, du wirst sehen, ich komme.“ Während der Woche kam der Bengel wirklich zu mir, klopfte an meinem Zimmer und sagte: „Vater, da bin ich; ich will jetzt in die Schule gehen.“ Ich erklärte ihm aber, daß ich ihn nicht aufnehmen könne, da er ein zu großer Flegel sei. Er ließ sich aber nicht abweisen. Er kniete sogar an der Türe nieder und bat dringend um Aufnahme. Ich weigerte mich aber dennoch. Die Leute, welche hörten, daß er in die Schule wolle, baten mich alle ihn ja nicht zu nehmen; denn sonst könne es kein Mensch mehr aushalten. Als der Bursche gar nicht nachließ mit Bitten und Betteln, sagte ich endlich: „Du kannst meinetwegen auf der Station bleiben und da arbeiten; geh zu unsern Arbeitern.“ Ich stellte einen verlässigen Schwarzen auf, der den Schlingel etwas beaufsichtigen sollte. Dieser bat mich sogleich: „O Vater, nimm doch diesen Burschen nicht, der ist doch so schlimm wie niemand in der ganzen Gegend.“ Ich sagte aber, daß ich es mit ihm versuchen wolle. Der Bursche arbeitete fleißig. Jeden Tag kam er zu mir, ich möchte ihn in die Schule aufnehmen. Ich verweigerte es. Am Samstag nachmittag kam er wieder mit seiner Bitte und drohte, er werde nicht eher von

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

meiner Zimmertüre weggehen als bis ich „ja" gesagt hätte. Da er sich die ganze Woche gut gehalten hatte, dachte ich mir, es wäre vielleicht gut doch einmal mit ihm einen Versuch zu machen. Überall entstand große Entrüstung als man hörte, daß ich ihn in die Schule aufgenommen hätte. Der Bursche aber war lustig und fidel und voll Freude, daß er endlich den Sieg errungen habe; aber er ließ sich durchaus nichts zu schulden kommen, was Tadel verdient hätte. Ich nahm ihn auch auf unter die Kandidaten, welche Taufunterricht von mir erhielten.

Eines Tages nun wurde der lustige Bursche krank. Da seine Heimat etwa eine halbe Stunde von der Mission entfernt war, holte ihn der Vater heim. Die Mutter versprach mir beim Abschied, daß sie gut auf ihren Sohn obacht geben werde, damit er ja nicht ohne die hl. Taufe sterbe. Nach einigen Tagen ließ der Kranke die Schwester rufen und bat sie, eine Arznei zu bringen. Als die Schwester zu ihm kam, fragte er sie: „Schwester, meinst du, daß ich den Vater rufen soll?" Er meinte den Missionar. Die Schwester sagte ihm: „Natürlich darfst du ihn rufen. Warum soll er denn kommen?" Da sagte er: „Schwester, ich will getauft werden, denn ich weiß, daß ich sterben muß." Die Schwester ließ mich rufen. Ich ging sogleich. Der Kranke empfing mich sogleich mit den Worten: „Vater, taufe mich gleich; wenn du mich heute nicht taufst, wirst du mich morgen nicht mehr taufen können." Ich gab ihm noch Unterricht und taufte ihn auf den Namen Anton. Ich sah, daß es wirklich nicht gut um ihn stand. Ich gab ihm darum auch noch die hl. Ölung. Hernach ließ ich die Leute hinausgehen und sagte ihm, wenn er zum lieben Gott komme, solle er die ganze Mission ganz besonders ihm empfehlen und auch mich selbst. Dann ging ich heim. Kaum war ich zuhause, da hörte ich, daß er bewußtlos geworden sei. In diesem Zustande lebte er noch 8 Tage, dann starb er. Die Leiche wurde zu uns gebracht. Ich sah sofort und viele andere sahen es auch, daß er vergiftet worden war. Die Leute sagten mir, gewiß hat sein älterer Bruder ihm Gift gegeben. Von dem Verstorbenen wußte ich selbst, daß sein älterer Bruder ihn sehr haßte. Die Tage vergingen und ich dachte längst nicht mehr an das Geschehene. Eines Tages fühlte ich mich etwas unwohl und hatte mich darum nach der hl. Messe niedergelegt. Ich konnte aber nicht schlafen. Auf einmal sah ich über meinem Bette eine nebelige Wolke. Sie wurde immer lichter und lichter und da sah ich meinen verstorbenen Anton in den Kleidern, die er Sonntags immer trug. Sein Antlitz war glückselig. Er hatte ein Spruchband in seiner Hand und darauf stand: Tue deine Pflicht. Nach einiger Zeit verschwand allmählich wieder dieses Bild. Als die Schwester wieder kam, um mir eine Medizin zu bringen, fragte sie mich, warum ich so bleich sei und immer nach oben schaue. Ich sagte nichts, denn ich war sehr ergriffen. Ich mußte immer wieder nachdenken: war es ein Traum oder Wirklichkeit.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Von Pater Emanuel Hanisch, R. M. M.

Zulu-Logik

Klopft mir unlängst eine alte, schwarze Dame aus dem Weibertrost an die Zimmertür. Auf die Frage nach ihrem Begehren teilt sie mir mit, daß irgend eine Base von ihr morgen Hochzeit feiert und sie unbedingt dabei sein muß. Ich schlage die Erlaubnis rundweg ab mit der Begründung: „Altes Weible, du kennst deine Schwäche! Maßhalten im Biertrinken geht über deine moralische Kraft."

Die Bitten werden zudringlicher, — ich werde verstockter. Versprechen und Gelöbnisse werden gemacht, — ich aber bleibe unzugänglich.

Das alte Weib zieht sich zurück und Hilfstruppen werden herangezogen. In Begleitung zweier alter Freundinnen erscheint sie wieder auf der Bildfläche. Die erste Scene spielt sich mit crescendo nochmals ab. Die Hilfstruppen behaupten und beschwören, daß ihre Freundin eigentlich das viele Biertrinken schon lange Zeit aufgegeben habe und sie seien bereit jede Verantwortung zu übernehmen.

Erschöpft durch die Übermacht der Beweisgründe erkläre ich mich als besiegt und erlaube den Gang zum Hochzeitsschmause.

Gegen Sonnenuntergang des folgenden Tages kommt das alte Weib ziemlich schwankend und sehr gesprächig vom Hochzeitsschmause heim. Nachdem sie mit ihren zwei Schlafnachbarinnen noch einen kleinen Privatkampf ausgefochten hat, sinkt sie müde und ermattet in Morpheus Arme.

Des andern Tages wird die Bacchantin vor das Tribunal externum geladen. Mit einer ernsten, vorwurfsvollen Miene wird sie empfangen. Kurze, wuchtige, derbe Sätze werden ihr entgegengeschleudert. Sind das die guten Vorsätze!?... Sind das die Gelöbnisse und Versprechen!?... Spott und Schande!...

Zu meiner größten Verwunderung sehe ich aber, daß meine schweren Geschosse nicht die mindeste Wirkung haben, sondern machtlos an meiner Zielscheibe abprallen. Teils entrüstet, teils verwundert stelle ich endlich die Frage, ob sie jedes Schamgefühl im Biertopf gelassen habe?... Ruhig und gelassen antwortete mir das alte Weib: „Baba, icala lako = Vater, es ist deine Schuld! Du hast mich und meine Schwäche gekannt, du hättest mir trotz meiner und meiner Freundinnen Bitten nicht erlauben sollen zum Hochzeitsschmause zu gehen." Sprachlos ob solcher Beweisführung mache ich die Türe zu und lasse das alte Weib stehen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Eingeborene Lehrer und Lehrerinnen im Industriefortbildungskurs
(Flechtwerkarbeiten unter Leitung von Missionsschwestern)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kampf ums Leben in der Insektenwelt in Afrika

Eines Tages saß ich vor meiner Wohnung und beobachtete in dem ziemlich dicht stehenden Grase einen Zug von den gewöhnlichen Hausameisen. Er war etwa 2 Centimeter breit und aus der Menge konnte ich schließen, daß in der Nähe ein Ameisennest sein müsse, denn ein solcher Zug von Millionen von hin und zurück eilenden Ameisen konnte nur von einem Nest ausgehen. So folgte ich dem Zug auf etwa 8 Meter und staunte, auch nicht eine einzige Ameise außerhalb des Zuges zu sehen (während sie sonst rund schweifen). Erst beim achten Meter fand ich des Rätsels Lösung. Ein Riesenkampf war im Gange. Eine der großen grünen Heuschrecken mit roten Beinen saß da und wehrte sich gegen Millionen von Ameisen. Die ganze Bevölkerung des Nestes muß auf den Beinen gewesen sein und schwärmte um die Heuschrecke, deren Beine, Flügel, Kopf und ganzen Rumpf sie bereits bedeckten. Ich wußte natürlich nicht, wie lange der Kampf schon dauerte, aber daran, daß die Heuschrecke so still da saß und auf das Ziehen der Ameisen an den Beinen und Flügeln nicht mehr reagierte, konnte ich erkennen, daß sie bereits müde sein mußte. In ihren langen Hinterbeinen hatte sie aber noch Kraft aufgespart und setzte sich auf einmal flach auf den Boden, rieb die Hinterbeine vorwärts und rückwärts auf dem Sande, um sie vor den Ameisen zu befreien, die dann auch los ließen und in wilder Aufregung um die Heuschrecke herumliefen. Als diese nun ihre Beine frei fühlte machte sie einen Riesensprung in die Höhe und landete etwa 2 Meter weiter. Wenn sie sich aber durch den Sprung auch ihrer meisten Angreifer entledigt hatte, hingen deren doch noch Hunderte an Kopf, Rücken und den Vorderbeinen und kaum hatte die Heuschrecke den Boden wieder berührt, als diese mit erneuerter Wut angriffen und Boten zum großen Haufen sandten, die Verstärkung holen mußten. Das Letzte was ich sah war, daß eine Anzahl von Ameisen einen Flügel der Heuschrecke zum Neste schleppten.

Die Wespe und die Spinne. Ich war auf einem Rundgange durch die umliegenden Hügel und war gerade an einer Eisenbahnkreuzung, als mein Auge auf eine Tarantel (Spinne) fiel, welche aufgebläht schien und auf den Spitzen ihrer Zehen stehend eine Angriffsstellung einzunehmen schien. Ich war neugierig und beim näheren Zusehen sah ich eine der schwarzgefleckten Wespen mit gelben Beinen mit leichter Flügelbewegung auf einem nahebei liegenden Granitblock in einer Vertiefung sitzen. Die Wespe kümmerte sich nicht um mich; aber plötzlich schoß sie in die Luft und landete mit einem kühnen Sprung auf dem Rücken der Tarantel. Die Schnelligkeit dieser Handlung war unglaublich. Dann war ein Schwirren von Flügeln, eine kleine Staubwolke erhob

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sich in die Luft und obschon sich die Tarantel nach Kräften wehrte, war sie doch der Genauigkeit des Sprunges und der Schnelligkeit nicht gewachsen. Die Wespe stach ihren Rüssel tief in das Genick und muß dabei einen betäubenden Stoff in die Spinne geträufelt haben, denn die Bewegungen der Spinne erlahmten. Die Wespe ließ ihre Beute nicht mehr los und kaum war die Tarantel wehrlos geworden und ihre Bewegungen erlahmt, als sie sich daran gab die Tarantel fortzuschaffen. Wie bekannt, haben die Wespen eine gewisse Vorliebe für diese Spinnen, sie töten dieselben nicht, sondern versetzen sie nur in einen Zustand der Betäubung, bringen sie dorthin wo sie ihr Nest von Erde gebaut haben und legen ihr Ei dabei und bauen sie ein, d. h. schließen das Nest. Das Ei entwickelt sich zu einer Puppe, welche dann von dem mit eingeschlossenen Tier zehrt und wenn ausgewachsen das Nest aufsprengt. Ich war nun neugierig und folgte der Wespe, welche mit vieler Mühe die gelähmte Spinne nach ihrem Nest beförderte. Bevor sie dieses aber erreichte ließ sie die Spinne auf den Boden und flog weg um einen Platz fürs Nest zu suchen. Und nun beginnt ein neues Spiel. Es kommen große Ameisen und als geborene Freibeuter betrachten sie die Spinne als ihre Beute, um Stück für Stück von derselben ins Nest zu schaffen. Nach einer oder zwei Minuten erschien aber die Wespe wieder und findet die Ameisen an ihrer Arbeit, stürzt auf sie mit schwirrenden Flügeln, ergreift die Tarantel und zieht daran mit allen Kräften. Die Ameisen kümmerten sich nicht um sie. Sie klammerten sich nur an die Tarantel und suchten davon die Beine abzubeißen wie es ihre Gewohnheit ist ohne von der Wespe Notiz zu nehmen. Schließlich aber gingen sie einen Schritt weiter und ergriffen auch die Beine der Wespe und machten keinen Unterschied zwischen Tarantel und Wespenbeinen. Das machte erst die Wespe wütend, dann ermüdete sie und schließlich war auch die Wespe mit Ameisen bedeckt. Sie ließ die Tarantel los und hatte um ihr eigenes Leben zu kämpfen. Ich hatte schließlich Mitleid mit der Wespe, welche uns durch Vertilgung der Spinnen und Raupen so nützlich ist, befreite sie von den Ameisen, denen ich die Tarantel ließ. Die Wespe aber setzte sich erst abseits etwas nieder, erholte sich von ihrem Schrecken und flog dann etwas gescheiter geworden davon.

Von Pater Cyprian Ballweg, R. M. M.

Heidnischer Aberglaube

Am Umgeni, einem Fluß in der Nähe von Durban, war der alte Stammeshäuptling gestorben. Der neue sollte nun in sein Amt eingesetzt werden. Nach heidnischem Gebrauch muß dieser für das wichtige Amt besonders gekräftigt und vorbereitet werden. Dieses geschieht dadurch, daß er verschiedene Medizinen einnehmen und mit anderen eingerieben werden muß. Unter diesen Medizinen spielen eine bedeutende Rolle

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Menschenfett und Teile des menschlichen Körpers. Als dieses Fest der Einsetzung des neuen Häuptlings vor der Türe war, war es in der ganzen dortigen Gegend nicht mehr recht geheuer. Die Schwarzen wußten wohl, jetzt kostet es ein Menschenleben und da niemand dieses Opfer sein wollte, blieben die Leute möglichst zuhause. Auch die Schulkinder kamen nicht in die Schule. Eine alte Frau sollte jedoch das Opfer werden. Als sie gerade einen Bergeshang hinunter ging, ließen die ausgesandten Häscher einen großen Stein den Berg hinunterrollen, gerade auf sie zu. Der Stein zerschmetterte die Frau. Die Bösewichte zerschnitten dann den Leichnam und nahmen die Körperteile, die sie für ihre Medizinen brauchten mit sich. Die Polizei, die von der Sache bald Kunde erhielt, untersuchte alles, konnte aber einen Täter nicht finden. Bald darauf war dann feierliche Einsetzung des Häuptlings.
Dieser eine Vorfall beleuchtet wieder so recht, wie traurig es bestellt ist für die arme, sündige Heidenwelt. Beten wir zu Gott, daß er sie erleuchte und hinführe zum wahren Lichte des Glaubens.

Wie man Gottesdienst feiert, wenn die Kirchentüre verschlossen ist

Eines Tages ritt ein Missionar hinaus nach St. Xaver, einer Außenschule von Mariannhill, um dort die heilige Messe zu lesen. Als er dort ankam, fand er schon eine Reihe von Leuten versammelt, die alle vor der Kirche standen, da die Türe noch gesperrt war. Das Unglück wollte es, daß der Schlüssel fort war. Den Schlüssel erst holen zu lassen und solange zu warten, hätte zuviel Zeit weggenommen. So wurde denn versucht, ob man nicht auf andere Weise in die Kapelle gelangen könne. Schließlich fand der schlaue Missionar, daß ein Fenster nicht ganz geschlossen und aufgedrückt werden konnte. Nun stieg der Hirt durch das Fenster in die Kapelle und die ganze Herde ihm nach, nur einige alte Weiblein wagten es nicht, diese Kletterübung zu machen. Auch die zur heiligen Messe nötigen Sachen wurden hineingereicht. Die heilige Messe wurde gelesen, während die Schwarzen ihre schönen Weisen dazu sangen. Gegen Ende der heiligen Messe kam schweißtriefend der Bube dahergelaufen, der den Schlüssel geholt hatte. Er steckte ihn in das Schloß, allein er sperrte nicht. So mußte die ganze Gemeinde und der Hirt wieder durch das Fenster hindurch die Kirche verlassen. Ein ganz Schlauer stieg nochmals durchs Fenster und steckte den Schlüssel von innen an — und siehe er sperrte. Eigentlich hätte die ganze Gemeinde nochmals durchs Fenster steigen sollen, um zur Kirchtüre hinauszugehen, allein Hirt und Herde verzichteten auf dieses zweifelhafte Vergnügen. Alles lachte und einer dachte: man muß sich nur zu helfen wissen, oder: es ist bekannt im ganzen Reiche, man nennt sie halt nur Schwabenstreiche.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Nach dem Gottesdienst in Lochane

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Von Joseph Spillmann, S. J. Nachdruck verboten

Ein Opfer des Beichtgeheimnisses

Fortsetzung

Der Gendarm machte die Bemerkung, man könne ja die Türe der Kammer abschließen und so seine Person für andere Dienste bereit halten, und der Maire nahm den Vorschlag an. Die Türe wurde also abgeschlossen, der Maire steckte den Schlüssel zu sich, und alle gingen schweigend die Wendeltreppe hinauf und durch das Oratorium und den Korridor zur Wohnung des Pfarrers zurück. Als Abbe Montmoulin das Oratorium durchschritt, warf er einen schmerzlichen Blick in das Chor der Kirche. Er ahnte, daß er dieselbe lange, vielleicht nie mehr betreten würde; aber der Gedanke an die Gegenwart Jesu Christi im Tabernakel richtete ihn auf und tröstete ihn inmitten dieser Trübsal. „Du kennst meine Unschuld. Du betest für mich. Du wirst mir beistehen, daß ich meine heilige Priesterpflicht nicht verletze. Mag kommen, was will: ich bin in Gottes Hand!“ So betete der Pfarrer in seinem Herzen, während er, jetzt schon fast wie ein Gefangener, zwischen den finster blickenden Männern seinem Zimmer zuschritt.

Zehntes Kapitel
Das Protokoll

Im Wohnzimmer angelangt, schrieb der Maire auf ein Blatt Papier, das ihm der Pfarrer hinlegte, rasch die Worte: „Aix, Polizeipräfektur. Raubmord in St. Victoire entdeckt. Bitte, sofort erfahrenen Untersuchungsrichter mit Gendarmen zu schicken. Grandjean, Maire.“ Herr Carillon war bereit, das Telegramm zur Post zu bringen, bat aber, daß ihn der Gendarm mit der Laterne begleite. Man mußte dem Wirt zu Willen sein; denn er erklärte, um keinen Preis allein durch die Korridore dieses unheimlichen Baues zu gehen.

Kaum hatten die beiden das Zimmer verlassen, so ergriff der Maire die Quittung, welche noch auf dem Schreibpulte lag, wo sie Madame Blanchard unterzeichnet hatte. „Was ist das?“ fragte er den Pfarrer.

„Madame Blanchards Empfangsschein“, antwortete Abbe Montmoulin.

„Sehr vorsichtig, von der Frau einige Minuten vor ihrem Tode diesen offenbar schon vorher geschriebenen Schein unterzeichnen zu lassen!“ bemerkte der Maire. „Und Sie haben keine Ahnung, wo das Geld jetzt ist?“

„Nein. Ich weiß nichts.“

„So, so! Hm, es wird die Aufgabe des Herrn Untersuchungsrichters von Aix sein, den wir noch vor Tag hier erwarten, das ausfindig zu machen. Ich denke, er dürfte nicht allzuweit zu suchen haben. Inzwischen empfiehlt es sich wohl, meine Herren, ein kurzes Protokoll über die traurigen Ergebnisse unserer vorläufigen Untersuchung aufzusetzen. Das wird dem Gerichte von Nutzen sein. Herr Pfarrer, Sie ziehen vielleicht vor, sich inzwischen etwas niederzulegen? Halt — das Schlafzimmer hat doch keinen andern Ausgang?“ Damit ergriff der Maire die Lampe und leuchtete in die kleine Schlafkammer.

„Sie werden doch nicht glauben, daß ich einen Fluchtversuch vorhabe?“ sagte der Pfarrer schmerzlich bewegt. „Ich muß ja freilich leider bemerken, daß ich Ihnen verdächtig vorzukommen scheine. Ich kann nur meine Unschuld behaupten, welche die Untersuchung hoffentlich klarlegen wird. Ein Fluchtversuch müßte aber den schlimmsten Verdacht rechtfertigen.“

Der Maire sah dies ein, und da überdies das einzige Fenster ziemlich hoch über dem gepflasterten Hofe lag, ließ er den Pfarrer allein in seinem Schlafzimmer und setzte sich mit den beiden Herren an den Tisch, um das Protokoll zu diktieren, welches der Notar niederschrieb. Ohne gerade parteiisch sein zu wollen, setzte er in demselben das Benehmen und die Reden des Pfarrers unwillkürlich in ein schiefes Licht, das sie verdächtig erscheinen ließ.

Inzwischen wollte sich Abbe Montmoulin nach einem kurzen Gebete um Kraft und Hilfe in seinen Kleidern aufs Bett niederlegen. Da gewahrte er zu seinem Schrecken, daß seine Soutane von den Knien abwärts mit noch feuchten Flecken behaftet sei. Was konnte es sein? Er untersuchte seine Fingerspitzen beim Scheine der Kerze — es war eine rötliche und klebrige Masse. „Blut?! — ja wahrhaftig geronnenes Blut!“ sagte er zu sich selbst. Und nun fiel ihm auch die Erklärung ein, und es graute ihm unwillkür-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

lich. Er hatte sich, ohne es zu ahnen, neben der Leiche in das geronnene Blut gekniet, welches der unselige Loser mit so großem Schrecken in einem Bächlein hatte auf sich zu kommen sehen! Ohne länger nachzudenken, griff er nach dem Waschbecken und begann, nicht ohne Grausen die unheimlichen Spuren aus seiner Soutane auszuwaschen. Es dauerte nicht lange, so war das Wasser blutigrot gefärbt. Er wollte die Schüssel durch das Fenster ausgießen und mit frischem Wasser aus dem Kruge seine Arbeit fortsetzen; denn noch zahlreiche und große Flecken blieben zu reinigen. Als er aber das Fenster aufriß, das sich nur mit Geräusch öffnen ließ, hörten es die Herren in der anstoßenden Stube, und sofort stürmte der Maire in die Schlafkammer, in der Meinung, der Geistliche wolle dennoch einen Fluchtversuch machen.

Mit dem Rufe: „Was machen Sie da? Was haben Sie da?“ stürzte er auf den Pfarrer los und entriß ihm das Waschbecken. „Das ist ja Blut!“ rief er entsetzt. „Meine Herren, sehen Sie doch!“

„Eine ganze Schüssel voll Blut!“ rief der Notar, leichenblaß vor Schrecken.

„Ja, es ist Blut“, antwortete Abbe Montmoulin ziemlich ruhig. „Ich muß mich da drunten neben der armen Madame Blanchard in dasselbe gekniet haben — sehen Sie nur meine Soutane — und ich versuche jetzt, dieselbe zu waschen.“

So einfach und vernünftig die Erklärung war, sie befriedigte den Maire, der nun einmal Verdacht geschöpft hatte, keineswegs. „Wer weiß, wann und wie diese Flecken in die Soutane gekommen sind!“ rief er. „Jedenfalls bleibt die Schüssel samt Inhalt stehen, und das Kleid haben Sie die Güte mit einem andern zu vertauschen. Wenn ich mich nicht irre, hat die Wissenschaft Mittel, aus der Beschaffenheit der Blutkügelchen darzutun, wann das Blut vergossen wurde.“

„Ich habe nur noch eine Soutane, und diese wurde in der letzten Nacht auf einem Versehgange arg verunreinigt. Sie wird in der Küche zum Trocknen hängen“, sagte Abbe Montmoulin.

„So wollen wir dieselbe miteinander holen“, entgegnete der Bürgermeister. „Ich bestehe darauf, daß Sie dieses Kleid ablegen, damit die Wissenschaft diese höchst verdächtigen Flecken untersuche.“

Achselzuckend fügte sich der Pfarrer, ergriff die Lampe und ging den Herren quer über den Gang in die kleine Küche voran. Dieselbe hochhaltend, leuchtete er in die dunkle Ecke neben dem Herde, wo die Soutane zwar trocken, jedoch mit Kot über und über bedeckt hing. Die alte Susanne hatte noch keine Zeit gefunden, dieselbe zu reinigen. Abbe Montmoulin wollte sie eben von dem Haken herunternehmen, als der Gemeindeschreiber einen Schrei ausstieß und auf einen Armkorb deutete, der im Winkel neben dem Herde stand.

„Der Korb meiner armen Schwester!“ rief er.

Der Maire hob ihn auf und öffnete ihn. Es war kein Zweifel. Auf der Innenseite des Deckels war eine Karte Madame Blanchards angebracht. Er war leer.

„Kennen Sie auch diesen Armkorb?“ fragte der Maire den Pfarrer.

Betroffen antwortete derselbe: „Ja, es ist der Armkorb Madame Blanchards. Ich selbst legte das Geld in ein Tuch gebunden in denselben.“

„Und wie erklären Sie sein Hierherkommen?“

„Das ist es eben, was mich verwirrt. Ich habe keine Erklärung dafür.“ Kaum hatte Abbe Montmoulin das gesagt, da fuhr ihm der Gedanke durch den Sinn, der Mörder habe am Ende absichtlich den Korb hierhin gestellt, um den Verdacht auf den Pfarrer zu lenken; ja derselbe habe vielleicht nur bei ihm gebeichtet, um ihm durch die Pflicht des Beichtgeheimnisses den Mund zu schließen. War das der Fall, dann war auch die Beicht nur eine geheuchelte (simulierte) und gar keine Beicht; ein solches geheucheltes Bekenntnis legt aber dem Priester natürlich auch nicht die Pflicht des Beichtgeheimnisses auf. Es schien sich dem guten Pfarrer ein Ausweg aus seiner schwierigen Lage zu öffnen. Er brauchte nur zu erklären, Loser sei bei ihm gewesen und habe ihm unter dem geheuchelten Vorgeben, er wolle beichten, alles gestanden; er habe zuerst dessen Geständnis für eine wirkliche Beicht gehalten und deshalb nichts von seinem Besuche und von dem Verbrechen mitteilen dürfen. Jetzt aber durchschaue er den teuflischen Plan des Mörders und sei zu keinem Schweigen verpflichtet. Das mußte alles aufklären und den Verdacht von dem Unschuldigen auf den Schuldigen ablenken. Man kann sich

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

denken, wie gerne Abbe Montmoulin diese wichtige Erklärung abgegeben hätte; aber die Frage hielt ihn zurück, ob es denn so ausgemacht sei, daß Loser nur geheuchelt habe. Nur wenn das ganz sicher war, wenn also ganz sicher sein Geständnis keine Beicht war, bestand auch keine Pflicht des Beichtgeheimnisses; eine auch noch so große bloße Wahrscheinlichkeit entband ihn keineswegs von dieser heiligen Pflicht. Der Pfarrer mußte sich aber sagen, Loser habe ihm freilich nur aus purer Angst seine Tat gestanden, allein doch in der Absicht, von derselben losgesprochen zu werden. Und selbst wenn der Mörder in der Absicht, den Verdacht seiner Tat auf den Pfarrer zu wälzen, den Armkorb des unglücklichen Opfers nach der Beicht hierhin gestellt hätte, so würde das noch kein sicherer Beweis sein, daß dieselbe nur eine geheuchelte war. Abbe Montmoulin erkannte also, daß der Ausweg, der sich ihm zu öffnen schien, unzulässig sei, und er trotz aller Folgen, die jetzt in immer drohenderer Gestalt sich seinem Geiste zeigten, das Beichtgeheimnis voll bewahren müsse.

Während sich diese Gedanken im Geiste des Priesters mit Blitzesschnelle kreuzten und ihn zu dem eben angeführten Schlusse drängten, leuchtete der Maire in der Küche herum, ob er nicht noch andere Spuren des Verbrechens finde. Es dauerte auch nicht lange, da entdeckte er den Zipfel des Tuches, welches Loser in der Eile seiner Flucht nur zum Teile unter den Küchenschrank geschoben hatte. Der Maire zog es hervor und mit ihm das große Messer. Ein Schrei des Schreckens entrang sich aller Lippen, als er das blutbefleckte Tuch auf dem Küchentische ausbreitete und das Messer, das an Heft und Klinge ebenfalls deutliche Blutspuren zeigte, schaudernd dazulegte.

„Kein Zweifel!“ rief der Bürgermeister. „Hier haben wir das Werkzeug der unseligen Tat.“

„Arme Schwester —, und die Pfaffen, denen du jeden Heller zugetragen hast, haben dich zum Danke ermordet.“ sagte der Gemeindeschreiber mit einem wütenden Blicke auf den Pfarrer.

„Das Messer gehört jedenfalls Ihnen“, bemerkte der Notar. „Das Schildchen am Hefte trägt die Buchstaben F. M. Und auch das Tuch ist so gezeichnet!“

„Was sagen Sie dazu? Wie erklären Sie das?“ fragte in begreiflicher Aufregung der Maire und faßte den Pfarrer fest am Arme.

Abbe Montmoulin war beim Anblick dieser neuen Beweisstücke, welche seine Schuld fast mit Sicherheit darzutun schienen, leichenblaß geworden. Der Gedanke, Loser habe das alles in die Küche des Pfarrers gebracht, um den Verdacht der Blutschuld auf diesen zu wälzen, schien bestätigt; ja schon der Benutzung dieses Messers zum Morde schien derselbe teuflische Plan zu Grunde zu liegen. Der Mensch hatte gewiß keinen Anspruch auf Schonung seitens des Pfarrers. Aber wiederum sagte sich dieser: „Das ist kein sicherer Beweis, daß Loser nicht wirklich beichten wollte; ich darf also dennoch nicht reden.“

„Das Messer“, antwortete endlich Abbe Montmoulin, sichtlich nach Fassung ringend, „gehört gewiß mir. Auch das Tuch. Es ist dasselbe, in welches ich Madame Blanchard die Geldsumme einband. Wie das Messer und das Tuch in diesen Zustand kamen, und wer sie unter den Küchenschrank versteckte, vermag ich nicht zu sagen. Das Messer wurde übrigens von der alten Susanne schon beim Frühstück vermißt.“

„Wahrscheinlich hatte es der Mörder schon vorher weggenommen und für seine Tat bereitgelegt! Überhaupt scheint derselbe den Mord recht gut vorbereitet zu haben. Nur rechnete er dabei etwas gar naiv, wie mir scheint, darauf, daß gewisse Umstände, etwa die Heiligkeit seines Standes, jeden Verdacht von ihm ablenken würden“, sagte der Maire.

„Herr Bürgermeister, Sie haben jetzt schon wiederholt in verschiedenen Wendungen den Verdacht ausgesprochen oder doch nahegelegt, ich selbst könnte der Täter sein — ich muß endlich mit aller Entschiedenheit Verwahrung dagegen erheben!“ entgegnete der Pfarrer.

„O natürlich! Diese Entrüstung steht Ihnen nicht übel, nur kommt sie erst jetzt, angesichts dieser erdrückenden Beweise, etwas spät!“ rief der Maire spöttisch. Dann änderte er den Ton und sagte: „Besser würde Ihnen ein offenes Geständnis stehen. Sie würden sich dadurch jedenfalls Anspruch auf ein milderes Strafmaß verdienen!“

„Mögen die Umstände scheinbar noch so laut gegen mich zeugen — ich bin unschuldig!“ rief der Pfarrer.

„So erklären Sie doch die vorliegenden Tatsachen! Loser, auf den ja sonst allenfalls ein Schein des Verdachtes fallen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

könnte, war abwesend, wie Sie selbst eingestanden. Wer kommt denn sonst in Ihre Küche und nimmt das Messer fort? Wer wußte überhaupt, daß Madame Blanchard diese Geldsumme zu dieser bestimmten Stunde bei Ihnen holen würde? Wer kannte ihre Gewohnheit, den Weg durch das Oratorium und die dunkle Wendeltreppe zu nehmen, so daß er ihr gerade an dem günstigsten Platze auflauern und sie ermorden konnte? Wer? frage ich! Sie werden doch nicht sagen wollen, die alte Susanne könne die Täterin sein?"

„Ich kann nur wiederholen, daß ich unschuldig bin; Gott ist mein Zeuge!" sagte Abbe Montmoulin mit einem Blicke nach oben.

„Rufen Sie nicht noch Gott zum Zeugen an und verdrehen Sie ihre Augen nicht also, Sie Heuchler!" donnerte ihn der Bürgermeister an.

„Glauben Sie nur nicht, daß Sie uns mit Ihrer frommen Miene einen blauen Dunst vormachen können", sagte der Notar.

„Das Blut meiner armen Schwester fordert Rache!" rief der Gemeindeschreiber. „Ich werde nicht ruhen, bis ich Sie auf dem Schafott, unter der Guillotine sehe!"

Abbe Montmoulin hatte das Vorgefühl, daß man ihn vor Gericht wohl nicht anders beurteilen und auch dort seine Beteuerungen der Unschuld als Heuchelei ansehen werde. Er empfand die ihm angetane Unbill schwer und dachte an die Bitterkeit des Kelches, welcher ihm noch zu leeren blieb. Aber er konnte nichts tun, denselben abzuwehren, als beten. Und so betete er leise mit dem Heilande am Ölberge abermals: „Herr, wenn es möglich ist, so gehe dieser Kelch an mir vorüber; aber nicht mein Wille geschehe, sondern der deinige!"

„Sie wollen also nicht gestehen?" fragte der Bürgermeister noch einmal.

„Ich habe nichs zu gestehen", wiederholte der Pfarrer ruhig. „Sie mögen mich für einen Heuchler halten oder nicht: ich bin unschuldig und vertraue auf Gott, daß er meine Unschuld an den Tag bringen wird."

„Man wird vor Gericht sehen, was die Geschworenen angesichts der Tatsachen von Ihrer Unschuld denken! Folgen Sie uns einstweilen in Ihre Wohnung, wo Sie die Güte haben werden, Ihr blutbeflecktes Kleid gegen dieses allerdings auch nicht sehr reine umzutauschen. Wir wollen dann die Beweise Ihrer Unschuld: das Kleid, den Armkorb, das Tuch und das Messer, hübsch zusammenlegen. Es erübrigt nun nur, daß wir auch noch die 12 000 Franken in Ihrem Besitze finden, und vielleicht gelingt uns das ebenfalls. Inzwischen können wir mit den Erfolgen unserer vorläufigen Untersuchung recht zufrieden sein. — Sieh da — Herr Carillon und der Gendarm! Ist das Telegramm expediert? Gut! Wir sind unterdessen auch nicht müßig gewesen, Herr Carillon: den Korb der Ermordeten und das blutbefleckte Messer, mit welchem die Tat begangen wurde, zusamt dem Tuche, an dem der Mörder es abwischte — beide bezeichnet mit dem Namen unseres hochwürdigsten Pfarrers! — haben wir gefunden."

„Nicht möglich!" rief der Wirt und schoß einen boshaften Blick auf den ihm verhaßten Geistlichen. „Das wird ja eine seltene Erbauung: ein Pfaffe Mörder, Raubmörder —"

„Und Heuchler dazu und alles zusammen in der Soutane, — ja, die Sache wird von sich reden machen", schloß der Maire und faßte dabei den Vorsatz, diesen Trumpf bei den bevorstehenden Wahlen kräftig auszuspielen. „Jetzt aber zurück in das Wohnzimmer, wo wir das Protokoll vor der Ankunft des Untersuchungsrichters noch vollenden wollen! — Grisable", — redete er den Gendarmen an — „Sie begleiten den Herrn Pfarrer und lassen ihn nicht aus den Augen, auch während er das Kleid wechselt. Wer weiß, der Herr könnte zum Abschluß seiner Taten auch noch mit dem Tode eines Judas enden wollen, und da bin ich denn doch der Meinung, daß sein Erscheinen vor dem Kriminalgericht und allenfalls auf dem Schafott eine erbaulichere Sühne sei."

Abbe Montmoulin konnte sich vor Seelenschmerz und körperlichem Unwohlsein kaum mehr auf den Füßen halten und folgte dem Gendarmen willig in sein Schlafgemach. Nachdem er dort die mit Kot bedeckte Soutane angezogen hatte, warf er sich auf sein Bett und verfiel nach kurzer Frist, gänzlich erschöpft, in einen wohltätigen Schlaf.

In der Wohnstube schrieb indessen der Notar ein langes und umständliches Protokoll, das sich zu einer förmlichen Anklageschrift des armen Pfarrers gestaltete. Endlich war das Schriftstück fertig; es wurde verlesen, mit Zusätzen am Rande versehen und von den drei

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Herren unterschrieben. Auch der Wirt durfte seinen Namen für den Absatz: „Die Auffindung der Leiche betreffend", darunter setzen. Carillon rechnete sich das zu einer besonderen Ehre, wie er unter tiefer Verbeugung dem Bürgermeister erklärte. Dann holte er einen Korb herbei, den er auf dem Rückwege vom Telegraphenbureau aus seinem Hause mit sich genommen, und stellte Flaschen und Gläser, Salami und Käse, Teller und Zubehör auf den Tisch.

„Ein hochfeiner Chateau-Margaux, meine Herren, alt und rein!" sagte Herr Carillon. „Wahre Arznei nach der Aufregung und dem Schrecken der Nacht! Ich bitte Sie, diese kleine Gabe aus meinem Keller nicht zu verschmähen. Mögen Sie in derselben ein Zeichen meiner grenzenlosen Achtung erkennen, mit welcher ich immer die Behörden, namentlich aber unsern vortrefflichen Maire, ganz ergebenst verehre. Ich möchte Sie ersuchen, meine Herren, dieses Glas mit mir auf sein Wohl zu trinken. Die Tatkraft, die Umsicht, die vollendete Weisheit, mit welcher er an das düstere Verbrechen des Klerikalismus herangetreten ist und ihm die Larve der Heuchelei schon so gut wie abgerissen hat, weist ihm einen Ehrenplatz unter den hervorragendsten Beamten unseres Kreises, unseres Departements, Frankreichs an. Der Tropfen, den ich einschenke, meine Herren, ist so edel, daß der große Racine ihn wohl „eine Träne, die dem Auge der Gerechtigkeit entfiel", genannt haben würde. Meine Herren! was könnte passender sein als dieser Gedanke bei dem furchtbar ernsten Werke, das wir hier als Diener der Gerechtigkeit — der göttliche Corneille nennt sie auch Themis oder Thetis — im Dunkel der Nacht vollbringen?"

Die Herren mochten den Gedanken des Herrn Carillon, der in jungen Jahren als Schauspieler mit einer Truppe die Provinzialstädte durchzog, passend oder unpassend finden: sie fanden den Einfall des Wirtes, einige Flaschen Wein samt Zubehör herzubringen, sehr am Platze und nahmen die gewohnten rhetorischen Übungen des Schwätzers gerne mit in den Kauf. Der kurze Rest der Nacht wurde also hinter der Flasche zugebracht, wobei man die gemachten Entdeckungen hin und her besprach und sich immer in die Überzeugung hineinredete, niemand anders könne Madame Blanchard ermordet haben als der Abbe.

Elftes Kapitel
Der Untersuchungsrichter

Der Tag brach endlich an. Die ersten Strahlen der Sonne, welche in ihrer ganzen Herrlichkeit über die Höhen von Brignoles aufstieg, beleuchteten ein wundervolles Bild provencalischer Frühlingspracht. Die vielen kleinen Dörfer und einzelnen Gehöfte in den Tälern zwischen der Ste-Baume und der Kette von Ste-Victoire waren von einem Kranze blühender Pfirsich- und Pflaumenbäume umschlungen, in deren Kronen das emsige Volk der Bienen summte, geschäftig die süße Frühtracht in die Strohkörbe sammelnd, während die Finken ihr keckes Frühlingslied von allen Zweigen schmetterten. Da und dort ertönte Glockengeläute und rief die Dorfbewohner zur Pfarrmesse; fromme Mütterchen und Gruppen von Schulkindern gingen den Kirchen zu; das übrige Landvolk zog in hellen Scharen nach den Gärten und Weinbergen zur Arbeit.

Nur in Ste-Victoire stockte heute das gewohnte Leben. Kaum hatten sich mit dem Frührot die Türen geöffnet, so ging auch die Schreckenskunde von dem Morde von Haus zu Haus.

„Habt Ihr's gehört, Frau Nachbarin? die gute Madame Blanchard ist ermordet!" rief Camille der Sibylle über die Straße zu.

„Um Gottes willen! Es wird doch nicht sein!"

„Ja, und was das Schrecklichste ist", tönte es aus einem andern Fenster, „sie sagen, der Herr Pfarrer selbst habe sie mit seinem Brotmesser erstochen!"

„Mein Gott, wie könnt Ihr etwas so Schreckliches sagen? Ihr begeht ja eine schwere Todsünde!"

„Warum nicht gar! Die Geistlichen sind um kein Haar besser als die andern Menschen. Hat nicht vor etlichen Jahren in Paris ein Priester den Erzbischof in der Kirche erstochen und ist dafür guillotiniert worden? Übrigens habe ich es von der Magd des Herrn Carillon, des Wirtes zur Goldenen Rose. Sie mußte in aller Eile ein Frühstück für den Herrn Maire und die Herren vom Gerichte in das Kloster hinauf besorgen. Der Herr Maire und der Notar und der Gemeindeschreiber — mein Gott — es war ja seine Schwester! — sind die ganze Nacht im Kloster gewesen und haben alles herausgebracht."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Ja die! jetzt glaub' ich's erst recht nicht, daß unser Herr Pfarrer, ein so frommer und heiliger und wohltätiger Mann, ein solches Verbrechen begangen hat. Es geht ja auch nicht einer von diesen Herren des Sonntags in die Messe oder an Ostern zur Kommunion. Der Pfarrer ist ihnen schon lang ein Dorn im Auge. Sie werden ihm diese Tat anzuhängen suchen." Es war eine stämmige Frau, welche Abbe Montmoulin so kräftig verteidigte, und sie machte ordentliche Fäuste gegen „diese Herren."

„Nehmt Euch in acht, Frau Nachbarin!" erwiderte ihr ein schüchternes Frauchen, das sprachlos vor Schrecken bis jetzt zugehört hatte. „Wenn der Maire diese Reden erfährt, kann er Euch eintürmen lassen."

„Der soll es wagen, so ein Mensch, der nicht einmal seiner Frau die Treue hält, der —"

„Seht, seht! was kommt da die Gasse herauf? Weiß Gott, berittene Gendarmen! Und ein Zweispänner — das werden wohl die Herren vom Gerichte sein!" riefen jetzt die Nachbarinnen durcheinander und unterbrachen die Strafpredigt ihrer Gefährtin gegen den Bürgermeister.

„Du lieber Himmel! Sie holen unsern Pfarrer mit der Polizei!" — „Es muß also doch etwas daran sein!" — „Kommt mit zum Kloster hinauf, das müssen wir sehen!"

„Ja, lauft nur, ihr dummen Weibsbilder! Ich werde mit keinem Auge hinsehen, wenn sie den guten Mann vorüberschleppen. Und nie, nie werde ich glauben, daß ein Mann, der so viel für die Armen und Kranken tut, ein Mörder sei, und wenn auch der Maire auf seinen Eid aussagte, er habe es mit eigenen Augen gesehen!" Damit schlug die wackere Frau die Fenster klirrend zu und eilte, wahrlich nicht in der besten Laune, in die Waschküche, wo sie ihren Ärger an den Kesseln und Bütten ausließ.

Auf dem Platze vor dem Kloster drängten sich die Neugierigen und besprachen, wie es das Naturell der Südländer mit sich brachte, laut und lärmend das schreckliche Ereignis. Abbe Montmoulin mußte auch bei verschlossenem Fenster manches harte Urteil von solchen hören, denen er nur Gutes erwiesen hatte. So ist nun einmal das Herz der Menschen; wandelbar, stets geneigter, Schlimmes statt Gutes vom Mitmenschen zu glauben, empfindet es eine geheime Freude an jedem Skandal, namentlich wenn derselbe über Vorgesetzte und Hochgestellte verbreitet wird, und ist nur zu leicht geneigt, mit dem Pöbel „Kreuzige ihn!" zu schreien. Edle Menschen, die in solchen Stunden der Aufregung ein Wort für den Angegriffenen haben, und deren Seele der traurige Fall eines bis dahin tadellos dastehenden Mitmenschen mit wirklichem Schmerz erfüllt, werden sich nicht leicht unter die neugierige Menge stellen.

„Man sollte den Pfaffen gleich hier an den Ölbaum hängen", sagte ein stämmiger Bursche, die Augen rollend, „ehe die Gendarmen von Aix kommen. Ihr werdet sehen, vor Gericht schwätzt ihn so ein Advokat doch an der Guillotine vorbei. Und hier könnten wir ihn auch besser zappeln sehen."

„Nein, nein", sagte ein Metzger, „sie haben solche Beweise, daß ihm der beste Advokat nicht helfen kann. Seine Soutane ist ganz voll Blut, und das große Brotmesser, mit dem er sie erstach, ebenfalls. Ich hätte dem kleinen Cure kaum die Courage zugetraut."

„Ach was! die alte Betschwester wird sich wenig gewehrt haben! Und dann, das viele Geld, das er ihr abnahm, das hätte wohl auch noch andern Mut gemacht. Sie sagen ja, es seien über 20 000 Franken", sagte ein Krämer.

„Mehr, mehr, 50 000! 100 000!" rief man rechts und links.

„Ich will euch was sagen!" flüsterte der kleine Flickschneider. „Es ist ein wahres Glück für den Loser, den Küster, daß er Sonntag abend nach Marseille verreiste und noch nicht zurückkam. Wäre der dagewesen, so würde der Verdacht ganz gewiß auf ihn und nicht auf den Pfarrer fallen."

„Ach was, das sagst du nur, weil du selber gern Küster geworden wärest, und weil du deshalb den Mann nicht ausstehen kannst!" rief der Krämer.

„Es ist aber doch etwas daran an dem, was das Schneiderlein da gesagt hat", meinte der Metzger. „Dem Loser würde ich schon eher die Courage zugetraut haben; der hat das Handwerk im letzten Kriege gelernt und soll dabei einigen Dutzend Preußen eigenhändig den Garaus gemacht haben. Wäre der dagewesen —"

„Hört, was Herr Carillon sagt!" rief man jetzt von allen Seiten. Denn der Wirt zur Goldenen Rose war eben unter die Klosterpforte getreten und alles

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

strömte hin, um von ihm etwas Neues zu hören und wo möglich in das Kloster einzudringen, das bis jetzt verschlossen war. „Zurück, liebe Mitbürger!“ begann der Wirt. „Niemand darf das Kloster betreten, bevor die Herren des Gerichtes alles untersucht und bestätigt haben, was wir diese Nacht — ha, es war die gräßlichste meines Lebens! — im erhabenen Dienste der Gerechtigkeit untersucht und ausfindig gemacht haben. Ich sage „wir“, Mitbürger; denn auch ich habe mein bescheidenes Scherflein dazu beigetragen, daß die Unschuld gerächt und das Verbrechen gestraft werde, und der Herr Maire — einen erleuchteteren Mann gibt es nicht als unsern Maire, und unser Dorf kann stolz auf ihn sein! — hat darauf bestanden, daß auch ich meinen bescheidenen Namen unter das Protokoll setze, welches die Greueltaten des Klerikalismus entlarvt, an den Pranger stellt, ja ich darf sagen, den ganzen Stand dieser Wölfe im Schafspelz unter das Messer der Guillotine legt. Denn wenn unser Cure, einer der besseren im Lande, dieser himmelschreienden Bluttat fähig war, wessen soll man sich dann von den andern versehen? Aber es ist gut, daß gerade jetzt vor den Wahlen diese Greueltat geschehen mußte und von uns der Schleier der Heuchelei zerrissen wurde, in den sich der Klerikalismus hüllen wollte. Das Departement, ganz Frankreich soll davon hören und sich entsetzen. Das Licht, das wir hier in Ste-Victoire aufstecken, wird ein Leuchtturm für unser teures Vaterland sein, und in seinen Strahlen wird man die Wahrheit des großen Gambetta erkennen: Le clericalisme — voila l'ennemi! Ein Verräter an Frankreich ist also, wer seine Stimme bei den nächsten Wahlen dem klerikalen Kandidaten gibt. A bas la calotte! Nieder mit den Pfaffen!“

Der zungenfertige Wirt zur Goldenen Rose hätte gewiß zu Nutz und Frommen seiner Zuhörer noch lange fortgeredet, wenn nicht jetzt die Gendarmen und das Gerichtspersonal von Aix auf dem Klosterplatz erschienen wären. Die berittenen Polizisten stellten sich rechts und links von der Pforte auf, und der Wagen fuhr vor. Herr Carillon stürzte sich auf den Schlag, um ihn zu öffnen. Es entstieg ihm zunächst ein schwarzgekleideter Herr mit großer, blauer Brille und weißem Schnurr- und Kinnbart. Er lüftete seinen Zylinder ein klein wenig vor dem sich tief verneigenden Wirte und fragte: „Habe ich die Ehre, den Herrn Maire —“

„Doch nicht — mein Name ist Carillon, Wirt zur Goldenen Rose. Sie werden meinen Namen unter dem Protokoll finden, Herr Untersuchungsrichter! Der Herr Maire ist oben beim Inkulpaten, d. h. eigentlich bei dem schon überwiesenen Verbrecher. Denn der Herr Untersuchungsrichter wird finden, daß wir ihm tüchtig vorgearbeitet haben. Ich werde die Ehre haben, Ihnen den Weg hinauf zu zeigen. Die Herren Gendarmen werden inzwischen das von gerechter Entrüstung beseelte Volk an dem Betreten des Klosters hindern und dafür sorgen, daß es nicht etwa in heiligem Zorne Rache an dem Mörder nehme, der die Soutane trägt.“

Dem Untersuchungsrichter folgte ein Polizeioffizier und ein Sekretär mit einer großen Mappe aus dem Wagen. Ohne ein Wort auf die lange Rede zu erwidern, folgten die drei Carillon in die Wohnung des Pfarrers, wo der Maire seine Gefährten und sich vorstellte. Der Untersuchungsrichter, Herr Barthelot, ließ sich dann zunächst kurz den Fall erzählen.

„Wir dachten zuerst an ein Unglück, das der alten Dame beim Verlassen dieses weitläufigen Gebäudes zugestoßen sei, und wunderten uns nur, wie wenig entgegenkommend der Pfarrer sich zeigte, als wir die nötige Durchsuchung der Korridore vornehmen wollten. Erst nach und nach, als wir die Leiche fanden, kam uns der Verdacht, der Pfarrer sei der Schuldige, teils seines auffallenden Benehmens wegen, teils weil zur Zeit des Verbrechens niemand anders im Kloster war. Dann trafen wir ihn heimlich damit beschäftigt, ungeheuere Blutflecken aus seiner Soutane auszuwaschen, und fanden gleich darauf den Korb der Ermordeten und das Messer, mit dem offenbar die Tat geschehen ist, zusamt einem Tuche, an welchem dasselbe abgewischt wurde, in der Küche des Pfarrers versteckt.“

„Allerdings sehr schwerwiegende, ja überwältigende Beweismittel. Ich mache Ihnen mein Kompliment zu Ihrer Ermittelung. Und was sagt der Angeschuldigte dazu?“

„Er leugnet. Er beteuert frech seine Unschuld. Er hat den Mut, Gott zum Zeugen derselben anzurufen. Wollen Sie ihn sehen? Er wird hier nebenan von unserem Gendarmen bewacht.“

„Nicht jetzt. Ich will zunächst mit dem Herrn Offizier das Protokoll durchlesen,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

das Sie über Ihre ja sehr erfolgreiche Untersuchung aufsetzten, wie ich höre. Dann wollen wir uns den Ort des Verbrechens und die übrigen Räumlichkeiten dieses Baues genau ansehen. Der Gerichtsarzt ist doch zur Stelle zitiert? Gut. Wir werden seinen Bericht hören. Das Geld, die geraubte Summe, ist die auch gefunden worden?"

„Leider nicht. Wir nehmen an, daß der Pfarrer die Summe irgendwo in diesem weitläufigen Bau versteckt hat."

„Nicht unwahrscheinlich. Jedenfalls muß das ganze Haus auf das genaueste durchsucht werden. Herr Picard, Sie haben wohl die Güte, mit einem Ihrer Leute diese wichtige Sache gleich in Angriff zu nehmen. Wir wollen unterdessen den Ort der Tat und was damit zusammenhängt in Augenschein nehmen."

Der Maire führte also den Untersuchungsrichter, nachdem derselbe das Protokoll aufmerksam gelesen hatte, zunächst in die Küche und zeigte ihm das Messer und das Tuch und den Platz, wo sie gefunden wurden. „Es ist auffallend", sagte der Untersuchungsrichter, „daß diese Sachen so schlecht verborgen waren. Es sieht aus, als ob sie absichtlich dahin gesteckt wären, daß man sie hier finde. Man hat aber freilich auch Beispiele, daß der Täter absichtlich so handelte, um sagen zu können: so unvorsichtig würde ich doch nicht selbst mich verraten haben. Hat der Pfarrer so etwas gesagt, als man das Messer hier fand?"

„Nein. Er spielte den Verblüfften und beteuerte seine Unschuld", antwortete der Maire.

Man untersuchte nun die blutbefleckte Soutane. „Wie erklärt der Pfarrer diese Flecken?" fragte der Untersuchungsrichter, und als er die Antwort des Maire vernommen, sagte er achselzuckend: „Der Pfarrer konnte für sich nichts Ungeschickteres tun, wenn seine Erklärung zutreffend wäre! Man hätte sofort erkennen können, daß die Flecken von geronnenem Blute herrührten; jetzt hat er dasselbe wieder aufgelöst, und es wird nun sehr schwer halten, festzustellen, ob es frisches oder geronnenes Blut war."

Der Maire geleitete nun den Herrn durch den dunklen Korridor des Marienflügels in das Oratorium und bemerkte, nach des Pfarrers Zeugnis habe die Ermordete regelmäßig diesen Weg genommen, um eine Anbetung des Sakramentes zu machen, und sei dann die finstere Wendeltreppe hinabgestiegen. Hierauf zündete er eine Kerze an und leuchtete dem Untersuchungsrichter bis zum Treppenabsatz vor der Sakristeikammer. „Hier ist die Tat geschehen!" erklärte er. „Hier in dieser Ecke hinter der geöffneten Türe muß der Mörder sein Opfer erwartet haben!"

„Wie konnte der Pfarrer hierhin gelangen, wenn er seiner Angabe und Ihrer Annahme gemäß sie oben an seiner Türe verabschiedete?"

„Auf einem doppelten Wege: entweder durch die Haupttreppe und den Kreuzgang diese Treppe herauf, oder indem er sich an der ruhig im Oratorium Betenden auf dem Wege, den wir gekommen sind, vorüberschlich."

„Er hätte sie auch begleiten und hier an dieser allerdings günstigsten Stelle überfallen können. — So viel ist sicher: nur ein Mensch, welcher mit der Anlage dieses Hauses und den Gewohnheiten der Ermordeten völlig vertraut war, konnte diese Tat vollbringen."

„Er mußte überdies wissen, daß die Tote gerade zu dieser Stunde mit einer solchen Geldsumme diesen Weg einschlagen würde. Wer konnte das anders wissen als der Pfarrer?"

„Sie haben recht. Die Verdachtsgründe sind wirklich erdrückend. Öffnen Sie nun die Türe, bitte."

Von der Schwelle aus betrachtete der Untersuchungsrichter die mit dem Bahrtuche bedeckte Leiche.

„Das Grabtuch haben natürlich Sie darüber gespreitet?" fragte er den Maire.

„Nein, nein! genau so fanden wir sie und haben das Tuch nur so weit gelüftet, um uns von der Identität und dem Tode Madame Blanchards zu überzeugen."

„Das ist sehr sonderbar! Das hätte ein gewöhnlicher Mörder kaum getan! Darin verrät sich die Hand des Geistlichen. „Lassen Sie die Decke so liegen, bis der Gerichtsarzt zur Stelle ist. Und nun sagen Sie mir, wie hat sich der Pfarrer benommen, als Sie die Leiche fanden?"

„Daß er uns zuerst einen andern Weg führte, obschon er wußte, Madame Blanchard werde diesen Weg gegangen sein, glaube ich Ihnen schon gesagt zu haben. Als er uns dann doch hier vorbeiführen mußte, warf er einen eigentümlichen ängstlichen Blick auf diese Türe — ich bin dessen sicher: gerade dieser Blick veranlaßte mich, die Türe zu öffnen — und im selben Augenblicke ging

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

seine Lampe aus."

„Hat er sie ausgeblasen?"

„A—ein, ich habe das wenigstens nicht bemerkt. Ich glaube, es war Zugluft. Aber was uns allen auffiel: er hatte in dem einen Blick sofort die Leiche erkannt, während wir nur das unheimliche Bahrtuch klar gesehen hatten. Dann kniete er, selbst bevor Licht zur Stelle war, hier neben die Leiche hin und stellte sich betend."

„Er scheint hier wirklich in dem geronnenen Blute gekniet zu haben, und somit dürfte seine Erklärung der Blutflekken die richtige sein. — Aber freilich, das beweist noch lange nicht seine Unschuld! Schließen Sie die Kammer vorläufig. Wir wollen wieder in das Zimmer hinauf."

Während sie nun zusammen die Treppe hinaufstiegen, fragte der Untersuchungsrichter, ob es auch ganz gewiß sei, daß der Küster zur Zeit der Tat sich nicht im Hause gefunden habe. Der Maire antwortete, das sei absolut erwiesen und werde auch vom Pfarrer selbst zugestanden. — Wer sonst noch um die Zeit zwischen 10 und 11 Uhr im Kloster gewesen sei? — Niemand als der Pfarrer und die Ermordete. Die alte Magd Susanne sei vom Pfarrer, bevor die Ermordete das Kloster betrat, unter dem Vorwande, er sei unwohl und wolle sich zur Ruhe legen, mit der Weisung fortgeschickt worden, erst am folgenden Tage wieder zu kommen. Der alte Jacques, der in Abwesenheit des Küsters um Mittag den Angelus geläutet habe, sei erst einige Minuten vor 12 Uhr, also zur Zeit, da die Tat schon geschehen, in das Kloster gekommen und habe dasselbe sofort wieder verlassen.

„Wenn sich das wirklich beweisen läßt", sagte der Untersuchungsrichter, „so ist das für sich schon ein erdrückender Schuldbeweis. Ich werde die Magd und den Mann, der den Angelus läutete, verhören; bestellen Sie dieselben sofort. — Nun hätten wir noch das Motiv, den Beweggrund zu erwägen, der den Pfarrer zu dieser Tat hätte bewegen können. Rache, Eifersucht und ähnliches kann hier wohl nicht in Frage kommen — das einzige wird die allerdings große Geldsumme sein. Gilt der Pfarrer als sehr geizig?"

„Im Gegenteil. Ich muß ihm das Zeugnis geben, daß er gegen die Armen und Kranken sogar über seine Mittel wohltätig ist."

„Hm, hat er sich vielleicht gerade dadurch drückende Schulden aufgebürdet?"

„Nicht daß ich wüßte. Aber er ist arm und hat eine arme Mutter, die er schon lange gern zu sich genommen hätte. Sie war Sonntag hier auf Besuch und ist erst Montag morgen — in der Tat kaum eine Stunde vor dem Morde — nach Aix zurückgekehrt, wo sie in ziemlich bedrängten Verhältnissen leben soll. Hm, da kommt mir ein Gedanke —"

„Mir auch", unterbrach ihn lebhaft der Untersuchungsrichter. „Nicht wahr, die hätte am Ende das Geld mit nach Aix nehmen können, und dann dürften wir hier umsonst danach forschen?"

„Ich würde es glauben, wenn nicht die von der Ermordeten unterschriebene Quittung vorläge!"

„So, auch eine Quittung hat er sich noch geben lassen? Das macht mir die Sache noch wahrscheinlicher. Die Unterschrift konnte er von der gutmütigen Person leicht durch einen Kniff erhalten, z. B. er sagte ihr — das paßt ja ganz prächtig — er habe die Summe in dem sichern Schrank der Sakristei verschlossen und wolle sie ihr unten ausbezahlen. Sie sagten mir ja, die Wendeltreppe führe auch zur Sakristei? Nun, Madame Blanchard wird also oben, um nicht noch einmal zurückkehren zu müssen, den Empfangsschein unterzeichnet haben und erhielt dann auf dem Wege zur Sakristei statt des Geldes den Messerstich. Was sagen Sie zu dieser Annahme?"

„Ich bewundere Ihren Scharfsinn, Herr Untersuchungsrichter. So paßt alles vortrefflich, so wird es geschehen sein!"

„Erfahrung, nichts als Erfahrung, mein lieber Maire! Wenn man so lange im Amte ist wie ich, so lernt man nach und nach die Schliche der Verbrecher kennen. Nun, wir haben jetzt, dank Ihrer ausgezeichneten Beihilfe, was ich „eine sichere Operationsbasis" zu nennen pflege. Daraufhin wollen wir jetzt handeln. Zunächst ein Telegramm nach Aix, das diese Frau Montmoulin der besonderen Aufmerksamkeit der Polizei empfiehlt. Sie kennen doch die Adresse?"

„Leider nicht. Wüßte auch nicht, wer dieselbe hier außer dem Pfarrer kennen sollte."

„Nun, derselbe wird sie uns nennen. Jetzt müssen wir noch rasch, nur der Form wegen, diese alte Magd verhören und den Mann, der den Angelus läutete; dann kommt die Reihe an den Inkulpaten."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Zwölftes Kapitel
Das Verhör

Während dieses Gespräches hatte der Untersuchungsrichter mit dem Maire den langen Korridor durchschritten und stand wieder vor der Wohnung des Pfarrers. Herr Carillon erwartete sie daselbst und teilte ihnen mit, er habe sich die Ehre gegeben, für die Herren im anstoßenden Zimmer ein kleines Frühstück zu servieren. Der Herr Untersuchungsrichter werde ja bei seiner plötzlichen Abreise kaum Zeit gehabt haben, etwas zu genießen.

„In der Tat konnte ich kaum eine Tasse Kaffee trinken und werde gleich nach Beendigung des Verhörs von Ihrer gütigen Einladung Gebrauch machen. Jetzt aber wollen wir voranmachen. Das Telegramm nach Aix kann nicht früh genug abgeschickt werden", fügte er, zum Maire gewendet, hinzu. Doch ließ sich der Herr bewegen, ein Glas Madeira zu trinken und etwas kaltes Huhn dazu zu nehmen, während man den Nachbar Jacques und die alte Susanne herbeirief.

Der alte Jacques war einige Minuten vor 12 Uhr herübergekommen, hatte geläutet und war sofort wieder nach Hause zurückgekehrt, wie er beweisen könne; er hat nichts gesehen und nichts gehört — letzteres war bei seiner Taubheit nicht zu verwundern. Er hatte namentlich von dem Küster Loser nichts gesehen und nichts gehört, werde übrigens in seinem Leben niemals wieder demselben einen solchen Liebesdienst erweisen, da man dadurch nur Scherereien mit der Polizei bekomme und am Ende gar nach Aix vor Gericht müsse.

Die alte Susanne wurde vom Gendarmen mit Gewalt vor den Untersuchungsrichter gebracht, und man bekam in den ersten Minuten kein verständliches Wort von ihr zu hören; sie jammerte und schluchzte hinter ihrer Schürze, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Da auf einmal ließ sie die Schürze fallen und fuhr gegen den Maire und den Untersuchungsrichter los, wie man ihr, einer siebzigjährigen, unbescholtenen Jungfrau, die Schande antun könne, sie mit dem Gendarmen holen zu lassen. Ob man am Ende gar sie für die Mörderin der guten Madame Blanchard halte? Man solle es nur sagen; es wundere sie gar nichts mehr, da man die himmelschreiende Frechheit habe, einen so guten und frommen und heiligen Mann wie den Herrn Pfarrer für den Mörder auszugeben! Ja, was das für Zeiten seien! Das komme aber davon, wenn man einen Maire in der Gemeinde habe, der seine österliche Pflicht nicht erfülle und der — na, sie wolle nichts mehr sagen; man solle seine Frau fragen! Dann ging der Zornausbruch der guten Alten wieder in lautes Weinen über, und die Schürzenzipfel bedeckten aufs neue ihre Augen.

Der Untersuchungsrichter unterdrückte bei dem Ausfalle der Alten gegen den Maire nur mit Mühe ein Lächeln und winkte demselben, er solle ihn machen lassen. Zunächst erteilte er dem Gendarmen einen Verweis, daß er die ehrsame Jungfrau Susanne also unhöflich vorgeladen habe. Das wirkte schon etwas. Dann sagte er ihr, gerade um den Verdacht vom Herrn Pfarrer abzuwenden, habe man sie rufen lassen; sie möge also im Interesse des Pfarrers die Fragen beantworten, die man ihr vorlegen werde. Dazu war sie bereit, und nun bestätigte sie, daß das Messer schon am Morgen gefehlt habe; daß der Pfarrer ihr vor 10 Uhr gesagt, er sei unwohl, wolle sich zur Ruhe legen und sie brauche den Tag nicht mehr zu kommen; daß sie beim Verlassen des Klosters Madame Blanchard getroffen und nichts mehr von ihr gesehen oder gehört habe, bis am Abend spät die Jeannette gekommen sei, um sie mit der Nachricht zu erschrecken, Madame Blanchard sei noch nicht nach Hause zurückgekehrt.

„Und was haben Sie der Jeannette geantwortet?"

„Jesus, Maria und Joseph!" habe ich geschrien, „der ist gewiß etwas zugestoßen!"

„Wie kamen Sie auf den Gedanken?"

„Weil der Herr Pfarrer mir gesagt hatte, sie komme, das viele Geld für das neue Krankenhaus bei ihm zu holen."

„Hat sonst noch jemand darum gewußt, daß Madame Blanchard um diese Zeit das viele Geld im Kloster hole?"

„Nein, nein; wo denken Sie hin? Meinen Sie, ich sei eine Klatschbase? Da kennen Sie die alte Susanne schlecht! Keiner Seele habe ich ein Wort davon gesagt."

„Und Sie haben gesehen, wie Madame Blanchard das Kloster betrat? Wie spät war es da?"

„Das kann ich Ihnen genau sagen. Es

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

schlug eben 10 Uhr. Sie grüßte mich und fragte, ob Abbe Montmoulin allein sei, und ich sagte: „Ja, mutterseelenallein!“ Denn seine Mutter war schon abgereist.“
„Hatte seine Mutter eine Tasche oder ein Körbchen in der Hand, als sie fortging?“
„Ja, der Pfarrer hatte ihr eine Tasche mitgegeben; ich glaube mit seiner Wäsche, welche sie ihm ausbessert.“
„War die Tasche schwer oder leicht?“
„Das weiß ich nicht. Ich wollte sie ihr die Treppe hinuntertragen; aber sie ließ dieselbe nicht aus der Hand.“
Der Untersuchungsrichter warf dem Maire einen Blick zu.
„Wissen Sie vielleicht, wo die Mutter des hochw. Herrn Pfarrers wohnt?“
„Ja, in der Rue de la Colombe zu Aix. Die Nummer weiß ich nicht. Sie hat einen kleinen Wollwarenladen, linker Hand, wenn man vom Gemüsemarkt her kommt. Wollen Sie vielleicht Ihre Strümpfe dort kaufen?“
„Wohl möglich, daß ich mit der würdigen Frau demnächst ein kleines Geschäft abzuschließen habe“, bemerkte der Herr, die Adresse rasch auf einem Streifen Papier notierend. Dann fragte er: „Sie sagten soeben, der Pfarrer sei ganz allein im Kloster gewesen, als Madame Blanchard zu ihm ging. Sind Sie dessen ganz gewiß?“
„Ja, ganz gewiß.“
„Der Küster war also nicht da?“
„Nein, der Lump ist am Sonntagabend nach Marseille gegangen und noch nicht zurück.“
„Eh bien, Jungfer Susanne, was ist denn nun Ihre Meinung: wenn der Pfarrer ganz allein mit der alten Dame im Kloster war, auf wen muß denn wohl der Verdacht dieser Tat fallen?“
„Das weiß ich nicht! Jedenfalls nicht auf den Herrn Pfarrer, der ein so heiliger Mann ist!“
„Ja, auf wen denn? Madame Blanchard hat sich doch nicht selbst erstochen und beraubt?“
„Gewiß nicht, sie war eine sehr fromme und gottselige Frau und hätte dies nie getan. Viel eher glaube ich, der Teufel selbst habe es getan durch sich oder durch irgend einen Lump, den er ganz gut durch die Luft herbeigetragen und wieder fortholen konnte, um dem guten Pfarrer diese heillose Geschichte über den Hals zu bringen.“
Alle lachten über diese allerdings wenig glaubwürdige und noch weniger moderne Erklärung der alten Susanne. Aber diese nahm das Gelächter nicht sehr gnädig auf und fragte: „Was ist denn da zu lachen? Ist denn das etwas so Seltenes, daß der Teufel einen holt? Da sollte ein Christenmensch einen heilsamen Schrekken empfinden, anstatt zu lachen! Und Sie namentlich, Herr Bürgermeister, haben gar keinen Grund zu lachen. Sie glauben zwar an keinen Teufel; es soll mich aber gar nicht wundern, wenn er Sie einmal holt!“
„Bravo, bravo, Dame Susanne! Ha, ha, ha!“ rief der wohlbeleibte Doktor Corbillard, der während dieser letzten Standrede der alten Magd eingetreten war, und schüttelte sich vor Lachen. „Bravo! Sagt's dem alten Sünder! Hätte meiner Lebtag nicht gedacht, daß Ihr eine solche Rednerin seid. Da ist ja der alte Cicero ein Stümper dagegen. Wenn die Klerikalen nur um einen Deut gescheiter wären, würden sie Euch nach Paris in die Kammer schicken. Ich glaube, Ihr würdet diese Schwerenöter von Liberalen alle vom Teufel holen lassen! — Aber nichts für ungut, meine Herren! Ich habe die Ehre, mich untertänigst dem Gerichte zur Verfügung zu stellen.“
„Unser Dr. Corbillard“, stellte der Maire ärgerlich genug den Arzt vor, während man der alten Susanne bedeutete, sie sei einstweilen entlassen. „Nun, Herr Doktor, Sie hätten auch etwas früher kommen können —“
„Keine Minute früher! Ich habe den Grundsatz: erst für die Lebenden, denen man noch helfen kann, und dann für die Toten, die auch viel geduldiger warten als z. B. Sie, Herr Maire. Und da zu gleicher Zeit mit Ihrer Einladung ein dringender Ruf zu einem Kranken kam, der mich eine Stunde weit in die Berge verlangte, treffe ich erst jetzt hier ein und stehe nun ganz zu Ihren Diensten.“

(Fortsetzung folgt.)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Briefauszüge

Innigen Dank der lieben hl. Theresia vom Kinde Jesu für schnelle Hilfe in schwerer Krankheit. Schwester M. E., C. P. S.

Sigmaringen: Dank dem hl. Judas Thaddäus; in einer Geldangelegenheit habe ich ihn um seine Hilfe angefleht und bin nun erhört worden.

Weilheim: In einem jahrelang dauernden Anliegen wurde mir, dank dem hl. Herzen Jesu, der lb. Muttergottes, des hl. Joseph und besonders des hl. Judas Thaddäus, Hilfe zuteil.

Marienbad: Tausendmal Dank dem hl. Herzen Jesu für die Erhörungen in unserer siebenfachen Zuflucht.

Honsbronn: Durch Anrufung des hl. Herzens Jesu und des hl. Joseph bin ich in meinem schweren Anliegen erhört worden.

N. N. B.: Vielen Dank dem hl. Herzen Jesu, der lb. Gottesmutter, der hl. Theresia vom Kinde Jesu sowie allen Heiligen.

Waldstetten: Meine Mutter hatte alle Anzeichen, einen offenen Fuß zu bekommen. Ich nahm Zuflucht zur lb. Gottesmutter und anderen Heiligen und wurde erhört. Sende zum Dank für ein Heidenkind ... Mark.

Auf die Fürbitte des hl. Joseph, des hl. Antonius und des hl. Judas Thaddäus fand ich Erhörung in vielen Nöten und sende zum Dank Almosen.

T. in Schw.: Der lb. Gottesmutter und dem hl. Antonius sei öffentlicher Dank für erlangte Hilfe.

J. M. in A.: Für ein Heidenkind „Konrad."

Stuttgart: Nach einer neuntägigen Andacht zur Muttergottes und für die armen Seelen fand ich Erhörung in einem Anliegen.

Mosty: Dank der allerh. Dreifaltigkeit, der hl. Theresia vom Kinde Jesu, der hl. Familie und den armen Seelen für erlangte Hilfe.

Malberg: Dank dem hl. Herzen Jesu, der Himmelskönigin, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius und dem hl. Wendelin für Hilfe in zwei schweren Anliegen.

Schüren: Gabe für ein Heidenkind als Dank für Hilfe in Krankheit.

Düsseldorf: Dank dem hl. Antonius für Erhörung in einem Anliegen.

Bochum: Dank dem hl. Herzen Jesu, der lb. Gottesmutter, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius, dem hl. Gerhardus von Majella und mehreren Heiligen für Erhörung in einem wichtigen Anliegen.

Graes: Dank dem hl. Antonius für erlangte Besserung eines durch Verletzung erkrankten, nutzlos gewordenen Tieres.

Barmen: Gabe für ein Heidenkind als Dank für Erhörung in einem Anliegen erhalten.

Ettelbrück (Luxemburg): Unserer lb. Frau v. Lourdes, dem lb. hl. Joseph und der hl. Schw. Theresia vom Kinde Jesu innigsten Dank für zweimalige auffallende Hilfe in großer Lebensgefahr und für schnelle Besserung in Krankheit.

Langerfeld: Gabe als Dank und um weitere Hilfe zu Ehren des hl. Antonius, der Muttergottes der immerwährenden Hilfe, den armen Seelen, der hl. Theresia und zu Ehren der hl. fünf Wunden.

Würselen: Almosen als Dank dem hl. Herzen Jesu, der lb. Gottesmutter, dem hl. Joseph und der lb. hl. Theresia für erlangte Hilfe.

Honnef: Innigen Dank dem hl. Herzen Jesu, der lb. Gottesmutter, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius und dem hl. Judas Thaddäus für Hilfe in großer Bedrängnis.

Bonn: N. N. Dank dem hl. Joseph für Hilfe in großer Not.

Berlin: H. H. Öffentlichen Dank dem hl. Herzen Jesu, dem hl. Thaddäus, der kl. hl. Theresia und den armen Seelen für erlangte Hilfe in schwerer Krankheit.

Schlebusch: Der lb. Gottesmutter, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius und dem hl. Thaddäus öffentlichen Dank für Hilfe in schwerer Prüfung.

Reipeldingen: Innigsten Dank dem hl. Antonius und dem hl. Wendelinus für Hilfe im Stall.

Langendernbach: Herzlichen Dank der immerwährenden Hilfe, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius und der kl. hl. Theresia für wunderbare Hilfe in einem schweren Anliegen.

Birkesdorf: Dank der Mutter von der immerwährenden Hilfe und der kl. hl. Theresia für Erhörung in meinem Anliegen.

Bremen: Dank dem hl. Judas Thaddäus für Hilfe in einer verwickelten und schwierigen Gerichtssache. Veröffentlichung gelobt.

Dank dem hl. Herzen Jesu, der lb. Gottesmutter und allen Heiligen für erlangte Gesundheit und Hilfe in einem besonderen Anliegen.

Gressenich: Innigen Dank dem hl. Herzen Jesu, unserer lb. Frau von der immerwährenden Hilfe, dem hl. Antonius, hl. Judas Thaddäus, hl. Liborius, besonders dem hl. Joseph für Hilfe in Krankheit und Wohnungsangelegenheit sowie verschiedenen anderen Anliegen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Veröffentlichung versprochen. Auch möchte ich bei dieser Gelegenheit (wenn es auch schon weiter zurückliegt) genannten Heiligen, besonders dem hl. Joseph, innigst und öffentlich danken für augenscheinlichen wunderbaren Schutz meines Sohnes in öfterer sicherer Todesgefahr im Weltkriege, (es ausführlich zu erzählen, würde ja zu weit führen) und glückliche Heimkehr aus demselben.
Der Sohn selbst, sowie auch wir zu Hause hatten ihn immer dem hl. Joseph, der auch zugleich sein Namenspatron ist, besonders empfohlen und haben auch immer nächst dem lieben Gott, dem hl. Joseph den besonderen Schutz und Hilfe zugeschrieben. Tausendmal Dank. Zeitlebens werde ich ihn besonders verehren. Mögen alle, die in Not und Gefahr sind, sich an diesen hilfreichen Heiligen wenden.
Marienwerder: Das gesandte Almosen als Dank der lb. Mutter von der immerwährenden Hilfe, dem hl. Joseph, den armen Seelen und der göttlichen Vorsehung für Heilung von einem schweren Übel. Veröffentlichung gelobt.
Herzlichen Dank dem hl. Herzen Jesu, der lb. Muttergottes, dem hl. Joseph, hl. Judas Thaddäus, hl. Antonius, der hl. Theresia vom Kinde Jesu, der Schwester Benigna und dem hl. Vater Pius X. für Hilfe in besonders schwerem Anliegen.
Ruda O. S.: Dem hl. Herzen Jesu u. d. Muttergottes von der immerwährenden Hilfe für glückliche Entbindung.
Reichenau: Überwiesener Betrag als Dank dem hl. Herzen Jesu, der lb. Gottesmutter und dem hl. Joseph für wiedererlangte Gesundheit und um weitere Hilfe.
Reinerz: Innigen Dank der lb. Gottesmutter, dem hl. Antonius und dem hl. Schutzengel für Erhörung einer Bitte. Eine große Freundin der Mariannhiller Mission.
Tausendfachen herzlichen Dank sei gesagt der lb. Muttergottes mit dem göttl. Kinde im Namen der hl. Dreifaltigkeit, sowie im Namen der hl. Familie, aller lb. Engeln und Heiligen und aller armen Seelen für Hilfe in einem großen Anliegen. O eilet doch alle zu Maria, der Mutter mit dem göttlichen Kinde. Sie wird euch gewiß helfen.
Rittendorf: Dank der hl. Ottilia für wunderbare Hilfe in schwerem Anliegen. 1 Heidenkind versprochen.
Würzburg: Durch die Fürbitte der lb. Muttergottes, des hl. Joseph, des hl. Antonius, des hl. Judas Thaddäus bin ich erhört worden in schwerem Anliegen.
Sopron, Ungarn: 5 Pengö Missions-Almosen erhalten. Vergelts Gott!
Wenigzell, Steiermk.: Missions-Almosen als Antoniusbrot, als Danksagung für die armen Seelen für Erhaltung braver Dienstboten.
Graz: Tausend Dank dem hl. Herzen Jesu und Maria, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius und der hl. Theresia vom Kinde Jesu für Erhörung in schweren Anliegen.
Innsbruck: Tausend Dank dem hl. Herzen Jesu für glückliche Operation und wiedererlangte Gesundheit.
Neufelden, O. O.: Dank der lb. Gottesmutter Maria, dem hl. Judas Thaddäus und den armen Seelen für Hilfe in Arbeitslosigkeit und Geldnot.
Ober-Grafendorf, N. O.: Missions-Almosen als Antoniusbrot als Dank für Hilfe in schwerer Wohnungsnot.
Kirchberg, Tirol: Antoniusbrot für die Mission als Dank zur lb. Gottesmutter Maria, dem hl. Antonius und der hl. Theresia vom Kinde Jesu für erlangte Hilfe in schweren Anliegen.
Altdorf: Auf Anrufung des hl. Joseph und der hl. Theresia vom Kinde Jesu ist mir eine unangenehme Situation erspart geblieben und übermache als Dankbarkeit ein Missions-Almosen von ... Frank.
K. in A.: Lob und Dank dem göttlichen Herzen Jesu, der lb. Muttergottes, dem hl. Antonius für Hilfe in Wohnungsangelegenheiten. Sende Ihnen die versprochene Gabe von ...Fr. für die Mission.
Basel: Dank dem hl. Judas Thaddäus für Hilfe in Wohnungsangelegenheit.
Entlebuch: In einem sehr schweren Unglücke nahmen wir mit großem Vertrauen Zuflucht zum wundertätigen Sarner Jesuskinde, zur lb. Muttergottes, besonders auch zum lb. hl. Joseph, der uns schon öfters durch seine mächtige Fürbitte beigestanden ist, sowie auch zum hl. Judas Thaddäus, dem absonderbaren Helfer in hoffnungslosen Anliegen, zum hl. Antonius von Padua, dem himmlischen Arzt, den hl. 14 Nothelfern und den armen Seelen. Es wurde nebst anderem auch die Taufe von 2 Heidenkindern versprochen und Veröffentlichung im „Vergißmeinnicht", wenn uns in diesem schweren Anliegen geholfen werde. Unser Vertrauen wurde glänzend belohnt, indem sich alsbald wieder alles zum Besten wendete. Dem lb. Gott, der lb. Gottesmutter, dem lb. hl. Joseph und den anderen Heiligen sei hiemit öffentlich unser herzinnigster Dank ausgesprochen.
Sursee: ...Fr. für ein Heidenkind als Dank für Hilfe in einem Anliegen. Heidenkind war versprochen.

Memento

In letzter Zeit starb eine unserer eifrigen Förderinnen, nämlich Frl. **Maria Hörtermann** aus Essen (Ruhr). Sie hat seit langen Jahren mit größtem Eifer ihr Amt als Förderin ausgeübt. Die Mariannhiller Mission wird ihr stets ein dankbares Andenken bewahren. Der lb. Gott allein hat all die Opfer und Mühen gekannt und wird es auf ihrem Sterbebette ihr süßester Trost gewesen sein, ihre Kräfte dem Dienste Gottes als Hilfsmissionärin gewidmet zu haben. Möge sie nun ausruhen im Lande des Friedens, für dieses betet die dankbare Mariannhiller Mission.

Herr **Fr. Romahn** in Königsberg, ein langjähriger Mitarbeiter, ist uns durch den Tod entrissen. Namentlich für die Verbreitung unseres Kalenders hat der Verstorbene stets reges Interesse an den Tag gelegt. Gott möge ihm ein reicher Vergelter sein!

Krefeld: Frau Wwe. Augusta Verbücheln, Mutter einer eifrigen Förderersfamilie.
Liessem: Frau Angela Elsen, langjährige Förderin.
Wiedenfeld: Katharina Groß, langjährige Förderin.
Landshut: Anna Mandlinger, seit vielen Jahren eifrige Förderin unserer Mission.
Antonie Hortig, eine Wohltäterin in Neu-Strahlenberg.
Kaufbeuren: Josef Schmidhuber. Frankfurt: Katharina Grillenmeier. Hamberg: Johann Brendel. Passau: Barbara Treml. Mömlingen: Barbara Giegerich. Riedlingen: Mahlenbrey. Wernarz: Th. Muth. Schönna: H. H. Pfarrer Paul Holzner. Oberthingen: Ludovika Riederer. Pfaffwiesen: Josef Mayer. Erlenbach: Josef Wien. Bastheim: Anton Hartung. Freising: Theresia Ludl. Kalzhofen: Wohlerwürden Frau M. Augustina Eisele. Rüßwihl: Theresia Sibold. Dieberg: Franziska Graml. Niederlindhart: Rosina Greil. Altheim: F. B. Gehrig. Unterkasdorf: Theresia Denk. Dietrichsdorf: Peter Högl. Hausach: Ph. Gutmann. Zußdorf: Josef Miller. Echsheim: Maria Ruisinger. Poppenroth: Lorenz Antlitz. Erlenbach: Frau M. Teyock. Krensheim: Walburga Mark. Ratibor: Stephanie Schipke. Unterwittighausen: Julian Binder. Würzburg: Hochw. Herr Domkapitular Emmerich. Duisburg-Ruhrort: Fr. Nuelen. Duisburg: Adelfried: Hegenscheid. Neuwarendorf: Wwe. H. Rolf. Alt-Schermbeck: Kreienkamp. Königshof: Ehrwürd. Schw. Maria Martina. Düren: Nikol. Crott. Ettelu: Wwe. Katharina Weritz. Mörz: Marg. Wierschem. Bettenburg: Frau Nikolaus Defrang. Hamm: Konrad Ochsenfahrt. Ltblar: Hemmersbach. Mülheim-Saarn: Westhoff. Mechernich: Hubert Kau. Wißkirchen: Hubert Keller. Katharina Keller. Herne: Frau Julius Thorrmann. Darfeld: Anna Lauen. Niederaußem: Martin Esser. Krefeld: Wwe. Peter Hertel. Duisburg: Wwe. Wilh. Laube. Albersloh: Elis. Schlieper. Schlich: Frau Martin Ürlings. Gindorf: Maria Stöcker. Rehlingen: Elisabeth Augustin. Hastenrath: Anna S. Göpen. Aschbach: Elisabeth Jäger. Bachem: A. Boos. Eckum: Weber. Krone: J. Wodke. Orzegow: Isidor Wojtascheck. J. Kobielki. Josef Betzolt. Pauline Frontzek. Julius Wieczorek. Oppeln: Johanna Joschko. Gorek: Paul Kochanek. Weidisch: Th. Tink. Neuhausen: Josef Albrecht. Villmergen: Frida Meyer. Affeltrangen: Hug. Kerns: Anton Ming. Gattikon: Schnetzer. Altdorf: Hurni. Linz: Anna Jax. Möbersdorf: J. Meierhofer. Stetteldorf: Franziska Hermach. Linz: J. Hammerschmied. Th. Berger. Maria Tschanig. St. Peter: Leopold Großberger. Linz: Luise Spak. Graz: Schwester Oberin Columba Matzenauer. Satteins: Josef Morscher. Wenigzell: Th. Kern.

Gebetsempfehlungen

München: Eine Person bittet um das Gebet in einer Prozeßangelegenheit.
N. N .bittet um das Gebet der Vergißmeinnichtleser um friedliche Teilung und zwei brave, tüchtige Knechte zu erlangen.
Scheuren: Bitte ums Gebet in zwei schweren Anliegen.
Bourscheid: Bitte ums Gebet für die Bekehrung ei..es Verirrten.
Düsseldorf: Bitte ums Gebet für gute Berufswahl eines Jungen.
Charlottenburg: Zur lieb. Muttergottes von der immerwährenden Hilfe und zu den armen Seelen um Linderung eines Beinleidens.
Zum hl. Herzen Jesu, zur lb. Muttergottes und zum hl. Antonius um Hilfe in einem schweren Anliegen. (Missionsalmosen beigelegt).
Schwarzenberg: Missions-Almosen als Bitte zu Ehren der lb. Gottesmutter Maria, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius, der hl. Anna und der hl. Theresia vom Kinde Jesu um glückl. Entbindung.
Jellowa: Eine Wohltäterin der Mis-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sion bittet die Leser des „Vergißmeinnicht" um das Gebet in einem schweren Anliegen.

Hüttendorf: In verschiedenen Anliegen zur lb. Muttergottes, zum hl. Herzen Jesu und hl. Joseph.

Meleschwitz: Bitte um Abwendung schwerer Sorgen in einer Familie.

Steine: Zu Ehren des hl. Antonius in schweren Anliegen.

Ein Abonnent bittet um Gebetsempfehlung für Hilfe in großen Geschäftsanliegen und in schwerem Ohren- und Seelenleiden.

Breslau: ... Mark mit der Bitte um Befreiung eines Leidens.

Mengerskirchen, Bochum, Buer, Köln, Oberhausen, Gressenich, Krefeld-Linn. Wevelinghoven, Köln H., Sythen, Köln K., Kransberg.

Köln, Montabaur, Möntenich, Bochum, Gilzem, Burgreuland, Ensdorf, Ehrang, Geseke, Würselen, Heppingen.

Hohenems, Budaörsch, Zehensdorf, Stefanshart, Vorau, Rudersdorf, Sichelsdorf, Mayrhofen, Innsbruck, Andelsbuch, Ardagger-Markt, Heiligenkreuz a. Waasen, Ulrichschlag-Japons, Stainach, Feldbach, Frankenburg, Krakaudorf b. Murau, Wien IV, St. Pölten, Albernsdorf, Aichkirchen b. Lambach, Hohenems, Niederkreuzstetten, Ottendorf b. Gleisdorf, Linz, Feldkirch, Agram, Japons, Innsbruck, Bezau, Bizau, Wien III, Grieskirchen, Kaltenleutgeben, Fürstenfeld, Oberrakitsch, Geiersberg, St. Leonhard am Hornwalde, Kurd.

Empfehlenswerte Bücher

Der heilige Franziskus. Band 10 der Theatiner-Andachtsbücher. Von Dietrich v. Hildenbrand. 48 Seiten. Preis gebunden *RM* 2.— Theatiner-Verlag, A.-G., München.

Man kann die Lebensbeschreibung des hl. Franziskus, dessen Leben vielleicht die buchstäblichste Nachfolge Christi war, die die Welt je sah, dessen Gestalt ein leuchtender Glanz umfließt, dessen Wesen einen ernsten, herben und doch süßen Zauber atmet, nicht lesen, ohne von Liebe entzündet zu werden.

Der heiligen Katharina von Genua geistliches Zwiegespräch über die göttliche Liebe. Ins Deutsche übertragen von Doris Zacherl. 85 Seiten. Preis gebunden *RM* 2.— Theatiner-Verlag, A. G., München.

In diesem kleinen, inhaltsschweren Buch versucht eine hochbegabte und hochbegnadigte heilige Frau zu sagen, was die göttliche Liebe und deren Wirkungen sind. Die Übertragung ist vortrefflich. Sie liest sich wie ein Original. Nur besondere Veranlagung und inniges Versenken in den Stoff konnten zu einer solchen Tiefe des Nachempfindens führen.

Bernau: Mit Dir zu Gott. (Wie bete und lebe ich im Geiste der hl. Theresia vom Kinde Jesu). Geb. in Leinwand mit Rotschnitt *RM* 4.50; geb. in Leder mit Goldschnitt *RM* 7.50. F. Pfeiffer's Verlag, München, Herzogspitalstraße 5/6.

Ein Gebetbuch, wie es sich die begeisterten Verehrer der hl. Theresia schon lange gewünscht haben. Es sei wärmstens empfohlen.

Papst Pius X. als Priesterideal zur Weckung von Priesterberufen. Von Pater Josef Damm, O. S. B. 96 Seiten. Mit Titelbild und Textillustrationen. Preis kartoniert *RM* 1.25. Salesianer-Verlag, München 7.

Die Seligsprechung des heiligmäßigen Papstes Pius X. wird nicht lange mehr auf sich warten lassen und wohl allerwärts mit größter Freude begrüßt werden. Damit dürfte das Büchlein besonders begehrenswert und Veranlassung werden, daß die Verehrung des heiligen Vaters Pius X. allen zum großen Segen gereiche.

Heilige Seelenlust. Von Angelus Silesius. Mit einem Nachwort herausgegeben von Dr. Reinhold Zickel. Preis Ganzleinen *RM* 4.—; gebunden *RM* 3.—; Broschur *RM* 1.50; Iris-Verlag, Frankfurt a. M., Gartenstraße 112.

„Die Heilige Seelenlust" will ein Volksbuch sein! Sie will allen Suchenden Brot spenden, — allen Gläubigen Stärkung im Wirrwarr der Zeit, — allen menschlichen Menschen ein Gleichnis ihres erstrebten Seins! —

Afrikanische Missionsgeschichtlein für Kinder groß und klein. Von Pater Josef Fräßle S. C. J. Preis gebunden *RM* 1.80. Verlag: Missionshaus Sittard, Post Wehr, Bezirk Aachen.

Nicht bloß Kinder, sondern auch Erwachsene werden dieses Buch mit größtem Interesse lesen.

Theresien-Gebetbuch. Erwägungen und Gebete zu Ehren der hl. Theresia vom Kinde Jesu. Mit fünf authentischen Bildern der Heiligen in Vierfarbendruck. Von Pater Alberich Gerards O. Cist. Gebetbuchformat. 280 Seiten. In Ganzleinen mit Rotschnitt *RM* 2.50. Verlag der Schulbrüder, Kirnach-Villingen, Baden.

In deutschen Landen nimmt die Verehrung der „kleinen Heiligen" immer mehr zu. Alle Verehrer der hl. Theresia werden mit Freuden von dem Erscheinen dieses neuen Gebetbuches Kenntnis nehmen, weil es sie in den Geist der lieben Heiligen einführt und ihnen Gebete darbietet, mit denen sie der Verehrung der Heiligen Ausdruck geben können.

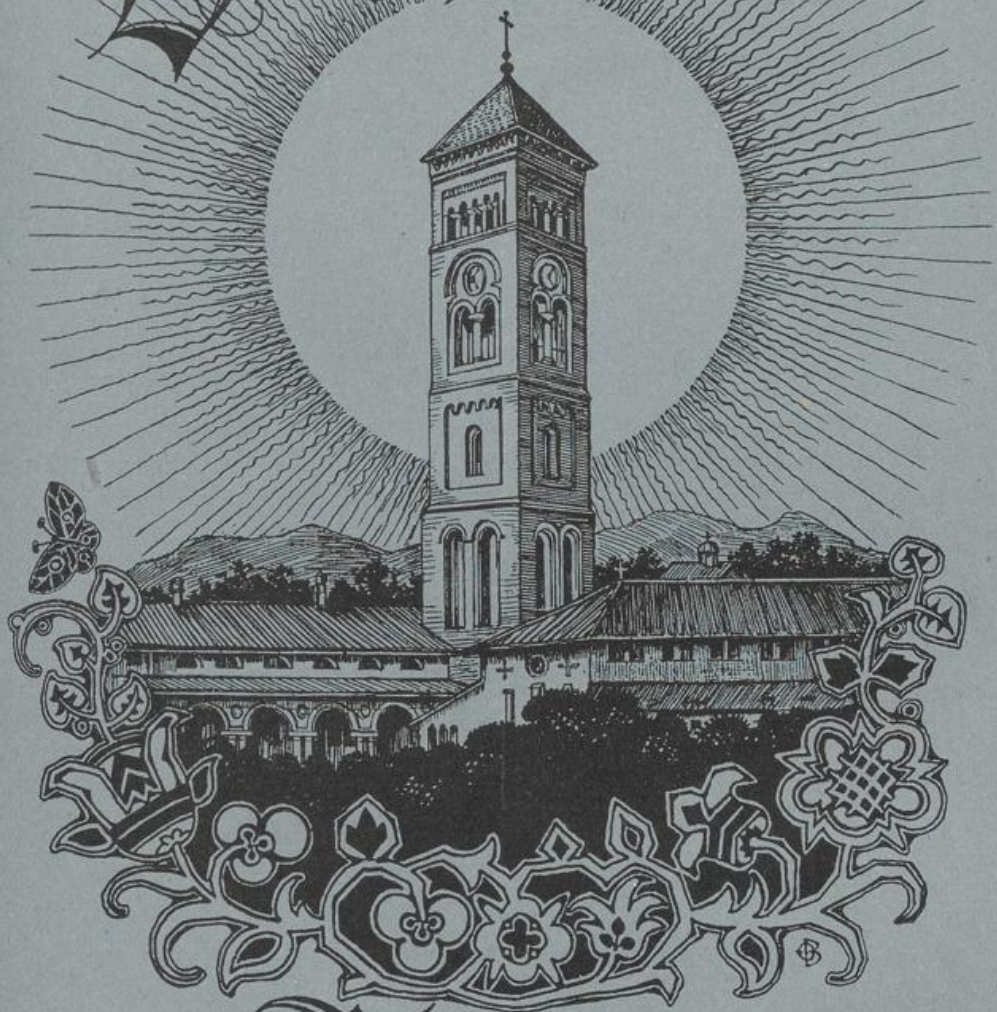
Nervennahrung Viele dankbare Zuschriften ermuntern uns, *allen nervösen Personen* unser Nervenkräftigungsmittel, genannt Nervenstähler, zu empfehlen.
Preis Mk. 3.50 für 40, Mk. 8.50 für 120 Tabletten
Prospekt gratis
Kloster St. Wolfgang, Versand durch Apotheke der Barmherz. Brüder, **Neuburg a. d. D.**

Bei trägem Stuhlgang, Korpulenz hat sich seit Jahrzehnten glänzend bewährt *Gall-Schleim-Darmtee,* ferner bei Blähungen und verdorbenem Magen u. ähnlichen Zuständen, namentlich auch zu Frühjahrskuren u. zur Blutreinigung. Preis für 1 Paket M. 1.80, für 1 Kurpackung M 4.50, franko. Prospekt frei. Herstellung und Alleinversand durch **Apotheke d. Barmherz. Brüder, Neuburg a. d. D.**

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten bei vorausgehender Übereinkunft gerne gestattet.
Verantwortlicher Redakteur Pater D. Sauerland, Missionshaus St. Paul, Walbeck (Rhld.)
Druck und Verlag der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bayr.-Schwaben.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht



Zeitschrift der Mariannhiller Mission Südafrika

Nr. 6 Juni 1927 45. Jahrgang

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern
Für die Abonnenten des „Vergißmeinnicht" als Wohltäter unserer Mission werden täglich in der Klosterkirche zu Mariannhill zwei, oft drei heilige Messen gelesen.

Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius XI.

Bezugspreise:

Für Deutschland	**Mk. 2**
Österreich, Saargebiet, Luxemburg	**Mk. 2 bezw. denselben Wert in Sch. od. Fr.**
Schweiz, Elsaß, Italien, Tschechoslowakei, Ungarn, Rumänien, Polen	**bei Einzelsendung Mk. 2.50** **bei wenigstens 5 Abonnenten Mk. 2.30** **„ „ 20 „ Mk. 2.15** **„ 40 Abonnenten Mk. 2.—** **bezw. denselben Wert in Fr., Lire, Kc., Zl. etc.**

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen sind zu richten
für Süddeutschland, Tschechoslowakei, Elsaß-Lothringen, Italien:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Würzburg, Pleicher-Ring 3
Postscheckkonto Nürnberg 194
für Rheinland, Westfalen und Luxemburg:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Köln, Brandenburgerstr. 8
Postscheckkonto Köln 1 652
für Schlesien und Norddeutschland:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Breslau IX, Sternstr. 52 p
Postscheckamt Breslau 15 625
für Österreich, Ungarn, Tirol, Vorarlberg, Jugoslawien und Rumänien:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Linz a. D., Steingasse 23 a
Postsparkasse Wien 24 847, Budapest 19 814
für Schweiz und Liechtenstein:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Altdorf (Ct. Uri)
Postscheckkonto Luzern VII 187

Die Mariannhiller Mission

II. Band der Bücherserie:

„Unter dem Kreuz des Südens"

64 Seiten Auf feinstem Papier Reicher Bilderschmuck

Dieses Büchlein zeigt uns so richtig die Notwendigkeit des Missionswerkes. Alles Wissenswerte über Entstehung und Gedeihen der Mariannhiller Mission in Südafrika wird hier an Hand einer großen Zahl Bilder, alles Originalaufnahmen, veranschaulicht. **Preis 50 Pfg.**

St. Josephs-Verlag Reimlingen (Bayern)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Nachrichten aus unsern Häusern

Würzburg: Die Verhandlungen wegen des Neubaues unseres Priesterseminars, welches eine dringende Notwendigkeit ist, sind soweit gediehen, daß der Bau wohl in Angriff genommen werden kann. Wir weisen dringend unsere Freunde, Wohltäter und Förderer auf das Unternehmen hin, welches der Ehre Gottes und seiner zum Priester- und Ordensstande berufenen Seelen dienen soll. Vergesset nicht Bausteine zu tragen: kleine und große; alle sind willkommen und Gott wird es vergelten.

St. Joseph, Reimlingen:

Der Mariannhiller Kalender

tritt von hier seine Wanderung in die Welt wieder an. Er klopft bei seinen Freunden wieder an: Nehmt ihn gut auf. Heuer erscheint er im neuen Gewande und überaus schön ausgestattet, so daß alle ihre Freude daran haben. Eine herrliche Vierfarbenbeilage erhöht den Wert des guten alten Volksfreundes, der so viel zu erzählen hat. Eine ganze Reihe gediegenster Erzählungen mit reichem Bildschmuck, wie sie kaum ein anderer Kalender aufweist, wird an Winterabenden und stillen Feierstunden die Leser fesseln und hineinführen in fremder Länder Sitten, in eine reiche Welt von Erlebtem und Geschautem. Auch für den Landmann finden sich interessante Mitteilungen. Scherz und Humor birgt auch der alte Missionsbote in seinem Ränzlein. Und trotz der neuen, weitaus besseren Ausstattung, bittet der Kalendermann nur um das bescheidene Scherflein von ganzen 60 Reichspfennigen. Auch heuer sei den lieben Förderern gedankt für ihre Mühen, die Gott ihnen lohnen wird. Mögen alle fleißig wieder dem Kalender neue Freunde werben. Auch sein kleines Brüderlein, der Mariannhiller Glöcklein-Kalender für die missionstreue Kinderwelt geht mit hinaus. Schafft dem netten Büchlein Freunde in der Kinderwelt.

Von unsern Afrikanern: Pater Joseph Kammerlechner hat ebenso wie Pater Rubenzer seinen Weg nach Rhodesia genommen. Er ist glücklich am Ziele seiner Sehnsucht und sendet allen europäischen Bekannten und Freunden herzlichste Grüße. Wer ihm für seine Mission etwas zukommenlassen will, der findet ihn in Süd-Rhodesia, Triashill, P. O. Rusapi-Süd-Afrika.

Aus Welt und Kirche

Die Katholiken in Europa. Die Katholiken nehmen zu in Europa. Ende 1925 betrug die Zahl der Katholiken in Europa: 185 265 194, Ende 1926 betrug sie 194 841 809. — Die Gesamtzahl der Katholiken der ganzen Welt hat eine Zunahme von 10 336 383 zu verzeichnen; sie beträgt derzeit 334 664 791 (engl. Cathol. Direktory).

Das Werk der „Freunde Israels" in Rom hat den Zweck, in unaufdringlicher Weise den „verirrten Schäflein aus dem Hause Jakob" nachzugehen. Dem Werke gehören bereits 17 Kardinäle an in Rom, 200 Erzbischöfe und Bischöfe in allen Weltteilen (50 in Italien), viele Priester. Besonders zahlreich sind die Mitglieder in Rom, Belgien, Holland und in China.

Zur Bildung der öffentlichen Meinung durch die Presse in Deutschland waren 1926 300 000 Waggons Rotationspapier zum Gesamtpreis von 100 Millionen Mark erforderlich. Dazu kam noch der Verbrauch für satiniertes Papier (für Beilagen) 75 Millionen Mark. Einundeinhalb Millionen Kubikmeter Fichtenholz benötigte man zur Herstellung des Druckpapiers. In Berlin werden allein 25 Millionen Mark für Arbeitslöhne bezahlt, wobei die Botenfrauen (bei Mosse, Ullstein, Scherl etwa 2500 bis 3000) Transportspesen, sonstige Unkosten nicht mitgerechnet sind.

Eine Stadt ohne Kinos! Die einzige Stadt in Nordamerika, die kein Kino besitzt ist Brookline (Massachuretts) mit 47 000 Einwohnern. Die Notabeln, Lehrer, Geistliche der Stadt glauben, daß die Kinder der Stadt besser aufgehoben seien ohne Kinos. Ob sie wohl unrecht haben?

In Frankreich nimmt man auch den Kampf gegen die Schund- und Schmutzliteratur wieder auf, der man in gewissen Kulturländern gerne ein Hintertürchen offen hielte. Im franz. Bezirk von Dijon verurteilte der Friedensrichter einen Theaterdirektor zu 600 Frcs. Strafe für den moralischen Schaden, der den Eltern und Kindern wegen der schamlosen Theaterreklame erstanden sei.

In Spanien wird ebenfalls der Kampf gegen die Unsittlichkeit aufgenommen. Der Vertrieb von Schund- und Schmutzliteratur wird behördlich verfolgt und bestraft. In verschiedenen Distrikten verbot die Behörde den Besuch von Bällen für Jugendliche unter 16 Jahren und machte

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

dafür die Erziehungsberechtigten verantwortlich.

Soziale Verhältnisse in deutschen Großstädten. Im Verwaltungsbezirk Prenzlauer-Berg (Berlin) wurden amtliche Erhebungen angestellt über die sozialen Verhältnisse, in denen die Schulkinder leben. Insgesamt 380 Kinder kamen regelmäßig ohne Frühstück zur Schule, ohne zweites Frühstück 208. Kein warmes Mittagessen erhielten diesen Winter 605 Kinder; weitere 502 bekamen kein warmes Mittagessen, dafür warmes Abendessen. Von 3800 Kindern schliefen 3605 mit Geschwistern zusammen. 429 mit Erwachsenen. 1238 waren unzureichend bekleidet. In 161 Fällen wohnten und schliefen 4—6 Personen in einem Raum. In 31 Fällen 7—9, in 53 Fällen 8—9 Personen. In einer Stube und Küche hausten in 109 Fällen 4—6 Personen, in 63 Fällen 7—9 Personen, in 4 Fällen 9 und mehr Personen. Von einer Gemeindeschule allein wurden 446 Kinder ermittelt, welche mit Eltern und Geschwister in einem Raum nächtigen müssen. — In München fand sich ähnliches. Hier hausten Menschen in Räumen ohne Licht, in einem Fall bildete die Hälfte eines Abortes der Wohnraum. — Man vergleiche die Summen, welche für Wahlpropaganda, Faschingtreiben, Stadionbauten und Rekordbonzen bezahlt werden! Himmelschreiend!

Die Einnahmen der Pariser Theater und Kinos belaufen sich jährlich auf 83 Millionen Frcs. für Theater, und 100 Millionen Frcs. für Kinos!

Die amerikanischen Frauen und ihre Sorge um ihre Schönheit. Die „New-York-Times" berichtet, daß im Jahre 1920 208 000 000 (208 Millionen) Dollars für Schönheitsmittel ausgegeben wurden. 1925 erhöhte sich der Betrag auf 2 195 000 000 Dollars. Ein einziges Schönheitsinstitut in Chikago schätzt seinen Tagesumsatz an Schminken usw. auf 6 Millionen Dollars. Und für was das alles? Der Aschermittwoch gibt die Antwort!

Die portugiesische Universitätsjugend verlangt die Unterdrückung der Freimaurerei. Im Frühjahr war in Lissabon eine gewaltige Studentendemonstration. Eine Abordnung der Studentenschaft verlas eine Botschaft vor dem Präsidenten, in der es hieß: „Die Geschichte zeigt stets hinter allen Kundgebungen gesellschaftlicher, religiöser und politischer Anarchie das Wirken jener verbrecherischer Sekte, die sich Freimaurerei nennt. Die Studenten, welche geschworen haben, das Vaterland zu verteidigen, bitten Ew. Exzellenz, das Strafgesetz streng gegen die Geheimgesellschaften zu gebrauchen, deren schändlichste Blüte die Freimaurerei ist." Der Präsident dankte für die Unterstützung, welche die Studenten der Regierung gewährten.

Herr Calles läßt auf Frauen schießen! Mit einer Hartnäckigkeit, die — wäre sie einer besseren Sache zugewandt — Bewunderung verdiente, berichten deutsche Blätter über den Kampf mexikanischer Regierungstruppen gegen die „Rebellen" im Lande, die Herrn Calles und Konsorten das Leben und das Regieren so sauer machen. Diese „Rebellen" sind jedoch durchaus gesittete und anständige Leute; gutes Bürgertum, das sich dem Terror des derzeitigen bolschewistischen Regimentes in Mexiko nicht länger beugen will. In Victoria z. B. veranstalteten im Februar einige Tausend Frauen einen friedlichen Protestzug gegen die Verhaftung mehrerer führender Katholiken. Was tat die Herrn Calles ergebene Polizei? — Sie empfing auf dem Rathausplatz die Frauen mit Gewehrsalven! Ein blutiger Kampf war nun natürlich nicht mehr zu vermeiden, die Polizei wurde entwaffnet die unschuldig Gefangenen aus den Gefängnissen befreit. Nun sandte Herr Calles Regierungstruppen, um die Stadt zu „züchtigen." Zunächst wurde die Führerin des Protestzuges, Senorita Maria Chairez, verhaftet. Sie sollte das Versteck der befreiten Katholiken angeben. Da sie sich weigerte, wurde sie auf die scheußlichste Weise gefoltert, aber kein Wort kam über ihre Lippen. Schließlich wurde sie aufgefordert, „Viva Calles" zu rufen. „Viva Christo Rey!" war ihre Antwort und blutüberströmt brach sie zusammen. — So sehen die „Heldentaten" der mexikanischen Regierungstruppen aus und so die „Rebellen", auf die Herr Calles seine Rohlinge losläßt.

Briefauszüge

Geisa: Der hl. Joseph hat auffallend geholfen in großen Anliegen; auch der ehrw. Pater Victricius Weiß O. M. Cap. hat wunderbar geholfen und der hl. Antonius bei sehr wichtigen Sachen. Veröffentlichung war versprochen.

Wien 18: Dank der hl. Theresia vom Kinde Jesu für glücklich überstandene Prüfungen.

Schloß Rosenau N. O.: Als Dank für Erhörung in verschiedenen schweren Anliegen zu Ehren des hl. Antonius. Mis-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht
Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission
Nr. 6 Juni 1927 45. Jahrgang

Fronleichnam

Herr, bis Du kehrst in meine Seele ein,
Laß mich noch Stund um Stunde wachsend reifen
Ich will wie eine stille Harfe sein,
In deren Saiten Deine Hände greifen.

Ich werde wie ein schimmernder Pokal,
Der leuchtet bei der Sonne hellem Scheinen.
Doch ohne Dich ist aller Glanz nur fahl,
Willst Du Dein Blut nicht seinen Tiefen einen.

So bin ich nur ein dürres Heidefeld,
Durch das der Herbststurm geht mit Windessausen,
Das keines Sämanns starke Hand bestellt,
In dessen Tiefen Nacht und Dunkel hausen.

Drum fessele mich mit Deiner Liebe Band,
Bis ich mich endlich ganz in Dich verloren.
Für den, der nirgends eine Ruhstatt fand,
Bist Du als Friedensheimat auserkoren.

Herr, bis Du kehrst in meine Seele ein,
Laß mich noch Stund um Stunde wachsend reifen
Es soll ein Hauch von Deinem Seligsein
Um meine erdgebeugte Stirne streifen.

Else Budnowski

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Von Pater Dom. Sauerland, R. M. M.

Einiges über Ursprung und Geschichte des Zuluvolkes

Fortsetzung

V. Ngodongwana kehrt mit einem „Weißen Manne" zurück. Ngodongwana (Dingiswayo), König und Reichsgründer. Senzangakona und Tschaka sein Sohn. Senzangakonas Tod.

Geht man diesen sagenhaften Ereignissen näher auf den Grund, so ergibt sich die einfache Tatsache, daß Häuptling Jobe in Streit geraten ist mit seinem Sohn Ngodongwana und letzteren zum Tode verurteilte. Dieser entkam jedoch und lebte mehrere Jahre in der Fremde, bis er nach dem Tode des Vaters in sein Land zurückkehrte „auf einem Pferde reitend", den regierenden Häuptling tötete und von Mtetwas Thron Besitz ergriff. Doch wer war jener „weiße Mann", mit dem er in Berührung gekommen, oder jene Leute, „fern im Süden" von denen er manches gelernt und Ideen übernommen hatte, die er als Regent zu verwenden wußte? Die wenigen Quellenberichte sind so unzulänglich und völlig auseinandergehend, daß es schwer erscheint, zu einem Resultat zu gelangen. Nach eingeborener Tradition war die Flucht Ngodongwanas südwärts gegangen und dort traf er mit dem Weißen zusammen. Aber alles spricht dagegen, daß ein einzelner Europäer sich hunderte von Meilen in völlig unerforschtes Land wagte. Er konnte also nur aus dem Küstengebiet, aus der Nähe des Delagoa Bay gekommen sein. Ngodongwana würde wohl kaum durch alle die hunderte sich befehdender Stämme durchgekommen sein und keineswegs soweit nach Süden vorgedrungen sein. Die Flucht wird wohl um das Jahr 1750 — 1780 stattgefunden haben. Zu dieser Zeit befanden sich Spuren von Zivilisation südlich des Großen Fisch-Flusses. Der nächste Militärposten war Graf Reinet. Der ganze Distrikt von East London und Queenstown befand sich noch im unerforschten Zustande der Wildheit und dies dauerte bis 1815 und noch später. Nach Mitteilungen von Mitgliedern des Mtetwa-Königshauses wird gesagt, daß der Häuptling bei dem Ngodongwana Zuflucht gefunden, Mtimkulu, der Sohn des Bungane gewesen. Dieser war ein wohlbekannter Häuptling des großen Hlubi-Stammes von der Lala und Swazi Familie — der erste ausländische, d. h. Nicht-Zulustamm, zu dem ein Flüchtling gekommen, der direkt von der Küste nach dem Innern des Landes in westlicher Richtung geflohen wäre. Die Hlubi-Leute wohnten damals bei den Quellen des Mzinyati, im Wakkerstroom-Distrikte von Transvaal und die Entfernung jenes Distriktes vom Meere würde auf Eingeborenenpfaden volle 200 Meilen ausmachen. Dies scheint nach dem Gewährsmann Fynn zu stimmen. Da um diese Zeit ein lebhafter Handel der

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Portugiesen mit den Eingeborenen herrschte, der sich um Häute, Elefantenzähne, Messing und Kupferringe drehte, so liegt nichts näher, als daß ein solcher Händler zu dem Hlubi-Land kam und einen Führer nach der Küste suchte. Er wünschte wohl eher die Delagoa-Bay zu erreichen, als das Meer an der Küste des Mtetwa-Landes. Ngodongwana hatte indessen, als er sich zum Führer anbot, mehr Interesse in sein Heimatland zu ziehen, als ins Ungewisse. Der unglückliche Reisende wurde nun gewiß irregeführt, dann ausgeplündert, seiner Waffen und des Pferdes beraubt und dann im Gebiete des Pakatwayo zurückgelassen. Übrigens brauchte der Weiße, die durch Malaria gefährdeten Wege nicht gekommen zu sein, sondern konnte sich auch ein solches von den Basutos oder Griquas, bei denen schon Pferde eingeführt waren, erstanden haben.

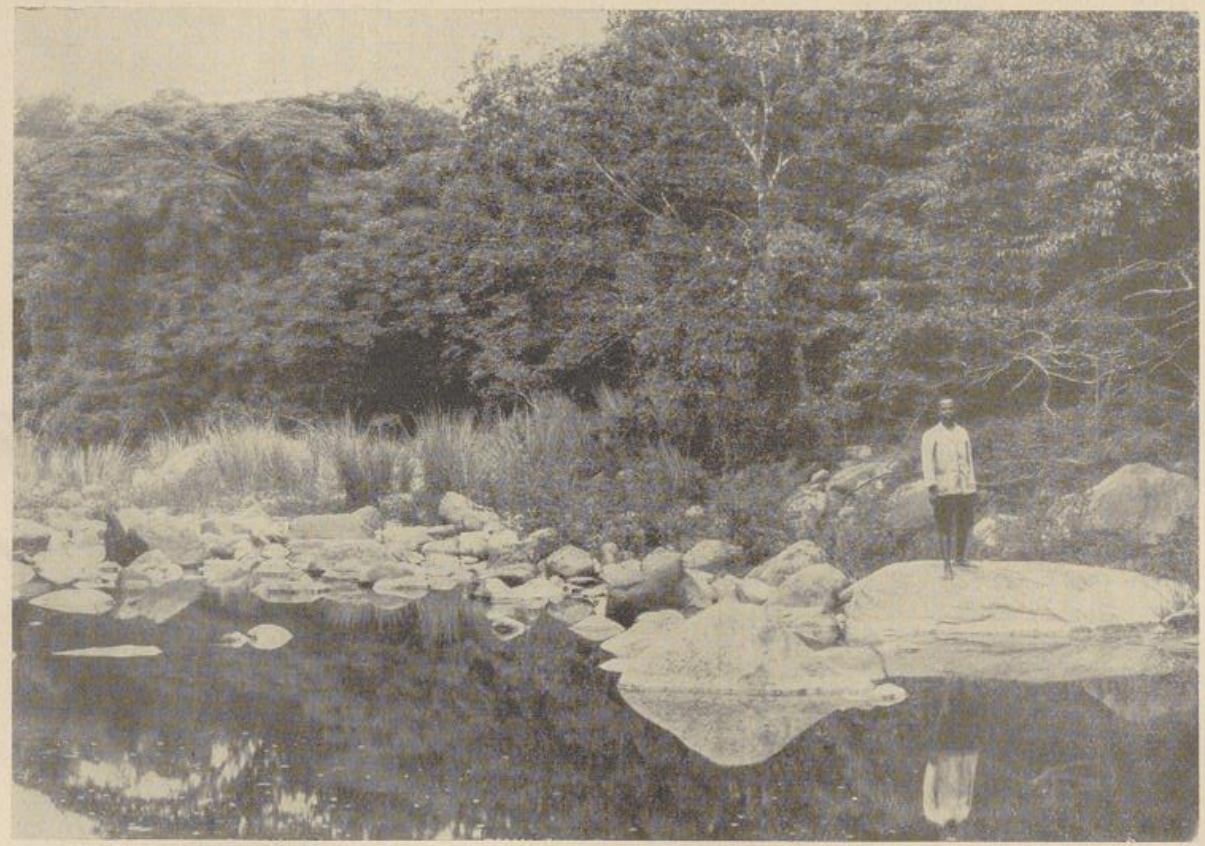
Es erscheint etwas sonderbar, daß wir dieses Abenteuer eines Mtetwa-Jünglings so beachten. Aber eben dieses ist die unbedeutende Quelle, einer südafrikanischen Geschichtsepoche, es ist jene Quelle, von welcher die Flut von Blutvergießen, Greueltaten und Verwüstung entströmte, die diesen Teil des afrikanischen Kontinents vor knapp mehr als 100 Jahren überschwemmte. Es ist die Ursache, daß Tausende in Verbannung und Elend gerieten und Tausende und Abertausende in Qualen und Tod. Es ist das Samenkorn, aus dem der vielverzweigte Aufruhr der Bantu-Rasse emporloderte, der die Gründung der berühmten Zulunation, die im sogenannten Zulukriege ihr Ende fand, zur direkten Folge hatte und weiter die Gründung der Basutonation, die zum Basutokriege führte, die Gründung der Makololonation mit deren frühen Auflösung, die Gründung des Matabelekönigreiches, das im Rhodesiakriege endigte. Es hatte ferner zur Folge, daß Massen von Flüchtlingen und gesetzloser Räuberbanden in alle Teile des Kontinents hinausgegetrieben wurden, die sich bis zum Viktoria Nyanza verbreiteten und endlich als die Buren von jenseits der Drakensberge sich anschickten, herrüber zu kommen, was die Proklamation Natals als britische Kolonie zur Folge hatte. Wir sehen, der Mtetwa-Jüngling ist für vieles verantwortlich. Hätte es keine Flucht und keine Rückkehr Ngodongwanas gegeben und seinerseits keine Begegnung mit dem „Weißen" umlungu, dann hätte es auch keine Mtetwa-Militärmacht gegeben, keine Mtetwa-Macht, kein Tschaka wäre zu Kriegsruhm und Herrschsucht getrieben worden, es hätte keine Zulunation, keinen Zulukrieg, keine Basuto-Nation, noch Basuto-Krieg, noch Matabele-Nation, noch Matabele-Krieg gegeben noch würde Natal als britisches Gebiet so früh geboren worden sein.

Doch woher Ngodongwana auch gekommen sein mag, er kam nicht bloß mit den Neuheiten eines Pferdes und Gewehres an — zwei Wunder, von denen die lokale Einbildungskraft bis jetzt nicht einmal geträumt hatte — sondern was weit wichtiger war, mit der Idee der

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Zivilisation und des Militarismus, beide in Pferd und Gewehr verkörpert. Er ging dann auch sofort daran, sich sowohl mit den Künsten des Friedens, als auch mit jenen des Krieges zu beschäftigen. Da der fremde Weiße erfuhr, daß sein Führer niemand anders als ein großer Häuptling, wenigstens einmal dazu bestimmt schien, so versuchte er ohne Zweifel dem Wilden höhere Ideale zu zeigen und wird mit ihm über die Regierung von Volk und Land geredet haben, so wie es etwa in Europa der Brauch sei und dergleichen mehr. Und obgleich Ngodongwana sich äußerst undankbar für des Weißen Ratschläge erwies, so nahm er doch alles in sich auf und handelte bei der ersten Gelegenheit danach. In des Weißen Ratschlägen ist auch auf den Handel hingewiesen worden und er hatte seinen Schüler unterrichtet, wie man damit seinen Anfang machen könnte, ebenso hatte er ihn auch auf das Heerwesen hingewiesen und ihm ein verbessertes Organisationsplan vorgeschlagen um die kriegerischen Fähigkeiten der Stammeshorden besser auszunützen. Ngodongwana ging nach Besitzergreifung der Macht nun sofort daran, den Handel mit Delagoa-Bay zu eröffnen. Er errichtete eine Heimindustrie für das Zurichten von Fellmänteln, Korbflechterei und Handarbeiten in Möbelartikeln und hauptsächlich suchte er seine Leute mit dem Ehrgeiz nach einem höheren sozialen Stand zu erfüllen.
Aber dies waren nur Hilfsmittel für die Sache von allergrößter Wichtigkeit nämlich die überlegene Militärmacht seines eigenen Stammes. In dem Winkel der Welt, wo er lebte konnte Recht nur mit Gewalt bestehen und derjenige hatte den festesten Frieden, welcher am mächtigsten war. Wie wir bereits wissen, war das Land bewohnt von unzähligen kleinen Stämmen, die von einander unabhängig waren und deren zahlreiche Reibungen stets mit den Waffen ausgetragen wurden. Es kam zwar selten zu großen Schlachten, denn in jenen „guten alten Zeiten" gab es Kriege in solch ungeheurem Ausmaße wie die großen europäischen freilich nie. Solche Sippenstreitigkeiten führten zu Kämpfen die an einem Tage beendet wurden und damit endeten, daß einige Krieger fielen, einige Gefangene meist Frauen verschleppt wurden, die dann durch Lösegeld wieder befreit werden konnten.
Ngodongwana, der nach seiner Rückkehr, Dingiswayo genannt wurde, was bedeutet „der in Verlegenheit gebracht wurde bezüglich dessen, was er tun sollte", — betrachtete diese fortwährenden kleinen Kriege als ein Symptom allgemeiner Unlenksamkeit und mit der Absicht, Ordnung in diese Verwirrung zu bringen, beschloß er, sich selbst zu einem solch mächtigen Polizisten zu machen, daß keiner seinem Willen entgegenhandelte. Darum ordnete er die ganze unregelmäßige Masse von Männern, über die er zu gebieten hatte, zu einer systematischen Streitmacht und ordnete sie auf ganz neue Weise in verschiedene malerisch geschmückte Regimenter und gab diesen phantastische Namen. So wurden denn seine Krieger mit einem verjüngten Selbstbewußtsein

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Am Umshlatuzane-Fluß
bei Mariannhill

ihrer militärischen Überlegenheit erfüllt und brauchten nicht lange um ihr Kriegsglück über die disziplinlosen Massen der Nachbarsippen auszuprobieren. Der Erfolg, der seine Waffen begleitete, war sofort sichtbar und Dingiswayo wurde sehr bald der mächtigste Monarch in all jenen Gebieten.

Das System, das Dingiswayo verfolgte, war von jenem des Tschaka völlig verschieden. Da er von Natur humaner und durch die Ausbildung verfeinerter war, so richtete er seine Politik dahin, einfach zu erobern und dann in patriarchalischer Weise zu regieren und zwar in Frieden und in Ordnung, nicht aber wie es Tschaka tat, zu zerstören und niederzureißen. Dingiswayo unterwarf seine Gegner, ließ seine Truppen in deren Gebiete eine Zeitlang sich aufhalten und verpflegen im übrigen aber ließ er Häuptlinge, Frauen und Vieh unbehelligt.

Es wird erzählt, daß er „bei einer Gelegenheit den ganzen Haushalt des Pakatwayo, des Häuptlings der Quaben, gefangen nahm, die Ehefrauen, die Töchter und andere Frauen; er befahl, dieselben vor ihn zu bringen, dann ließ er in ihrer Gegenwart einen Tanz aufführen an dem er persönlich teilnahm; hierauf erlaubte er ihnen in ihre Heimat zurückzukehren, indem er ihnen sagte, er kämpfe nur mit Männern, nicht mit Frauen und wenn die Männer ihre Frauen in den Händen ihres Feindes zurücklassen müßten, dann seien sie geschlagen.

Auf diese verhältnismäßig humane Weise überwand er, zuweilen auch durch wirkliche Gewalt, zuweilen durch das bloße Prestige, zuerst den ema Ngadini-Stamm in seiner Nachbarschaft, dann die Quaben gegen Süden und so drang er gegen das Innere vor und unterwarf die Langeni, die ema Ntshalini, die Tembus, und fast alle jene Stämme, die nur immer in erreichbarer Nähe seiner Einflußspähre wohnten, einschließlich des kleinen Zulustammes, zwischen dem Schwarzen und Weißen Mfolozi.

Dieser kleine Zulustamm wurde gegen Ende des 18. Jahrhunderts von einem kleinen Häuptlinge, namens Senzangakona beherrscht, der wahrscheinlich um das Jahr 1760 geboren war und ein Sohn des Jama, des Ndaba, des Punga, des Mageba, des Zulu, des Malandela mit seinem Weibe Nozidiya war. Die Erinnerung an diese „guten alten Zeiten" erhielten sich noch in den zu den ama Hubo gehörigen Sippen. Damals lebten die nur aus wenigen Familien bestehenden Sippen noch selbstzufrieden in ihren Kraals und schlichteten ihre Streitigkeiten mit den Nachbarsippen durch periodisch sich wiederholende Kämpfe untereinander. Bei diesen, meist Einzelkämpfen, schauten die Frauen mit zu und die jungen Krieger, welche ihren zukünftigen Gattinen eine besondere Aufmerksamkeit erweisen wollten, bemühten sich feindliche Schilde zu erobern und durch Freunde den Erwählten zustellen zu lassen. Die auf dem Kriegszuge befindliche Armee schlief niemals auswärts, und die Sonne, welche die Stämme kämpfen sah, ging

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

nie unter, bevor die Parteien Frieden geschlossen hatten. Senzangakona hätte einmal seine Streitmacht gegen seine Nachbarn, die Butelezis geführt, ihr Häuptling Pungashe hätte ihn alsdann gefangen genommen und sofort wieder gegen ein Lösegeld freigegeben. Weiter erzählen die alten Geschichten, Macingwana, der Häuptling der ema Cunwini hätte mit den Zulus einen Waffengang gehabt, er hätte den Häuptling weggeschleppt, worauf die Getreuen des Senzangakona mit einer gewissen Menge von Vieh den gestohlenen Häuptling freikauften.

Die Heimat des Senzangakona war ein Platz, Nobomba genannt, zwischen dem Ntuzuma- und Nzololofluß bei ihrer Einmündung in den Weißen Mfolozi. Von Eingeborenen, die mit Senzangakona verwandt waren, wird erzählt, daß er „ungefähr zehn" angetraute Frauen gehabt hätte. Seine erste Gemahlin, Fudukazi, die Tochter des Cele, war die Mutter der Mzintlanga, der Kronprinzessin Senzangakonas, aber sie hatte keine männlichen Nachkommen. In der Folge wurde Mpikaze aus dem ema Qungubeni-Stamm, die Mutter des Dingana von seiner ersten Frau adoptiert, welche selber keine Kinder hatte, diese war in der Reihe die fünfte Frau des Senzangakona. Die zweite Frau war ein Mädchen des Mbengi, des Häuptlings des Langenistammes, sie hieß Nandi. Von all den übrigen Frauen war Nandi, die Mutter Tschakas, als „Nada, die Lilie" bestimmt, das Interesse der Nachwelt wachzuhalten.

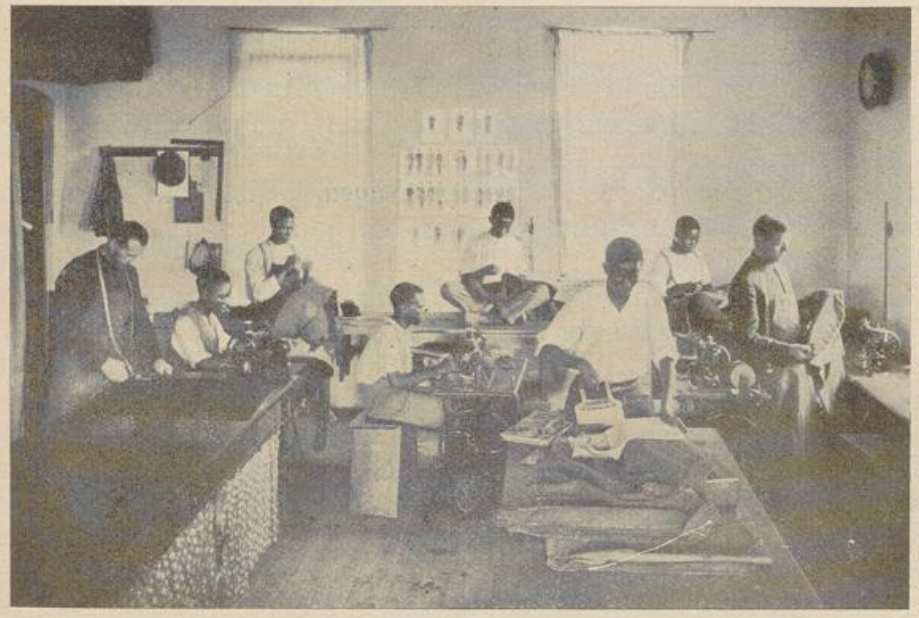
Senzangakona starb, bevor er ein Großweib auserwählt hatte, woraus man annehmen darf, daß er zur Zeit seines Todes ein Mann unter dem mittleren Alter war. Senzangakona nannte den Sohn, den ihm Nandi schenkte, Tschaka. Was dieser Name bedeutet ist unbekannt und wird auch kaum jemals eine Erklärung finden. Als der Knabe ungefähr ein Jahr alt war, wurde er gemäß der Sitte in die Heimat seiner Mutter gebracht. Tschaka wuchs bei den Verwandten seiner Mutter im e Langeni-Stamm auf. Dort scheint er wegen seines Charakters nicht gerade gern gesehen worden zu sein. Die wilden Jungen der Familie haben ihn obendrein noch sehr hart mitgenommen. So machten sie sich den Spaß, den Maisbreilöffel, mit dem sie die Speise im Topfe rührten, mit dem einen Ende ins Feuer zu halten, bis er glühend war und dann dem Tschaka hinzureichen mit den Worten: Iß dies, damit wir sehen, ob du wirklich ein Häuptling bist!" Auch warfen sie ihm kochende Fleischstücke vor, die er mit der hohlen Hand auffangen mußte. Was dem kleinen Wildsprößling aber unauslöschlichen Haß ins Herz grub, war der Spott seiner Kameraden über eine körperliche Eigentümlichkeit, die an sich belanglos war, ihn aber durch das ständige Erinnern, tief kränken mußte. Dieser Haß fand seine Rache, als er zur Herrschaft gelangt, die Vernichtung des ganzen Langeni-Stammes beschloß und alle Angehörigen dieses Stammes, deren er leibhaft werden konnte, pfählen und unter ihren sich schwindenden

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Leibern Feuer anzünden ließ.
Als Tschaka das Knabenalter überschritten hatte, mußte er wieder nach Hause zurückkehren, um vom Vater in feierlicher Weise mit der umutsha, dem Lendenschurz, der „toga virilis" der Zulu bekleidet zu werden. Doch das Gemüt und der Charakter Tschakas war so anders geartet, daß er sich bald bei allen seinen Geschwistern und Verwandten, ja im ganzen Königskraal verhaßt machte und man dringend seine Entfernung wünschte. So wurde seine Mutter Nandi gezwungen, mit ihm in ihr Heimatland zum e Langenistamm zurückzukehren. Tschaka hatte jedoch von den e Langeni genug und so nahm ihn die Mutter mit in die Heimat ihrer eigenen Mutter zu dem Kraal des Pakatwayo, des Quabenhäuptlings. Aber selbst dort wollte man ihn nicht und so versuchte sie als letztes Mittel, wahrscheinlich um das Jahr 1805 ihn im Kraal des Dingiswayo, vom Mtetwa-Stamm unterzubringen. Dingiswayo war zur Zeit der erste Häuptling (Oberhäuptling) in der ganzen dortigen Gegend.
Tschaka war endlich zur Einsicht gekommen, daß er sich den Stammesgebräuchen zu fügen hätte und wuchs nun verhältnismäßig friedlich auf, er erstarkte und wurde ein tapferer junger Krieger.
Nandi, seine Mutter schien sich im Heimatkraal zu Nobamba nicht mehr wohl zu fühlen. Ihre einzige Tochter Nomcoba wurde an einen Großneffen des Dingiswayo verheiratet, der später Häuptling des Mtetwa-Stammes wurde und Mlandela hieß. So sagte also Nandi dem Kraal Senzangakonas Lebewohl und ging zu ihrem eigenen Volke von wo aus sie ihre beiden Kinder leicht besuchen konnte. Nandi scheint sich später mit einem Angehörigen des Zulustammes wiederverheiratet zu haben namens Ngendeyana, dem sie einen Sohn Ngwadi schenkte. Dieser wurde nach Tschakas Tode durch ausgesandte Häscher Dinganas, der für seine Herrschaft fürchtete, ermordet.
Tschaka wuchs nun unter dem Schutze Dingiswayos, des Häuptlings der Mtetwas heran. Da Dingiswayo auch der oberste Gebieter des Zulustammes war, so mußte auch Senzangakona diesem von Zeit zu Zeit Tribut entrichten oder ihm persönlich seine Huldigung darbringen. Senzangakona hatte bereits in der Heimat viel von der außergewöhnlichen Tapferkeit Tschakas gehört. So hatte dieser einmal einen wahnsinnigen Menschen, der viel Unheil unter Menschen und Vieh angerichtet, unschädlich gemacht. Er war ferner das Wunder der ganzen Armee; denn während die andern ihre Assegais schleuderten, rannte Tschaka in wilder Tapferkeit auf die Gegner los und richtete unter ihnen große Verheerung an. Das war zu jener Zeit eine Tat, welche unerhört war und jedermann mit Schrecken erfüllte. Diese Beispiele von hervorragendster Tapferkeit veranlaßten seine Kameraden, ihm voll Bewunderung u Nodumehlezi, (er, der Dinge summen läßt, ohne sie zu rütteln) und u Sigidi, (der für eine große Menge gilt) usw. zu nennen.

Senzangakona hatte indessen sich noch nicht entschließen können,, unter seinen Frauen ein Großweib auszuwählen, die ihm den Thronerben schenken sollte. Er bewahrte noch immer Nandi seine Liebe und oft äußerte er: „Ich habe jenen meinen jungen Stier mit den kleinen zusammengekrümmten Ohren (er meinte Tschaka) zum Nachfolger gemacht; er ist es, der die Sehnen von dem Genicke der andern ausreißen wird!" — er spielte hin auf die Häuptlinge des ema Cunwini- und Butelezi-Stammes, die Nachbarn Senzangakonas waren und die des öftern ihn besiegt hatten.

Für Senzangakona war wieder einmal die Zeit gekommen, da er seinem Oberhäuptling einen persönlichen Besuch abstatten mußte. Er



Schneiderei in Mariannhill

fand seinen Sohn Tschaka als den Liebling des Königs und den Stolz des ganzen Heeres. Zu Ehren des Zuluhäuptlings wurde auch ein Tanz veranstaltet, wobei sein Sohn einen wilden und erstaunlichen Einzeltanz vor ihm aufführte. Hierüber war sein Vater so entzückt, daß er öffentlich erklärte, daß Tschaka sein Großsohn sei, der nach ihm seinen Stamm regieren solle. So hatte er seine Nachfolge für sich und vielleicht auch für Dingiswayo gesichert.

Nach einem angenehmen Aufenthalt von einigen Tagen kehrte Senzangakona in seinen Heimatskraal zurück. Kurze Zeit nachher fiel er in eine Krankheit und starb, wahrscheinlich um das Jahr 1810.

(Fortsetzung folgt)

(Aus Tschakas blutigen Tagen. Ein Zeitgemälde obiger Schilderungen ist im St. Josephs-Verlag in Reimlingen erschienen. 190 Seiten. Preis 1.65 Mk.)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Auf Missionspfaden

Wenn jemand eine Reise tut, so kann er was erzählen und weil der Hochwürdigste Pater Generalsuperior und der Schreiber bald an der Endstation einer Rundreise durch das südafrikanische Missionsgebiet angekommen sind, will ich von hier aus einige Reiseeindrücke zu Papier bringen. Wir verließen Mariannhill in den ersten Tagen des September und nahmen die Richtung nach Johannesburg, der Goldstadt, Mafeking wo Cape Colony, Orange Freistaat und das Betschuana Land Protectorate aneinander stoßen, Bulawayo und der Hauptstadt des südlichen Rhodesia Salisbury, von wo wir uns dann in einem Güterwagen in der Richtung nach Beira bis Masheke bringen ließen. Dort erwartete uns Br. Basilius und brachte uns in einer zweirädrigen Kutsche, bespannt mit einem Pferde und einem großen Maulesel nach Monte Cassino, der etwa sechs Kilometer entfernten Missionsstation. Nach einem Aufenthalt von ein paar Tagen, beschlossen wir unsern guten alten Br. Leopold aufzusuchen, der in der neuen Station Rusunzwe, von ihm St. Anton benannt, mutterseelenallein saß, um die ersten Notbauten aufzuführen, um dem erwarteten Missionar den Weg zu bereiten. Wir fuhren in der obenerwähnten Kutsche in Begleitung des Pater Alberic, Superiors von Monte Cassino, bis St. Ludger, einer Außenschule, 4 Stunden Fahrt entfernt, wo wir auf dem Fußboden übernachteten und nachdem wir am nächsten Morgen auf dem provisorischen Altar Messe gelesen hatten, nach St. Anton aufbrachen, wo wir nach achtstündiger Fahrt und Marsche ermüdet ankamen.
Br. Leopold ließ uns sogleich von seinem „Koch" einem etwa 13 jährigen schwarzen Knaben, dessen ganze Kleidung in einem Lendenschurz bestandstand, Tee kochen. Wir setzten uns auf Br. Leopolds selbst fabrizierten Dreibeine und indem wir sorgfältig darauf achteten, daß wir nicht mit denselben umkippten, stärkten wir uns mit den mitgebrachten Nahrungsmitteln. Bei der Gelegenheit sah Br. Leopold nach vielen Monaten auch mal wieder Brot. Wir besichtigten die von Br. Leopold geleistete Arbeit, seinen Garten, die ausgepflanzten jungen Bäume und bestiegen den Rusunzweberg, wo wir auf dem höchsten Gipfelpunkte noch die Reste von Bauten früherer Rhodesiabewohner fanden und zogen nach einem Rasttag wieder nach St. Ludger und Monte Cassino zurück. Unterdessen hatten wir hin und her überlegt, wie wir nach Mtoko, das etwa 140 Kilometer von Masheke entfernt ist, kommen könnten. Für einen Marsch dorthin, schien die Entfernung zu groß, Pferde hatte man nicht, zudem ist die Gegend wegen der Leoparden und Löwen gefährlich und so entschlossen wir uns, ein Auto zu mieten, das uns in einem Tage hin und zurückbringen sollte. Wir fuhren in der Frühe ab und um etwa 11 Uhr befanden wir uns beim Native Commissionär, der uns

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

auf seiner provisorischen Karte zeigte, wo wir für Missionszwecke Land erwerben könnten. Um aber keine Katze im Sacke zu kaufen, wie man zu sagen pflegt, fuhren wir weitere 50 Kilometer auf einem Pfade, den der Dippinspektor für sich notdürftig von Schwarzen hatte herrichten lassen, damit er die verschiedenen Dipps per Auto besichtigen konnte. Schließlich kamen wir so zwischen Berge, daß von Ackerbau mit Pflug nicht mehr Rede sein konnte; es traten Baobobbäume (Affenbrotbäume) auf, deren Anwesenheit allein von dem heißen Klima zeugte und beschlossen es in dieser Gegend vorläufig noch bei Außenschulen bewenden zu lassen und den Kauf von Land für eine Missionsstation der Zukunft zu überlassen, zumal die Frage ventiliert wurde, daß die Regierung später weiteres Land für Mission frei geben wolle. So kehrten wir denn nach Monte Cassino zurück, wo wir spät in der Nacht ankamen. Der arme Pater Ebner war auf der ganzen Autofahrt seekrank und ich weiß nicht mehr, wie oft wir beide hinten im Auto in die Höhe geworfen wurden, daß wir mit dem Kopf an der Decke anstießen. Obschon wir erst St. Benedikt, die Station des Pater Ebner besuchen wollten, **welche etwa 50 Kilometer nördlich** von Mashéke liegt, beschlossen wir schließlich, dies erst auf dem Rückwege von Triashill zu tun und fuhren per Bahn nach der Bahnstation Rusape und von da die übrigen 46 Kilometer auf einer improvisierten Kutsche, gezogen von zwei schwachen Pferden. Wir kamen gegen 10 Uhr an, aber während Monte Cassino vor sich eine Ebene mit fruchtbarem Lehmboden hat, fanden wir in Triashill einen armen Boden, der unmöglich eine so große Schule ernähren kann, wie wir in Triashill vorfanden. In dieser Erkenntnis hatte man denn auch St. Barbara, einen Außenposten, etwa 2 Stunden entfernt gegründet, um auf dem dortigen fruchtbaren Boden, den nötigen Mais ziehen zu können. Wir besuchten auch diesen Platz nud von da zu Pferd das 20 Kilometer entfernte St. Kilian. wo Br. Theophil die Pionierarbeiten zu verrichten hat, um die spätere regelrechte Besetzung zu ermöglichen. Bis dahin müssen wir uns mit einer Tagesschule für die nächste Bevölkerung begnügen.

Dort sah ich auch Produkte der schwarzen Schmiede, welche ich bei Berücksichtigung der primitiven Mittel nur bewundern konnte, z. B. Eisenstücke als Draht ausgeschmiedet ohne daß man Spuren von Hammerschlägen sehen konnte. Als Blasebälge dienen Ziegenhäute und als Heizmittel benützen sie Holzkohle, welche aus einer Art Erica und aus dem Holze eines Baumes gewonnen wird, den sie muschanti nannten. Die Früchte dieses Baumes werden von den großen Pavianen, die es in Menge gibt, gegessen. Diese Affen bilden im Verein mit den Wildschweinen eine wahre Landplage in diesen dünnbevölkerten Strecken und machen einen regelrechten Schulbetrieb in den Sommermonaten fast unmöglich, weil die Kinder die Felder bewachen müssen, bis sie abgeerntet sind. Tagsüber sind die Affen da und nachts die

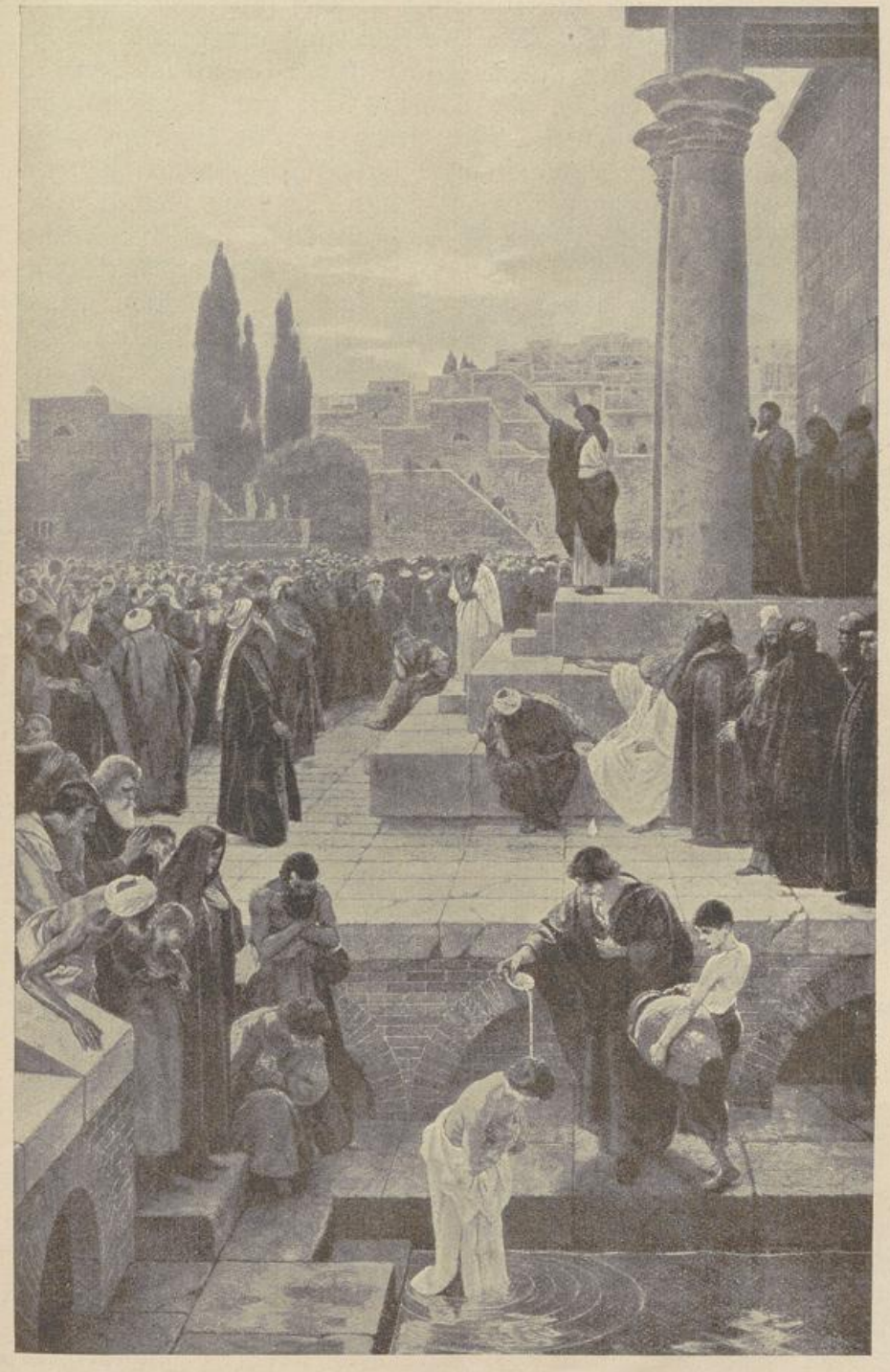
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Wildschweine. Doch kehren wir zu unserm Br. Theophil zurück. Er hat 10 000 Ziegelsteine gemacht, bereits einen Stall und eine runde Hütte für seine Köchinnen, zwei oder drei christlichen Mädchen, gebaut, selbst wohnt er aber in einem Fruchthause, welches ein Schwarzer beim Abzuge stehen gelassen hatte, in das er auf einer Hühnerleiter hinaufsteigt. Da muß man schon balancieren, wenn man nicht fallen will. Diese Fruchthütten sind zweckentsprechend gemacht, damit das Getreide vor Bodenfeuchtigkeit und vor Regen sowie vor Insekten geschützt ist. Wenn möglich, bauen die Schwarzen sie auf einer Felsplatte, Granit, wie sie hier vielfach sind. Es gibt Berge, bis 150 Meter hoch, die aus einem Felsblock bestehen. Sind keine solchen Platten da, werden sie in einem Kreis oder Quadrat von etwa 3 Metern Durchmesser einzelne Steine gelegt. Auf diese kommen Baumstämme von 20 Zentimeter Dicke, dicht nebeneinander, auf diese kommt eine Lehmschicht, welche das Fundament und den Boden der Fruchthütte bildet. Die Seitenwände bestehen aus mit Lehm innen und außen verschmiertem Flechtwerk. Ebenso besteht das Dach aus mit Lehm verschmiertem Flechtwerk. Alles ist aber sorgfältig glatt gestrichen, daß das Regenwasser restlos abläuft. Entweder im Dach oder in der Seite ist ein Loch von etwa 30 × 50 Zentimeter ausgespart, durch welches das Getreide hineingeschüttet wird. Dann wird aus Lehmflechtwerk ein passender Verschlußdeckel gemacht, eingesetzt und die Randfuge sorgfältig mit Lehm wasser- und soweit als möglich luftdicht verschmiert. Also in einer solchen nur ausnahmsweise großen Hütte von etwa 3 × 3 Meter im Quadrat wohnt, schläft, ißt, haust unser Br. Theophil und hat die alte Scheidewand teilweise stehen lassen, um dahinter sein Magazin zu bergen. Die Fruchthütten sind öfter in zwei oder drei Teile abgeteilt. Im Felde hat er Weizen und andere Gewächse stehen, aber wie leicht verständlich, hat er keine Zeit gehabt, den Boden gründlich vorzubereiten und hofft später bessere Erträge. Er hatte große Freude, als ich ihm die Beschaffung eines Karrens oder Wagens versprach, den er dringend brauchte.

Gegen Abend mußten wir unsern guten Br. Theophil wieder zurücklassen um nach St. Barbara und am nächsten Tage nach Triashill zurück zu kehren. Wir hoffen zuversichtlich, daß St. Barbara nicht bloß eine Kornkammer für Triashill bleibt, sondern sich zu einer eigenen Station entwickelt, um die Christianisierung und Hebung der Umgebung intensiver betreiben zu können.

Von Triashill begaben wir uns zur Bahn nach Rusape und erhielten Gottes Segen auf dem Wege in Form des ersten Frühlingsgewitters, welches den lange ersehnten Regen brachte, denn das Vieh fand auf der Weide längst kein Gras mehr. Am nächsten Morgen kamen wir etwa um 6 Uhr auf der St. Benedikt am nächsten gelegenen Station Umfeseri an, wo die Kutsche wartete, um uns nach dem 35 Kilometer entfernten

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Petrus predigt den Auferstandenen am Pfingstfeste in Jerusalem

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

St. Benedikt zu bringen, wo wir gegen 10 Uhr ankamen und gleich die heilige Messe lasen. Diese Station ist noch jung und doch wurden schon viele Opfer gebracht. Die Gebäude sind arm, sowie die ganze innere Einrichtung. Eine neue Kirche ist im Bau und zwei Öfen gebrannter Steine, welche Br. Markus mit den Schülern gemacht hatte von Ameisenhaufenerde stehen fertig da. Der Umstand, daß hier ein Ameisenhaufen das Material zu 60 000 Ziegelsteinen liefert, läßt uns schon ein Bild von der Größe bilden. Ich kann hier nicht unterlassen, dem guten Pater Ebner, der so große Opfer für seine Schwarzen bringt zu helfen. Ich habe schon in manchen Missionsbetrieb hinein zu sehen Gelegenheit gehabt aber noch kaum eine Station gefunden, wo eine Gabe so wohl angebracht wäre. Pater Ebner ist etwa 4 Jahre in Rhodesia und macht seine ganzen Missionstouren bei seiner Runde durch die Außenschulen zu Fuß und zwar, ich weiß nicht, ob ich es sagen darf, größtenteils barfuß; er sagt, es laufe sich noch besser. Schon manchesmal mußte er im Freien übernachten und hörte das Wild um sich herum. Er kam mit Leoparden, Geppards und anderen Tieren zusammen, bei seinem Nachtlager fand er morgens Spuren von Löwen, aber er ließ sich nicht bange machen und es ist ihm bis heute noch kein Leid geschehen. Deshalb, nochmals lieber Leser, hilf ihm!
Nachdem unsere Aufgabe in St. Benedikt nun auch erledigt war, fuhren wir nach Monte Cassino zurück und schnürten unsere Bündel für die Heimreise. Es ging zurück nach Salisbury, wo wir die verschiedenen Kollegien der Jesuitenpatres besuchten und die älteste katholische Missionsstation in Rhodesia, wenn nicht von Südafrika, Chishawasha besichtigten. Da wir nun einmal auf der Reise waren, wollten wir auch andere Missionsgebiete sehen, denn überall gibt es was zu lernen und verschiedene Angelegenheiten mit anderen Missionsobern zu besprechen und fuhren daher auf dem Umweg über Kimberley nach hier um dann via East London nach Mariannhill zurück zu kehren.

Von Dr. M. Kohler, Missionsarzt

Mariannhill als Sehenswürdigkeit

Durban oder Port Natal ist die Hafenstadt Natals mit ca 100 000 Einwohnern. Seine Geschichte ist noch nicht viel über 100 Jahre alt. Trotz allen äußeren Reichtums und prunkhaften Glanzes, trotzdem die Natur hier alles getan hat, um dem modernen Lebensgenusse und Luxus einen sonnigen, grünen Platz an der unvergleichlich schönen Bucht zu schaffen, fehlt Durban etwas, was dem kleinsten, unbedeutendsten Frankenstädtchen anhaftet, die Patina der Geschichte. Südafrika ist ein

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

noch junges Land. Wissenschaft und Kunst ist neu. Es ist naturgemäß, daß die Leute hier nach allem haschen, was sich aus der Alltäglichkeit und aus der Halbheit dieser raschlebigen Welt heraushebt. So ist denn Mariannhill 20 Meilen von Durban entfernt, zur Sehenswürdigkeit Durbans geworden.

Unsern Lesern ist Mariannhill aus der Feder der Klosterleute bekannt und vertraut; vielleicht ist es aber auch einmal interessant, den Rundgang durch Mariannhill mit Leuten zu machen, die ihnen allen fremd sind, fremd nach ihrer Nationalität, fremd nach ihrer Religion, fremd nach ihrer Lebensauffassung. Hunderte und hunderte kommen in Autos und Charabanks, sodaß vom Bischof eigene Besuchstage eingeführt worden sind. Katholiken sind nur wenige dabei. Was ist es doch für eine Abwechslung, statt in das fashionable Seebad zu gehen, einmal einem Kloster einen Besuch abzustatten! Statt auf den Golf- und Tennisplatz zu gehen, hinter wirkliche Klostermauern zu treten! In der Saison, welche in die Wintermonate Mai bis Juli fällt und in der alles auf Vergnügen, Abwechslung und Genuß zugeschnitten ist, einmal in eine Welt zu schauen, in der man das Leben verneint?!

So kommt das bunte Volk schnatternd und neugierig vor Mariannhill an; die Motorcars halten vor der Pforte, einem großen und ausgreifendem Portal, dessen Freskoschmuck mit hellen Farben in der afrikanischen Sonne leuchtet und das mit seiner Inschrift „Ora et labora" mehr sagen will, als die Ankömmlinge vorerst dabei meinen.

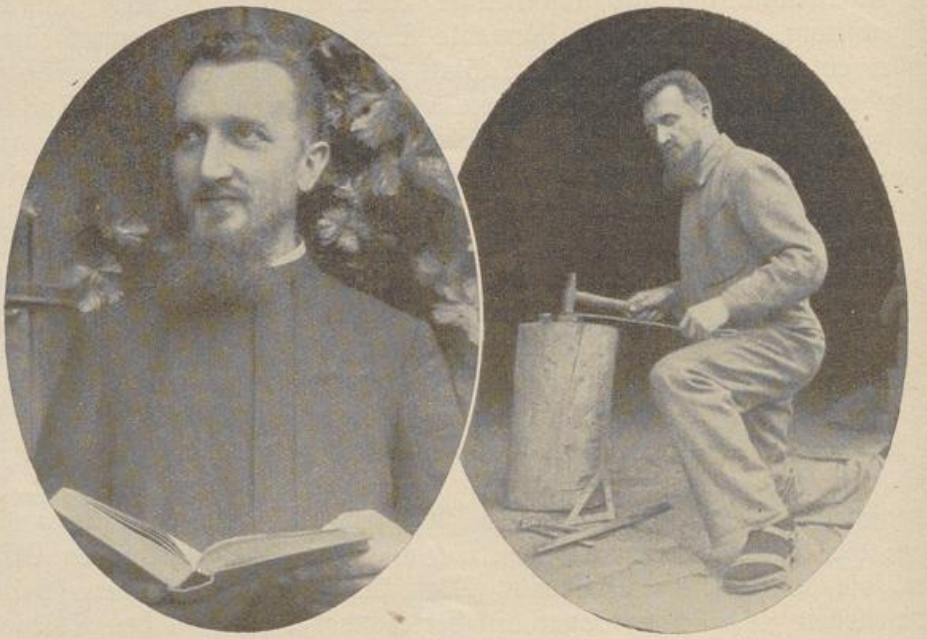
Die meisten sind überrascht über die Gediegenheit, die sie in der für sie neuen Klosterwelt finden. Das Leben erscheint hier gar nicht so geschäftig und eilig, aber die Summe der geleisteten Arbeit ist so augenscheinlich. Die Gebäude sind für afrikanische Verhältnisse großartig; die Gartenanlagen einzig. „Wo aber sind die menschlichen Lasttiere, die das geschaffen haben?" Man sieht sie nicht. Keinen scheint seine Arbeit zu drücken. Sogar auf die Schwarzen, die in den Städten zur Farze des gelangweilten Europäers werden, geht etwas von dieser Würde über. Ja merkwürdig wird manchem zu Mute; diese Klosterwelt scheint seiner Talmiwelt die Wage zu halten.

In der Tat, die Besucher sparen nicht mit ihrer Bewunderung und auch an offiziellen Auszeichnungen hat es nie gefehlt; so hatte z. B. der verstorbene Bruder Nivard, der Architekt Mariannhills, ein Reisebillet 1. Klasse auf Lebensdauer für ganz Natal für seine Hilfeleistung bei staatlichen Brückenbauten und sonstigen Kunstbauten.

Was sonst noch an anderen Gefühlen bei den Besuchern zu Tage kommt, wüßte am besten der Bruder Fremdenführer zu sagen, der allein für diese große Aufgabe da ist. Er hat wahrlich nicht den leichtesten und den letzten Posten in der allgemeinen Missionsarbeit. Der englische Angelus wird anders geläutet als in Deutschland. Die Glocke wird dreimal angeschlagen; und zwar so je dreimal. In Mariannhill stehen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

alle Leute dann still, Schwarze wie Weiße, welche zum Kloster gehören. Man muß aus den Zeitungsnachrichten wissen, welchen Eindruck die zwei Minuten Pause auf die Gemüter gemacht hat und welche zur Erinnerung an den Waffenstillstand Jahr für Jahr gemacht wird. Der Kontrast an verkehrsreichen Plätzen ist so wirksam, daß diese zwei Minuten Pause zu den wirksamsten und nachhaltigsten Gedächtnisfeiern gehört. Wie nun, wenn hier dreimal am Tage das alltägliche Leben unterbrochen wird! Wenn diese Leute dreimal einer Sammlung fähig sind, dann sind sie sicher zu beneiden.



Bete und arbeite

Der bunte Schwarm ist etwas ruhiger geworden. Ob Nachdenklichkeit oder Ermüdung in der afrikanischen Sonne die Ursache ist? Wer es wissen will, der frage Bruder Fintan, der seine Pappenheimer kennt und sie zur Pforte zurückführt zum Tee, der in englischen Ländern unerläßlich ist.

Dort zeigt er nochmal auf das „Ora et labora", dem unverstandenen Eintrittsgruß am Portal. Ob es beim Austritt besser verstanden wird? Es ist das Sache der Besucher selbst. Und vielleicht hat mancher in seinem Leben noch nie erfahren, was ein Heiliger ist, so denkt er dann, „es war wohl ein großer Philosoph, dieser heilige Benediktus. Sonst könnten seine Schüler nicht solches leisten."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Kontrast zwischen der Klosterwelt und der Außenwelt wird abgeschwächt beim Abschied durch das Symphonium, welches im Gastzimmer der Pforte heftig arbeitet, namentlich zum Schluß, ehe die bunte Gesellschaft weiterzieht. Es wird wieder lebhaft und geschäftig. Was hat auch jeder noch zu erledigen am gleichen Tage! „Ora et labora" steht über der Pforte. Zum Lösen dieses Rätsels bleibt keine Zeit mehr. Dieses Schauspiel ist für die wenigen längern Besucher reserviert. Es ist das Ora am Abend in der Klosterkirche, welches alle die Arbeiter des Tages am heiligen Orte versammelt; das schmutzige Arbeitskleid ist vertauscht; alle Hände und Fähigkeiten haben geholfen um die Liturgie des Abendgottesdienstes zu verschönern. Die Konventskirche ist dicht besetzt und bis die Abendandacht vorüber ist, ist es bei der kurzen Dämmerung hier Abend geworden. Jeder hat seinen vollen Arbeitsteil geleistet an seinem Platze, nicht zuletzt der Fremdenführer des Klosters Mariannhill, der im Wächterhaus schläft mit dem Schild: „Ora et labora".

Auf dem Friedhof geht's um

Eines Abends saß ein Missionar und ich auf der Station Centocow noch etwas zusammen und erzählten uns unsere Missionserlebnisse. Da kam auf einmal in atemloser Eile ein Mädchen, Maria mit Namen, herbeigestürzt und rief: „Es ist ein Geist auf dem Friedhof." Ich sagte zu ihr: „Geh weiter, du träumst ja." „Nein," wiederholte sie, „schau nur hinaus und du wirst ihn sehen." Ich schaute hinaus und sah wirklich etwas wie eine Fackel auf dem Friedhof. Auch Pater Balduin Reiner, der andere Missionar, hatte dieselbe Erscheinung. Wir zogen nun alte Militärmäntel an. Ich nahm ein Gewehr und einige Patronen. Pater Balduin eine Sicherheitslaterne. So ausgerüstet zogen wir nun still zum Friedhof, um die Sache auszukundschaften. Als wir in die Nähe kamen, merkten wir plötzlich einen abscheulichen Leichengeruch. Wir dachten gleich, daß vielleicht ein Zauberer auf dem Friedhof wäre und in den Gräbern herumwühle. Es kommt öfters vor, daß Zauberer Leichen ausgraben und gewisse Teile des Körpers mit sich nehmen, um Medizin daraus zu machen.

Vorerst gingen wir im Nebel weiter. Unsere kleine Laterne schimmerte ganz gespenstisch im Dunkel der Nacht. Als wir nun näher auf den Friedhof hinkamen, verschwand plötzlich die Fackel, als wir noch näher kamen, hörte auch der Leichengeruch auf. Wir betraten nun die Gräberstätte und leuchteten überall umher, allein es war nichts zu finden. Wir gingen nun forschend auf der oberen Straße zur Station zurück. Mein Fuß stieß auf etwas. Ich leuchtete hin. Da liegt

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

eine alte Schüssel mit einer Hose umwickelt. Langsam zogen wir weiter. Da horch! Kling, kling, kling, kling. Ich reiße das Gewehr an die Schulter. Da sah ich im Lichterschein zwei Pferde im Straßengraben stehen, von einem Mann am Zügel gehalten. Als dieser mein Gewehr sah, fiel er vor Schrecken zu Boden. Nun klärte sich die Sache auf. Der Mann hatte einen Toten gebracht. Dieser Tote wollte Christ werden, hatte aber noch zwei Frauen, darum war er noch nicht getauft worden. Seine Kinder waren in der Schule. Eines Tages war er nun zum benachbarten Stamm zu einem Biergelage gegangen. Am Abend waren seine Pferde allein nach Hause gekommen. Man suchte nach ihm und fand ihn schließlich in einem trockenen Wasserlauf. Man sah deutlich die Spuren, daß er erwürgt worden war. Vier Tage lang mußte nun der Körper daliegen, bis der Bezirksarzt von Iropo kam, um diese Sache zu untersuchen. Dann erst wurde die Leiche freigegeben. Weil nun die Leute wußten, daß wir einen Ungetauften nicht auf dem Friedhof beerdigen lassen, haben sie in der Nacht die Leiche direkt hinter dem Friedhof begraben. Daher kam also der Fackelschein und der Leichengeruch und die Pferde mit dem zu Tode erschrockenen Mann.
Das Merkwürdige dabei war, daß dieser Mann und sein Genosse, der den Toten begraben, meinte, ein Geist käme auf sie zu. Sie sahen nämlich im Nebel unser Licht immer näher kommen. Sie sagten, das sei der itonga, das heißt der Schutzgeist der ama Roma, der sich sicher erkundigen wolle, wer bei den Gräbern sich herumtreibe.

Von Pater Joseph Reiner, R. M. M.

Wie gelebt, so gestorben

Eines Tages erhielt ich ein Telegramm aus der Illovugegend. Das lautete: „Ein Mann ist totkrank, komme sofort." Die Unterschrift war ein uns unbekannter Name. Nun hatten wir aber den Leuten ausdrücklich eingeschärft, jedes Telegramm, das den Priester zu einem Kranken ruft, müsse vom Ortskatechisten unterschrieben sein. Wir wüßten ja sonst nicht, wohin wir gehen müßten. Daß dieses Telegramm nicht von demselben unterschrieben war kam daher, weil der Katechet krank war und das Telegramm darum nicht selbst zur Post bringen konnte. Man fragte überall, ob jemand den kenne, der unterschrieben hatte und wisse, wo er wohne. Niemand konnte uns Auskunft geben. Wo sollte man ihn nun suchen, am oberen, mittleren oder unteren Illovu? Da niemand uns Auskunft zu geben vermochte, konnten wir auch nicht hinreiten. Als ich wieder einmal zum regelmäßigen Gottesdienst in die Illovugegend kam, fragte ich den Katechisten, ob er den Mann kenne. Der

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sagte mir, daß er diesen Mann gut kenne. Er sei ein abgefallener Katholik, der Jahre hindurch kein Sakrament mehr empfangen habe und sich überhaupt um die Religion nicht mehr gekümmert habe. So geht es, wenn man sich die Bekehrung für das Sterbebett aufspart. Auf dem Todesbett verlangte er nach dem Priester, aber dieser fand ihn nicht. Möge Gott ihm wenigstens die Gnade einer vollkommenen Reue gegeben haben!

Eines Tages gegen Mittag kam ein Mädchen eilig gelaufen und teilte mir mit, daß ich zu einer kranken Frau auf dem andern Ufer des Umlas kommen sollte. Ich überlegte noch, ob ich noch vor oder erst nach dem Mittagessen gehen sollte. Weil mir aber das Mädchen erklärte, die Frau liege wie leblos da und sei in höchster Gefahr, sattelte ich sogleich mein Pferd und sprengte dem Umlas zu. In $1^1/_2$ Stunden hatte ich in flottem Ritt die Hütte der Kranken erreicht. Bei meinem Eintritt waren die Augen der Kranken voll Freude auf mich gerichtet. Ich fand sie ganz bei Besinnung und hörte sie sogleich Beicht und spendete ihr die heiligen Sterbesakramente. Nachdem ich noch eine Zeit mit ihr gebetet und ihr die Generalabsolution gegeben hatte, ritt ich wieder heim. Als ich in der nächsten Woche in derselben Gegend Gottesdienst hielt, wollte ich auch die Kranke besuchen. Allein man sagte mir: „Baba, sie ist gestorben, nachdem du kaum die Hütte verlassen hattest." Ich fragte dann nach dem Vorleben der Frau. Es hieß allgemein, sie sei eine eifrige Christin gewesen. Beim Heimritt dachte ich mir: Weil du im Leben treu warst, hat dir Gott auch am Sterbebett einen Priester gegeben. Von Priesterhand und Priestermund gestärkt ist gut sterben.

Von Schwester M. Amata, C. P. S.

Der Kampf um ein Stückchen Brot

Ein schöner heller Tag war's. Der Missionar sattelte sein Pferd. Rechts und links am Sattel hing eine Ledertasche. Sie bargen das Allernotwendigste für den folgenden Tag, galt es doch in einer Außenkapelle die heilige Messe zu lesen. Bergauf, bergab über Flüsse und durch Urwald ging der Weg, doch endlich, nach vierstündigem Ritt war der Missionar am Ziel beim Missionskapellchen. Das Pferd wurde ababgesattelt und suchte sich dann sein Futter. Der Missionar setzte sich auf der Veranda auf eine Bank und betete sein Brevier. Bei Sonnenuntergang kam der Katechet, da gab es nämlich noch manches zu besprechen. Doch endlich verließ er den Missionar und suchte seine Ruhestätte auf. Jener blieb noch eine Weile sitzen und betrachtete den schönen Sternenhimmel. Ruhig wurde es rings umher und nun suchte auch

der Priester sein Lager auf. Ein kleines Kämmerchen, ein Tischchen, ein Stuhl und der Strohsack, die ganze Einrichtung. Behutsam legte er alles auf das Tischchen. Müde von dem beschwerlichen Ritt schlief er bald ein. Da auf einmal ein Lärm auf dem Tisch, sollte jemand die Taschen fortnehmen wollen? Schnell ein Streichhölzchen, doch der Eindringling sprang davon. Was war's? Die hungrigen Ratten wollten das Frühstück des Missionars verzehren. Nun hing er die Tasche über den Stuhl und hoffte, so sein Stücklein Brot sei in Sicherheit. Doch nicht lange dauerte es und es begann ein Hin- und Herzerren an den Taschen. Wiederum Licht gemacht, schnell die Reitpeitsche her, um die hungrigen Gäste damit in die Flucht zu jagen. Doch die ließen sich dadurch nicht erschrecken und es schien, als wollten sie die Geduld des Missionars auf die Probe stellen; denn nach einer Weile spazierten sie sogar über sein Gesicht wieder zu den Taschen und mit einem Ruck lagen dieselben auf dem Boden. Doch der Pater stritt tapfer mit den Ratten um sein Stückchen Brot während der Nacht und als der Morgen durch die Fenster schaute, war es gerettet für ihn und die kleinen Spitzbuben waren verschwunden.

Das heiligste Herz Jesu

Du tiefer, klarer Bronnen,
Aus dem in sel'gen Wonnen
Der Erdenpilger trinkt;
Wo ihm mit kühlem Schatten,
Will dürstend er ermatten,
Ein Ruheplätzchen winkt.

Du Blümlein, das der Düfte
Gewürze in die Lüfte
Aus goldnem Kelche gießt;
Das in der Blättlein Hülle
Des Gnadentaues Fülle
Dem Herzen reich erschließt.

Du tiefer Schacht, der immer
Erstrahlt von lichtem Flimmer,
Der höchsten Schätze voll;
Zu dem das Herz, das arme,
In jedem Leid und Harme
Hinuntersteigen soll.

Du Stern, der scheint so milde
Auf nächtliche Gefilde
Der finstern Welt herab.
Vor seinem Scheine weichen
Die Sorgen all, die bleichen,
Verklärt sich selbst das Grab.

Das ist das wunderbare
Herz Jesu! — Eine klare
Zistern' mit frischem Quell.
Ein Blümlein süß von Düften,
Ein Schatz in tiefen Klüften,
Ein Sternlein silberhell.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Fronleichnamsprozession
in Mariannhill



Von Joseph Spillmann, S. J. Nachdruck verboten

Ein Opfer des Beichtgeheimnisses

Fortsetzung

Die Totenschau wurde also gleich vorgenommen. Es ergab sich, daß wirklich das Messer des Abbe Montmoulin genau zur tödlichen Wunde paßte. Ferner fand man unter der Leiche den Kerzenstock, den der kleine Charles, wie man sich erinnern wird, aus Angst vor dem gemalten Totenkopfe fallen ließ. Der Leuchter wurde als Eigentum des Pfarrers erkannt, und der Amtsrichter erblickte darin eine Bestätigung seiner Annahme, daß derselbe die Ermordete unter dem Vorwande, ihr in der Sakristei das Geld auszuzahlen, durch den Korridor und die dunkle Wendeltreppe zu dem Orte geleitet habe, wo er das Verbrechen am sichersten und bequemsten begehen konnte.

„Nun haben wir die ganze Kette der Beweise", sagte der Untersuchungsrichter zufrieden. „Jetzt wollen wir den Angeklagten mit einem Schlage die Wucht derselben fühlen lassen, und es sollte mich wundern, wenn er nicht klein beigäbe."

Mit diesen Worten begab sich Herr Barthelot in die Wohnung des Pfarrers, wo er mit dem Gerichtsschreiber am Tische Platz nahm und den Verhafteten vorzuführen befahl.

Abbe Montmoulin hatte bis Tagesanbruch in dem Schlafe tiefer Erschöpfung auf seinem Bette gelegen. Als er, durch den Lärm der Leute geweckt, die sich immer zahlreicher auf dem Klosterhofe einfanden, aus demselben auffuhr, meinte er zunächst, es sei alles nur ein schwerer Traum gewesen. Mit einem Seufzer der Erleichterung wollte er sich aufrichten, aber da sah er den Gendarmen sitzen, der ihn beobachtete, und erblickte auf dem Waschtische die Schüssel voll blutigen Wassers. „Es ist also doch schreckliche Wahrheit und kein bloßer, lästiger Traum!" rief er jammernd aus, und an seinem Geiste zogen die furchtbaren Ereignisse der letzten Nacht vorüber — Losers Beichte, die Haussuchung, die Auffindung der Leiche und des blutigen Messers. Dann schaute er zagend in die nächste Zukunft. Er war verhaftet unter dem dringenden Verdachte, einen entsetzlichen Raubmord begangen zu haben; gleich wird man ihn wie einen gemeinen Verbrecher offen und am hellen Tage vor den Augen seiner Pfarrkinder in den Kerker abführen. Schon hörte er den Lärm der Menge unter seinem Fenster. Welches Ärgernis! welche Schande! Und dann sieht er sich vor Gericht gestellt, und er kann der schrecklichen Anklage gegenüber nur seine Unschuld beteuern. Wird man ihm glauben? Er wagt es kaum zu glauben. Und so muß wohl das „Schuldig" der Geschworenen und das Todesurteil des Richters über ihn ergehen. Und schaudernd erblickt er das Blutgerüst der Guillotine!

Abbe Montmoulin wäre kein Mensch gewesen, wenn ihn das alles nicht in tiefster Seele erschüttert hätte. „Und wenn dieses furchtbare Schicksal nur mich träfe", sagte er sich, „aber es trifft mit mir meine arme Mutter und Schwester und wird schweres Ärgernis für meine Gemeinde und weit über die Grenzen derselben zur Folge haben."

Nochmals überdachte er alles. Losers Bekenntnis war, wenn auch von purer Angst eingegeben, doch, wie er annehmen mußte, in der Absicht geschehen, die sakramentale Lossprechung zu erhalten, und folglich eine wahre Beichte. Davon durfte er also unter keinen Umständen etwas verraten. Auch daß Loser gestern abend bei ihm gebeichtet habe, durfte er nicht gestehen. Das wäre unter diesen Umständen einer verdächtigen Anklage gegen denselben gleichkommen. Durfte er aber nicht wenigstens sagen, er habe Loser gestern abend gesehen? Er hatte ihn ja wirklich gesehen, bevor er wußte, daß derselbe bei ihm beichten wolle, und die bloße Tatsache, daß er ihn gesehen habe, fiel an sich gewiß nicht unter das Beichtgeheimnis. Anderseits lag es auf der Hand, daß seine Angabe, er habe Loser gesehen, von großer Wichtigkeit für seine Verteidigung war. Abbe Montmoulin hatte aber auf die Frage, ob er den Küster seit Sonnabend gesehen habe, bereits mit „nein" geantwortet, weil er sich gesagt hatte, Loser sei doch nur um der Beicht willen bei ihm eingetreten, und weil es ihm geschienen, schon das einzugestehen, könnte seine heilige Verpflichtung in Gefahr bringen. Auch jetzt beschloß er, bei dieser Aussage zu verharren.

„Wäre es mir gestern abend noch erlaubt

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gewesen, die Rückkehr Losers zu verraten, so darf ich meine Aussage doch jetzt nicht mehr widerrufen. Einen solchen Widerruf könnte ich ja nur dadurch erklären, daß ich der Meinung gewesen sei, mein Gewissen habe mir verboten, die Rückkehr des Küsters einzugestehen. Das müßte indirekt die Vermutung nahelegen, der Küster sei der Beicht wegen bei mir gewesen, und schon das würde ihn des Inhalts derselben verdächtig machen. Übrigens hätte auch die Aussage, Loser sei zurückgekehrt, mich wahrscheinlich doch nicht ganz von dem Verdachte gereinigt, der Mörder zu sein. Das Messer, der Korb, mein blutiges Kleid und die übrigen Umstände sprechen gegen mich. Es kommt darauf an, ob der Richter mich, einen bisher unbescholtenen Mann, einer solchen Tat für fähig hält. Tut er das und stellt sich heraus, daß ich der einzige bin, der den unseligen Küster zur Zeit der Tat in St. Victoire sah, so würde er meine Aussage als eine Lüge betrachten, die ich erfunden hätte, den Verdacht des Mordes auf einen Unschuldigen zu wälzen. Wer ja einen Priester eines Mordes fähig hält, wird ihn erst recht einer Lüge fähig achten, und so hätte mich auch die Aussage, Loser gesehen zu haben, wohl kaum gerettet. Wenn nicht von anderer Seite nachgewiesen wird, daß Loser zur Zeit des Mordes hier war, werde ich zweifelsohne als Opfer des Beichtgeheimnisses den ganzen Kelch der Schmach leeren müssen."

Wie eine Zentnerlast fielen die verschiedenen schweren Verdachtsgründe auf Abbe Montmoulins Seele. Auch die Verlegenheit beim Besuche des Maire und bei der Auffindung des Leichnams, welche er nicht ganz hatte bemeistern können und welche notwendig ein so ungünstiges Licht auf ihn werfen mußte! Konnte er nicht wenigstens diesen fatalen Umstand dadurch aufklären, daß er sagte: „Ja, ich wußte um die Tat, aber unter dem Beichtgeheimnisse?" Solange dadurch keine bestimmte Person verdächtigt oder in Verlegenheit gebracht wurde, wäre ja das noch keine Verletzung des Beichtgeheimnisses gewesen. Aber war nicht gerade das hier zu fürchten? Nach der Zeit, da der Mord geschehen, hatte nur Loser bei ihm gebeichtet, war überhaupt nur Loser bei ihm gewesen. Wenn es also durch die Nachforschungen der Behörde oder durch irgend einen Zufall entdeckt wurde, daß Loser ihn besucht hatte, so wäre sein Geständnis, er wisse durch die Anklage des Beichtkindes um den Mord, gleichbedeutend mit dem Geständnisse: dieses eine Beichtkind, dieser eine Besucher, Loser, hat mir in der Beichte den Mord gestanden. — Nein es war sonnenklar: um alles in der Welt durfte er sich nicht damit damit entschuldigen, daß er in der Beicht von dem Morde Kunde gehabt habe. Es gab also keinen Ausweg für ihn!

Noch ein anderer Gedanke kam Abbe Montmoulin: Der Küster hatte ihn überrascht, als er am Sonntagnachmittag die große Geldsumme abzählte. Sollte er nicht wenigstens diesen Umstand, den er keineswegs durch die Beicht wußte, dem Untersuchungsrichter mitteilen? Diese wichtige Tatsache war wohl geeignet, den Verdacht auf den unseligen Mörder zu lenken. Wenn Loser nicht nachher bei ihm gebeichtet hätte, so würde der Priester ganz gewiß diesen Umstand erwähnt haben. Jetzt aber schien ihm auch dieser an sich berechtigte Hinweis auf den Täter nicht geraten. „Man würde am Ende doch vermuten, durch die Beicht sei ich erst auf diesen Verdacht gekommen", sagte er sich. „Nein, nein, ich will in keiner Weise den Täter verdächtigen und so auch nur im entferntesten Veranlassung geben, daß man an der treuesten Bewahrung des Beichtgeheimnisses zweifle. Lieber sterben, als auch nur den Schein der Verletzung des Beichtgeheimnisses auf mich laden!" lautete endlich der heroische Entschluß des Priesters, und nachdem er denselben gefaßt, kehrte verhältnismäßige Ruhe in seine Seele ein. Er verrichtete nun seine Morgenandacht und griff zu seinem Breviere, um die Horen zu beten.

Der Gendarm, der den Pfarrer keinen Augenblick aus dem Auge ließ, wunderte sich nicht wenig über die Ruhe und Sammlung, womit der Geistliche seine Gebete verrichtete, während vom Klosterhofe herauf immer lauter der Lärm des Pöbels ertönte und einzelne Stimmen brüllend den „Tod des Pfaffen" verlangten. „Sonderbar", sagte sich der Mann, „wenn ich nicht mit eigenen Augen gesehen hätte, so würde ich ihn für unschuldig halten. Aber pah! Man sagte mir immer, diese Pfaffen seien geborene Heuchler!" Damit spie er seinen Kautabak aus und schob sich ruhig ein neues Stück in den Mund.

Endlich gegen 10 Uhr wurde Abbe Montmoulin vor den Untersuchungsrichter gerufen. Derselbe empfing ihn nicht

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

unfreundlich und ließ ihn sich gegenüber Platz nehmen. Nach den gewöhnlichen Fragen über Name, Geburt usw., die der Gerichtsschreiber notierte, sagte der Untersuchungsrichter: „Aber die traurige Veranlassung, welche mich zwingt, Sie hier zu Protokoll zu vernehmen, brauche ich kein Wort zu sagen. Sie ist Ihnen bekannt, Herr Pfarrer! Ebenso werden Sie mir erlassen, die überwältigenden Verdachtsgründe anzuführen, welche die Voruntersuchung sofort zu Tage brachte und welche Sie leider so belasten, daß ich für Sie beim besten Willen keinen Ausweg sehe. Als guter Freund rate ich Ihnen deshalb zu einem sofortigen vollen Geständnis; es ist das der einzige Weg, dem Todesurteile zu entgehen!“

Abbe Montmoulin dankte dem Untersuchungsrichter für seine Güte und beteuerte seine Unschuld.

„Diese Beteuerung wird Ihnen leider wenig nützen — angesichts der vorliegenden Tatsachen“, fuhr Herr Barthelot mit etwas strengerem Tone fort. „Man beweist Ihnen, daß Madame Blanchard gestern um diese Stunde — da schlägt es gerade 10 Uhr! — zu Ihnen kam, um eine große Summe Geldes bei Ihnen zu holen — wie erklären Sie nun ihre Ermordung zu einer Zeit, da Sie allein mit ihr unter diesem Dache weilten?“

„Ist das bewiesen, daß ich allein mit ihr unter diesem Dache weilte?“

„Gewiß. Noch mehr: Die einzige Person, die sonst allenfalls hätte stören können, Ihre alte Magd, hatten Sie selbst höchst vorsorglich mit der Weisung fortgeschickt, Sie bis zum folgenden Morgen nicht mehr zu stören.“

„Ich war unwohl.“

„Hm, da sollte man meinen, Sie hätten ihrer Dienste noch mehr benötigt.“

„Ich war nur ermüdet und bedurfte der Ruhe.“

„Und Sie waren abends nach 10 Uhr noch auf! — Aber meinetwegen, lassen wir die Ausrede gelten. Jedenfalls war die Magd zur Zeit des Mordes nicht hier. Ebensowenig der Küster, dem Sie am Abende vorher Urlaub gegeben — vielleicht angeboten? — hatten. Sie selbst haben zugegeben, derselbe sei Ihres Wissens nicht zurückgekehrt.“

Die Antwort: „Er konnte auch ohne mein Wissen zurückgekehrt sein“, drängte sich dem Pfarrer auf. Aber seine Scheu dadurch vielleicht das Beichtgeheimnis zu streifen, ließ ihn diese erlaubte Antwort nicht geben; statt dessen machte er nur die allgemeine Bemerkung, es habe sich vielleicht sonst jemand in das Kloster eingeschlichen.

„Die Tat kann nicht vom ersten besten Landstreicher begangen sein“, drängte der Untersuchungsrichter. „Wer sie verübte, muß genaue Kenntnis der Örtlichkeit besitzen und mußte vor allem wissen, daß Madame Blanchard zu dieser bestimmten Stunde bei Ihnen diese große Summe holen und allein (ohne daß Sie dieselbe begleiteten!) mit derselben die dunkle Wendeltreppe hinabgehen würde — wenn nämlich ihre Erzählung zutreffend ist: ich denke mir das wirklich Geschehene ein wenig anders. Nun sagen Sie mir aber nur das eine: Wie konnte ein Fremder diese zur Vollbringung der Tat nötige Kenntnis haben? Haben Sie jemand gesagt, daß Madame Blanchard zwischen 10 und 11 Uhr allein mit dem vielen Gelde diesen Nebenweg einschlagen werde?“

„Das habe ich selbst nicht gewußt!“ rief der Pfarrer.

„Und Sie wollen mich glauben machen, irgend ein hergelaufener Landstreicher hätte das wissen können? Oder haben Sie etwa auf jemand gegründeten Verdacht?“

Hätte Loser nicht bei ihm gebeichtet, so würde der Pfarrer wahrscheinlich gesagt haben, der Küster habe ganz gut, von seinem vorgeblichen Ausfluge heimgekehrt, der Ermordeten auflauern und die Tat begehen können. Jetzt wagte er den Verdacht nicht auf den Täter zu lenken, um nicht in den Schein zukommen, er habe das Beichtgeheimnis verletzt. Abbe Montmoulin antwortete also, er wage es nicht, gegen eine bestimmte Person Verdacht auszusprechen.

„Und wie erklären Sie die Auffindung ihres Messers, Ihres Tuches (beide mit Blut befleckt) und des Armkorbes der Ermordeten in Ihrer Küche? Sie werden vielleicht sagen, der Mörder habe das getan, um den Verdacht auf Sie zu lenken. Aber war das nicht schon dadurch erreicht, daß er sich Ihres Messers bediente und dasselbe bei der Leiche zurückließ? Wie wäre es einem Fremden eingefallen, anstatt mit seiner Beute möglichst rasch zu fliehen, Messer, Tuch und Korb auf die Gefahr hin, von Ihnen oder sonst jemand ertappt zu werden, in Ihre Küche hinaufzuschleppen?“

„Ich kann es nicht erklären. Aber es muß doch geschehen sein.“

„Mit dieser Antwort werden Sie kein

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Gericht befriedigen. Noch eines! Kennen Sie diesen Leuchter hier?" Damit zog Herr Barthelot plötzlich den Leuchter hervor, den der kleine Charles vor Schrecken hatte fallen lassen.

„Gewiß", antwortete Abbe Montmoulin. „Es ist der Leuchter, den ich beim Meßbuch brauchte; ich habe ihn gestern morgen vermißt."

„Wie das Messer! — Und wissen Sie, wo derselbe sich fand? — Unter der Leiche der Ermordeten!"

Abbe Montmoulin verfärbte sich. Er fühlte, daß die Schwere der gegen ihn vorgebrachten Beweisgründe doch noch viel erdrückender sei, als er sich selbst gedacht hatte. Unwillkürlich trat ihm eine Träne ins Auge, und er sagte mit bewegter Stimme: „Der Schein ist gegen mich: das kann ich nicht leugnen! Aber ich bin trotzdem unschuldig. Gott ist mein Zeuge!"

„Sie würden in Ihrem Interesse besser daran tun, ein offenes Geständnis der traurigen Tat abzulegen, wie ich schon zu Anfang riet, als durch Tränen und theatralische Auftritte mich blenden zu wollen", sagte jetzt streng der Untersuchungsrichter. „Derartige Szenen sind für mich nicht zugkräftig. Also nochmals: wollen Sie gestehen oder nicht?"

„Ich kann nur wiederholen, daß ich unschuldig bin. Um Gottes willen! Wie wäre ich denn auch dazu gekommen, ein solches Verbrechen zu begehen?"

„Das ist freilich ein psychologisches Rätsel, aber doch kein so ganz unlösliches. Mein Gott, Sie sind arm, Sie haben Bücher nötig, wie aus ihrer sehr mangelhaften Bibliothek und aus der Bestellung hervorgeht, die Sie gleich nach der Tat gemacht haben und die man auf Ihrem Pulte vorfand. Sie wollten für Ihre Mutter Zimmer einrichten. Ihre Mutter ist arm, wie man mir sagt. Nun kam die Gelegenheit, sich, der Mutter und vielleicht noch andern mit einemmal zu helfen — und Sie sind dieser Versuchung erlegen! Sehen Sie, der Gedanke, daß Sie es für Ihre Mutter taten, versöhnt mich ein wenig mit der an sich schrecklichen Tat, und ich verspreche Ihnen, sowohl Sie als Ihre Mutter mit jeder Rücksicht zu behandeln, welche das Gesetz gestattet, wofern Sie jetzt frei und frank gestehen."

„Meine Mutter! Wie kann denn aber auch nur ein Schatten von Verdacht auf meine Mutter fallen?" rief Abbe Montmoulin schreckensbleich.

„Es ist meine Überzeugung, daß Ihre Mutter das Geld in der bewußten Tasche beiseite gebracht hat, wenn es sich nicht hier verborgen findet. Jedenfalls wird Ihre Mutter als mutmaßliche Mitwisserin mit Ihnen verhaftet."

„Um Gottes willen, haben Sie Barmherzigkeit! Es wird ihr Tod sein!" flehte der Pfarrer.

Unerbittlich sagte der Untersuchungsrichter: „Gestehen Sie, und Ihre Mutter soll mit der größten Schonung behandelt werden. Sonst lasse ich dieselbe öffentlich verhaften. Und auch Sie sollen in einem geschlossenen Wagen nach Aix gebracht werden, wenn Sie gestehen. Sonst ist Ihnen die Behandlung eines gemeinen Verbrechers sicher. Glauben Sie nur nicht, daß ich auf Ihren Stand Rücksicht nehmen werde! Ein Priester, der ein solches Verbrechen begeht verdient die Schande noch zehnmal mehr als ein gemeiner Mörder!"

„Ich kann trotzdem nur die Beteuerung meiner Unschuld wiederholen und muß alles andere Gott anheimgeben", sagte der Pfarrer gefaßt. Der Untersuchungsrichter zuckte die Achseln und legte das Protokoll dem Angeschuldigten, nachdem es vom Gerichtsschreiber verlesen war, zur Unterschrift vor. Abbe Montmoulin war es zu Mute, als ob er sein eigenes Todesurteil unterzeichne. Dann ließ Herr Barthelot die Gendarmen eintreten und übergab ihnen den Gefangenen mit den Worten: „Schließen Sie ihn!" Geduldig hielt derselbe seine Hände hin; aber es zuckte doch ein tiefer Schmerz um seinen Mund, als sich die stählernen Handschellen klirrend um die Gelenke schlossen. Ein Blick auf das Kruzifix gab ihm jedoch die äußere Ruhe wieder. Der Maire und die andern Herren traten nun ebenfalls in das Zimmer.

„Unsere Aufgabe ist hier vorläufig gelöst", sagte der Untersuchungsrichter. „Der Herr Polizeioffizier wird mit der freundlichen Hilfe des Herrn Maire, dessen Tatkraft und Klugheit wir die rasche Ermittlung des Mörders verdanken, die genaue Haussuchung zu Ende führen und die Schriften des Gefangenen zu Händen des Gerichtes einliefern. Inzwischen ist derselbe unter sicherer Bedeckung in das Gefängnis nach Aix zu bringen. Wir wollen vorauseilen, um auch seine Mutter dingfest zu machen. — Es ist nicht nötig, Herr Bürgermeister, für den Gefangenen einen geschlossenen Wagen zu besorgen; derselbe verdient eine solche

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Schonung durchaus nicht, und es ist ganz gut, daß das Volk sieht, wie die Gerechtigkeit den Priestern keinerlei Ausnahmestellung zubilligt."

„Ganz meine Meinung, Herr Untersuchungsrichter", entgegnete mit einer Verbeugung der Maire und gab die nötigen Weisungen. Umsonst versuchte der gutmütige Doktor Corbillard, Einsprache gegen dieses harte Verfahren zu erheben.

„Ich bin kein Freund der Pfaffen", sagte er, „aber ich muß dem Cure hier das Zeugnis geben, daß derselbe sich gegen alle armen Kranken immer wahrhaft human und menschenfreundlich benahm, und es wird mir schwer, an seine Schuld zu glauben, so laut die Umstände gegen ihn zeugen. Auch ist er der Schuld noch nicht überwiesen, und bevor das geschieht, darf man ihn doch wohl kaum als Verbrecher behandeln."

„Wie er zu behandeln ist und ob ich ihn der Schuld überwiesen halte oder nicht, bitte ich mir zu überlassen, Herr Doktor", entgegnete kühl der Untersuchungsrichter.

„Ach was!" rief ärgerlich der wohlbeleibte Herr. „Es handelt sich schließlich bei dem geplanten öffentlichen Aufzuge doch nur um ein Wahlmanöver gegen die Klerikalen, und dessen bedarf es wahrlich nicht mehr! Hört nur, wie sie vor dem Kloster schreien: „A bas la calotte!" Mit Entrüstung wiesen es der Maire und Herr Barthelot zurück, daß sie auch nur an die Wahlen dächten, und bestanden auf ihrer Anordnung. Da drehte ihnen der Doktor seinen breiten Rücken und verließ brummend das Zimmer. Auf der Schwelle kehrte er sich noch einmal um und sagte, zu dem Gefangenen gewendet: „Herr Cure, ich bin nie in Ihre Predigt gekommen und habe Ihnen auch im Beichtstuhl keinen Kummer gemacht; aber ich habe Sie immer als einen Menschenfreund geachtet und glaube nicht, daß Sie einer Schlechtigkeit fähig wären. Halten Sie den Kopf hoch! Wenn es einen Gott gibt wird er Ihnen helfen!"

„Ich danke Ihnen, Herr Doktor! Er wird meine Unschuld offenbar machen entweder vor dem irdischen oder doch vor dem ewigen Richterstuhle", antwortete Abbe Montmoulin.

Dreizehntes Kapitel

Im Kerker

Der Bürgermeister hatte inzwischen die Leiche der Ermordeten aufbahren lassen. Sie lag jetzt auf einem Tische im Kreuzgang, und in Massen drängte sich das Volk durch die geöffnete Klosterpforte herbei. Madame Blanchard war ihrer Frömmigkeit wegen oft ausgespottet worden; aber sie hatte nie einem Menschen etwas zuleide getan und wurde von den Armen allgemein als Wohltäterin verehrt. Man kann sich deshalb den Schmerz kaum vorstellen, der die armen Leute ergriff, als sie „die gute Mutter Blanchard" so entstellt daliegen sahen, und ebenso groß als das Mitleid mit der grausam Ermordeten war die Wut gegen den Mörder.

„Seht doch, das Scheusal hat die gute alte Frau erdrosselt!"

„Erdrosselt und erstochen! Seht das Blut, das ihr Kleid ganz durchfeuchtet!"

„Nein, nein, das kann unser Pfarrer nicht getan haben!"

„Wer denn sonst? Es ist sein Messer! man hat es ihm bewiesen!"

„In Stücke reißen sollte man den Schurken!"

„Da sieht man, was von der Religion zu halten ist! Ich gehe meiner Lebtag in keine Kirche mehr!"

So tönte es wirr durcheinander, und nur wenige Stimmen wagten die Unschuld des guten Pfarrers zu verteidigen oder wenigstens Zweifel an seiner Schuld zu äußern. Und als nun erst der Ruf erscholl: „Da kommt er!" „Da bringen sie ihn!" drängte alles den Gendarmen entgegen, welche blank zogen, um den Gefangenen zu schützen und sich einen Weg zum Tore zu öffnen. Man mußte an der Leiche vorüber. Abbe Montmoulin fiel unwillkürlich auf die Knie nieder und hob seine gefesselten Hände zu einem kurzen Gebet empor: „Herr, gib ihr die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihr!" flehte er mit Tränen in den Augen; dann wollte er zum Volke reden, weil ein Augenblick der Ruhe eingetreten war. Aber kaum hatte er gesagt: „Liebe Pfarrkinder, ich bin unschuldig!" als auch die Hauptschreier ihn mit den gröbsten Schimpfworten unterbrachen und die Gendarmen, in der Furcht, man möchte sich sonst an dem Gefangenen vergreifen, den armen Pfarrer voran zur Pforte des Klosters drängten.

Da hielt ein Leiterwägelchen des Herrn Carillon, auf dem man sonst Kleinvieh nach Aix an die Schlächter lieferte. Als der Fuhrmann den Geistlichen in seiner beschmutzten Soutane erblickte, meinte

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

der rohe Bursche, eine so schlechte Fracht habe er noch nie nach der Stadt gefahren. Solche und ähnliche Roheiten wurden von den umstehenden als gute Späße belacht, während Abbe Montmoulin das elende Fuhrwerk bestieg und neben einem Gendarmen auf einem Bund Stroh Platz nahm.

Man kann sich denken, wie es dem Priester zu Mute war, als nun der Klepper anzog. Einen letzten Blick warf er auf die Kirche und gedachte dabei der Predigt, welche er noch vor zwei Tagen über die Pflicht des Beichtgeheimnisses gehalten hatte, ohne zu ahnen, wie bald er selbst ein Opfer desselben sein würde. Dann schweifte sein Auge über die Menge. Hinter dem Kreise der wüstesten Schreier, die den Wagen umdrängten, gewahrte er doch auch manches bekümmerte und mitleidige Antlitz; aber diese guten Leute waren verwirrt und eingeschüchtert, und sie wagten kaum, ihren Glauben an die Unschuld des Priesters zu bekennen. Es kam dem Pfarrer der Gedanke, so müsse es auch gewesen sein, als Jesus durch die Straßen von Jerusalem gefesselt von Kaiphas zu Pilatus geführt wurde, und dieser Gedanke tröstete ihn. Er schloß nun seine Augen und betete zum leidenden Heiland um Kraft und Stärke, während das Fuhrwerk die holperige Dorfgasse hinabrasselte. Nur einmal schlug er sie auf, als man am Schulhause vorüberkam und sich in die Schmähruse der Erwachsenen auch die gellenden Stimmen einiger Knaben mischten, welche „Mörder! Mörder!“ riefen. Das gab dem guten Pfarrer einen Stich ins Herz; mit großem Kummer schaute er sich nach denselben um, und sein ernster, trauriger Blick brachte sie zum Schweigen; gleichzeitig aber sah er auch eine Gruppe von Knaben, welche ihm mit Tränen in den Augen von der Treppe des Schulhauses aus nachblickten und ihr stummes Mitleid war Balsam für seine Seele.

Nun war endlich das Schlimmste überstanden. Der Wagen hatte das Dorf verlassen und rollte auf der Straße der Stadt zu. Nach und nach blieben die Schreier zurück, die ihn bis weit über Quatre Bras hinaus begleitet hatten. Aber auf der Straße traf man immer noch Gruppen von Landleuten, die nach Aix zu Markte gingen, und aus den Obst- und Weingärten am Wege lief alles herbei, als man der berittenen Gendarmen und des gefesselten Priesters auf dem Wagen ansichtig wurde. Immer und immer wieder mußte Abbe Monmoulin die Worte hören: „Seht, seht! ein Priester unter Polizeibedeckung!“ „Er ist gefesselt!“ „Mein Gott, was muß er getan haben?“ „Ist es nicht der Pfarrer von St. Victoire?“ Und stets war der Fuhrmann bereit, in den rohesten Ausdrücken den Fragenden zu erklären, wen er da fahre, und was „der Pfaff für eine nette Geschichte mit seinem Messer zuwege gebracht.“ „Seht ihn nur an“, schloß der Bursche jedesmal seine Erklärung, während die Gendarmen, ohne eine Silbe zu reden, neben dem Wagen her trabten, „seht ihn nur an, den Schurken! So sind sie alle, die Pfaffen! Nun der wird nächstens seine letzte Predigt von der der Guillotine halten. Möchten ihm alle seinen Amtsbrüder folgen: a bas la calotte!“

So ging es voran, einen wahren Kreuzweg der Schmach bis nach Aix, und da begann derselbe erst recht. Wie ein Laufseuer verbreitete sich die Kunde von dem Priester, den man als Raubmörder einbringe. Alle Fenster flogen auf, alle Gassen füllten sich mit Schaulustigen, und ungezählter Pöbel umdrängte den Wagen, der nur im Schritt fahren konnte. Jetzt bog er auf den Gemüsemarkt ein und mußte im Gedränge einen Augenblick halten. Da wollte es der Zufall oder vielmehr Gottes Fügung, daß Abbe Montmoulins Mutter gerade am Wege welchen man den Gefangenen führte, bei einer Hökerin ihre kleinen Einkäufe machte.

„Einen Augenblick, Mutter Montmoulin sagte die Hökerin, eine wohlbeleibte Dame mit wetterharten Zügen, zu der guten Frau, „einen Augenblick! gleich sollt Ihr Eure Karotten haben, und die besten auf dem ganzen Markte. Aber erst müssen wir sehen, wen sie da bringen. Halte mir meinen Stuhl, Kleine, daß ich darauf steigen kann“, redete sie Frau Montmoulins Enkelin an, welche der Großmutter den Korb trug. „So, ich bin nicht mehr so beweglich wie in deinen Jahren. Sie sagten eben, man bringe einen Cure, der einen Mord begangen, — es wird doch nicht möglich sein! Aber so wahr ich eine ehrliche Frau bin, trägt der Mann mit den Handschellen neben dem Gendarmen eine Soutane! Siehst du es nicht nicht auch auch, Kleine? Stell dich auf den Ladentisch; aber tritt mir nicht auf die Spargel!“

Im Nu hatte Julie den Tisch erklettert

und sah nun den Gefangenen, der bleich und mit geschlossenen Augen auf seinem Strohbund saß. Kaum erblickte das Mädchen ihn, da tat es einen Schrei und rief: „Großmama, es ist der Onkel!“ Ohne recht zu fassen, was sie hörte, drehte sich die alte Frau nun auch nach dem Wagen um, der jetzt langsam hart an ihr vorüber fuhr. Sie erkannte ihren Sohn; weit öffneten sich ihre Augen, und mit dem Rufe: Francois! Francois!“ stürzte die gute Frau bewußtlos zu Boden.

Als Abbe Montmoulin die Stimme seiner Mutter hörte, sprang er auf und bat seine Begleiter, sie möchten doch um des Himmels willen halten, daß er sie wenigstens mit einem Worte tröste und beruhige. Allein, der Gendarm, der den Zug leitete, befahl voranzufahren, und der Wagen bewegte sich inmitten der schreienden und schmähenden Menge weiter, bis man endlich das Gefängnis erreicht hatte. Da wurde der Gefangene nach Erfüllung der gewöhnlichen Formalitäten dem Direktor vorgeführt, der ihn dem Gefängniswärter mit den trokkenen Worten übergab: „Raubmörder, der Tat so gut wie überwiesen. Führen Sie den Mann auf Zelle Nr.11. Derselbe ist scharf zu bewachen.“

Die Riegel der schweren Eisentüre, welche das eigentliche Gefängnis von dem Flügel trennt, in dem sich die Schreibstuben und die Räume der Verwaltung befinden, öffneten sich und ließen den Gefangenen mit seinem Wärter eintreten. Der Posten, der das Tor bewachte, musterte den Priester mit einem hämischen Blicke; dann schloß es sich hinter ihm. Schweren Herzens folgte Abbe Montmoulin dem Wärter durch einen langen Gang, den ein starkes Eisengitter absperrt und zu dessen beiden Seiten sich Gefängniszellen befanden. Nr. 11 öffnete der Mann, und der Geistliche betrat die düstere Zelle. Mit einem Blicke hatte er die kahlen Wände, das vergitterte, von außen mit einer Holzverblendung geschlossene Fenster, welches nur eine Handbreit blauen Himmel einließ, das kleine Tischchen mit dem Holzschemel auf der einen und dem elenden Schragen mit dem Strohsacke auf der andern Seite überschaut und fragte nun den Wärter, ob er ihm wenigstens die Handschellen abnehmen und ihm ein Brevier und etwas Schreibzeug besorgen könne.

„Die Handschellen will ich Euch abnehmen“, sagte der Mann nach einem prüfenden Blicke auf den Gefangenen. „Ihr scheint mir ruhiger zu sein als Euer Vorgänger, der den Versuch machte, sich ein Leides anzutun, als er zum Tode verurteilt war. Dort am Fenstergitter hat er sich aufgeknüpft, aber wir schnitten ihn gerade noch rechtzeitig los und lieferten ihn an die Guillotine. Schreibzeug wird Euch der Direktor schon zubilligen; ein Brevier aber oder sonst ein derartiges Buch haben wir nicht; das ist auch ganz überflüssig.“

„Für mich nicht, denn ich bin verpflichtet, es täglich zu beten. Habt die Güte, durch den Herrn Direktor beim hochw. Herrn Regens des Priesterseminars für mich ein Brevier zu erbitten. Mein Gott, was wird der gute Herr für Augen machen, wenn er erfährt, sein Francois Montmoulin sitze eines Raubmordes angeklagt im Gefängnisse!“

„Eh bien, ich will Euren Wunsch dem Herrn Direktor melden“, sagte der Wärter. „Sonst noch etwas? Nicht? Hm, die andern haben sonst immer eine ganze Litanei von Wünschen, die nicht erfüllt werden. Aber, meiner Treu, ein Gebetbuch hat noch keiner verlangt! Nun, dort in der Ecke steht der Wasserkrug; ich habe ihn noch in der vorigen Woche frisch gefüllt; hier durch das Schieberchen wird Euch das Essen hineingeschoben. Ihr werdet natürlich dasselbe, solange Ihr in Untersuchungshaft seid, aus dem Gasthofe verlangen. Die Preise sind: 1. Klasse 10 Franken, 2. Klasse 5 Franken, 3. Klasse 3 Franken per Tag. Was wählt Ihr?“

„Und was kostet die gewöhnliche Gefangenensuppe?“

„Die muß Euch gratis geliefert werden, — aber sie ist dafür auch schlecht genug.“

„Nun, sie wird mir genügen. Ich bin arm, guter Mann, und habe arme Verwandte. Auch wird die Gefängniskost mehr der heiligen Fastenzeit entsprechen, in welcher wir uns jetzt befinden“, fügte Abbe Montmoulin mit einem Lächeln auf den blassen Lippen bei.

Der Wärter schaute den Gefangenen mit großen Augen an. Dann sagte er: „Wie Ihr wollt“, und wandte sich der Türe zu. Aber plötzlich drehte er sich noch einmal auf dem Absatze um und holte den Wasserkrug. „So will ich Euch wenigstens frisches Wasser holen und ein Stück gutes Brot auf den Tisch legen, Herr“, brummte er, fast ärgerlich über das Zeichen von Mildherzigkeit, das ihm dieser bleiche Priester in der elenden Soutane

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ganz gegen seine Gewohnheit entlockt hatte. „Das ist mir ein kurioser Raubmörder", sagte er zu sich, während er die Zelle zuriegelte und abschloß. „So hat noch keiner von den Raubmördern, die ich in den letzten 20 Jahren unter den Händen hatte, ausgesehen und sich benommen wie dieser Nr. 11. Aber er muß es doch getan haben, wenigstens müssen die allerschlimmsten Beweise gegen ihn vorliegen, sonst hätte ihn der Direktor nicht auf Nr. 11 geschickt! Na, — man lernt alle Tage etwas Neues! Vielleicht ist er auch nur ein durchtriebenerer Heuchler als die andern. Nimm dich in acht, Martin, und laß dich in deinen alten Tagen nicht fangen!"

Sobald die Gefängnistüre sich geschlossen hatte, kniete Abbe Montmoulin nieder und opferte Gott die bittere Schmach auf, welche er seit dem vergangenen Abend in solcher Fülle genossen. Er tat es mit gutem Willen, fühlte aber dabei das ganze Widerstreben der Natur, die sich gegen jede Verdemütigung und Ungerechtigkeit empört. Dann flehte er um Kraft, auch fürderhin mit seinem Heilande den Kelch der Schmach zu trinken und eher alles zu erdulden, als der heiligen Pflicht des Beichtgeheimnisses, welche ihn in den Kerker geführt, im mindesten untreu zu werden. Längere Zeit betete er so auf seinen Knien und fühlte endlich Trost und Ruhe in sein Herz einkehren. „Ich kann nicht anders handeln; ich muß alles Gott überlassen, und er wird es zum Besten lenken", sagte er. „In te, Domine, speravi: non confundar in aeternum!" („Auf dich, o Herr, hab' ich gehofft: in Ewigkeit werde ich nicht zu Schanden!") Nachdem der gute Pfarrer so sein Herz zu Gott erhoben hatte, legte er sich todmüde in seinen Kleidern auf das harte Lager und versank vor lauter Erschöpfbald in einen tiefen Schlaf. Als er wieder erwachte, war es nahezu dunkel in der Gefängniszelle. Der Wärter mußte dagewesen sein; es lag Schreibzeug auf dem Tische, und der Wasserkrug, mit einem Stück Brot zugedeckt, stand daneben. Auf dem Schieberbrettchen fand er auch einen Napf voll Suppe mit einem Stück Fleisch, beides kalt; es mußte schon lange dagestanden haben. Er genoß etwas Fleisch und Brot, betete dann seinen Rosenkranz, den man ihm auf dem Bureau, wo seine Taschen durchsucht wurden, auf seine Bitte gelassen hatte, und ging noch lange in der Zelle auf und ab, jetzt in voller Ruhe überlegend, was er zu tun habe. Er beschloß, gleich am folgenden Morgen einen kurzen Bericht oder vielmehr eine Erklärung seiner Unschuld an seine geistlichen Vorgesetzten, das Ordinariat, niederzuschreiben mit der Bitte, ihm in seiner Not mit Rat und Tat beizustehen, da es sich ja nicht nur um ihn, sondern um das schwer verletzte Ansehen der Geistlichkeit und um Abwendung eines großen Ärgernisses handle. Das nächste, was seine Seele tief bekümmerte, war das Schicksal seiner lieben Mutter, deren Bild ihm beständig vorschwebte, wie sie auf dem Markte vor seinen Augen bewußtlos zusammenbrach. Aber er konnte nichts anderes tun, als dieselbe Gott empfehlen. Er hatte keine Freunde in Aix, an die er ihretwegen hätte schreiben können. Endlich fiel ihm ein, unter seinen Pfarrkindern möchte sich ein wohlhabender und billig denkender Mann finden, welcher sich der Verlassenen annehmen könnte, wenn dieselbe, was ihm nicht unwahrscheinlich schien, durch den furchtbaren Schlag mitbetroffen wurde, der gegen ihn geführt ward. Nach längerem Schwanken fiel seine Wahl auf einen reichen, kinderloser Gutsbesitzer, dem er noch neulich in schwerer Krankheit beigestanden hatte. „Ihm will ich schreiben, wenn es zum Äußersten kommen sollte", beschloß er. Mit diesem Gedanken legte sich der Schwergeprüfte zur Ruhe, und Gott schickte ihm einen langen, erquickenden Schlaf, aus welchem er erst wieder erwachte, als der neue Morgen durch das vergitterte Fenster in seine kahle Gefängniszelle leuchtete.

„Wie man unter meinen Umständen nur also schlafen kann!" sagte er fast fröhlich und stand flugs auf. Nach dem Morgengebete und der Betrachtung über das bittere Leiden des Heilandes, welches Abbe Montmoulin in der Fastenzeit zum Gegenstande seiner Andacht nahm und die er heute weit über die gewohnte Zeit verlängerte, setzte er sich dann an den Tisch und schrieb zunächst den Brief an das Ordinariat, dem er ein kurzes Schreiben voll kindlicher Offenheit und Demut an den Erzbischof beilegte. Auch an seine Mutter schrieb er, um sie zu trösten und aufzurichten; denn ihr gegenüber brauchte er seine Unschuld wahrlich nicht zu beteuern. Die Drohung des Untersuchungsrichters, er werde auch die Mutter verhaften lassen, ängstigte ihn freilich; aber er suchte sich einzureden, es sei doch wohl nur eine leere Drohung

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gewesen. Schließlich mußte er dies Gott ebenfalls anheimstellen; auch die Einkerkerung, ja selbst die Verurteilung der Mutter als seiner Mitschuldigen gab ihm kein Recht, das Beichtgeheimnis zu verletzen.

Als er mit den Briefen fertig war, wollte er zum Brevier greifen, um die kirchlichen Tagzeiten zu beten. Lächelnd schlug er sich an die Stirne und sagte: „Ach man brachte mir noch keines. Ob man meine Bitte überhaupt dem Regens gemeldet hat? Nun, inzwischen ist der liebe Gott auch mit dem Rosenkranz zufrieden!“ Und Abbe Montmoulin schritt denselben betend die vier Schritte hin und her, geduldig erwartend, daß der Wärter komme und die Briefe hole oder ihn vielleicht vor den Verhörrichter führe.

Lange mußte er harren. Erst kurz vor Mittag klirrten die Riegel und knirschte der Schlüssel in seiner Türe. Zu seiner Freude trat der Regens ein. Freundlich, aber tief bekümmert blickte der ehrwürdige Greis den Gefangenen an und sagte: „Francois! Mein lieber alter Schüler! Welch eine entsetzliche Prüfung hat Gott über dich verhängt! Gestern schon hörte ich von dem Unglück und bin herbeigeeilt, um dich zu trösten; aber man ließ mich nicht vor. Erst heute, nachdem ich beim Präfekten des Departements, einem alten Studienfreund von mir, gewesen bin und von ihm eine Empfehlung an den Polizeipräfekten erhalten habe, gewährte man mir endlich Zutritt. Und nun, lieber Francois, daß du das entsetzliche Verbrechen nicht begangen hast, brauchst du mir gar nicht zu sagen; dazu bist du einfach unfähig, wie ich auch dem Präfekten gesagt habe, obschon derselbe die Achseln zuckte und erklärte, die vorliegenden Beweise seien erdrückend. Nein, nein: unschuldig bist du, und die Unschuld muß sich auch erweisen lassen. Wie? das ist die Frage. Was können wir tun, um dieses entsetzliche Ärgernis möglichst rasch und gründlich zu beseitigen und deine Ehre überzeugend herzustellen?“

Abbe Montmoulin dankte dem väterlichen Freunde, daß er an seiner Unschuld nicht zweifle, sagte aber, man werde für ihn nicht viel tun können. Dann erzählte er dem Herrn Regens ausführlich das traurige Ereignis, natürlich mit vollständiger Geheimhaltung des Umstandes, daß Loser bei ihm war und beichtete. Nachdem er alle gegen ihn vorliegenden Verdachtsgründe einzeln aufgezählt und ihre Schwere betont hatte, schloß er: „Unschuldig bin ich freilich — Gott der Allwissende und Allgegenwärtige ist mein Zeuge! Allein ob meine Unschuld sich beweisen läßt, ist eine andere Frage. Lieber, väterlicher Freund, wäre ich denn der erste, der unschuldig verurteilt wurde?“

Der Herr Regens war sehr ernst geworden, während er den Bericht des Pfarrers anhörte. Nachdenkend schwieg er eine Weile. Dann sagte er: „Die Sache ist schwieriger, als ich sie mir dachte. Ich meinte zuerst wirklich, es handle sich nur um ein freches Wahlmanöver, namentlich weil die liberalen Blätter die traurige Geschichte sofort in diesem Sinne ausbeuteten.“ Nach einer Pause fügte er bei: „Es ist noch ein Glück, daß die Ermordete alt war; wäre sie jung, so würde man noch ganz andere Deutungen unterschieben. Unklug war es dennoch, daß du die alte Dame allein zu dir beschieden, um ihr eine solche Summe zu übergeben; du hättest wenigstens noch ein anderes Mitglied des Comites beiziehen oder doch die Magd nicht fortschicken sollen. Ich weiß schon, was du antworten willst: wer denn auch nur im Traume an so etwas denke? und ich will dir auch keine Vorwürfe machen. Suchen wir lieber zusammen, wie sich deine Unschuld beweisen läßt. Es muß natürlich jemand anders sich in das Kloster eingeschlichen und die Tat verübt haben: wer kann das gewesen sein?“

„Der Untersuchungsrichter behauptet, es sei unmöglich ein Fremder gewesen. Ein solcher hätte ja gar nicht wissen können, daß Madame Blanchard zu der bestimmten Stunde mit dem Gelde an der Sakristeikammer vorbeikommen würde, wo er auf sie lauerte“, entgegnete mutlos der Priester.

„Aber der Küster — ist es wirklich bewiesen, daß er abwesend war?“

„Man sagt mir, ja.“

„Das muß genauer untersucht werden. Oder vielleicht hat die Magd es ausgeplaudert, daß Madame Blanchard um diese Zeit das Geld hole, und die Sache ist irgend einem Schurken zu Ohren gekommen, der sich hinter ihr her ins Kloster schlich. Mut, Mut, mein Lieber! das muß sich erforschen lassen. Ich werde sofort mit dem Herrn Generalvikar und wenn nötig mit dem hochwürdigsten Herrn Erzbischof sprechen; die Sache

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

muß einem guten Rechtsanwalt übergeben werden."

„Ich habe kein Geld, seine Mühe zu bezahlen", bemerkte Abbe Montmoulin. „Das braucht dir keine Sorge zu machen; dafür werden wir aufkommen. Unser aller Ehre ist ja in der deinigen angegriffen."

„Ich fürchte, es wird umsonst sein", sagte traurig der Gefangene. „Aber ich danke Ihnen von ganzem Herzen für Ihre Güte. Treten Sie auch beim hochwürdigsten Herrn Erzbischof, beim Generalvikar und bei allen Konfratres für meine Unschuld ein und sagen Sie allen, wie sehr es mich schmerze, daß ich ihnen solche Ungelegenheiten bereite. Und noch eines! Nehmen Sie sich meiner armen, alten Mutter an und meiner Schwester, wenn dieselbe mit ihren Kindern meinetwegen in Not kommen sollte."



Der Herr Regens schied also, seinem früheren Zögling nochmals Mut zusprechend

„Sie wohnen in der Rue de la Colombe? Gewiß, ich will sehen, was sich tun läßt. — Also Mut, mein Freund! Denke in deiner Trübsal an unsern Herrn, die Unschuld selbst, der um unserer Schuld willen unter die Sünder gerechnet werden wollte. Jetzt heißt es, ihm sein Kreuz nachtragen!"

„Es ist schwer! Beten Sie und lassen Sie beten, daß ich nicht erliege", sagte Abbe Montmoulin zu dem väterlichen Freunde, der aufstand und sich verabschieden wollte. Doch willigte derselbe gerne ein, noch die Beicht des Gefangenen zu hören. Welch eine Erleichterung wäre es dem Pfarrer gewesen, wenn er diesem erfahrenen Seelenführer wenigstens in der Beicht seine ganze Lage hätte offenbaren und ihn um Rat hätte fragen können! Aber auch so war es ihm nicht gestattet, etwas mitzuteilen oder eine Frage zu stellen, die auch nur mittelbar hätte verraten können, was ihm Loser in der Beicht gestanden hatte. Er mußte die drückende Bürde des Beichtgeheimnisses allein tragen.

Der Wärter mahnte endlich, daß die Zeit des Besuches zu Ende sei. Gleichzeitig legte er das Brevier auf den Tisch und nahm die Briefe des Gefangenen in Empfang. Der Herr Regens schied also, seinem früheren Zögling nochmals Mut zusprechend. Abbe Montmoulin bat um seinen Segen und fühlte sich wirklich etwas getröstet. Als sich die Türe hinter dem ehrwürdigen Greise schloß, griff er sofort nach dem Brevier und schlug das Offizium des hl. Johannes von Nepomuk auf, des bekannten Märtyrers des Beichtgeheimnisses.

„Heiliger Blutzeuge! Du wurdest in den Fluten der Moldau ertränkt, weil du deiner Priesterpflicht treu bliebst. Erlange auch mir die Gnade, eher zu sterben und eher jede Schmach über mich ergehen zu lassen, als mein heiliges Gelöbnis zu verraten!"

So betete der Gefangene zu dem großen Heiligen von Prag und schöpfte aus der Lesung seines Martertodes Kraft und Trost.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vierzehntes Kapitel

In der Rue de la Colombe

Als Frau Montmoulin in einer Hausflur, wohin man sie aus dem Gedränge des Marktes getragen hatte, von ihrer Ohnmacht wieder zu sich gekommen war, konnte sie sich vor Schmerz kaum fassen. Auf alle Worte des Trostes, welche einige barmherzige Seelen ihr zuredeten, während manche Neugierige herzlos gaffend auf die unglückliche Frau schauten, hatte sie nur die eine Antwort: „Mein Sohn — ein Priester — gefesselt in den Händen der Polizei!" Und dann bedeckte sie vor Scham und Schmerz ihr totenbleiches Antlitz mit den Händen, während neben ihr die kleine Enkelin schluchzte, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen.

„Die arme Frau!" klagte eine Nachbarin. „Es sind sonst ganz brave Leute, von denen man bisher nichts Böses gehört hat."

„Na, sie scheint doch ihren Sohn sonderbar erzogen zu haben, daß er eine so schreckliche Tat vollbringen konnte", meinte eine andere.

„Da habt Ihr recht", rief eine dritte. „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm!"

„Nun, seid doch ein bißchen christlich und barmherzig", bat die erste. „Es ist doch noch nicht erwiesen, daß ihr Sohn den Mord beging."

„Wohl ist es erwiesen!" lautete die Antwort. „Sonst hätte man ihn nicht so gefesselt!"

„Und sie scheint es nicht einmal sonderlich zu fühlen, sie weint ja nicht einmal", eiferte die dritte. „Da hat die Kleine doch etwas mehr Sinn und Gefühl!"

„Mein Gott, wenn mir mit meinem Georges so etwas passierte!" rief eine vierte. „Ich weiß nicht, was ich täte; ich glaube, ich spränge in den Arc!"

„Großmama, komm, wir wollen heim", bat die kleine Julie und suchte die arme Frau zu sich zu bringen, die, von der Schwere des Schlages wie zermalmt, regungslos dasaß. Wirklich machte Frau Montmoulin den Versuch aufzustehen; aber mutlos und kraftlos sank sie wieder auf den Stuhl zurück.

Jetzt fuhr ein Wagen vor. Ein Polizist, der sich gleich anfangs unter die Haustüre gestellt hatte, trat an die Frau heran und sagte: „Sie scheint noch nicht gehen zu können; ich habe deshalb einen Wagen für sie kommen lassen."

„Oh, das ist nicht nötig!" antwortete man ihm. „Die Frau wohnt ja keine hundert Schritte von hier in der Rue de la Colombe."

„Wir wissen das. Aber sie soll vorläufig auch nicht nach Hause — der Polizeipräfekt hat erst einige Fragen an sie zu stellen", antwortete der Polizist.

„O — ! sie wird verhaftet! Sie ist eine Mitschuldige ihres Sohnes!" riefen die Leute und traten erschrocken von der Unglücklichen zurück.

Als Frau Montmoulin begriff, was mit ihr vorging, schien neues Leben in sie zu kommen. „Wenn man meinen Sohn für schuldig halten kann, so ist es nur natürlich, daß man von mir keine bessere Meinung hat", sagte sie. „Hier sind meine Hände — will man mich auch fesseln?"

„Das wird einstweilen noch nicht nötig sein", antwortete der Gendarm, indem er die Frau am Arm faßte und zu der Droschke geleitete. Die kleine Julie, die sich weinend an das Kleid der Großmutter hängte, machte sie mit den Worten los: „Gehe heim, Kind, und sage deiner Mutter, ich werde wohl bald zu ihr nach Hause kommen, oder sie zu mir in den Kerker — wer weiß, am Ende nehmen sie auch dich und den kleinen Charles noch gefangen."

Mit diesen Worten stieg Frau Montmoulin ein; der Gendarm setzte sich ihr gegenüber schloß die Wagentüre, und auf seinen Wink rollte die Droschke von dannen. Umsonst streckte ihr das Mädchen weinend die Arme nach.

Es gelang endlich, das Kind so weit zu beruhigen, daß Julie, von einer Nachbarin geführt, den kurzen Weg nach Hause gehen konnte. Eine Menge Neugieriger hatte sich vor demselben angesammelt, denn zum Staunen der Nachbarin war ein Polizeikommissär mit Gendarmen gekommen, hatte die Haustüre besetzt und das Haus betreten. Und schon war unter der Menge das Gerücht verbreitet, um was es sich handle. Die Mehrzahl war sofort geneigt, das Schlimmste zu glauben, nur wenige widersprachen.

Fortsetzung folgt.

sionsalmosen erhalten. Vergelts Gott!
Dechantskirchen: Dank dem hl. Blasius und der hl. Theresia vom Kinde Jesu für Hilfe in schweren Erstickungsanfällen. Als Dank ein Missionsalmosen.
Ruprechtshofen: Dank der hlgst. Dreifaltigkeit, dem hl. Joseph und hl. Antonius von Padua und allen Heiligen, sowie der armen Seelen für Hilfe in schweren Anliegen.
Weistrach, N. Ö.: Dank dem hlgst. Herzen Jesu und der lb. Gottesmutter Maria und dem hl. Schutzengel für auffallende Rettung zweier Kinder durch eine scheu gewordene Kuh.
Graz, Grammastetten, O. Ö., Japons, N. Ö., Riezlern, Vorarlberg, Johnsdorf, Stmk., Freistadt, O. Ö., Dobersdorf, Burgenland, St. Martin am Ybbsfeld, N. Ö.: Dank dem hlgst. Herzen Jesu und der lb. Gottesmutter Maria, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius von Padua und der hl. Theresia vom Kinde Jesu.
Mömbris: . . . Mark als Dank zu Ehren Marias von der immerwährenden Hilfe für Erhörung und . . . Mark Antoniusbrot.
Stuttgart: Nach einer neuntägigen Andacht zum hl. Judas Thaddäus, dem Versprechen der Veröffentlichung und eines Missionsalmosens (am Orte gegeben) habe ich große Erleichterung in seelischer Not gefunden.
Durch die Fürbitte der kleinen hl. Theresia und des gottseligen Br. Konrad bin ich von einer schweren Krankheit genesen.
Neu Aubing: Dank der schmerzhaften Muttergottes, dem hl. Joseph und dem hl. Antonius für erlangte Gesundheit.
Herbolzheim: Für erlangte Hilfe in schwerer Halskrankheit als Dank ein Heidenkind.
Oberpransnitz: Dank dem hl. Antonius für Erhörung in einem Anliegen.
Aufheim: Dank dem hl. Joseph für Gebetserhörung in einem Fußleiden.
Altstadt: Dank der lb. Gottesmutter für auffallende Hilfe bei zwei schwer kranken Kindern, die eine sehr ansteckende Krankheit hatten und dennoch dieselbe nicht weiter verbreitet wurde.
Nürnberg: R. M.: Innigen Dank der lb. Muttergottes, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius und der kleinen hl. Theresia für auffallende Hilfe.
Wilburgstetten: Dank der lb. Muttergottes, dem hl. Joseph und dem hl. Judas Thaddäus für Hilfe in schwerer Seelenangelegenheit.
M.: Dank dem hlgst. Herzen Jesu und dem hl. Judas Thaddäus für wunderbare Hilfe in Krankheit unseres Sohnes. Veröffentlichung im „Vergißmeinnicht" war versprochen.
Dank dem hl. Gerard Majella für Hilfe in einem Gesichtsübel.
Breslau: Dank dem hl. Joseph, dem hl. Antonius und den armen Seelen für Hilfe in Wohnungsangelegenheit.
Oppeln: Dank dem hlgst. Herzen Jesu, der lb. Gottesmutter und dem hl. Antonius für Hilfe in schwerem Anliegen. Almosen als Antoniusbrot liegt bei.
Scepanowitz: Anbei . . . Mark für Antoniusbrot als Dank dem hlgst. Herzen Jesu und Mariä, dem hl. Antonius für wiedererlangte Gesundheit und bitte um Veröffentlichung.
A. D., Anb.: Herzliches Vergelts Gott für überwiesene 25 Mark als Dank für Hilfe in sehr schwerem Anliegen.
Tausend Dank der hl. Unbefleckten Empfängnis Mariä, zu der ich mit vollem Vertrauen in einer bedrängten Lage meine Zuflucht nahm und Erhörung in meinen Anliegen gefunden habe. Mögen alle, die in Gefahr der Unschuld sich befinden, zu ihr ihre Zuflucht nehmen.
Nebraska City: Dank dem hl. Joseph für sichtliche Hilfe in einer Geldangelegenheit.

Memento

Jundorf b. Brünn: Anna Pischa. Linz: Heinrich Smetana. St. Johann b. Herberstein: Johann Dunst. Feldbach: Johann Kager. St. Martin im Sulmtal: Agnes Koller. Lannach, Stmk.: Johann Sommer. Peuerbach, O. Ö.: Rosalia Sallaberger. Hallein, Salzburg: Hochw. Kaspar Brandstädter. Heimschuh, Stmk.: Magdalena Reich. Bruchsal: Fanny Röser. Landau a. Isar: Ottilie Prötzenbeck. Ulmbach: Regina Hohmann, Flora Hohmann, Karolina Jobst, Katharina Hergenröther, Flavia Rosenkranz. Forstmühle: Sebastian Kerscher. Derndorf: Herr Lochbrummer. Jägerndorf: Aloysia Scheiberl. Hausen: Rufus Holzmeier. Klosterbeuren: Maria Linder. Jägerndorf: Heinrich Scheibel. Schiltigheim: Julie Fässel. Seneca, Kans.: Herr Buser, Frau Weißenberger. Adams, Minn.: Maria Atheis. Rochester, N. Y.: Emma Pfeffer. Buffalo, N. Y.: Regina Trempert.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Gebetsempfehlungen

Breslau: Bitte das hlgst. Herz Jesu, die kleine hl. Theresia vom Kinde Jesu um Wiedererlangung der Gesundheit. Almosen ist versprochen.
Heinrichau: Bitte alle Engel und Heiligen in einem schweren Anliegen. Almosen anbei um weitere Hilfe.
Biskupitz: Zu Ehren des hl. Antonius in besonders schwerem Anliegen.
Neustadt: Eine Person bittet ums Gebet in einer Prozeßangelegenheit eines jungen Mannes.
Taimering: Ein schweres Anliegen.
Nürnberg: Zum hl. Joseph um Hilfe für unser krankes Kind.
Finkenberg: Eine Vergißmeinnicht-Leserin bittet um das Gebet zum hl. Joseph um Erhörung in schweren Geldangelegenheiten.
Ardagger Markt, N. Ö.: Eine Wohltäterin bittet um das Gebet zum hl. Leonhard in schweren Wirtschaftsanliegen.
Sillianberg: Eine Wohltäterin bittet um das Gebet zum hl. Joseph und hl. Antonius von Padua für Hilfe in schweren Familienanliegen.
Linz: Eine langjährige Vergißmeinnicht-Abonnentin bittet um das Gebet zum hl. Joseph und hl. Antonius, um glücklichen Hausverkauf und in besonderen schweren Anliegen.
Knittelfeld, N. N.: Als Bitte um Erhörung in schweren Anliegen ein Missionsalmosen.
Schauka, Burgenld.: Zwei kranke Frauen bitten um das Gebet zum hl. Joseph um baldige Gesundheit.
Frankenburg, O. Ö.: Eine Wohltäterin bittet um das Gebet zum hl. Antonius, um Erhörung in schweren Anliegen.
Vorau, Stmk.: Eine schwer bedrängte Familie bittet um das Gebet zum hl. Joseph in schweren Geldangelegenheiten.
Dornbirn: Eine Wohltäterin bittet um das Gebet in schweren geistlichen und leiblichen Anliegen, und um Zufriedenheit in ihrem Berufe.
St. Ruprecht a. d. Raab, Stmk.: Ein Missionsalmosen als Bitte zum hl. Joseph, der hl. Theresia vom Kinde Jesu und der hl. Anna um Erhörung baldiger Gesundheit und um glückliche Entbindung.
Pöstlingsberg-Linz: Eine schwer bedrängte Familie bittet um das Gebet in schweren Anliegen.
Wundschuh: Missionsalmosen als Bitte zum hl. Joseph um Erhörung in verschiedenen Familienanliegen.
Sulzberg: Als Bitte zu Ehren des hl. Joseph und hl. Antonius um Erhörung in verschiedenen Anliegen.
Z. . . n Baden: Kinder bitten ums Gebet für ihren Vater, der nicht zu den hl. Sakramenten geht. Gott vergelts.

Empfehlenswerte Bücher

Die Retterin Bayerns in schwerer Zeit. Kurze Lebensbeschreibung der Dienerin Gottes Mutter Maria Anna Josefa Lindmayr, unbeschuhte Karmeliterin, 6157—7127. Von J. M. v. Waltendorf. 55 Seiten. Kart. RM —.60. Verlag der Schulbrüder, Kirnach-Villingen, Baden.
Diese Schrift ist eine neue Widerlegung der unter uns so beliebten Behauptung, uns Deutschen fehle es an Heiligen. Nein, daran fehlt es uns wahrhaftig nicht, nur schenken wir ihnen in bekanntem Skeptizismus keine Aufmerksamkeit, erschwingen uns nicht zu jenem kräftigen Gebete, das Wunder erlangt, und tun überhaupt zu wenig, um ihnen die Ehre der Altäre zu sichern, sondern lassen gleichgültig gerade die Größten und Besten unseres Volkes in Vergessenheit geraten. Eine solche deutsche Heldin möchte diese Broschüre unserm Volke wieder nahebringen und so dazu beitragen, daß der einst durch die Armut ihres Klosters am Fortschreiten behinderte Seligsprechungsprozeß wieder aufgenommen werde.

Das Leben der heiligen Theresia vom Kinde Jesu (1873—1897). Nach den offiziellen Urkunden des Karmels in Lisieux. Von Generalvikar Msgr. Laveille. Preisgekrönt von der französischen Akademie. Deutsch von Professor Dr. A. Weiß. 1. bis 10. Tausend. 512 Seiten mit Kunstblatt. Kart. RM 3.50; in Ganzleinen RM 4.50. Verlag der Schulbrüder, Kirnach-Villingen, Baden.
Gestützt auf die besten Quellen, vor allem auf die „Geschichte einer Seele", dann auf die Akten der kanonischen Prozesse, auf unveröffentlichte Briefe, auf Berichte von Augen- und Ohrenzeugen, läßt der Verfasser das einfache und doch so reiche Leben Theresias, diese „Heiligenminiatur" wie der Heilige Vater es nannte vor uns erstehen. Es ist etwas anderes als ihre Selbstbiographie! Dort betrachtet sie sich selbst „im Spiegel der Bescheidenheit", hier wird ihr Leben und ihre Lehre von einem erfahrenen Theologen beurteilt und gewürdigt.

Ringende Gewalten. Trauerspiel in 5 Aufzügen aus der Zeit der Königin Elisabeth von England (16. Jahrhundert). Von Anton Schmidt, Salesianer. 5. Band. Preis kartoniert RM 1.50. Salesianer-Verlag, München 7, Auerfeldstraße 19.
Ein ernstes würdiges Schauspiel, das in die Zeit der Katholikenverfolgung in England durch die Königin Elisabeth im 16. Jahrhundert zurückführt. Das Schauspiel nimmt einen wohl tragischen, doch versöhnenden Ausgang.

Der Graf von Saint Germain. Ein Schauspiel in 5 Aufzügen. Aus dem Italienischen übersetzt von Friedrich Henninger. 7. Band. Preis kartoniert RM 1.50. Salesianer-Verlag, München 7, Auerfeldstraße 19.

Die Gans. Ein Lustspiel mit Gesang in 2 Aufzügen von Friedrich Henninger. 6. Band. Preis kartoniert RM 1.50. Salesianer-Verlag, München 7, Auerfeldstraße 19.
Die leichten fröhlichen Weisen der Gesänge, die dem jeweiligen Auftreten angepaßt sind, machen das Lustspiel zu einem kleinen Singspiel, dessen Aufführung durch die Beigabe der Musiknoten erleichtert wird.

Junges Heldenblut. Schauspiel in 4 Aufzügen mit einem lebenden Bilde von S. M. Saier. 8. Band. Preis kartoniert RM 1.50. Salesianer-Verlag, München 7, Auerfeldstraße 19.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Katholische Familienkultur. Von Dr. Hans Rost. **„Politik und Kultur"**, Schriftenreihe der Augsburger Postzeitung, Heft 4. Preis *RM* 1.20. Literar. Institut von Haas & Grabherr in Augsburg, Abteilung Buchverlag.

Das Büchlein zeichnet sich vor allem dankenswerterweise dadurch aus, daß es auf schöne Phrasen verzichtet, vielmehr an konkreten Beispielen nach dem Muster der katholischen Familienstube von ehedem greifbar und klar zeigt, in welcher Weise, nach welchen Grundsätzen und mit welchen katholischen Gedanken die Familie als Kulturfaktor gehegt und gepflegt werden muß.

Gebetsjuwelen aus P. Meschlers „Seelenschmuck zum göttlichen Gastmahl" nebst einem Anhang eucharistischer Liebesgedanken in Versen. 2. Aufl. Gebetbuchformat. 90 Seiten. Kart. *RM* —.50; in Ganzleinen mit Rotschnitt *RM* 1.10. Verlag der Schulbrüder, Kirnach-Villingen, Baden.
Wem der Glaube zum eucharistischen Heiland wirkliches Lebensbedürfnis geworden ist, der wird in dieser einfachen und doch so überaus glaubenstiefen Weise mit Gott reden. Allen Seelen, denen die Eucharistie zum Brote des Lebens geworden ist, sei das herrliche Büchlein wärmstens empfohlen.

Der Werdegang einer Bronzeglocke. Von Benjamin Grüninger, Gießerei- und Hütten-Ingenieur. 19 Seiten Text und 41 Illustrationen. Gebunden *RM* 2.—. Verlag der Schulbrüder, Kirnach-Villingen, Baden.

Der Verfasser gibt in klarer, gedrängter Form eine genaue Schilderung der Entstehung einer Glocke von den ersten Anfängen bis zur Vollendung. Jedes Stadium der Entwicklung ist durch Photographie anschaulich gemacht. Dem Büchlein sind 41 ausgezeichnet gelungene Bilder beigefügt. Die praktische Anbringung dieser Bilder ermöglicht es, dieselben für Lichtbildervorträge zu verwenden.

Neu erschienen!

Himmelsleiter

in

Grobdruck

2. — 6. Auflage

456 Seiten. Preis: Gebunden in Leinwand Rotschnitt Mk. 3.—
in Kunstleder Goldschnitt Mk. 4.—

*

Mit dem Erscheinen dieses äußerst geschätzten Gebetbuches **Himmelsleiter** in **Grobdruck** ist einem fühlbaren Mangel abgeholfen. Oft und oft wurde es verlangt, so daß sich der Mariannhiller Missionsverlag St. Joseph zu einem Neudruck entschloß. Das Buch wird mit seiner kernigen Frömmigkeit und den neuen Beifügungen gewiß gefallen.

Bestellungen nimmt jede Vertretung entgegen (S. 2. Umschlagseite) oder der

St. Josephs-Verlag,
Reimlingen (Bayr.-Schwaben)

Myrisma

Universal-Heilsalbe von Dr. J. Häusle, wirkt ganz vorzüglich und schmerzstillend bei Entzündungen der Haut, Eiterbildung, schwer heilenden Wunden, Verbrennungen, Flechten, Neuralgien, Krampfadern und Sehnen, Hämorrhoiden, Insektenstichen, Frostbeulen und Schrunden. Gänzlich giftlos. Preis einer Tube **1.50 M.** Verlangen Sie Gratisbroschüre. **Myrisma** sollte in keinem Hause fehlen, und stets zur Stelle sein. **Myrisma erzielt oft verblüffend rasche Heilwirkung,** meist in hartnäckigen Fällen, wo andere Mittel versagen.

Zu beziehen durch:
Missionshaus St. Joseph, Reimlingen (Bayern)

Ebenso erfolgreich wird seit über 20 Jahren **Dr. J. Häusle's Haimakainizon** verwendet, bei Stoffwechselstörung, Nierenleiden, Arterienverkalkung, Nervenschwäche. **Haimakainizon schafft neues Leben.** Vollständig unschädlich. Preis einer Kur, einen Monat ausreich. **6.60. M.**

Haimakainizon

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Mariannhiller Missions-Kalender

1928

Zum vierzigsten Male tritt heuer der Mariannhiller Missions-Kalender vor seine treue Lesergemeinde mit einer besonders ausgewählten reicheren Ausstattung als bisher. Eine herrliche Kunstdruckbeilage, das Titelbild, macht den Kalender besonders wertvoll. Es erzählt uns der Missionar von den Sitten und Gebräuchen der Schwarzen und der segensreichen Tätigkeit der Missionare unter den Heiden. Ernste und heitere Episoden aus dem Leben wechseln mit spannenden Erzählungen und allerhand Abenteuern. Nicht zuletzt wird den wissensdurstigen Lesern Rechnung getragen, durch lehrreich

Preis 60 Pfg. Bei 12 Stück ein Freiexemplar

und interessante Aufsätze aus der Natur und Technik. Einiges nur sei hier herausgegriffen: „Der Knabe von Ephrem" (Erzählung aus der Zeit Christi). „Madulini" (südafrikanische Erzählung). „Vom Hakenast zum Motorpflug." „Wunder". „Eine gelungene Porträtsitzung" (Spielhöhlenabenteuer). „Krankenfürsorge in der Mariannhiller Mission." „Die Weiherhexe" u. a. Eine Menge hübscher Bilder führen den Leser in das Reich der Erzählungen, und verschönern den reichen Inhalt.

Möge auch diese Ausgabe von reichem Segen begleitet sein, und uns auch im kommenden Jahre viele neue Missionsfreunde gewinnen.

1928

Vertretungen der Mariannhiller Mission

Nachdr. sämtl. Original-Artikel verboten, bei vorausgeh. Übereinkunft gerne gestattet.
Verantwortl. Redakteur P. D. Sauerland, Missionshaus St. Paul, Walbeck Rhld.
Druck und Verlag der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bayr.-Schw.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht



Zeitschrift der Mariannhiller Mission Südafrika

Nr. 7 Juli 1927 45. Jahrgang

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern
Für die Abonnenten des „Vergißmeinnicht" als Wohltäter unserer Mission werden täglich in der Klosterkirche zu Mariannhill zwei, oft drei heilige Messen gelesen.

Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius XI.

Bezugspreise:

Für Deutschland — **Mk. 2**

Österreich, Saargebiet, Luxemburg — **Mk. 2 bezw. denselben Wert in Sch. od. Fr.**

Schweiz, Elsaß, Italien, Tschechoslowakei, Ungarn, Rumänien, Polen

bei Einzelsendung	Mk. 2.50
bei wenigstens 5 Abonnenten	Mk. 2.30
„ „ 20 „	Mk. 2.15
„ 40 Abonnenten	Mk. 2.—

bezw. denselben Wert in Fr., Lire, Kc., Zl. etc.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen sind zu richten
für Süddeutschland, Tschechoslowakei, Elsaß-Lothringen, Italien:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Würzburg, Pleicher-Ring 3
Postscheckkonto Nürnberg 194
für Rheinland, Westfalen und Luxemburg:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Köln, Brandenburgerstraße 8
Postscheckkonto Köln 1652
Postscheckkonto Köln 1652
für Österreich, Ungarn, Tirol, Vorarlberg, Jugoslawien und Rumänien:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Linz a. D., Steingasse 23 a
Postsparkasse Wien 24 847, Budapest 19 814
für Schlesien und Norddeutschland
Vertretung der Mariannhiller Mission in Breslau IX, **Sternstraße 25 p**
Postscheckamt Breslau 15 625
für Schweiz und Liechtenstein:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Altdorf (Et. Uri)
Postscheckkonto Luzern VII 187

Stand der katholischen Mission in Afrika 1925

	Katholiken:	Missionäre:	Schwestern:	Schulen:	Schüler:
Nordafrika	145 101	164	521	53	4 041
Nordwestafrika	134 050	184	1 186	160	31 384
Westafrika	390 939	373	364	1 197	80 000
Ostafrika	120 426	175	291	441	22 843
Zentralafrika	1 164 873	1 024	602	4 471	102 770
Südafrika	**202 902**	**383**	**2 277**	**719**	**54 522**
Afrikan. Inseln	677 714	294	1 028	1 489	69 275
Summa	2 836 026	2 597	6 569	8 530	364 935

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Nachrichten aus unsern Häusern

St. Paul, Noviziatshaus: Am 1. Mai legten 11 Klerikernovizen zum erstenmal die hl. Gelübde ab, sowie einige Laienbrüder zeitliche Gelübde. Es war eine schöne zu Herzen gehende Feier, welche den Teilnehmern in steter Erinnerung bleiben wird. Am 3. Mai legten weitere 4 Brüder die ersten Gelübde ab. Die Jungprofessen (Kleriker) begaben sich zur Fortsetzung und Vollendung ihrer höheren Studien nach Würzburg, wo sie die Universität besuchen. Die Zahl der Laienbrüder ist noch sehr bescheiden, sodaß nur wenige auf die in Frage kommenden Stationen im Inland und Missionsland verteilt werden konnten. Dagegen wurde eine stattliche Zahl Brüdernovizen am 8. Mai feierlich eingekleidet, über 30 Jünglinge empfingen das hl. Ordenskleid. Nach zweijährigem Noviziat machen diese zum erstenmal Profeß.
Würzburg: Wir lenken die Aufmerksamkeit unserer verehrten Leser und Freunde auf das in Würzburg geplante Missionspriesterseminar. Immer dringender stellt sich die Forderung, das Bauprojekt zu beschleunigen, sodaß wenigstens übers Jahr das neue Seminar bezogen werden kann. Die gegenwärtige Unterbringung der Studierenden ist kaum möglich. Wir verweisen dringend auf die Bitte in den letzten Nummern des „Vergißmeinnichts" und wiederholen recht herzlichst, uns in der schweren Aufgabe beizustehen. Gott wird es sicher belohnen wenn an der Ausbildung und Unterbringung unseres Priesternachwuchses tatkräftig mitgearbeitet wird.
Der hochwürdige Herr Pater Generalsuperior ist nach kürzerem Aufenthalt in Amerika nach Deutschland zurückgekehrt, um nach Erledigung dringender Ordensangelegenheiten gegen Ende des Jahres wieder nach Südafrika abzureisen. Die entgültige Verlegung des Generalates von Mariannhill, Natal, nach Europa wird nächstes Jahr erfolgen.

Aus Welt und Kirche

Mexikanische Unverschämtheiten. Es ist unglaublich, mit welcher Kritiklosigkeit die deutschen Zeitungen aller Farben immer wieder von „aufständigen Rebellen", „katholischen Extremisten" und schließlich sogar von den in der Sowjetrepublik des Elias Calles, dem Eldorado der Eisenbahnräuber, immer wieder zu berichten wissen. Das unverschämteste Lügenmachwerk aber servierte die Berliner mexikanische Gesandtschaft mit der Revolvermeldung, daß bei dem Eisenbahnattentat, das um die Osterzeit in Mexiko vorgekommen, drei katholische Priester als Häuptlinge fungierten, obwohl die Reisenden Pilger waren. Nachträglich wie immer, stellte es sich heraus, daß drei Priester mit ermordet worden waren. Die durchsichtigen Methoden der Kirchenräuber und Banditen des Elias Calles dürften doch auch bald dem Dümmsten durchsichtig erscheinen. Fast ein Jahr vorher war auf der gleichen Bahnlinie auf gleiche Weise ein Zug geplündert und 50 Personen niedergemacht worden. In beiden Fällen handelte es sich um den Raub von einem Edelmetalltransport. Es ist erstaunlich, mit welcher Rückständigkeit des Publikums in Deutschland die „offiziellen" Mexikaner rechnen dürfen.
Der polnische Episkopat protestiert gegen die mexikanische Kirchenverfolgung. Gerade die Polen wissen etwas zu erzählen von Katholikenverfolgungen und fühlen auf das Lebhafteste die fürchterliche Lage der Katholiken Mexikos. In einer Riesenversammlung zu Warschau haben Tausende von Polen gegen die Maßnahmen der mexikanischen Bolschewikenregierung Einspruch erhoben. Der Dichter Rostworowski fordert zur Gründung eines „Internationalen Katholikenbundes" zur Bekämpfung der Kirchenfeinde auf.
Die Kirchenfeinde haben es immer leicht gehabt weil sie wissen, daß die Kirche keine Gewaltmittel zur Abwendung von Infamien gebraucht. Würden diese Helden sich auf etwas anderes gefaßt machen müssen, so wäre die Kampfeslust erheblich geringer.
Mode und Tanz. Nicht das „Herz der Welt", auch nicht das „deutsche Wesen" an dem bekanntlich vor Jahren die „Welt genesen" sollte, beklagt die Ausbünde und Auswüchse von Verkommenheit in Sitte und Moral; „wir sind ja das freiheitlichste Volk der Welt, der Dichter und Denker!" In Südafrika hat man einen energischen Kampf gegen den „Charlston", einen sog. Tanz, aufgenommen. Sogar eine Pariser Zeitschrift beklagt, daß die Mode sich ihre Einfälle bei den Wilden holen muß, weil „unsere innerlich verarmte Zeit keine eigenen Ideen mehr hat." In Bukarest protestierte das rumänische Publikum auf der Hauptstraße gegen „Charlston" und kurze Röcke, indem es die „Herren", die zur

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Zeit des stärksten Verkehrs „Charlstonhosen" (unter 50 Zentimeter breit) trugen, verprügelte, ebenso erging es verschiedenen „Damen", die in allzu kurzen Röcken erschienen waren. So eine Barbarei!

Köln. Der Kölner Rosenmontagsumzug verschlang die schöne Summe von 200 000 *RM*, das Doppelte der Vorkriegszeit. Das „heilige" Köln entwickelt sich ja immer mehr zur Weltgroßstadt, worin die Hochhäuser die Dome verdrängen und die verschiedensten „Umzüge" mit obligaten Prügeleien die Prozessionen ersetzen.

Des sterbenden Bischofs letzte Worte. Bischof Prohaszka von Stuhlweißenburg (Ungarn) wurde während der Predigt vom Schlage getroffen und starb bald darauf.

Er sprach von dem herabgekommenen Familienleben. „Es kam eine Frau zu mir", sagte er, „die neun blühende Kinder dem Glauben und dem Vaterlande aufgezogen hat. Wie schön ist das!

Aber dann kam auch eine andere Frau zu mir, eine „moderne" Mutter, wenn sie überhaupt den Namen Mutter verdient, die neun Kindern das Leben, den Sonnenschein vorenthalten hat. Wie schmerzlich ist das! Da brach schon die Stimme des Hirten und noch einmal hob er sich und fast flüsternd sagte er: „Junge Männer, zu euch spreche ich, es gibt keinen andern Codex als das Evangelium!"

Der peruanische Unterrichtsminister hat auf einen im vorigen Jahre ergangenen Erlaß erneut hingewiesen, demzufolge in Schulen, Erziehungs- und Unterrichtsanstalten täglich vor Beginn des Unterrichtes ein kurzes Gebet zu verrichten ist, an welchem sämtliche Schüler und Lehrer teilzunehmen haben. — Nur auf dem mitteleuropäischen Kulturmistbeet gedeiht die religiöse Pflanze noch so spärlich.

Erschütterndes Beispiel für die Not der Kleinrentner in Deutschland. Infolge Hungertod starb eine fünfzigjährige Kleinrentnerin, die vor dem Kriege ein „mündelsicheres" Vermögen von 145 000 Mark besaß. Bis zum Ende vorigen Jahres konnten in Deutschland 40 000 Opfer der Inflation und völlig ungenügenden Aufwertung festgestellt werden.

Briefauszüge

Reelsen: Öffentlichen Dank dem hlgst. Herzen Jesu, dem hl. Antonius, dem hl. Judas Thaddäus, dem Franziskanerbruder Jordan für besondere Hilfe in Krämpfen.

Köln: Dank für Erhörung in einem schweren Anliegen auf die Fürbitte der kleinen hl. Theresia und des Br. Jordan.

Köln-Ehrenfeld: Dank dem hlgst. Herzen Jesu und dem hl. Joseph für auffallende Hilfe in finanzieller Notlage. Veröffentlichung war versprochen.

Kell, Viersen, Forst, Aachen, Köln und Elz: Öffentlichen Dank für erlangte Hilfe.

Langerfeld: Dank dem hl. Joseph und der Mutter von der immerwährenden Hilfe, der hl. Theresia vom Kinde Jesu und unserer lb. Frau vom hlgst. Herzen für weitere Erhörung in schwerer Krankheit. Mit nochmaligem herzlichem Dank sende ich . . . Mark für ein Heidenkind auf den Namen Maria und . . . Mark Missionsalmosen. Veröffentlichung war versprochen.

Morbach: Herzlichen Dank der lieb. Muttergottes, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius, dem hl. Judas Thaddäus, dem hl. Cajetan und der hl. Theresia vom Kinde Jesu für Erhörung in besonderen Anliegen.

Krefeld: Sende . . . Mark für erlangte Hilfe in schwerem Anliegen. Dem hlgst. Herzen Jesu, dem hl. Joseph und dem hl. Antonius sei dafür gedankt.

L. . . : Dem hlgst. Herzen Jesu, der lb. Muttergottes, dem hl. Joseph, dem hl. Paschalis, dem hl. Judas Thaddäus und allen lieben Heiligen Gottes öffentlichen Dank für Erhörung in drei Anliegen.

M.-Gladbach: Almosen für Antonius für Bekehrung eines armen Sünders dankend erhalten.

Bruchhausen: Gabe zur Taufe eines Heidenkindes als Dank für Erhörung in einem schweren Anliegen dankend erhalten.

Steineberg: Dank dem hl. Joseph für wunderbare Hilfe im Stall.

W.: Dank dem göttlichen Herzen Jesu, der Muttergottes von der immerwährenden Hilfe, dem hl. Judas Thaddäus, dem hl. Antonius und den armen Seelen für gut überstandene Operation und um Hilfe in weiterem Anliegen.

K. M. T.: Dank für Erhörung.

Z.: Dank der hl. Theresia vom Kinde Jesu für Hilfe in schwerer Krankheit.

Ehrang: Der lb. Muttergottes, dem hl. Judas Thaddäus, der hl. Rita und dem hl. Zaitan recht herzlichen Dank für die wunderbare Hilfe in einem schwe-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht
Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission
Nr. 7 Juli 1927 45. Jahrgang

Sommer in Nazareth

Saß Maria vorm Hause und spann.
Strich ein Wind ihr lichtblondes Haar.
In der Werkstatt nebenan
Schuf der fleißige Zimmermann
Jahr um Jahr.

Denkt Maria an ihren Sohn,
Der dem Vater so dienstbereit
Treulich hilft in harter Fron,
Bis ihn frühe, frühe schon
Ruft das Leid.

Ahnt Maria den harten Gang?
Eine Träne am Auge brennt.
Schlägt ihr Herz so sorgenbang. —
Blutrot leuchtet am Hügel entlang
Das Firmament.

Else Budnowski

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Von Pater Dom. Sauerland, R. M. M.

Einiges über Ursprung und Geschichte des Zuluvolkes

VI. Tschakas Thronbesteigung.

Krieg mit den ama Ngwana und Flucht des Matiwana.
Die neue Angriffsmethode Tschakas und Besiegung des Butelezi-Stammes.
Flucht der Tembus.
Niederlage und Flucht des ema Cuntwini-Stammes.

Senzangakona war gestorben ohne der Stammessitte gemäß ein Großweib ernannt zu haben und ohne einen gesetzlichen Thronerben hinterlassen zu haben. Die öffentliche Meinung hoffte auf Dingana, dessen Mutter der Hütte der ersten Frau, welche nur eine Tochter hatte, beigegeben war und gewissermaßen Vertreterin derselben war, die oberste Stelle der Familie innehatte. Eine kleine Anzahl mochte aus persönlichen Gründen wohl auch für Tschaka, der allgemein als sehr unsympathischer Thronanwerber angesehen war, stimmen. Tschaka störte sich nicht an Wünschen und Forderungen und löste die Regierungskrise auf seine Art. Er erbat sich die Zustimmung Dingiswayos, sammelte ein Häuflein Getreuer, begleitet von einem Induna, Rat des Dingiswayo namens Ngomane aus dem em Dhletscheni-Stamme und zog seine Mutter Nandi mitnehmend in seine Zuluheimat, die er vor vielen Jahren verlassen hatte. Er ergriff ohne besondere Schwierigkeiten die Zügel der Regierung und verhielt sich verhältnismäßig ruhig und friedlich mit seinen Leuten und der Welt überhaupt.

Dingiswayo als Oberhäuptling verlangte nun, daß die ihm tributpflichtigen Stämme von Zeit zu Zeit kriegerische Hilfe leisten sollten. Auf diese Weise erging auch um das Jahr 1812 der Befehl an die Zulustreitkräfte, den mächtigen Ngwana-Stamm unter Matiwana anzugreifen. Diese zwangen den Matiwana mit seinen Anhängern aus ihrer ursprünglichen Heimat zu fliehen, sie wohnten am Ntabankulu-Berge im Vryheid-Distrikt.

Der furchtbare Tschaka begann sich zu regen. Nun begann eine furchtbare Zeit des Blutvergießens und der Verwüstung, die alle Eingeborenen Süd-Afrikas in Verwirrung und in gegenseitigen Kampf und Vernichtung stürzte.

Die Verwüstungen welcher Matiwana, dieser Attila im Kleinen, durch seine verheerenden Plünderungszüge in Süd-Afrika anrichtete, werden nur durch Tschaka selbst übertroffen. Dieser Stamm des Matiwana, einmal von seiner ursprünglichen Heimat vertrieben, führte einen erbitterten Kampf um seine Existenz. Auf seiner Bewegung nach Süden sah er seinen Weg durch den großen Hlumbe-Stamm versperrt, der aus dem

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

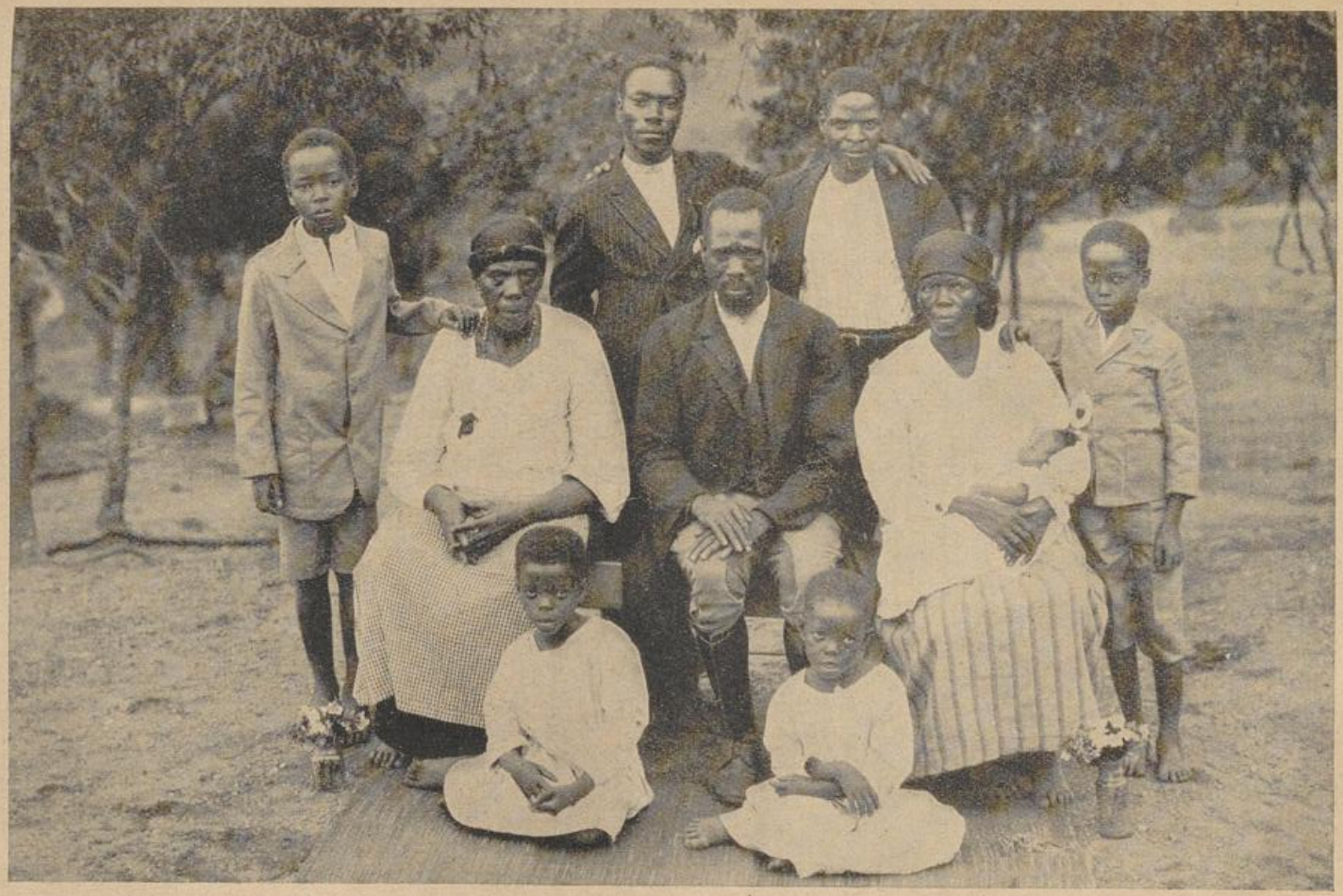
Swazivolk hervorgegangen war und damals im Gebiete des obern Buffalo-Flusses wohnte. In einem Verzweiflungskampfe gelang es Matiwana mit seinen Ngwanas den Hlumbi-Stamm in wilde Flucht zu schlagen. Sie flohen gegen den Sand-River, südwärts, andere von ihnen über die Drakensberge nach Orangia und weiter bis in die Kapkolonie hinein. Die Ngwanas setzten ihren siegreichen Vormarsch durch das Newkastle-Gebiet Natals fort, indem sie andere Lala-Sippen zum Teil zur Flucht zwangen, zum Teil schwer heimsuchten. Endlich glaubten sie sich müde von den Kämpfen in einem sichern und abgeschossenen Lande niederlassen zu können um sich dort anzusiedeln. Aber ihre Hoffnung war trügerisch. Dingiswayo war tot und Tschaka hatte die Herrschaft an sich gerissen und war ihnen nun mit seinen Bluthunden auf der Ferse. Die Ngwana-Horden flohen über die öden Drakensberge jenseits in das Gebiet des Suto-Stammes. Dort auf der Orange-Seite des Caledron begegneten sie ihren alten Feinden, den Hlubis, oder einem Teil derselben unter Mpangazita, die sie vor einigen Jahren von der Heimat vertrieben hatten. Es kam zur Schlacht, in welcher die Ngwanas wieder Sieger blieben und den Häuptling der Hlubis töteten. Die Gebirgsstämme des Basutolandes und der Nachbarschaft wurden mit Schrecken vor dem Eindringling erfüllt. Ein Stamm von der Ostseite des Orangia-Flusses, der an das Basutoland grenzte, nahm sich die Ngwana zum Vorbild und begann um das Jahr 1821 dasselbe Freibeuterleben unter seiner eigenen Verwandtschaft. Dies war der Ntati-Stamm unter Sebetwane, der im Jahre 1823 von Matiwana in die Flucht geschlagen und jenseits des Vaal getrieben, mit Griquas bei Kuruman zusammenstieß. Er trieb dieselben nordwärts, erkämpfte seinen Weg durch andere Suto- und Chwana-Stämme und nachdem er so an die tausend Meilen nordwärts gedrungen, erreichte er den oberen Zambesi, wo sie die Kolo-Nation gründeten, die Livingston in seinen Schriften so lobt. Sebetwane wurde der Schrecken aller umwohnenden Völker, die er besiegte und seinem Volke einverleibte. Sein Sohn und Nachfolger Sekeletu starb am Aussatze und unter dessen Sohn Mpororo fiel die Nation wieder auseinander.

Die Ngwanas ihrerseits blieben Sieger bis ein Stärkerer über sie kam, ihr alter Feind Tschaka. Er schickte ein Heer gegen sie, das beinahe mühelos das Basutoland von dieser Landplage befreite. Die Sutos waren klug genug, Tschaka als Oberherrn anzuerkennen. Die Suto-Gebirgsstämme aber hatten gelernt, daß sie ohne Einigkeit untereinander einer Horde Räuber ausgeliefert waren. Sie erstrebten nun einen Zusammenschluß aller Stämme zu einer Nation. Dazu war aber ein Organisator notwendig. Dieser erstand in der Person eines Mannes von geringer Abkunft namens Moshweshe. Er ging sofort daran, die Trümmer zu einer Suto-Nation zusammenzuschweißen so wie sie heute noch besteht. Es war hohe Zeit gewesen, denn kriegerische Horden unter Mzi-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

likazi waren auf dem Kriegspfad und drangen gegen sie vor.
Bei Matiwana war Klugheit der bessere Teil seiner Tapferkeit; wenn er mit einem stärkeren Feind zu tun hatte, so wartete er nicht ab bis er großen Schaden erlitten hatte. Er verstand es ausgezeichnet, einen Rückzug ohne Verluste zu leiten. Sein Stamm war beim letzten Zusammentreffen mit dem Zuluheer und der erfolgten Niederlage dem Angriff derselben entgangen und so durchquerte er mit den Seinen das Basutoland und sie kamen nach Ost-Griqualand, streiften dann längs der Drakensberge und kamen zuletzt in das obere Becken des Mtata-Flusses, von wo aus sie das ganze Xosaland in Schrecken versetzten. Die Verwirrung, welche sie unter Schwarzen und Weißen hervorriefen, war groß. Diese Ereignisse drangen bis in die Kapkolonie, wo sie die größte Bestürzung hervorriefen. Die Regierung entsandte Major Dundas und Oberstleutnant Somerset gegen die Ruhestörer. Die britischen Truppen vereinigten sich mit den Tembus unter Vusani und einem andern mächtigen Häuptling, Hintza, und zogen dem gefürchteten Feinde entgegen. Die Ngwana erhielten ihre erste und letzte Feuertaufe. Sie hatten vorher noch niemals einen Gewehrangriff erlebt und waren gänzlich unvorbereitet. Beim Knallen der Flinten wurden sie in Staunen versetzt und durch deren Wirkungen in Schrecken. Sie flohen teils und andere warfen sich zu Boden. Nachdem der furchtbare Matiwana sich nach der Schlacht hinter den Bergen in Sicherheit gebracht hatte, soll er kühn wie immer, die Reste seiner Leute angeredet haben: „So oft wir mit Menschen gekämpft haben, haben wir dieselben geschlagen; aber heute mußten wir mit Donner und Blitz kämpfen. Es ist keine Schande, von diesen besiegt zu werden."
Doch die Ngwana-Macht war gebrochen und Matiwana beschloß, zu seiner Lehnspflicht zurückzukehren. Nahezu 500 Meilen wanderte er durch Ostgriqualand und Natal, durch eben diese Länderstrecken die er vierzehn Jahre gebrandschatzt und verwüstet hatte, um Versöhnung und Vergebung zu suchen. Er hatte Tschaka überlebt und er ging wie dieser dem Schicksal entgegen. Er fand Dingana in seinem Kraal zu Mgungundhlovn und bot im demütigen Tone seine Unterwerfung an. Dingana hörte ihn unbeweglich an und es dauerte nicht lange bis auch Matiwana über den Nzololo-Strom auf den Bergrücken an der andern Seite geführt wurde, wo das Land rasch von Matiwana befreit wurde. Er erntete, was er gesät hatte. Dieser Bergrücken ward später von den Zulus allgemein als der „des Matiwana" bekannt und er wird auch durch eine Verwünschung in der Erinnerung fortleben: „Gehe zu Matiwana's (Bergrücken)!" Yana kwa' Matiwana! d. h. „Gehe zu Grunde!"
Während der schließlich vertriebene Matiwana die Ursache zu einem Bruch und zu gegenseitigen Konflikten unter den bisherigen Lala-Stämmen südlich des Buffalo-Flusses und des Tukela gab, war der jugendliche Zuluhäuptling, der ja seine Verbannung verursacht hatte ebenso

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Eingeborener Katechet, welcher mit der ganzen Familie
vom Protestantismus zur kathol. Kirche übertrat

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

eifrig, an der Nordseite einen andern Streit zu beginnen. Er hatte in der Kriegsschule Dingiswayos viel gelernt, doch sagten seinem schärferen Geiste diese Methoden und die Taktik nicht zu. Die Gewohnheit, nach einem entfernteren Feinde einen Assegai zu schleudern meist ohne Wirkung, schien ihm, als ob man seine Waffe wegwerfe. Diese Praxis sollte aus seinem Heere verschwinden.

Um seinen Kriegern die neue Kampfesweise vor Augen zu führen befahl er, zwei seiner Heerhaufen sich mit Stäben zu versehen und sich in ein Scheingefecht einzulassen. Die eine Partie verschleuderte ihre Waffen, während die andere Partei mit der einzigen Waffe angriff. Der Anprall der letzteren Truppe war unwiderstehlich und so zeigte sich die Überlegenheit der neuen Kampfesweise. Die Zulukrieger pflegten von da ab nur noch einen kräftigen Assegai zu tragen (i-rrwa) und mit diesem mußten sie bei Todesstrafe aus dem Kampfe zurückkehren oder im umgekehrten Falle als Leiche auf dem Schlachtfelde bleiben.

Nach Ansicht Tschakas war die Art den Feind zu bekämpfen wie Dingiswayo es tat, nämlich nur seine Macht fühlen zu lassen und im übrigen die Feinde gut zu behandeln, nicht einträglich genug. Tschaka hatte die Auffassung, den Feind völlig ohnmächtig zu machen, ja ihn ganz zu vernichten und seine Besitztümer sich zuzueignen. Auf solche Art und Weise konnte etwas gewonnen werden und auch in sicherem Besitze behalten werden. Deshalb pflegte Tschaka den Feind anzugreifen und wenn er in wilder Panik die Flucht ergriff, was unvermeidlich war, dann trieb er die Fliehenden bis in ihre Heimat, tötete die Häuptlinge und raubte deren ganze Habe. Dem so in Not gebrachten Volksstamm blieb nichts anders übrig als sich der „Milde" des Siegers zu empfehlen und sich in dessen Heer einreihen zu lassen, um so die bloße Existenz zu retten. Darin lag das Geheimnis aller militärischen Erfolge Tschakas. Mit seiner kleinen schlagfertigen Armee konnte er seine Pläne jederzeit ausführen oder ausprobieren. Er fand sich zwischen Stämmen eingeengt, die alle viel größer und mächtiger waren als sein eigener und bevor er nicht zwischen diesen einen Weg gebahnt hatte, konnte er niemals hoffen, zu jenen hindurch zu gelangen, die mehr seinesgleichen waren. So wählte er also den schwächsten der ihn umgebenden Stämme aus, obwohl auch dieser viel größer und stärker war als sein eigener; denn er war überzeugt, daß nicht die zahlreichsten sondern die besten Truppen siegen würden. Ein Anlaß zum Streit war bald gefunden; denn der Butelezi-Stamm hatte schon oft Fehde mit dem Zulustamm gehabt. Tschaka führte sein Heer selber an und ein glänzender Sieg wurde errungen. Die Butelezis flohen und bemerkten zu ihrem Entsetzen wie der Feind in ihre Kraals eindrang. Ihr Häuptling wurde zur Flucht gezwungen und sein Stamm blieb in Tschakas Hand. Dem besiegten Butelezi-Häuptling war ein anderer Stamm untertan, der südlich von ihm, längs der beiden Ufer des Buffalo wohnte. Dies

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

waren die Tembus unter Ngoza, die, da sie plötzlich ihren Oberhäuptling Pungashe der Butelezi so schmählich besiegt sahen, es für klüger hielten, eine größere Entfernung zwischen sich und dem furchtbaren Emporkömmling im Zululand herzustellen. So wagten sie ihrerseits eine Unternehmung und griffen den Lala ema Kuzeni-Stamm an, der unmittelbar längs ihrer südlichen Grenzen wohnte.
Die Lalas wurden geschlagen, ihr Häuptling Nonagaga getötet und ihr Land von den Tembus okkupiert. Diese hatten gehofft, nun eine Zeitlang in Frieden und Sicherheit bleiben zu können um die weitere Entwicklung im Norden zu beobachten. Doch das Zuluheer nahte überraschend schnell, denn die ema Kuzeni-Leute, die ebenfalls die Bewegung beobachteten, waren in kluger Weise zu den Zulu übergegangen und baten um Hilfe. Diese blieb nicht aus. Es kam zum Treffen worin allerdings die Tembus Sieger blieben. Ngoza aber hielt es dennoch für besser, weiter gegen Süden zu ziehen. Er bahnte sich kämpfend durch Natal Bahn gegen den Mzimkulu. Auf seinem Wege trieb er die Wushes am Karkloof auseinander, die Newabes am Nyamwubu, einem Seitenfluß des Mooi-Flusses und nachher die Xasibes an den Quellen des Mpanza, indem er erbeutete was er konnte und drang bis in das Pondoland vor. Dort wagte er es, den Pondo-Häuptling Faken anzugreifen, von dem er aber vollständig besiegt und selbst getötet wurde. Dies war die zweite Welle der Verwirrung, die über Natal kam und welche die Folge der Unruhen war, welche Tschaka im Zululand verursachte. Tschaka vermischte den völlig besiegten Butelezistamm mit seinem eigenen Stamme d. h. die Butelezi entgingen nur dadurch der vollständigen Ausrottung, daß sie als Knechte in des Zuluhäuptlings Dienste traten. Siegesberauscht trachtete Tschaka nach weiteren Eroberungen. Er richtete sein Augenmerk auf den viel größeren und mächtigeren ema Cunwini-Stamm unter Macingwane, der in seiner südlichen Nachbarschaft wohnte. Ein casus belli war bald gefunden, dem die gewöhnliche Niederlage des Angegriffenen folgte. Macingwana mit dem größten Teile seines Volkes entkam jedoch. Sie gingen nach Natal, nahmen aber ihren Marsch mehr gegen die Küste. Sie trieben die e Nyamowini-Sippe vom Isikoto, einem Nebenfluß des Mooti, zerstreuten die Ntombos von der nördlichen Seite des Mkomazi jenseits Richmond und die Yobos vom oberen Illovu; alsdann trieben sie die Tshwawus vom jenseitigen Ixopo, die vor ihnen die Flucht ergriffen ins Fingoland. Endlich säuberten sie den Dronk Blei, oberhalb des mittleren Mzimkulu von den Cekwanes, die dort wohnten und ließen sich in der dortigen Ebene nieder. Hier gesellten sich ihnen die Bacas unter Madikane zu, die von den verbündeten Stämmen den e Ntlangwini unter Baleni und Nombewu, den Dunges unter Boyiya, (der später von seinen eigenen Leuten, nachdem sie Kannibalen geworden waren, aufgefressen wurde), den Tuzes unter Mahawule, den Beles unter Mdingi und den Gwenyanes unter

NNocandambedu, von ihrer früheren Heimat zwischen Maritzburg und dem Ngeni vertrieben worden waren. Dieser starke Stammesbund ist geschlossen worden um den verbündeten Stämmen ein erfolgreiches Entkommen aus der Nähe des Zuluschreckens, der vom Norden her drohte, nach Süden zu sichern. Die erste Wahrnehmung der herankommenden Zulus machten sie aus der gezwungenen Flucht der ema Cunwini unter Macingwane.

Tschakas Politik widerstrebte halben Siegen. Er hatte gekämpft und gesiegt; aber es war ihm nicht gelungen den Häuptling zu vernichten, der es gewagt hatte, sich ihm zu widersetzen und sich die übriggebliebenen Stammesmitglieder zu erhalten. Er entsandte eine Armee den Fliehenden nach. Diese Armee verwüstete das Land durch das sie zog auf ihrem Wege nach Natal und richtete die Lalabevölkerung, die schon so schwer heimgesucht worden, fast völlig zu Grunde.

Endlich stießen die beiden Feinde beim Ntsikeni-Hügel jenseits des Mzimkulu in Ost-Griqualand aufeinander. Die ema Cunwini wurden vollständig geschlagen und sie verloren ihre gesamte Habe; ihr Vieh und ihre Frauen und Kinder wurden Tschaka als Kriegsbeute zugeführt. Der Häuptling entkam wieder, wurde aber auf der Flucht von den Kannibalen zu Elenge in Natal aufgefressen. Seine Töchter, welche in die Gewalt Tschakas geraten waren, wurden auf dessen Geheiß getötet. Ein unausrottbarer Haß zwischen diesen beiden Stämmen war die Folge. Macingwanas Sohn Pakade, bot später Tschaka seine Unterwerfung an und wurde gezwungen, in dessen Heer zu dienen. Seine beiden Söhne hießen Mbelebele und Gabangaye.

Tschaka hatte nun freien Durchzug nach Natal. Ein anderer glücklicher Umstand kam zu diesem Erfolge noch hinzu, von Tschaka lange ersehnt — Dingiswayo, sein eigener Oberhäuptling, starb. (Forts. folgt.)

St. Anna Selbdritt

Vor mir steht ein wunderliebes Schnitzwerk. Es ist schon alt, stammt vielleicht aus dem 15. Jahrhundert und heißt: St. Anna Selbdritt. Es stellt die hl. Mutter Anna dar, zu ihrer Rechten die Gottesmutter, ihre Tochter und zwischen beiden das liebe Jesuskind. Wie zart und sinnig ist das Bild! Der Jesusknabe im Lockenhaar, mit den runden Kinderwangen und den leuchtenden Augen, lacht uns so fröhlich entgegen. Die Gottesmutter berührt ihn leicht mit den zarten Fingern der rechten Hand. Unter dem Stirnband quillt das reiche Haar hervor und wallt auf Schultern und Brust herab. Die hohen, gewölbten Augenbraunen geben ihrem Antlitz etwas Hoheitsvolles, Majestätisches, während ihre Lippen ein leises, mildes Lächeln umspielt. Da fallen mir

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

die Worte des Psalmisten ein: „Diffusa est gratia in labiis tuis: Von Anmut sind umgossen deine Lippen, darum hat Gott auf ewig dich gesegnet." (Ps. 44,3.) Dann die hl. Mutter Anna, die das linke Händchen des Jesuskindes hält. Sie hat den Kopf mit dem Frauenhäubchen ein wenig zur Seite geneigt. Soviel Freundlichkeit und Güte spricht aus ihren Zügen, wie wir sie nur in einem milden, lieben Mutterantlitz finden können.
Sie ist die Patronin der christlichen Mütter. Uralte Berichte aus den



St. Anna Selbdritt

ersten christlichen Jahrhunderten erzählen uns von ihr. Frommer, christlicher Sinn hat diese Berichte mit lieblichen Legendenblumen geschmückt. Sie war die Gemahlin des gottesfürchtigen Joachim und lebte mit ihm in heiliger, glücklicher Ehe, auf der nur ein schwerer Schatten lag: Kinderlosigkeit. Reicher Kindersegen galt im Alten Bunde als große Ehre, Kinderlosigkeit aber wurde als Fluch Gottes betrachtet. Sie schloß ja die Gatten von dem Glück aus, einmal zu den Ahnen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

des Messias gezählt zu werden. Als Joachim einmal opfern wollte, wurde er zurückgewiesen. Männer ohne Kindersegen seien nicht würdig zu opfern. Tief betrübt zog sich Joachim in die Einöde zurück, um Gott sein Leid zu klagen. Da flehte Anna mit großer Inbrunst zu Gott und machte das Gelübde: „Wenn du, o Herr, die Schmach der Unfruchtbarkeit von mir nimmst und mir ein Kindlein schenkst, so soll es Deinem Dienste geweiht sein." Und Gott erhörte ihr Gebet. Ein Engel erschien ihr und sprach: „Anna, der Herr hat dein Gebet erhört. Du wirst empfangen und ein Kind gebären, und die Frucht deines Schoßes wird auf der ganzen Welt gepriesen werden!" So geschah es. Anna schenkte ihrem Gatten eine Tochter und nannte sie Maria.
Mutter der Gottesgebärerin zu sein, das ist der größte Ruhmestitel der hl. Anna. Von Gott hat sie ihr Kind mit heißen Tränen erfleht, für Gott allein hat sie es erzogen. Darum brachte sie auch freudig das Opfer der Trennung, als Maria noch ein zartes Mägdlein war, und weihte sie als Tempeljungfrau dem Dienste Jahwes, des Allerhöchsten. Hätten wir mehr Mütter, wie St. Anna war, die für Gott ihre Kinder großziehen, dann hätten wir auch mehr Kinder, wie Maria war, der Ruhm und Stolz ihrer Eltern.
„Trügerisch ist Anmut und eitel die Schönheit; eine Frau, die den Herrn fürchtet, soll gepriesen werden." (Spr. 31,30.)

Von Pater Victor Cohnen, R. M. M.

Rettung aus Lebensgefahr

Man spricht in der Natur von kritischen Tagen; mag richtig sein, aber sicher ist, daß auch im menschlichen Leben es Tage gibt, die man füglich als solche bezeichnen kann, Tage des Unangenehmen, Tage der Gefahren, die nicht so leicht dem Gedächtnis entschwinden.
Anfangs November 1925 erhielt ich den Auftrag, mich am 16. desselben Monats zu einer Wahl in Mariannhill einzufinden. Indessen, am Tage vorher, den 15., mußte ich in St. Bernhard pastorieren, was mir insofern angenehm war, als ich hoffen konnte an genanntem Reisetage mich von dieser Station nach Mid Illovo begeben zu können um von dort aus den Zug nach Pinetown zu benutzen. Doch diese Berechnung schlug fehl, da kurz vor meiner Ankunft in St. Bernard am Samstag der Wagen versagte weil ein Rad gebrochen war. Also Mid Illovo zu erreichen war unmöglich und ganz besonders noch deshalb nicht, wenn der Weg dorthin an mehreren Stellen ausgewaschen war und darum mit Pferdewagen nicht befahren werden konnte. Es blieb mir also nichts übrig, als am Sonntag Nachmittag mit Hilfe eines alten Wägelchens mich nach meinem Einsiedeln zu begeben, um von

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

hier aus nach Richmond zu kommen. Ich hatte den Heimweg etwa halb zurückgelegt da zieht ein schweres Gewitter auf, infolgedessen wird das Pferd scheu und wild, schlägt um sich und setzt nach rechts in ein nasses Feld. O Verderben, 4 Meter von mir entfernt ist ein jäher Abgrund — wenn es da hineingeht, dann bin ich verloren. Doch das Tier scheint trotz seiner Wildheit dies auch bemerkt zu haben; denn es macht wiederum eine Wendung nach rechts. Dadurch bricht die Deichsel des Wagens, dieser fällt mit mir rückwärts und auf mich und versetzt mir mit einer Kante einen Stoß auf die Brust, so heftig, daß ich ohnmächtig wurde. Als ich mich erhob empfand ich reißenden inneren Schmerz und Atmungsbeschwerden. Der gebrochene Wagen und meine für die Reise bestimmten aber jetzt beschmutzten und teilweise zerrissenen Kleider mußte ich ruhig an Ort und Stelle belassen und der Sorge anderer anheimstellen. Für mich blieb nichts übrig, als mich zu Fuß nach Hause zu schleppen. Das Fatale hierbei war, daß ich durch den Fall auf den nassen Feldboden ganz, von oben bis unten, das Aussehen eines Ziegelbäckergesellen in Dienst erlangt hatte und sich hier nirgendwo Gelegenheit fand auch nur annähernd eine Verbesserung dieses Zustandes herbeizuführen. Doch nach einiger Zeit versagte mein Körper und ich war gezwungen, in einer nahen Farm Hilfe zu suchen. Zwar kam es mir schwer an, in dieser zweifelhaften Aufmachung das Haus des reichen Herrn zu betreten und dies am Sonntag und mit Besuch dortselbst. Aber Not bricht Eisen. Man kann sich das allgemeine Erstaunen denken, als man meiner ansichtig wurde. Glücklicherweise kannte man mich und sogleich war man besorgt um mich und erwies mir alle Aufmerksamkeit. Nachdem ich notdürftig Gesicht und Hände gewaschen, wurde mir warmer Tee gereicht, der mich wieder leistungsfähig machte, so daß ich meinen Weg wieder fortsetzen konnte. Doch davon wollte der Sohn des Hauses nichts wissen und brachte mich per Auto eine gute Strecke weiter, so daß ich bis zu meinem Heim nur noch etwas über einen Kilometer zurückzulegen hatte. Zu Hause angekommen galt es zuerst, den ganzen äußeren Menschen in seinen gewöhnlichen Zustand zurückzuführen.

Nun entstand für mich die Frage, wie ich nach Richmond kommen sollte. Man tröstete mich mit der Gewißheit, daß am folgenden Morgen ein benachbarter Farmer Milch zur Bahn bringe und ich dann mit dessen Wagen die Bahnstation zeitig erreichen könne. Doch als ich zu bestimmter Zeit bei dem Nachbarn eintraf und meine Bitte vortrug, als dann die Dame des Hauses ihre Antwort mit den Worten einleitete: „Father, I regret inhinitely“, da wußte ich Bescheid, und als sie dann weiterflötete: „Der Wagen ist so mit Milchkannen bepackt, daß er Sie leider nicht aufnehmen kann“; was war da zu machen? Nichts war zu machen, ich mußte ein Laufbillet nehmen und suchen, Richmond zu Fuß zu erreichen. Zwar kam es mir mit meinen 71 Jahren schwer

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

an, Schmerz und Müdigkeit übermannten mich zuweilen, doch ich durfte nicht an solches denken. Noch zwei Kilometer war ich von meinem Bestimmungsort entfernt, da begegnete mir eine arme, alte Frau; man sah ihr die Not an, sie bat mich um ein Stück Brot, um ihren Hunger zu stillen; ich gab ihr einen halben Schilling mit der Weisung, sich in Richmond dafür etwas zu kaufen aber auch für mich ein Ave Maria zu beten, damit ich den Eisenbahnzug erreiche. Kaum hatte ich der Armen das Geld in die Hand gedrückt so hörte ich Summen; ein Automobil kam in der Ferne in Sicht; als es bei mir angekommen wurde ich in freundlicher Weise eingeladen, mitzufahren, und so langte ich zehn Minuten vor Abgang meines Zuges beim Stationsgebäude an. Das waren zwei Reisen mit Hindernissen, doch es hätte sich schlimmer gestalten können, und oft während der Fahrt habe ich gedacht und gesagt: „Gott und meinem Engel sei Dank!"

Wir sind vier Monate später. Am 11. März 1926 war ich wieder auf dem Wege nach St. Bernard. Die Witterung war herrlich, und so stand es ohne Zweifel, daß ich glücklich herüberkommen würde. Doch „mit des Geschickes Mächten" ist nicht zu spassen, auf sie ist kein Verlassen. Denn ich war etwa nur noch sechs Kilometer von genanntem Platz entfernt, da, rechter Hand sehe ich, wie sich große, rabenschwarze Wolken auftürmen. Mit furchterregender Geschwindigkeit kommen sie näher und in einigen Augenblicken hat heulender Sturm sie uns zugepeitscht; um uns ist fast dunkle Nacht. Es ist schwerer Nebel, der da saust; doch Gott bewahre uns vor einem Gewitter in demselben, denn hier sind Nebelgewitter, wie in Europa die Schneegewitter, schlimmer und gefährlicher als die anderen. Doch kaum hatte ich so gedacht, da sieht man den Blitz, da hört man den Donner. Um nicht die Gefahr, in der ich schwebte, zu vergrößern, stieg ich ab vom Wagen und trabte hintendrein. Kaum war ich unten, da plötzlich nicht weit von uns zur Linken ein grell leuchtender Blitz. Die Zugtiere springen erschreckt zur Seite; doch eben war dies geschehen, so stürzte rechts, nur etwa drei Meter von uns, eine Feuergarbe hernieder, die mich wohl blendete doch nicht traf, sondern in einen hölzernen Pfahl hineinfuhr. Ist es nicht bewundernswert zu nennen, daß dieser elektrische Schlag an den stark anziehenden Eisenteilen des Wagens vorübergeht und in einen schlechten Leiter einschlägt? Zwar kam ich durchnäßt und fröstelnd an meinem Bestimmungsorte an; doch was lag daran? Das Leben war gerettet. Gott und meinem Engel sei Dank!

Am 16. Dezember v. J. herrschte hierselbst außergewöhnlich große Hitze, so daß, wie mir später ein befreundeter Engländer mitteilte, an diesem Tage nicht weit von hier sechs Personen an Sonnenstich erlagen. Auf solch heiße Temperatur folgte abends ein schweres Gewitter. Mich Gottes Schutz empfehlend, legte ich mich früh zur Ruhe nieder. Da, gegen 9 Uhr — alles, was jetzt kommt, geschah in einem Augenblick —

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Nach dem Gottesdienst in Lochane

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ein greller Blitz, so stark, als stehe meine Behausung in hellen Flammen, ein betäubender Donnerschlag verbunden mit Erschütterung wie bei Erdbeben und Zusammenpressung der Luft in meinem Zimmer derart, daß ich die Empfindung hatte, als würde ich mit einem glühenden Eisen auf den Kopf geschlagen, was mir für kurze Zeit die Besinnung raubte. Wieder zu mir gekommen stand ich auf; denn an Schlafen war nicht mehr zu denken. Ich geriet in einen apathischen Zustand, verbunden mit heftigen Kopfschmerzen wie bei einem von starker Neuralgie geplagten Manne, einem Zustand, der nicht nur die Nacht, sondern weitere sechs Tage andauerte und mich zu allem unfähig machte, sowie auch nachher, wenngleich für kürzere Zeit wiederkehrte. Da ich fürchtete, daß dieses Vorkommnis auch fernerhin und zwar in noch verhängnisvollerer Form zutreffe, so brachte ich frühzeitig die hiesigen Urkunden in Sicherheit und überließ mich und alles andere dem Schutze Gottes. Mein Leben war noch einmal gerettet. Drum immer und immer wieder: Gott Dank und meinem hl. Engel!
(Wir wünschen dem 71jährigen tapfern Missionar einen geruhsamen Lebensabend. Hoffentlich können ihm bald junge Kräfte tüchtig unter die Arme greifen. D. R.)

Von P. Hoche

Die Familie als Kraftquelle

Unter all den vielen Erziehern des Menschen nimmt die Familie unstreitig den ersten Rang ein. Das kleine Kind ist ganz und gar in ihre Obhut gegeben; bis es zur Schule geht, wächst es oft völlig im Kreise der Familie auf. Sorgsam wachen manche Eltern darüber, daß es vor fremden Menschen und Einflüssen behütet werde, damit sie es ganz nach ihrem eignen Herzen bilden können. Häufig wird das auch gelingen. Wenn auch schon in den frühesten Jahren die besonderen Eigenheiten des kleinen Menschen zum Durchbruch kommen, wenn es selbst in der ersten Zeit der Kindheit nicht an Kämpfen, oft heftiger Art, zwischen Eltern und Kindern mangelt, soviel ist doch sicher, daß das Kind dem Vater- und Mutterherzen nie nähersteht als in der frühesten Jugend. Da bildet sich bereits der kleine Mensch, da setzen sich bereits die ersten Ringe der späteren Persönlichkeit an. Es ist nicht nur daran zu denken, wie unter der mütterlichen Leitung das Kind in sorgfältige Leibespflege genommen wird, wie man alles fernhält, was irgendwie schaden könnte, sondern es empfängt auch die ersten geistigen und seelischen Eindrücke. Die Wohnstube mit ihren vielen Dingen, das Vaterhaus, vielleicht ein Gärtchen dabei, wirken tagtäglich in gleicher, bleibender Weise ein und schaffen eine Menge von erlebten Vorstellungen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Von den Eltern und andern Gliedern der Familie wird seine Seele in der mannigfachsten Weise genährt, die ewigen Grundsätze des Rechts, des Guten werden in seiner Brust verankert, die allgemein menschlichen Tugenden, die jeder Mensch in erster Linie braucht, wie Zuverlässigkeit, Wahrheit, Treue, Pflichtgefühl, Fleiß werden ihm frühe anerzogen und zur zweiten Natur gemacht. Was also der junge Mensch bis zum sechsten Jahre geworden ist, das dankt er fast ausschließlich seiner Familie. Das Kind wird größer und älter. Ein anderer teilt sich mit den Eltern in die Erziehung, die Schule. Der Lehrer wirkt durch Wort und Beispiel, die vielen Miterzieher beeinflussen, die Straße erzieht, die Bücher werden zur starken Bildungsmacht. So vielerlei ist dazu angetan, die Eltern vom Kinde zu scheiden. So manches bringen unsere Kinder dann von anders her, was wir ihnen nicht geben können,sie beginnen ihre eigenen Wege zu gehen. Und dennoch bleiben sie in der Familie, dennoch wird diese weiter erziehen. Was das Kind in seiner frühesten Jugend geworden ist, das hat bereits tiefste Wurzeln geschlagen, an dem rütteln die neuen Mächte vielfach fast umsonst. Und Vater und Mutter haben ja auch jetzt noch vielfach Gelegenheit, des Kindes Geist und Herz zu lenken, durch Vorbild und Beispiel vorzuleben, auszureuten, wenn ein Feind Unkraut ins junge Herz gestreut hat. Das Vorbild, das im Hause waltet, die Worte, die gesprochen werden, der Ton und Geist, der durch Haus geht, das alles zusammen wird zur Erziehungsmacht, die ihren Einfluß in den seltesten Fällen verfehlen wird. Selbst wenn der junge Mensch das Vaterhaus verläßt und allein in fremder Welt steht, wird der Geist der Familie in ihm noch nachwirken. Von Parzival erzählt der Dichter, wie er nach seinem Auszug aus dem Vaterhaus der Mutter Lehren nicht nur auf der Zunge, sondern auch im Herzen trug, und wie manches junge Menschenkind mag schon in der fremden Welt vor einem Fehltritt bewahrt geblieben sein, weil es zur rechten Zeit seines Vaters, seiner Mutter gedachte.

Als Kraftquelle ersten Ranges gilt die Familie nicht nur für die Kinder, sondern auch für die Eltern selber. Die Frau hat in der Familie ihr natürlichstes Wirkungsfeld, den eigentlichen Beruf, und von Ausnahmen abgesehen, wird sie nichts so beglücken und zum ganzen Menschen machen, als wenn sie die Seele einer Familie sein kann. Auch der Mann zieht reichste Segenskräfte aus dem Familienleben. Seine Kräfte wachsen ins Große, wenn er sich bewußt ist, daß er in seiner Berufsarbeit für Weib und Kinder schafft, daß er ihnen nicht nur das Notwendigste erarbeitet, sondern auch darüber hinaus zu ihrem Behagen beiträgt, wenn er das Gefühl hat, daß er die Zukunft seiner Kinder sicher stellt, daß er damit für Generationen schafft. Wie mancher wirkt verhältnismäßig Großes, füllt seinen Platz gut aus, lediglich, weil die Rücksicht auf die Familie seinen ganzen Menschen erfaßt und treibt. Wer aus der Berufsarbeit nachhausekommt und daheim den Frieden

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

und das Behagen eines geordneten Familienlebens genießen darf, wird sich glücklich fühlen.

„Der ist ein König, er sei ein Hoher oder ein Geringer, dem in seinem Hause Wohl bereitet ward." Im Schoße der Familie, im Verein mit Menschen, die es gut und aufrichtig mit ihm meinen, versinkt vieles, was draußen drückte, er genießt die reinsten und unschuldigsten Freuden, es erklingen Saiten in ihm, die sonst schliefen, es vollendet sich in ihm erst das wahre Menschentum. Eine gesegnete Stunde in der Familie, ein stiller Feierabend, eine innige Zwiesprache mit der Frau, selbst die Sorgen des Tages oder gar die „liebe Not" mit den Kindern, alles das wächst ans Herz, das wird zum stärkenden täglichen Brot, macht stark und lebensmutig. So zieht der Mann aus der Familie tatsächlich mit die stärksten Kräfte, sie wird ihm zum Ansporn, zum Halt, und wenn er draußen im Beruf unter den fremden Menschen seine Pflicht tut, sein Bestes leistet, strömen ihm die Kräfte dazu aus der Familie zu.

Daher gilt es, diesen Born des Segens unserm Volke rein und kräftig zu erhalten. Aber wir wollen nicht übersehen, daß dem Familienleben schwere Gefahren drohen. Zum Teil liegen sie in der wirtschaftlichen Entwicklung begründet. Der Vater wird durch die bei uns so stark gewachsene Industrie immer mehr der Familie entzogen. Oft sieht er seine Kinder nur, wenn sie schon oder noch schlafen. Sein Einfluß geht demnach verloren, und manche Freuden und Anregungen bleiben ihm versagt. Aber selbst die Mutter ist ja vielfach gezwungen, außer dem Hause einem Erwerb nachzugehen, sodaß die Kinder häufig nur sich selber oder dem zweifelhaften Einfluß der Gasse überlassen bleiben. Vom freudigen Behagen des Familienlebens geht dabei natürlich viel verloren. Wir müssen darnach trachten, daß wenigstens die Mutter dem Hause erhalten bleibt.

Bedauerlich ist zum andern, daß vielen Eltern die Verantwortung für ihr wichtiges Amt als Erzieher abhanden gekommen ist. Wo die Kinder nicht von zuhause das Beste mit ins Leben bekommen, geschieht es viel leichter, daß sie in den Stürmen des Lebens Schiffbruch leiden. In der Regel sorgen zwar die Eltern mit Liebe für die geistige, körperliche und vor allem berufliche Ausbildung der Kinder, sehen aber oft genug über die Charakterentwicklung weg und bedenken nicht, daß der Charakter, der starke und reine Wille im späteren Leben ausschlaggebend ist. Schließlich ist unser Thema eine ernste Mahnung an jedes Glied der Familie, seine besondere Pflicht zu tun, den andern zu verstehen und zu erfreuen, ihm das Leben im Hause leicht und angenehm zu machen, damit die Familie in Wirklichkeit werde, was sie sein kann und soll, ein Brunnen der Kraft.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

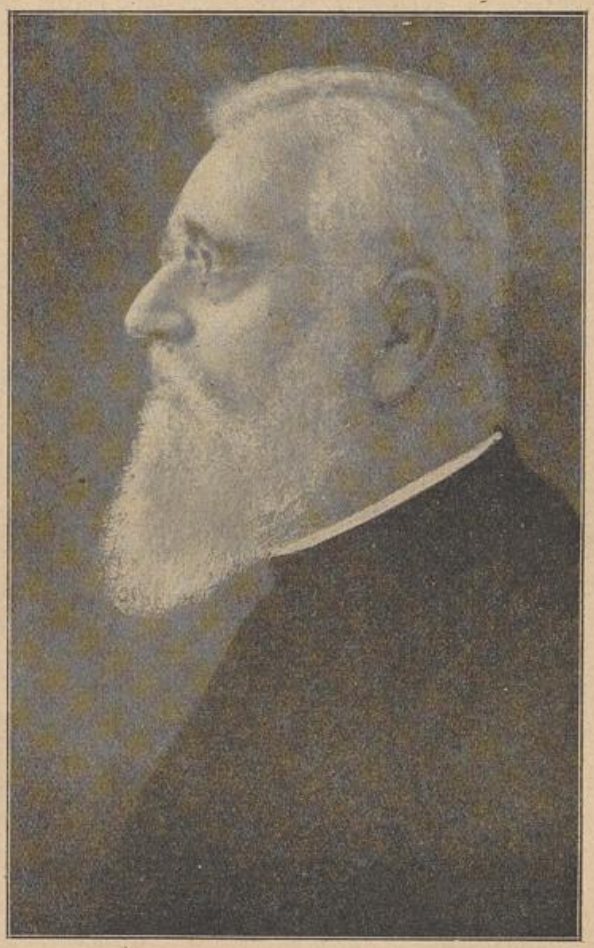
Aus der Klosterwelt

Aus Amerika kam die telegraphische Nachricht, daß es Gott dem Allmächtigen gefallen hat, unsern lieben Mitbruder

Hochwürden P. Balduin Reiner

(Ordensmissionar von Mariannhill)

am 7. Mai 1927 in Rome City-Ind. nach längerem Leiden zu sich in die ewige Heimat abzurufen.



Der Verstorbene war geboren zu Herbertingen in Württemberg am 8. Juni 1871. Im Jahre 1889 trat er als Novize in Mariannhill ein, legte am 11. Oktober 1891 die einfachen, und am 6. Januar 1895 die feierlichen Gelübde ab.
Lange Jahre arbeitete er als eifriger Missionar in der Mission in Süd-Afrika. Glänzende Sprachkenntnisse machten ihn bald zu einem der besten Kenner der Zulusprache. Seine Zulugrammatik ist auch heute noch eine der besten und praktischsten für gute und schnelle Erlernung dieser Eingeborenen-Sprache. Im Jahre 1912 wurde er als Missionsprokurator nach Würzburg versetzt. Im Jahre 1921 kam er dann als Beichtvater nach St. Paul und 1924 auf unsere Neugründung nach Amerika. Ein hartnäckiges Leiden, die Arterienverkalkung, ließ den Verstorbenen, eine mächtige, achtungsgebietende Gestalt, früh altern und verurteilte ihn zu einem zurückgezogenen Leben. Bereits an Weihnachten 1926 traf ihn ein schwerer Schlaganfall, von dem er sich nicht mehr erholt hat. Der Verstorbene wurde nach Techny-Ill. überführt und dort auf dem stillen Friedhof der Steyler Missionare beigesetzt.

Über den Sternen wohnt Gottes Friede, dort sei auch sein ewiger Friede.

R. I. P.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Räuberjagd im Generalat

Vor 4 Jahren trug sich im Generalatsgebäude in Mariannhill eine grausige Räubergeschichte zu, die mit Erlaubnis der daran Beteiligten hier zu Nutz und Frommen der lieben Leser erzählt werden soll.

Es war eine schöne, lauwarme Winternacht. Bruder G. schlief in der Bibliothek des Generalats und war gerade der einzige Hüter des großen Hauses, da die sonstigen Insassen auswärts waren. Der Pater W., der neben seinem Generalsekretärsposten auch noch eine Station auswärts zu besorgen hatte, war ebenfalls abwesend und wurde erst in einigen Tagen zurückerwartet. Er kam aber unverhofft eher zurück, ohne sich anzumelden und dieses sein plötzliches Kommen ward die Ursache einer aufregenden Räuberjagd. Das kam so.

Pater W. hatte immer einen Hausschlüssel zum Generalat, um, wenn er nachts von seiner Station zurückkam, zu seinem Zimmer gelangen zu können ohne die Leute wecken zu müssen. Als er nun in besagter Nacht unverhofft zurückkam und leise die Treppe, die hie und da knarrt, zu seinem Zimmer hinaufstieg, hatte dieses Geräusch das wachsame Ohr des schlafenden Bruders G. gehört. Er stand sofort auf und lauschte. Ein tosendes Geräusch und dann war wieder alles still. Sein erster Gedanke war, es muß ein Einbrecher im Hause sein, denn er hatte doch die Haustüre abgeschlossen. Was tun? Er hatte in seinem Zimmer ein doppelläufiges Gewehr hängen. Das nahm er von der Wand und schoß damit zum Fenster hinaus und schrie: „Hilfe, ein Einbrecher ist im Haus!" Und wiederum krachte ein Schuß.

In einiger Entfernung vom Generalat ist die schöne Pforte von Mariannhill. Dort schlief zur Bewachung des Gebäudes Bruder A. In seinen seligen Träumen hatte er zuerst geglaubt, es sei eine Türe zugeschlagen worden. Erst der zweite Schuß brachte ihn völlig zum wachen Zustand und zur Erkenntnis, daß offenbar Kriegszustand sei. Also auf Posten. Er öffnete das Fenster und sah hinaus. Da sah er, daß der Bruder G. Licht im Zimmer hatte und hörte auch schon sein Rufen: „Hilfe, Einbrecher!" Ein anderer Bruder schlief noch an der Pforte, Bruder R., der wegen Kränklichkeit zur Erholung in Mariannhill weilte. Auch dieser hörte das gewaltige Donnern der Feuerbüchsen und rief, als er die Sachlage erfaßt hatte: „Bruder A., nehmen Sie die Mistgabel, Sie waren doch beim Militär, Sie können fechten, ich trage die Laterne." Gesagt, getan. Die bewaffnete Macht rückt an. Die Haustüre wurde untersucht; sie war verschlossen. Bruder R., der die Zimmer im Generalat zu versorgen hatte, hatte einen Schlüssel. Er schloß auf. Die Räume im Erdgeschoß und im Hochparterre wurden untersucht. Keine Spur von Einbrechern. Sie kamen zum Zimmer des Bruder G. Der schloß sich der bewaffneten Macht an und machte sie dadurch kriegsstark. Man stieg zum zweiten Stockwerk. Zimmer um Zimmer wurde unter-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sucht. Da kam man an das Zimmer des Pater W. Es war verschlossen und ließ sich auch nicht öffnen. Man klopft, keine Antwort. Aha, hier ist die gefährliche Stelle. Kriegsrat wird gehalten. „Pater W. konnte nicht zurück sein, da er ja mitgeteilt habe, daß er erst nächste Woche zurückkehrt . . . Und er meldet sich ja auch immer an, bevor er kommt", sagt Bruder G. Da horch, die Treppe herauf kommt Bruder M., der Schaffner von Mariannhill. Er hat das Schießen und Rufen gehört und ist mit seinem gewaltigen Hund herbeigeeilt. So stehen nun die Männer in ernster Überlegung vor der verschlossenen Türe.
Und schauen wir in das Zimmer hinein. Da liegt Pater W. im Bett und wälzt sich vor Lachen, denn er hört ganz genau die kriegerischen Vorbereitungen vor seiner Türe. Endlich hält er es nicht mehr aus. Er löst die schwierige Situation durch eine Lachsalve und ruft: „Laßt mich doch in Ruhe! Ich bin ja todmüde von meiner Reise."
Die Bewaffneten machten kehrt und zogen sich wieder in ihr Quartier zurück. Noch lange wurde von Beteiligten und Nichtbeteiligten über die schaurige Räuberjagd gelacht. Wer den Schaden hat, braucht ja für den Spott nicht zu sorgen.

Von Pater Cyprian Ballweg, R. M. M.

Volksmission im Missionsland

Auch im Missionslande gibt es ältere Christen, die der geistigen Auffrischung von Zeit zu Zeit bedürfen. Deshalb werden auch die sogenannten Volksmissionen im Missionslande gehalten. Jedoch darf man sich eine Mission unter hiesigen Verhältnissen nicht vorstellen wie eine im Heimatlande. Die Verhältnisse in der Mission sind anders.
In der Heimat werden die Missionen gewöhnlich auf 8 und noch mehr Tage verteilt, wobei täglich 2—3 Vorträge zu verschiedenen Zeiten gehalten werden. Das ist unter unsern Verhältnissen nicht möglich, weil die Leute zu sehr zerstreut wohnen, und nicht mehrere Male im Tag zur Kirche kommen können. Nehmen wir die Pfarrei von Mariannhill. Die meisten Christen wohnen mehr als 2 Wegstunden von hier weg, sehr viele bis zu 12 und 15 Stunden und einzelne noch weiter. Die können nicht nur nicht jeden Tag mehrere Male hierher kommen, sondern können nicht einmal mehrere Male während der Dauer der Mission nach Hause gehen und wieder kommen. Somit bleibt ihnen nichts übrig, als für die Zeit der Mission in die Nähe der Station zu kommen. Hier in Mariannhill war im Juli 1925 Mission in zwei Gruppen, weil die Kirche nicht alle auf einmal fassen und weil auch nicht alle zu gleicher Zeit ihr Heim verlassen und stundenweit weg zur Kirche und Mission sich begeben können.
Wir mußten ferner, um die Leute nicht allzulang von ihrer Heimat

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

fernzuhalten, die Tage verkürzen auf 5 Tage. Schon das ist für die armen Schwarzen ein großes Opfer, weil sie ihr Essen für diese Zeit mitbringen mußten.
Wo aber wurden sie untergebracht? Eine größere Anzahl fand in den hiesigen Schulen Aufnahme, denn die Schulkinder waren zum größten Teil in die Ferien nach Hause gegangen. Die Mehrzahl jedoch mußte zu den benachbarten Christen gehen und dort beherbergt werden.
Da die Christen nicht verschiedene Male im Tag kommen konnten, so mußten die Vorträge und Übungen nach einander in kurzen Zwischenpausen folgen. Mit kurzen Unterbrechungen wurde die Zeit von 9 Uhr morgens bis 3 Uhr nachmittags mit Vorträgen und anderen Übungen. Eine Schwierigkeit machen auch die Säuglinge. Die Mütter mit kleinen Kindern wollen natürlich eine so außerordentliche Gelegenheit nicht versäumen. Aber da sie die Kleinen nicht für fast einen Tag zu Hause lassen können, kommen sie mit ihren Schreihälsen zur Kirche, wo aus ihrem Munde auch nach ihrer Art das Lob Gottes erklingt. Jedoch ist dieses Gotteslob doch nicht angebracht während der Predigt, weil dann das Gotteswort nicht mehr hörbar ist. Deshalb mußten wir die Kleinen anderen Kleinen aufbürden, nämlich den kleineren Schulkindern, die dann mit ihnen weit weg von der Kirche ihre vielstimmigen Chöre dirigieren mußten, damit ihre Mütter unterdessen doch auch der Predigt der Missionare lauschen konnten. Jedoch des öfteren klang ihr Donnerschall bis zu den Ohren der andächtig lauschenden Mütter, und so manche Mutter, die an der Stimme ihr Herzliebstes erkannte, wurde so von der Gewalt des Gesanges hingerissen, daß sie nicht mehr in der Kirche warten konnte, sondern schnurrstraks zu ihrem Liebling eilte.
Die freundlichen Leserinnen und Leser werden wohl nun fragen, welchen Nutzen solche Missionen im Missionslande bringen. Kommen sie den Missionen in der Heimat gleich? Sicherlich. So viele Tränen werden wohl nicht geweint, denn das versteht der Naturmensch noch nicht so wie die überspannte zivilisierte Welt, jedoch gehen die Worte um so tiefer in die Seele und erwirken um so kräftigere Vorsätze.
Der Bekehrungen gibt es so viele bei einer jeden Mission. Aber halten sie auch immer stand? Sicherlich nicht alle, denn die Schwarzen sind eben auch Menschen und dazu sind sie noch unbeständig wie Kinder. Jedoch bilden die Missionen einen mächtigen Damm gegen die durch die verdorbene Zivilisation einreißenden Übel und Mißstände. Ferner vertiefen die Missionen den religiösen Sinn, bringen Begeisterung für den hl. Glauben und geben Gelegenheit zu den verschiedensten Akten der Nächstenliebe durch — Aufnahme von solchen, die weit her kommen, durch Mithilfe bei der Einladung zur Mission und durch vieles andere. Deshalb dürften auch im Missionslande die Missionen eines der kräftigsten Mittel bilden, das religiöse Leben unter den Neuchristen zu erneuern und zu kräftigen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Sport überall! Fußballmannschaft einheimischer christlicher Jünglinge in Mariannhill. (Lehrerkandidaten)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Von Joseph Spillmann, S. J. Nachdruck verboten

Ein Opfer des Beichtgeheimnisses

Fortsetzung

„Das ist wieder einmal eine nette Geschichte! Davon werden die Pfaffen auch nicht predigen!“ rief mit einem wüsten Fluche ein liederlicher Schuhflicker. „Und die Alte da droben, auch eine, die jeden Morgen in die Messe läuft und vor jedem Heiligenbilde die Augen verdreht, soll die 100 000 Franken beiseite gebracht haben!“

„100 000 Franken! Ja, dafür würde noch mancher etwas wagen. Aber gar so dumm hätten sie es nicht anstellen sollen, daß man sie sozusagen auf frischer Tat ertappte“, meinte ein alter Soldat.

„Ach, sie haben eben darauf gerechnet, daß man eine solche Tat einem Geistlichen auch nicht im Traume zutrauen würde“, rief ein Pflastertreter. „Und schließlich, — Ihr werdet sehen, daß man ihm doch nichts zuleide tut. Ja, armen Teufeln wie uns ginge es an den Hals!“

„Es wird auch ihm an den Hals gehen, verlaßt Euch darauf, Nachbar!“ rief der Schuhflicker. „Wir leben jetzt nicht mehr unter dem Regimente der Pfaffen und Tyrannen, sondern unter der glorreichen Republick!“

„Seht, da kommt das Enkelkind der Frau Montmoulin!“ rief eine mitleidige Nachbarin. „Mein Gott, wie soll es den Kindern ergehen, wenn man ihre Großmutter und am Ende auch ihre Mutter ins Gefängnis führt!“

„Da braucht Ihr Euch keine grauen Haare wachsen zu lassen, Frau Sentier: die Republick ist die Mutter aller Waisen!“ rief mit Pathos der Schuhflicker. „Sie kommen ins Waisenhaus, wo auch meine Kinder sind, und werden es besser haben als hier.“

„Daß Gott erbarm'!“ antwortete die Nachbarin. „Aber macht Platz! Laßt das Kind durch! Nun, weine nicht, Julie! Und wenn sie deine Mutter auch fortführen, dann kommt mit dem Charles zu mir herüber. Zwei mehr oder weniger am Tische macht keinen so großen Unterschied.“

Man ließ das Mädchen durch. Hinter dem bescheidenen Laden, an dessen Fenster gestrickte Jacken, Unterkleider, Strümpfe, Leibbinden und andere Wollwaren zum Verkaufe auslagen, befand sich eine kleine Stube. In derselben stand die Strickmaschine, an der die Mutter gewöhnlich fleißig arbeitete, während die Großmutter mit dem Strickstrumpf am Fenster saß oder in der anstoßenden Küche hantierte. Durch ein Glas in der Türe konnte man den Laden übersehen. Als Julie denselben betrat, fand sie zu ihrem Schrecken auch hier einen Gendarmen, welcher sie mit den Worten zurückhielt: „So, du bist das Töchterchen der Frau Montmoulin?“

„Meine Mutter heißt Jardinier, meine Großmutter Montmoulin“, antwortete das Mädchen. „Herr, laß mich durch; ich muß meiner Mutter etwas sagen.“

„Gleich, gleich. Natürlich heißt deine Mutter Jardinier, und du bist also Mademoiselle Jardinier, und der Pfarrer von Ste-Victoire ist dein Onkel?“

„Ja, Herr, und die bösen Leute sagen, er habe etwas Schreckliches getan, und Ihre Freunde, die Gendarmen, haben ihn gefangen genommen und die gute Großmutter auch. Aber es ist doch ganz gewiß gelogen; mein Onkel ist ja ein Priester und ein sehr heiliger Mann!“

„Es wird alles gelogen sein, so denke ich auch. Er hat dir gewiß schon manches schöne Präsent gemacht?“

„Ja, ein Gebetbuch und wenigstens ein Dutzend schöne Bildchen mit Gold und Spitzen!“

„Gold und Spitzen! Sieh, was du für einen guten Onkel hast. Hat er nicht auch deiner Mutter oder Großmutter Geld gegeben?“

„Ja, gestern brachte die Großmutter viel Geld nach Haus, das sie vom Onkel erhalten hat, und der Onkel hatte es von einer guten, frommen Dame empfangen, für die Charles und ich gestern abend mit Großmama einen Rosenkranz beten mußten.“

„Sieh da, wie fromm ihr seid! — Kannst du mir nicht sagen, wie viel Geld die Großmama mit nach Hause brachte?“

„Sehr viel. Ich weiß nicht, wie viel. Großmama sagte: „So viel Geld haben wir seit 20 Jahren nicht mehr im Hause gehabt.“

„Ei, ei! — Und was hat sie denn mit dem vielen Gelde getan!“

„Sie ist gleich am Nachmittag zum Juden Levi gegangen und hat ihm die Schulden bezahlt, und was sie sonst noch getan hat, weiß ich nicht.“

Der Gendarm hatte mit seinen Fragen genug aus dem arglosen Kinde gelockt,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

was den Verdacht des Untersuchungsrichters zu bestätigen schien. Rasch schrieb er mit Bleistift auf einen Streifen Papier: „Das Kind hat alles gestanden"; dann sagte er: „Du bist ein recht kluges Mädchen. Sieh, deine Mutter hat eben Besuch; wir wollen aber sehen, ob du zu ihr kannst." Damit klopfte er an die Tür und drückte seinem Vorgesetzten, der dieselbe öffnete, rasch das Papier in die Hand. Ein Blick auf dasselbe genügte dem Polizeikommissär. „Noch einen Augenblick", sagte derselbe. „Ich werde gleich mit deiner Mutter fertig sein."

Mit diesen Worten winkte der Kommissär dem Gendarmen, einzutreten, zog die Türe hinter sich zu und wandte sich an Frau Jardinier, welche bleich, aber gefaßt an dem Tischchen neben dem Fenster saß.

„Es nützt Ihnen nun nichts mehr, weiter zu leugnen, gute Frau", sagte der Polizeikommissär. „Ihr Kind hat alles gestanden."

„Was denn?" fragte Frau Jardinier.

„Nun, daß Ihre Mutter gestern die große Geldsumme von Ste-Victoire gebracht hat", sagte der Gendarm, „daß sie am Nachmittag damit zum Juden Levi ging, um die Schulden zu bezahlen und wahrscheinlich um den Rest bei dem Hebräer zu verbergen." Und dann erzählte er ausdrücklich, was er von dem Kinde erfragt hatte.

„Gehen Sie sofort zu Levi, um den Sachverhalt festzustellen", sagte der Polizeikommissär. „Und Sie, Frau Jardinier, folgen Sie mir!"

„Es ist ein Mißverständnis!" rief die Frau. „Um Gotteswillen, Sie werden mir doch die Schmach nicht antun, mich zu verhaften! Von einer so großen Summe, wie Sie mich fragten, kann gar keine Rede sein. Die Mutter hat höchstens ein paar hundert Franken mitgebracht, und freilich, so viel hatten wir seit Jahren nicht im Hause!"

„Weshalb haben Sie mir davon nichts gesagt, als ich fragte?"

„Sie fragten mich, ob gestern meine Mutter nicht in einer Reisetasche eine große Summe Geldes mit nach Hause gebracht, und ich antwortete der Wahrheit gemäß, in der bewußten Tasche sei nichts als Leibwäsche meines Bruders gewesen, welche die Mutter zu besorgen pflegt. Ich weiß überhaupt noch gar nicht, weshalb ich Ihnen Rede und Antwort stehen soll", fügte die Frau entrüstet bei. „Wir sind ehrliche Leute und haben noch nie einen Sou gestohlen."

„Nur ruhig, wenn ich bitten darf", entgegnete der Polizeikommissär. „Ich habe auch nicht gesagt, daß Sie gestohlen haben. Aber das Geld der Madame Blanchard muß denn doch irgend wohin gekommen sein, und der Verdacht, es gestern von St. Victoire hierher gebracht zu haben, lastet auf Ihrer Mutter."

„Das Geld der Madame Blanchard!" rief Frau Jardinier erschrocken. „Ja, von einer Madame Blanchard hat mein Bruder, der Pfarrer von St. Victoire, wirklich den Fünfhundertfrankenschein zum Geschenk erhalten, wie meine Mutter erzählte."

„Ei, sieh! 500 Franken zum Geschenk! Gestern! Und von dieser Madame Blanchard, die gestern im Pfarrhause von St. Victoire ermordet wurde!"

„Von wem? Wissen Sie das wirklich nicht?"

„Gerechter Himmel! Der Verdacht wird doch nicht gar auf meinen Bruder —?"

„Sieh da! Der Gedanke liegt Ihnen doch nicht gar zu fern", sagte der Polizeikommissär, die arme Frau, welche zu Tode erschrocken die Augen aufriß und die Hände ringend einen Schrei der Verzweiflung ausstieß, mit einem kalten Blicke messend. Als der erste Ausbruch des Schmerzes vorüber war und sich Frau Jardinier bitterlich weinend auf den Stuhl am Fenster niedergelassen hatte, fuhr der Beamte nicht ganz ohne Mitleid fort: „Nun, gute Frau, ich will ja gerne glauben, daß Sie keine Mitschuld an dieser Tat trifft, ja daß Ihnen die Mutter nicht einmal sagte, wie dieselbe in den Besitz des Geldes kam, das sie gestern in der bewußten Reisetasche von St. Victoire mitgebracht hat. Aber nun erwarte ich auch sofortigen Aufschluß über den Verbleib der Summe. Wenn Sie das tun, so werde ich Sie mit der möglichsten Schonung behandeln; wo nicht, so haben Sie mir sofort auf die Polizei zu folgen. Ich gebe Ihnen zwei Minuten Bedenkzeit."

„Ich habe mich über nichts zu bedenken!" rief jammernd die Frau. „Es ist ja alles ein schreckliches Mißverständnis! Der bloße Gedanke, daß mein Bruder ein solches Verbrechen begehen, daß meine Mutter einer solchen Hehlerei fähig wäre, ist eitel Wahnsinn! Nur Leute, welche dieselben nie gekannt haben, können auf einen solchen Gedanken kommen."

„Es soll mich sehr freuen, wenn es Ihnen und Ihren Verwandten gelingt, den

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Verdacht von sich abzuwälzen. Inzwischen bin ich leider genötigt, Sie in Untersuchungshaft zu führen."

„Aber um aller Heiligen willen, was soll dann aus den Kindern werden?" jammerte die Mutter.

„Sind keine Verwandten da, bei denen man sie einstweilen unterbringen könnte?" — Nein? — Dann muß die Gemeinde so lange für dieselben sorgen. O bekümmern Sie sich darum nur nicht; die Kinder werden es die paar Tage gut haben. Ich werde sofort selbst die nötigen Schritte beim Maire tun. Und nun überheben Sie mich der unangenehmen Pflicht, Gewalt anwenden zu müssen."

Damit öffnete der Kommissär die Türe und winkte die kleine Julie aus dem Laden herbei. „Gib deiner Mutter einen schönen Kuß", sagte er, „und bleibe hübsch zu Hause, bis ich wiederkomme. Sieh, deine Mutter hat mit mir einen kleinen Gang zu machen und wird wohl bald heimkehren."

Frau Jardinier bezwang ihren Schmerz und zog das weinende Mädchen an sich: „Ja, Julie, sei schön brav, bis ich wiederkomme. Aber wo hast du denn die Großmama gelassen, und wo ist der Gemüsekorb?"

„Ach, Mama, ich bin gewiß nicht schuld!" klagte das Kind. „Als wir bei der dicken Hökerin an der Ecke um die Karotten feilschten, da brachten sie auf einem Wagen den guten Onkel von St. Victoire zwischen Gendarmen, und die bösen Leute schrien, er habe etwas Schreckliches getan. Und als Großmama ihn erblickte, tat sie einen Schrei und fiel wie tot zu Boden. Aber sie war doch nicht tot und ist beim Spezereihändler Le Gras, wohin man sie trug, wieder zu sich gekommen. Dann ist sie mit einem Gendarmen in eine Droschke gestiegen und davongefahren, ich weiß nicht wohin. Und so ist der Gemüsekorb abhanden gekommen."

„Es tut nichts, Julie. Er wird bei der dicken Hökerin stehen. Weine nun nicht länger. Sieh, dieser Herr führt mich zu Großmama, und ich denke, wir werden bald wiederkommen."

„Darf ich denn nicht mitgehen, Mama?"

„Nein, Kind, du mußt jetzt hier bleiben. Und wenn Charles aus der Schule kommt, dann richtest du die Suppe an. Und hier hast du den Schlüssel zum Speiseschrank; es ist Brot genug darin und ein gutes Stück Wurst; das dürft ihr alles essen. Und nun auf Wiedersehen! Und vergeßt nicht, vor und nach Tisch zu beten, wie ihr es gewohnt seid."

Damit gab sie dem Kinde einen Kuß und wandte sich rasch der Türe zu, um die hervorbrechenden Tränen zu verbergen. „Ich bin bereit", winkte sie dem Polizeikommissär, auf den die Worte und das ganze Benehmen der Frau einen guten Eindruck nicht verfehlt hatten, und bevor das Kind recht begriff, was geschah, war die Mutter aus dem Zimmer verschwunden. Julie wollte ihr nachlaufen, aber der Polizist, der noch immer die Haustüre bewachte, ließ sie nicht hinaus, und nur eben konnte sie noch durch das Ladenfenster sehen, wie die Mutter mit dem Polizeikommissär um die nächste Straßenecke bog.

Weinend begab sich das Mädchen nach der Küche; denn es hörte, daß die Suppe übersieden wollte. Kaum war diesem Unheil gesteuert, da kam Charles aus der Schule zurück. Die Haustüre wurde jetzt nicht mehr von einem Gendarmen bewacht, und die Neugierigen vor derselben verliefen sich allgemach. Als der Knabe den Laden betrat, fand er daselbst zwei Polizeikommissäre, die alle Schränke, Schubladen und Wandfächer öffneten und alles drunter und drüber warfen.

„Holla!" rief Charles erstaunt. „Was macht ihr denn da? Die Mutter wird schön schelten, wenn sie das sieht! Sie hält auf Ordnung und straft Julie und mich, wenn wir auch nur einen Strang Wolle von seinem Platze nehmen."

„Bist du der Sohn der Frau Jardinier?" fragte einer der Kommissäre. „So kannst du uns helfen! Weißt du nicht, wo die Reisetasche ist, welche deine Großmama gestern nach Hause brachte?"

„Die Tasche meines Onkels? Die hängt auf dem Estrich zum Trocknen. Denn Großmama hat sie gestern abend geflickt und gewaschen."

„Bist du dabei gewesen, als Großmama sie auspackte?"

„Nein. Das hat sie auf ihrer Schlafkammer getan; ich hab' sie ihr dahingetragen!"

„Gelt, sie war schwer?"

„O, ich konnte sie ganz gut tragen."

„Es war doch viel Geld darin?"

„In der Reisetasche? Davon weiß ich nichts. Großmama sagte, es sei Wäsche des Onkels. Aber sie hat viel Geld mitgebracht vom Onkel, dem es eine fromme Dame geschenkt hat, für welche wir dann auch beteten."

„Und wo hat sie das Geld getan? Wenn du mir das sagen kannst, so gebe ich dir

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ein Zehnsousstück."
Jetzt öffnete sich die Zimmertüre, und Julie rief dem Bruder zu: „Rede doch nicht so viel mit den bösen Leuten, Charles! Sie fragen dich nur aus. Sie taten es auch bei mir und führten dann die Mutter fort. Aber wie siehst du denn aus, Charles? Da, der Ärmel voll Schmutz, und hier an der Brust ein Knopf abgerissen — komm herein und laß dich bürsten. Gewiß hast du dich wieder mit deinen Kameraden gerauft?"

Damit zog Julie den jüngeren Bruder zu sich in die Stube und sagte leise: „Ach, Charles, was soll aus uns werden! Sie haben den Onkel von St. Victoire gefangen genommen und sagen, er habe etwas Schreckliches getan, und auch die Großmama und unsere Mutter haben sie fortgeführt, ich glaube gewiß ins Gefängnis, obschon die Mutter sagte, sie habe mit dem Manne nur einen Gang zu tun und werde bald zurückkommen. Aber sie sagte das nur, um mich zu trösten; sie hätte mir sonst gewiß nicht den Schlüssel zum Speiseschrank gegeben."
Charles machte große Augen und sagte, während die Schwester mit der Bürste seinen Ärmel reinigte: „Der rote Jean und der dicke Paul haben mir auf dem Heimwege von der Schule nachgeschrien, unser Oheim von St. Victoire habe eine Frau erstochen, und riefen: „Der Neffe des Mörders! Der Neffe des Mörders!" und alle Leute schauten mir nach. Aber nicht wahr, Julie, das ist doch alles nur gelogen? Wie könnte auch der gute Onkel so etwas Gräßliches tun?"

„Natürlich ist es gelogen", bestätigte die Schwester.
„Natürlich! Das sagte ich auch dem roten Jean und nannte ihn einen Lügner. Da gab er mir eine Ohrfeige; ich aber faßte ihn an seinen roten Haaren und hätte ihn ganz bestimmt zu Boden geworfen, wenn nicht der dicke Paul ihm zu Hilfe gekommen wäre. Der hat mir auch den Knopf abgerissen. Sei so gut und nähe mir wieder einen an. Die Mutter hat noch zwei in ihrem Nähtischchen. Ich wollte es dem dicken Lügner schon heimzahlen, diesem Verräter, wenn es keine Sünde wäre! Noch vor der Schule hat er von den Bretzeln gegessen, welche uns der gute Onkel am Sonntag zusteckte."
„Ach, der gute Onkel!" rief Julie und fing aufs neue an zu weinen. „Und so — siehst du — so hatten sie seine Hände gefesselt, und seine Soutane war ganz voll Schmutz, und er saß todbleich neben einem Gendarmen auf einem Bund Stroh, und die Leute sagten, man werde ihn ganz gewiß hinrichten!"
„Das glaube ich nicht, Julie; weine nur nicht so. Siehst du, ich habe einmal eine schöne Geschichte gelesen von einem braven Müller, der hieß „der unschuldige Martin." Den hat man auch wegen eines Mordes eingesperrt, und er sollte schon gehängt werden, obschon er ganz unschuldig war, und da kam seine Unschuld zu Tage, weil seine Kinder zur St. Baume wallfahrteten und gar fromm für ihn beteten. Und er wurde mit großen Ehren entlassen und von dem Richter, der ihn unschuldig verurteilt hatte, reichlich beschenkt. Sieh, so wird es dem guten Onkel auch gehen: seine Unschuld wird an den Tag kommen, und man wird ihn mit großen Ehren nach St. Victoire zurückführen. Und dann soll mir der rote Jean noch einmal „Neffe des Mörders" nachrufen!"

„Und wie ist denn die Unschuld des Müllers herausgekommen?" fragte Julie.
„Ja, wenn ich nur das wüßte! Halt! Jetzt fällt es mir wieder ein! Es ist einer zum Richter gegangen und hat einen Eid geschworen, daß der brave Müller ganz gewiß unschuldig sei. Und das will ich auch tun; denn ich weiß ganz gewiß, daß der gute Onkel unschuldig ist."

Das beruhigte die beiden Kinder. Julie deckte jetzt flink den Tisch und stellte die Suppe auf, und nachdem sie gebetet hatten, setzten sie sich halb getröstet zum Essen. Und als nun gar Julie aus dem Speiseschranke die Wurst herbeibrachte, wäre bei Charles beinahe die Sonne aus den Wolken der Trübsal hervorgebrochen, wenn nur Mutter und Großmutter dagewesen wären. Auch schnitt ihm die Schwester die Wurstscheiben gar dünn vor, indem sie behauptete, sie schmeckten so besser. Charles sagte dagegen: „Du kannst sie für dich so dünn schneiden, als du willst, ich habe sie lieber recht dick", und bald hätte es darüber eines der kleinen geschwisterlichen Scharmützel gegeben, wie sie von Zeit zu Zeit zwischen ihnen an der Tagesordnung waren. Allein Julie brachte nun das Gespräch auf einen andern Gegenstand, und der lautete dem Knaben so, daß ihm vor Schrecken beinahe der Bissen im Halse stecken geblieben wäre.
Julie erzählte nämlich, was sie vom Polizeikommissär und von den Leuten auf

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

der Straße gehört hatte, daß man die Kinder wahrscheinlich ins Armenhaus bringen werde. Da ließ Charles seine Gabel fallen und rief: „Was? Wir ins Armenhaus? Nie!“

„Aber wenn man uns mit Gewalt hinführt, wie des Flickschusters Kinder, als ihre Mutter gestorben war?“ sagte das Mädchen.

„So werde ich davonlaufen. So gehe ich nach Marseille und werde Schiffsjunge auf einen großen Dreimaster, und wenn wir an die Insel kommen, wo die Missionäre und die Wilden sind, steige ich aus und werde Missionär.“

„Du bist ja noch viel zu klein dazu! Aber wenn man dich auch auf einem Schiffe brauchen könnte — was soll dann aus mir werden?“

„Du kannst Klosterfrau werden“, sagte Charles mit großer Bestimmtheit. Und nach einer kleinen Pause, welche er dazu benutzte, den Rest der Wurst zu essen, setzte er hinzu: „Höre, Julie, wäre es nicht das beste, wenn wir gleich davonliefen, bevor man uns mit Gewalt in das leidige Armenhaus bringt?“

Aber Julie sagte, sie wollten doch erst zuwarten, ob die Mutter nicht nach Hause komme. Und nun fiel Charles ein anderer Plan ein: er wollte zu seinem Freunde, dem Bäckermeister Le Noir, gehen und ihm ihre Not klagen: „Gleich nach Tische gehe ich hin, und du wirst sehen, daß er mir Reisegeld gibt.“

Gesagt, getan. Kaum hatten die Kinder die Danksagung nach Tisch gebetet, so griff Charles nach seiner Mütze und lief zum Bäckermeister. Er traf denselben, gemütlich seine Zigarre rauchend, in einem bequemen Lehnstuhl, während seine Gattin, ein freundliches kleines Frauchen, auf dem Sofa ihre Tasse Kaffee schlürfte. Natürlich hatten sie von dem Tagesereignis, dem Morde in St. Victoire und der Gefangennahme Abbe Montmoulins geredet, und beide waren einmütig der Meinung, der Geistliche sei unschuldig. Nur darüber stritten sie sich, ob die Polizei bei dieser schmachvollen Einbringung des Gefangenen in gutem Glauben gehandelt habe, wie der Mann behauptete, oder ob das Ganze nicht ein bloßes ärgerliches Wahlmanöver gegen die Klerikalen sei, was die Frau vermutete; denn sie hielt ihre politischen Gegner wider einen Geistlichen für jede Bosheit fähig. Beide waren sehr begierig, von dem muntern Knaben, den sie gerne hatten, etwas Näheres über den traurigen Vorfall zu vernehmen. Charles erzählte ihnen in seiner frischen Weise von dem guten Onkel, der ganz gewiß unschuldig sei, und von Mutter und Großmama, die man ihnen auch fortgeholt habe, weil die bösen Leute sagten, Großmama habe gestern in der Reisetasche des Onkels viel Geld nach Hause gebracht.

Herr Le Noir hatte von der Verhaftung der beiden Frauen noch nichts gehört und ließ sich die Sache ausführlich erzählen. Bedenklich schüttelte er den Kopf, und es kamen ihm dabei fast Zweifel, ob denn die Unschuld des Geistlichen so ganz unerschütterlich feststehe; denn Charles erzählte ihm ebenfalls von dem „vielen Geld“, das die Großmama allerdings mitgebracht habe. Herr Le Noir hütete sich aber wohl, seine Bedenken auszusprechen; war doch seine Gattin schon bei der Nachricht von der Verhaftung der beiden Frauen, welche sie beide als fromm und rechtschaffen kannte, Feuer und Flamme gegen die Polizei geworden und hätte ihm seine Zweifel ganz gewiß übel genug genommen.

Als nun Charles unter Tränen von seiner Furcht redete, man werde ihn und seine Schwester ins Armenhaus bringen, rief sie gleich: „Nichts da! Daß sie dort von dem ungläubigen Verwalter verderbt und um ihre Religion gebracht werden?! Daraus wird nichts! Mann, wir wollen die beiden Kinder in unser Haus nehmen, und ich will ihnen eine Mutter sein, solange diese Taugenichtse von unserer Polizei, welche die Spitzbuben frei laufen läßt und die ehrlichen Leute einsteckt, die Mutter dieser armen Kinder zurückbehalten. Gleich ziehst du deinen Frack an und gehst auf die Mairie, um dem Herrn Bürgermeister anzuzeigen, daß wir die beiden Kinder zu uns nehmen. Der liebe Gott hat uns keine Kinder gegeben, uns aber mit Gütern gesegnet; so wollen wir wenigstens verhindern, daß diese lieben Kleinen in einem Armenhause zu Grunde gehen. Ist das nicht auch deine Meinung, Andre?“ Dem gutmütigen Herrn Le Noir war in der Tat derselbe Gedanke durch den Kopf gegangen, wenigstens in Betreff seines kleinen Freundes Charles, und da ihm nun seine liebe Ehehälfte nach der selbstherrlichen Aufforderung, den Frack anzuziehen, schließlich doch noch die Ehre antat, ihn auch um seine Meinung zu fragen, sagte er zu dem christlichen Vorschlag Ja und Amen, „das heißt“, füg-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

te er bei„ „wenn die Kinder wollen.“ Nun, Charles war vernünftig genug, statt des abenteuerlichen Fluchtplanes das Anerbieten des guten Herrn Le Noir und seiner Frau anzunehmen, und machte sich, nachdem er mit gutem Appetit zu einer Tasse Kaffee einen Semmelweck gegessen und mit Erlaubnis der Madame Le Noir eine zweite für Julie in seine Tasche geschoben hatte, auf den Weg, sein Schwesterchen zu holen. Auch Herr Le Noir erhob sich endlich aus seinem bequemen Lehnstuhl und stattete in Frack und Zylinder dem Herrn Maire seinen Besuch ab. Derselbe war zufrieden, daß der Gemeinde diese Last abgenommen werde. Doch hielt er es für seine Pflicht, Herrn Le Noir mitzuteilen, es lägen die allerschwersten Verdachtsgründe nicht nur gegen den Priester, der wirklich des Mordes so gut wie überwiesen sei, sondern auch gegen dessen Mutter und Schwester als Hehlerinnen vor. „Ich muß es also Ihnen anheimstellen, ob Sie sich mit derartigen Leuten einlassen wollen“, schloß der Maire.

Beinahe war der gute Bäckermeister in seinem Entschlusse wankend geworden; aber er sagte sich, jedenfalls seien die Kinder unschuldig, und kein vernünftiger Mensch könne ihm das Werk der Barmherzigkeit übel deuten. So erklärte er dem Maire seinen Willen, und noch am selben Abend waren die beiden Kinder unter seinem gastlichen Dache.

Fünfzehntes Kapitel

Beratungen

Vier Wochen waren seit den eben erzählten Ereignissen verflossen, vier lange Wochen für Abbe Montmoulin in seiner Gefängniszelle und für dessen Mutter und Schwester, die ebenfalls in strenger Einzelhaft gehalten wurden. Sie alle waren fast täglich verhört und wieder verhört worden, ohne daß der Untersuchungrichter irgend etwas Neues von Belang aus ihnen herausgeforscht hätte. Der Priester sagte immer und immer wieder: „Ich bin unschuldig. Ich gestehe, die Umstände zeugen gegen mich; aber die Tat muß ein anderer begangen haben; wer der Täter ist, kann ich nicht sagen.“ Und die beiden Frauen blieben übereinstimmend bei der Aussage, das „viele Geld“, von welchem die Kinder geredet hatten, beziehe sich einzig auf den Fünfhundertfrankenschein, den Frau Montmoulin von ihrem Sohne erhalten. Auch so war die Sache freilich verdächtig, und der Gefangene hatte bezüglich dieser Schenkung manches Verhör zu bestehen; er blieb aber bei seiner ersten Aussage, Madame Blanchard, die um seine Armut wußte, habe ihm aus ganz freien Stücken die Summe übergeben, damit er sich etwas besser einrichten und seine Mutter zu sich nehmen könne.

Dem Untersuchungsrichter stand die Schuld des Pfarrers seit dem ersten Verhör in St. Victoire fest; auch er hielt seine damals gefaßte Ansicht, wie die Tat geschehen sei, hartnäckig aufrecht. Folgerichtig erklärte er diese ganze Schenkungsgeschichte für erfunden und die 500 Franken für einen Teil der geraubten Summe. Aber wo war der Rest des Raubes hingekommen? Die genaueste Haussuchung im Kloster von St. Victoire hatte darüber kein Licht verbreitet. Das war Herr Barthelot geneigt für eine Bestätigung seiner Ansicht zu halten, nach welcher die Summe durch die Mutter des Pfarrers ja nach Aix gebracht worden wäre. Allein auch in der Rue de la Colombe hatte selbst eine wiederholte, unter seiner eigenen Aufsicht vorgenommene Haussuchung nichts Verdächtiges gefunden. Das kleine Haushaltungsbuch, das sonst mit großer Sorgfalt geführt war, wies freilich über den Empfang der 500 Franken noch keinen Eintrag auf; aber Frau Jardinier erklärte das hinlänglich dadurch, daß sie diese Summe als Eigentum ihrer Mutter betrachtet habe, in deren Besitz sich auch der Rest finden müsse. Wirklich fand sich in einer kleinen Kommode genau so viel, als ihr der Jude Levi auf die 500 Franken herausgegeben hatte, und derselbe, den man anfangs im Verdacht gehabt hatte, daß er vielleicht ein Mitschuldiger der vermuteten Hehlerei sei, konnte durch Zeugen beweisen, daß Frau Montmoulin nur die rückständige Schuld beglichen habe, und zwar mit einem Fünfhundertfrankenschein, worauf er ihr den Rest in Gold und Silber herausbezahlte. Wiederholt waren auch der kleine Charles und seine Schwester über das „viele Geld“ verhört worden, aber ohne ein entscheidendes Ergebnis; Julie hatte den Fünfhundertfrankenschein in der Hand der Großmutter gesehen, und Charles ein paar Goldstücke. Allein da der Knabe fest behauptete, das sei am Abend gewesen, so konnte es auch das Gold sein, welches Levi herausbezahlt hatte. Herr Barthelot mußte also über diesen Punkt die Akten schließen, ohne aufklären zu

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

können, wohin der Raub gekommen sei. Mehr Glück hatte er in einem andern wichtigen Punkte.

Der Gedanke, der Küster Loser könnte am Ende doch heimlich zurückgekehrt sein und die Tat begangen haben, lag nahe. Wenn es der Verteidigung gelang, diese Möglichkeit zu beweisen, so konnte sie um so sicherer auf eine Freisprechung des Pfarrers hoffen, als Loser nach der Tat spurlos verschwunden war, was an sich auf seine Schuld zu deuten schien. Die Anklage mußte also zunächst den Alibi-Beweis für den abwesenden Loser führen, und hierfür schien der Untersuchungsrichter ganz zuverlässige Beweise gefunden zu haben. Er schloß also die Untersuchung und übergab die Akten am Freitag vor dem Passionssonntag dem Staatsanwalt.

Der Staatsanwalt, Herr Joubert, hatte schon während der Voruntersuchung fleißig Einblick in die Akten genommen und bedurfte so keines langen Studiums. Der Fall Montmoulin interessierte ihn um so mehr, als er ein erklärter Feind des Klerus war und sich freute, der klerikalen Partei gerade jetzt unmittelbar vor den Wahlen, die in der Osterwoche stattfinden sollten, eine tüchtige Schlappe beibringen zu können, — natürlich ohne deshalb der Gerechtigkeit Gewalt antun zu wollen; denn er war persönlich von der Schuld des Geistlichen überzeugt. „Der Fall ist höchst einfach", sagte er nach dem letzten Vortrage des Untersuchungsrichters. „Ich beglückwünsche Sie und den vortrefflichen Maire von St. Victoire zu der ebenso energischen als umsichtigen Untersuchung an Ort und Stelle, welche sofort die Entdeckung und sachliche Überführung des Täters zur Folge hatte. Einige nebensächliche Punkte sind zwar noch nicht ganz vollständig aufgeklärt; aber, mein Gott, das ist ja bei Verbrechen gewöhnlich der Fall! Die Hauptsache ist der Beweis, daß dieser saubere Herr Pfarrer die Tat begangen hat, und den werden wir in voller Übereinstimmung mit Ihnen so führen, daß die Geschworenen an dem Spruch „Schuldig" nicht vorbeikommen. Ich werde sofort die nötigen Schritte tun, daß die Verhandlung am Montag oder Dienstag in der Karwoche vor Gericht kommt. Ich denke, der Herr Präsident, dem es ja auch darum zu tun sein muß, daß die Verhandlung vor den Wahlen stattfindet, wird mir darin behilflich sein. A propos, wer wird die Verteidigung übernehmen?"

„Der alte Meunier."

„Wirklich? Ich hörte es schon, wollte es aber nicht glauben. Warum nehmen sie denn nicht den Rabour?"

„Haha! der ist diesen Herren von der Soutane nicht fromm genug. Ja, wenn er fleißig seinen Rosenkranz betete und in die Messe ginge, wie der alte Meunier!"

„Nun, es soll mir schon recht sein. Der alte Bethruder wird mir nicht halb so viel zu schaffen machen, als es der schneidige Rabour täte."

Damit verabschiedete sich der Staatsanwalt vor dem Untersuchungsrichter und begab sich sofort zum Präsidenten des Kriminalgerichtes, der nach einigen Schwierigkeiten die Verhandlung wirklich auf den Montag in der Karwoche festsetzte. Rasch wurde die Vorladung der Zeugen ausgefertigt und dem Rechtsanwalt des Gefangenen der Termin mitgeteilt.

Herr Meunier begab sich augenblicklich in das Gefängnis um mit Abbe Montmoulin Rücksprache zu nehmen. „Gott sei Dank!" antwortete der Pfarrer auf die Nachricht, daß die Gerichtsverhandlung so rasch stattfinden solle. „Je eher die traurige Angelegenheit ein Ende findet, desto besser. Und welche Zeit könnte mir lieber sein als die Karwoche!"

„Hochwürden scheinen wenig Hoffnung zu haben, daß es mir gelingen werde, Ihre Unschuld siegreich zu verteidigen?" sagte der Anwalt.

„Ich wünsche es von Herzen für Sie, für mich, für meine arme Mutter und Schwester und namentlich für unsere hl. Kirche, welche durch dieses Ärgernis schwer geschädigt wird, wenn es nicht gelingt, meine Unschuld unwiderleglich nachzuweisen. Leider kann ich mir aber nicht verhehlen, daß der Schein laut gegen mich spricht."

Wir wollen dennoch zu Gott vertrauen, daß er meine Bemühung unterstütze. Mut und Vertrauen sind mächtige Helfer im Kampfe, und ohne sie wird man schwerlich einen Sieg erringen."

„Gewiß habe ich mein Vertrauen auf Gott gesetzt und bete Tag und Nacht um seine Hilfe", antwortete Abbe Montmoulin. „Trotzdem kann ich mich eines bangen Vorgefühls nicht erwehren."

„Banges Vorgefühl! Und Ihre Herren Konfratres beten mit Ihnen, und in allen Klöstern der Stadt betet man, und viele fromme Laien beten mit. Und da

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

soll man ein banges Vorgefühl aufkommen lassen? Beinahe ärgern Sie mich!" entgegnete lächelnd der freundliche alte Herr. „Also nochmals: Mut und Vertrauen! Und nun die Frage: Werden wir nicht besser daran tun, um Verlängerung des Termins einzukommen? Man wird uns das kaum abschlagen können; denn die Frist ist wirklich ungewöhnlich kurz."

„Ich sagte schon vorhin: Je eher die Entscheidung kommt, desto besser! Und was sollte auch eine Verlängerung nützen! Die paar Schutzzeugen, welche Sie für meinen unbescholtenen Ruf vorführen können, sind ja alle in der Nähe: meine Lehrer, die noch am Leben sind, der hochwürdige Herr Regens, der greise ehrwürdige Pfarrer von La Grange, in dessen Haus und unter dessen Augen ich fast zehn Jahre als Kaplan wirkte, und dann vielleicht einige meiner Pfarrkinder, wenn sie sich nicht schämen, für ihren armen Pfarrer ein Wort zu reden, — das wird so ziemlich alles sein. Direkte Schutzzeugen haben wir ja keine."

„Gewiß. Die genannten Schutzzeugen können alle am Montag in der Karwoche zur Stelle sein. Sie sollen heute noch geladen werden, und ich stehe dafür, ihr Zeugnis wird so glänzend lauten, daß der Schluß: „Ein solcher Mann konnte ein solches Verbrechen nicht begehen", den Geschworenen einleuchten muß. Aber wir sollten in unserer Verteidigung einen Schritt weiter gehen können und nachweisen, daß dieser Küster Loser, dem ich nach allem, was ich über ihn erfuhr, die Bluttat recht wohl zutraue, zur Zeit des Mordes im Hause sein konnte. Wenn uns das gelänge, dann wäre ich unseres Sieges sicher. Dafür brauchen wir jedoch mehr Zeit und leider auch mehr Geld, als uns bis jetzt zur Verfügung steht."

Bei der Erwähnung des Küsters wurde Abbe Montmoulin, wie der Rechtsanwalt wohl bemerkte, offenbar unruhig. Nach einer Pause sagte er endlich: „Ist es denn nötig, daß wir zu unserer Verteidigung einen andern verdächtigen, von dessen Schuld wir ja nichts wissen können? Ist das überhaupt gestattet? Beschränken wir uns doch darauf, uns zu verteidigen, ohne einen bestimmten Dritten anzuklagen."

„Ich werde diesen Küster auch gar nicht anklagen. Sie haben ganz recht, das ist nicht Sache des Verteidigers, sondern des Staatsanwalts. Aber es ist meine Pflicht, nachzuweisen, daß die Schuld allenfalls auch auf einen Dritten fallen kann, wenn ich das vermag. Und Sie sind verpflichtet, mich darin nach Möglichkeit zu unterstützen; denn es handelt sich nicht allein um Ihre Ehre und um Ihr Leben, sondern um die Ehre Ihres Standes und um das Wohl der Kirche. Offen gestanden: ich habe wiederholt den Eindruck gehabt, als ob Sie mich gerade mit Bezug auf diesen Küster etwas mehr unterrichten könnten. Jedesmal, wenn die Rede auf ihn kommt, brechen Sie ab und werden unruhig, als ob Sie mit etwas hinter dem Berge hielten. Volle Offenheit und gänzliches Vertrauen des Klienten seinem Verteidiger gegenüber ist die erste Vorbedingung eines erfolgreichen Wirkens. Ich bitte Sie also, wenn Sie auch nur eine begründete Vermutung darüber haben, daß der Küster oder irgend eine andere mit den Verhältnissen vertraute Person zur Zeit des Mordes im Hause war, so teilen Sie es mir mit. Es liegt ja auf der Hand, wie wichtig das für die Verteidigung wäre.

Abbe Montmoulin, der sich wieder gefaßt hatte, schüttelte ruhig den Kopf und antwortete: „Ich kann nichts anderes sagen, als was ich in der Nacht beim ersten Verhöre dem Maire geantwortet habe. Ich darf und will keinen Verdacht gegen irgend welche bestimmte Person aussprechen. Wenn ich auf keine andere Weise dem Todesurteil entgehen kann — in Gottes Namen! Er muß dann auch dafür sorgen, daß das Ärgernis auf irgend eine Art gutgemacht wird. Wenn es auf mich ankommt, so bitte ich, um keine Verlängerung des Termins einzukommen — mir ist die Karwoche gerade die rechte Zeit dazu. Wenn aber meine geistlichen Obern anders denken und einen Aufschub für ersprießlich halten, bin ich ganz bereit, die beängstigende Qual dieser ewigen Verhöre und die Leiden dieser harten Haft noch länger zu tragen. Fragen Sie meinen väterlichen Freund, den Herrn Regens, darüber, der wird Ihnen die Ansicht des hochwürdigsten Herrn Erzbischofs mitteilen können, welche für mich entscheidend ist."

Der Rechtsanwalt erhob sich und reichte dem Gefangenen die Hand mit den Worten: „Ich begreife, weshalb die Karwoche Ihnen so passend scheint; Sie denken an unsern Herrn, der unschuldig vor Gericht gestellt und schmachvoll verurteilt wurde. Nun, hoffentlich gelingt es uns, das

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

zweite wenigstens von Ihnen abzuwenden. Nochmals: Mut und Vertrauen! Fahren Sie fort, durch Ihr Gebet den Segen Gottes auf unsere Bemühungen herabzurufen!"

Am Abend des folgenden Tages meldete der Diener dem Rechtsanwalt, der stundenlang mit größtem Eifer über den Akten des Kriminalprozesses gesessen und sich zu dem Verzeichnisse der Zeugen die Fragen angemerkt hatte, welche er stellen wollte, der hochw. Herr Regens sei mit dem erzbischöflichen Offizial im Vorzimmer. Gleich warf Herr Meunier den Gänsekiel hin, der gratzend über die großen Bogen gefahren war, und öffnete selbst die Türe des Vorzimmers, mit ehrfurchtsvoller Freundlichkeit die geistlichen Herren empfangend. Er führte sie zu den schon bereit stehenden Polsterstühlen, bat sie, Platz zu nehmen, und zog für sich einen einfachen Sessel herbei. Nach der üblichen Begrüßung berichtete er etwas umständlich über die Lage des Prozesses Montmoulin und kam endlich auf seinen Gegenstand.

„Ich habe mir die Freiheit genommen", begann er, „die beiden hochw. Herren zu mir zu bitten, um mündlich über die Sache zu beraten, welche ich Ihnen gestern brieflich mitteilte. Es fragt sich nämlich, ob wir eine Verlängerung des Termins erwirken sollen. Ihr unglücklicher Mitbruder, an dessen Unschuld wir ja nicht zweifeln, wünscht es nicht, ist aber ganz bereit, sich dem Willen seiner geistlichen Obern zu fügen. Ich muß gestehen, daß ich dringend wünsche, diesem Küster auf die Spur zu kommen und ihn vorzuladen. Aber dafür werden wir Zeit und eine nicht unbedeutende Summe Geldes benötigen. Der Kredit, den uns der Herr Erzbischof und die Sammlung der Geistlichkeit eröffnet hat, ist erschöpft, vielleicht schon etwas überschritten, und leider bis jetzt ohne den gewünschten Erfolg."

Es entstand eine Pause. Dann fragte der Offizial, ein ernster, etwas trockener Mann von nicht sehr freundlichem Äußern: „Sie haben also wenig Hoffnung, die Sache des unglücklichen Abbe Montmoulin, welche dem hochw. Herrn Erzbischof so bittern Schmerz und so schwere Sorge bereitet, siegreich zu verteidigen, wenn es nicht gelingt, diesen Küster zur Stelle zu bringen?"

„Hoffnung schon. Aber wir sollten in einem solchen Falle womöglich Sicherheit haben. Es hängt eben sehr viel von der Stimmung der Geschworenen ab, und wir dürfen uns zwei Dinge nicht verhehlen: 1. Es ist ein außerordentlicher Indizienbeweis gegen uns; 2. wir haben es in der Person des Herrn Staatsanwalts mit einem sehr gefürchteten Advokaten zu tun."

„Hm, — und was würde uns dieser Küster helfen?" fragte der Offizial. „Soviel ich höre, haben Ihre Nachforschungen bis jetzt die Abwesenheit desselben zur Zeit der Tat nur bestätigt."

„Allerdings scheint es sicher zu sein, daß dieser Loser am Vorabende der Tat ein Billet nach Marseille löste. Aber hat er dieses Billet benutzt? Wo hat er sich an dem fraglichen 20. Februar in Marseille aufgehalten? Darüber und über vieles andere müßte er Rede und Antwort stehen und mit den Zeugen konfrontiert werden. Und wenn er sich nur eine Blöße gäbe, so wäre sein Alibi-Beweis in Gefahr zusammenzubrechen. Ja derselbe würde sich dann gegen ihn wenden; denn wozu hätte der Mann sich, wie ich vermute, diesen raffinierten Anschein gegeben, daß er abreise, wenn nicht gerade, um den Raubmord zu begehen? Wenn ich nur die Möglichkeit beweisen kann, daß dieser Küster oder überhaupt jemand zur Stelle sein konnte, welcher mit den Verhältnissen vertraut und der Tat fähig war, so wäre die Freisprechung unseres unglücklichen Abbe Montmoulin so gut wie sicher."

„Es scheint mir, unser geliebter Freund habe recht", bemerkte der Herr Regens, seine milden Augen dem Offizial zuwendend, welcher, die Worte des Rechtsanwaltes überlegend, mit seiner Tabaksdose spielte.

„Gewiß würde ich auch wünschen, daß dieser Küster zur Stelle wäre. Aber wie gedenken Sie das zu stande zu bringen?"

„Sein Aufenthaltsort muß zunächst erforscht werden. Glücklicherweise sind wir im Besitze einer Photographie, und das mit einer Säbelnarbe gezeichnete Gesicht ist nicht zu verkennen. Man hat ihn wirklich in einer Matrosenkneipe in Marseille gesehen und vermutet, daß er mit einem der Schiffe, die zwischen dem 22.—26. Februar unter Segel gingen, den Hafen verließ. Ich habe mir die Liste dieser Schiffe verschafft, und es sind glücklicherweise nicht so viele. Man müßte nun telegraphisch das Signalement an die Polizei der Häfen schicken, welche diese Schiffe anlaufen, und anfragen, ob eine solche Person dort gelandet sei, bezw.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

um Nachricht und Überwachung bitten, wenn sie landete. Je nach der Antwort müßte man mit dem nächsten Schiffe Agenten senden, welche an Ort und Stelle weitere Erhebungen machen müßten usw. — kurz, wie ich nicht leugne, die Sache ist verwickelt und kostet Zeit und Geld."

Der Offizial nahm eine Prise und fragte: „Und gesetzt, der Agent finde wirklich diesen unseligen Küster, sagen wir in New York oder Rio de Janeiro: kann er denselben zwingen, als Zeuge hier zu erscheinen? Denn freiwillig wird er wohl nicht kommen, wenn Ihre Vermutung zutreffend ist, daß derselbe den Mord beging!"

„Er kann ihn nicht zwingen, als Zeuge zu erscheinen; aber die Vermutung liegt nahe, ein gewandter Agent werde demselben solche Blößen ablauern, daß er ihn als der Tat verdächtig verhaften lassen kann, und daß wir bzw. das Gericht, dem wir die Beweise vorlegen werden, seine Auslieferung verlangen können. Ich muß freilich zugeben, daß wir vielleicht auch Mühe und Geld umsonst aufwenden; aber wir haben dann doch wenigstens die Beruhigung, von unserer Seite alles getan zu haben, um ein ungerechtes Bluturteil und ein schweres Ärgernis abzuwenden."

„Ich meine, wir sollten nochmals mit dem hochw. Herrn Erzbischof Rücksprache nehmen und ihm die Gründe unseres verehrten Herrn Rechtsanwalts vorstellen", sagte der Herr Regens zu seinem Begleiter.

„Und wie hoch schätzen Sie wohl die Kosten dieser Nachforschungen, von denen Sie selber zugestehen, daß dieselben ganz gut erfolglos sein können?" fragte der Offizial den Anwalt, ohne auf die Bemerkung seines Gefährten zu achten.

„Die Kosten? Das ist schwer, ja unmöglich zum voraus zu bestimmen. Es hängt eben ganz davon ab, wo und wie wir den Küster aufspüren. Vielleicht genügen ein paar hundert Franken; vielleicht geht es auch in die Tausende, ja Zehntausende. Gute Polizeiagenten lassen sich ihre Dienste teuer bezahlen; dazu kommen die Reisekosten usw. Man müßte auch eine Belohnung in Aussicht stellen."

„Zehntausende!" rief der Offizial. „Und das alles auf gut Glück! Nein, Herr Regens, das kann ich mit gutem Gewissen dem hochwürdigsten Herrn nicht vorschlagen. Sie wissen ja, wie sehr sein Einkommen von den armen Klöstern, den Spitälern, den Missionen in Anspruch genommen wird. Dazu kommt der Neubau des Knabenseminars. Es ist rein unmöglich. Wir können uns darauf nicht einlassen."

„Sollen wir es nicht mit einer neuen Sammlung unter unsern Konfratres versuchen?" fragte etwas kleinlaut der Regens.

Der Offizial zuckte die Achseln und sagte: „Schon die erste Sammlung hat nicht viel eingebracht. Sie sind durchschnittlich unbemittelt, schlecht besoldet und müssen ihre Sous mit den Armen teilen. — Aber können wir denn nicht verlangen, daß das Gericht diesen Zeugen, auf den Sie so großes Gewicht legen, auf seine Kosten aufsuche und herbeischaffe?"

„Ganz gewiß werde ich diese Forderung stellen", entgegnete Herr Meunier. „Allein ich fürchte, das Gericht wird auf Antrag des Staatsanwalts dieselbe abweisen. Um das zu tun, wird er selbst den Alibi-Beweis für den Küster führen und uns dadurch, wie ich fürchte, von vornherein in eine schlimme oder doch unangenehme Stellung bringen. Wenn wir die Nachforschung auf eigene Rechnung hätten unternehmen können, so würde ich unter dem allgemeinen Vorgeben, die Vorbereitung auf die Verteidigung sei mir in so kurzer Zeit nicht möglich, um Aufschub bitten. Wir gewännen dadurch bis zu den nächsten Assisen einige Monate Zeit. Mit dem Gründonnerstag beginnen ja die Osterferien. Aber ich sehe, die Herren sind nicht geneigt, auf einen immerhin unsichern Erfolg einen so hohen Einsatz zu wagen, und ich kann ihnen nicht ganz unrecht geben. Reden wir also nicht mehr davon. — Darf ich Ihre Zeit noch einen Augenblick in Anspruch nehmen? Ja? Sehen Sie — der Angeklagte (ich rede natürlich ganz im Vertrauen und nur in der Absicht, mir Rat zu erholen) — Abbe Montmoulin schien mir wiederholt und zwar immer, wenn ich auf diesen unseligen Küster zu sprechen kam, verlegen zu werden, so sehr er das auch zu verbergen suchte, und mit Absicht jede Aussage über denselben zu umgehen. Es ist mir nun der Gedanke gekommen, ob ihm vielleicht irgend ein Amtsgeheimnis, sagen wir einmal das Beichtgeheimnis, die Zunge binden könnte."

„Das ist nicht anzunehmen", sagte der Offizial. „Dieser Küster hat, wie mir zu-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

fällig bekannt ist, seit Jahren der österlichen Pflicht nicht entsprochen. Das Ordinariat hat darüber bei der Mairie von St. Victoire Klage geführt und um Dienstentlassung desselben gebeten. Natürlich ohne Erfolg."

„Hm, es ist mir aber aus meiner Praxis gar wohl bekannt, daß Verbrecher, die nicht ganz verstockt sind, nach Vollbringung des ersten Mordes in heftige Aufregung und Gewissensangst geraten und in diesem Zustande fast unerklärlicher Dinge fähig sind. Namentlich findet man bei ihnen nicht selten den Drang, dem gequälten Gewissen durch Mitteilung Luft zu machen. Manche werden ja dadurch sogar zur Selbstanklage bei der Polizei getrieben. Nehmen wir nun einmal den Fall an, dieser Loser habe den Mord verübt und nachher, so unwahrscheinlich es auch lauten mag, dem Abbe Montmoulin sein Verbrechen gebeichtet: natürlich, was ihm gebeichtet wurde, darf er unter keinen Umständen verraten —"

„Unter keinen Umständen!" riefen beide Herren.

„Aber darf er nicht wenigstens sagen, Loser habe bei ihm gebeichtet?"

„Auch das nicht!" sagte der Regens. „Das käme unter diesen Umständen einer Verletzung des Beichtgeheimnisses gleich."

„Es könnte wenigstens eine indirekte Verletzung sein", bemerkte der Offizial.

„Das verstehe ich", entgegnete der Rechtsanwalt. „Aber darf er dann nicht wenigstens sagen, er habe den Loser am Tage der Tat gesehen?"

Beide schwiegen und dachten eine Weile nach. „Daß er ihn sah, kann nicht wohl unter das Beichtgeheimnis fallen", sagte der Offizial endlich, indem er bedächtig eine Prise nahm.

„Wäre aber der Küster nur um zu beichten zum Pfarrer gekommen, so könnte ich mir wohl denken, daß derselbe der Ansicht wäre, er müsse auch darüber Stillschweigen bewahren, um das Beichtgeheimnis nicht zu gefährden", antwortete der Regens. „Offen gestanden, es ist mir selbst ein ähnlicher Gedanke gekommen, nur habe ich mir den Fall etwas anders gedacht. Wäre es nicht möglich, daß der Mörder, in der Furcht, Abbe Montmoulin möchte den naheliegenden Verdacht auf ihn lenken, gleich nach der Tat ihm durch ein geheucheltes Bekenntnis den Mund verschließen wollte? Der Umstand, daß der gute Pfarrer gerade am Tage vor dem Morde sehr beweglich über die strenge Verpflichtung des Beichtgeheimnisses predigte, brachte mich auf die Vermutung."

„Ein geheucheltes Geständnis ist keine Beicht und kann deshalb auch keine Pflicht des Beichtgeheimnisses auferlegen", sagte der Offizial kopfschüttelnd.

„Ja, wenn es ganz sicher ist, daß der Sünder heuchelt. Solange aber das dem Beichtvater bloß wahrscheinlich wäre, müßte er dennoch die Beicht als eine wirkliche betrachten und dürfte nichts verraten", bemerkte der Regens. „Eine solche Beicht würde dem Gewissen eines frommen Priesters in jedem Falle große Schwierigkeiten verursachen, und ich kann mir ganz gut denken, daß ein Mann wie unser guter, aber etwas ängstlicher Abbe Montmoulin nur um ja der heiligen Pflicht des Geheimnisses nicht zu nahe zu treten, heroisch lieber die größten Opfer auf sich nimmt. Vielleicht hat er ihm überdies Stillschweigen darüber gelobt, daß er bei ihm beichtete."

„Das alles ist mir nicht ganz unwahrscheinlich", sagte Herr Meunier. „Die praktische Frage, welche ich den Herren vorlegen wollte, lautet nun: „Läßt sich diese Annahme nicht vor Gericht verwerten? Darf ich nicht den Geschworenen die Möglichkeit einer solchen Lösung vor die Augen führen? Es dürfte das immerhin bewirken, daß der Beweis des Staatsanwalts erschüttert würde. Vielleicht kennen die Herren Beispiele, daß Priester infolge des Beichtgeheimnisses, das sie beobachten mußten, unschuldig verurteilt wurden?"

„Gewiß, solche Beispiele gibt es, und zwar noch aus der neuesten Zeit. Vor kurzem brachten die Blätter ein solches aus Polen. Da wurde ein Priester wegen eines Mordes, den sein Diener, ich glaube, sein Gärtner, beging — der Fall hat merkwürdige Ähnlichkeit mit dem unsern — und demselben beichtete, unschuldig verurteilt und nach Sibirien verbannt. Auf dem Sterbebette gestand nachher der Mörder seine Tat. Man müßte einen authenischen Bericht darüber zu erhalten suchen", sagte der Offizial. (Fortsetzung folgt.)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ren Anliegen.
St. Pölten, N. Ö.: Tausendfachen Dank dem hl. Antonius für außerordentliche Hilfe in schwerer Bedrängnis.
Eger: Sende hier . . . Kr. als Dank dem hl. Antonius für Hilfe in mehreren großen Anliegen.
Potsdam, J. M.: Innigen Dank der lb. Gottesmutter, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius sowie der hl. Theresia vom Kinde Jesu für erhörte Bitte.
Würzburg: Innigsten Dank der hl. Dreifaltigkeit, dem hlgst. Herzen Jesu, der lb. Muttergottes und den armen Seelen für auffallende Hilfe und Erhörung in schwerem Anliegen. Mein Beruf und ganze Existenz stand in Gefahr verloren zu gehen und ich und meine Familie blieben vor großem Elend bewahrt.
Königwalde: . . . Kr. als Dank zu Ehren der hl. Theresia vom Kinde Jesu für erlangte Hilfe in einer Priesterstandes-Angelegenheit.
Ringingen: Innigen Dank der lb. Gottesmutter, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius und der hl. Theresia vom Kinde Jesu für wiedererlangte Gesundheit.
Maria-Rain: Dank dem hl. Antonius für Hilfe in einem Anliegen.
Weißw.: Dank dem hlgst. Herzen Jesu, Maria und den andern Heiligen für erlangte Hilfe in schwerer Krankheit und Geldsorgen.
Sternberg: Dank der hl. Familie, dem hl. Antonius, hl. Judas Thaddäus, hl. Anna, hl. Wendelin und den armen Seelen für eigene Wohnung und Existenz. Dank im „Vergißmeinnicht" und Antoniusbrot war versprochen.
Warngau, L. H.: Dem hl. Antonius Dank für Befreiung aus großer Sorge.
Eggolsheim: Dank der hl. Theresia vom Kinde Jesu für erlangte Gesundheit.
Eurasburg: Dank dem hlgst. Herzen Jesu, der lb. Frau von Altötting, der hl. Theresia vom Kinde Jesu, dem ehrw. Br. Conrad von Parzham für Hilfe in einem Anliegen.
Greifendorf: Mein Sohn kann nun wieder ohne Krücke und ohne Stock gehen, darum sei inniger Dank dem hl. Antonius.
Wedel: M. E. Dank der lb. Gottesmutter, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius und dem hl. Judas Thaddäus für Erhörung in geschäftlichen Angelegenheiten.
Sternberg: Antoniusbrot als Dank der hl. Familie, der hl. Anna, hl. Antonius, hl. Schutzengel und den armen Seelen.
Sternberg: Antoniusbrot für wiedererlangte Gesundheit, Dank der hl. Familie, hl. Joseph, hl. Antonius, hl. Anna, hl. Blasius (aufgeopfert für die armen Seelen). Dank im „Vergißmeinnicht" und Antoniusbrot war versprochen.
Sternberg: Dank der hl. Familie, hl. Antonius, hl. Schutzengel, hl. Judas Thaddäus, hl. Nepomuk, hl. Wendelin, hl. Peregrin und den armen Seelen für eigenes Heim. Dank im „Vergißmeinnicht" und Antoniusbrot war versprochen.
Sternberg: Innigsten Dank der Muttergottes, dem hl. Antonius, hl. Joseph und den armen Seelen für erlangte Hilfe in großen Anliegen.
Wiedergeltigen: . . . Mark als Dank dem hl. Antonius und der hl. Theresia vom Kinde Jesu für Hilfe in einem großen Anliegen.
Münster: Dank dem hlgst. Herzen Jesu, der Gottesmutter Maria, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius und dem hl. Judas Thaddäus für mehrmalige Hilfe in schwerer Krankheit, wo nach menschlicher Aussicht fast keine Rettung war.
Mündelheim: . . . Mark für ein Heidenkind Agnes erhalten.
Thülen: Dem hl. Joseph öffentlicher Dank für Erhörung in schweren Anliegen.
Satzvey: Dank dem hl. Joseph für erlangte Hilfe.
Remscheid: Dank dem hl. Judas Thaddäus in schwerem Berufsanliegen.
Aachen: Dank der lb. Muttergottes für besondere Hilfe.
Ulmbach: Dank dem hl. Wendelinus, dem hl. Judas Thaddäus, dem hl. Antonius, dem hl. Joseph und der hl. Theresia vom Kinde Jesu für Hilfe in einem Anliegen.
Hüring: Innigen Dank der Gottesmutter, dem hl. Joseph, der hl. Theresia und den armen Seelen in schwerem Ohrenleiden.
A. L. F. in W.: Herzlichen Dank der lb Gottesmutter, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius sowie den lb. armen Seelen für Hilfe in schweren Anliegen mit der Bitte um weitere Hilfe.
Gürzenich: Dank dem hlgst. Herzen Jesu, der Mutter von der immerwährenden Hilfe, dem hl. Joseph und dem hl. Antonius für Erhörung in einem besonderen Anliegen.
Duisburg: Dank dem hl. Antonius und dem hl. Judas Thaddäus für erlangte Hilfe. . . . Mark für zwei Heidenkinder.
Afholderbach: Herzlichen Dank der hl. Theresia vom Kinde Jesu, der Maienkönigin und vor allem dem hlgst. Herzen Jesu für wunderbare Hilfe meiner Tochter bei langem schweren Leiden.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Würselen B.: Dank für wiedererlangte Gesundheit meines Mannes.
Frankenburg, O. Ö., Gleisdorf, Innsbruck, Hittisau, Helfenberg, Laterns-Rankweil, Zöbing-St. Margarethen, Ried, O. Ö., St. Leonhard am Hornwalde, N. Ö.: Dank der lb. Gottesmutter Maria, dem hl. Joseph, hl. Antonius v. Padua und der hl. Theresia vom Kinde Jesu für Erhörung in schweren Anliegen.
Modriach, Stmk.: Tausend Dank der lb. Gottesmutter Maria und der lb. Heiligen für Erhörung und Hilfe einer schweren Operation und wieder erlangte Gesundheit.

Memento

Münster: Elisabeth Keveloh, langjährige Förderin unserer Mission.
Telgte: Lehrerin Lohmann, langjährige treue Förderin unserer Mission.
Obervallert: Johann Hinders. Lammersdorf: Frau Niessen. Wollseifen: Frau Hubert Gerhard. Steiningen: Peter J. Roden und Frau Anna Simon. Gelsenkirchen: Steph. Horstmann, Heinrich Teipel. Lannesdorf: Frau Joh. Krämer, eine langjährige eifrige Förderin. Nattenheim: Frau Ludwig, Marg. Hontheim. Krefeld: Gertrud Adrian. Remscheid: Anton Bartmann. Fischeln: Wilhelm Korfmacher, Bernhard Starke.
Niederalteich: Michael Gansl. München: Therese Wagner. Mühldorf: M. Ostermauer. Auchwitz: Albert und Albertine Skuplick, Maria und Alois Skuplick. Troppau: Simon und Maria Prokop. Rathrein: Rudolf und Gertrud Zopp. Eggolsheim: Johann Kraus, M. Amon, Klara Roppelt, Barb. Huberth. Thanning: Anna Fichtl. Hopferstadt: Andreas Scheckenbach. Rasdrof: Marg. Theresia Budenz, Anton Litz. Vogelthal: Anna Wichert. Aberlingen: Maria Ritsch. Mering: Mathias Riedmiller. Hellenhahn: Joseph Thein. Emsdetten: Henriette Hendrix. Herzogenrath: Frau Lorenz Kohl. Gefseln: Martin Mertensmeyer. Oggershoven: Elisabeth Wolf. Freisheim: Peter Hubert Groß. Düsseldorf-Unterrath: Anton Tepper. Bassel-scheid: Peter Bach. Schlebusch: Frau Wwe. Hermann. Paderborn: Frau Heinrich Hillebrand. Linz: Rosina Schlüssl mayr. Eggersdorf, Stmk.: Josef Hasenhüttl. Atzgersdorf: Rosa Kreidl. Altenberg: Theresia Danner. Leibnitz: Aloisia List. Koblach, Vorarlberg: Frau M. Egle. Perchtoldsdorf, N. Ö.: Josef Stasa. Gleisdorf: Franz Padetter. Kroisbach: Maria Rucker. Söchau, Stmk.: Christina Gmeiner. St. Margarethen, Stmk.: A. Krenn.

Gebetsempfehlungen

Finthen: Zwei Erstkommunikannten.
Warweiler: Ein sehr schweres Anliegen.
Forst: Eine nerven- und gemütskranke Frau.
Haag: Ein Wohltäter in Not und Bedrängnis bittet um das Gebet der Vergißmeinnichtleser.
Herbest-Dorsten: Eine treue Vergißmeinnichtleserin bittet ums Gebet, damit ihr Mann einen Arbeitsposten bekommt.
Benrath: Eine kranke Frau.
Lommersum: Mehrere schwere Anliegen.
Breslau: Bitte um eine Fürbitte um Erlangung einer Stellung zur Muttergottes, zum hl. Joseph, zum hl. Judas Thaddäus und zur hl. Theresia vom Kinde Jesu.
Sackisch: Eine Mutter bittet ums Gebet für ihren Sohn.
Kr.: Bitte um das Gebet zum hl. Antonius und Maria von der immerwährenden Hilfe in einem schweren Anliegen. Veröffentlichung und Almosen versprochen.
Schenkenfelden, O. Ö.: Eine Familienmutter bittet um das Gebet in schweren Familienanliegen.
Wildon, Stmk.: Eine große Wohltäterin bittet um das Gebet zum hl. Joseph, um Erhörung in einem sehr schweren Anliegen.
Anger, Stmk.: Verschiedene schwere Familien-Anliegen, sowie ein vom hl. Glauben abgefallener Bruder wird dem Gebete empfohlen.
Ilz, Stmk.: Eine sehr schwer geprüfte Familie wird dem Gebete empfohlen.
Friesach, Kärnten: Eine Wohltäterin bittet um das Gebet zur hl. Hema und hl. Wilhelm für sich und ihren Mann um beständige Arbeit zu erlangen.

Empfehlenswerte Bücher

Die heilige Maria Magdalena Postel. 1756 bis 1846. Stifterin der Genossenschaft der Schwestern der christlichen Schulen von der Barmherzigkeit. (In Deutschland genannt „Paderborner Schwestern der christlichen Schulen von der Barmherzigkeit", Mutterhaus Heiligenstadt.) Von Msgr. Grente, Bischof von Le Mans. Preisgekrönt von der französischen Akademie. 267 Seiten. In Ganzleinen RM 4.—. Verlag der Schulbrüder, Kirnach-Villingen, Baden.

Mutter Maria Magdalena ist ein Vorbild für jegliches Alter und für alle Stände. In den Akten der Heiligsprechungsprozesse wird sie unter anderem genannt: die Missionarin des Glaubens; die Beschützerin und Stütze der Priester; die Vorsehung der Familien; der Schutzengel der Kinder; der Apostel der Jugend; die Freundin der Waisen, der Armen und Kranken; das Vorbild der Arbeiterinnen; das vollendetste Muster der Ordensfrauen.

Schwester Maria Fidelis Weiß. Ein Vorbild der Jugend von J. E. Mühlbauer. Illustriert *RM* 6.—. Sabrian-Verlag, München 7.

Schwester Maria Fidelis aus dem Kloster der Franziskanerinnen zu Rentberg in Oberbayern ist ein Kind der Gnade und Vorbild der Jugend. Ihr Leben war das einer Heiligen, durchwebt von den Schauern besonderer Begnadigungen, erfüllt von glühender Gottes- und Menschenliebe. Ihr seliger Lebensausklang war, Christus den König in den Herzen der Menschen herrschen zu sehen. Reichste Anregungen und Begeisterung zu einem vertiefteren Leben gewährt Lesung und Studium dieses Buches.

An den Ufern des Jang-Tse-Kiang. Von der Unio Cleri pro Missionibus in Mailand preisgekröntes Drama in 3 Aufzügen von A. Burlando. 2. Band. Preis kartoniert *RM* 1.50. Salesianer-Verlag, München 7 Auerfeldstraße 19.

Das preisgekrönte Drama führt mitten hinein in das Leben eines Missionars in China, das unter Mühen und Gefahren sich abspielt.

In heiliger Nacht. Ein Legendenspiel in 3 Aufzügen von Georg J. E. Mayer-Hilpoldsteiner. 3. Band. Preis kartoniert *RM* 1.50. Salesianer-Verlag, München 7, Auerfeldstraße 19.

Das originelle Weihnachtsspiel, das in München wiederholt aufgeführt wurde und eine höchst beifällige Aufnahme gefunden hat, ist kecklich an die Seite der alten Krippen- und Mysterienspiele zu setzen.

Zufälligkeiten des Zufalls. Lustspiel in 3 Akten von Br. Angelus. 4. Band. Preis kartoniert *RM* 1.50. Salesianer-Verlag, München 7, Auerfeldstraße 19.

Ein lustiges Spiel, dem der Zufall verschiedene Verwechslungen schafft. Situationen von großer Komik! Das Stück wird sicher gefallen.

Schuld und Vergebung. Allegorisches Drama in 4 Aufzügen und einem Vorspiel von einem Salesianerpriester. 1. Bd. Preis kartoniert *RM* 1.50. Salesianer-Verlag, München 7, Auerfeldstraße 19.

Das Drama ist eine Versinnbildlichung des hl. Bußsakramentes und schildert bei reicher Szenenwirkung den Kampf zwischen der Gnade und der Verführung.

Auf der Spur des Urmenschen. Von Robert Lais. Mit 44 Bildern und zwei Tafeln. (VIII und 184 S.) Kartoniert *RM* 3.50; gebunden in Leinwand *RM* 4.20. Verlag Herder & Co., Freiburg i. Br.

Ein gründliches Lehrbuch der Urgeschichte, aber keine klassifizierende Stoffanhäufung. Der Leser wird zu den Funden der Urzeit geführt, lernt sie erkennen und verstehen und wird befähigt, mitzuarbeiten am Gebäude der Urgeschichte.

Unsere heimische Tierwelt in Alltag, bei Spiel und Tod. Von Dr. Erwin Litzelmann, Lehramtsassessor. Mit 51 Bildern. (XII und 168 S.) Kartoniert *RM* 3.40; gebund. in Leinwand *RM* 4.— Verlag Herder & Co., Freiburg i. Br.

Mitten hinein in die Natur führt der Verfasser, und begeistert folgen wir seinen genauen Beobachtungen. Da ist Leben, Bewegung und Schönheit.

Der Märchenvogel. Ein Buch neuer Märchen und Mären von Laurenz Kiesgen. Mit 20 Bildern von Rolf Winkler. 7. und 8. Auflage. (10. bis 19. Tausend. VI und 186 S.) Gebunden in Leinwand *RM* 4.50. Verlag Herder & Co., Freiburg i. Br. 1926.

Für Mädchen insbesondere (so von 12—14) ist er sehr zu empfehlen, aber auch Buben und ältere Leute, die sich ein Herz für Märchen bewahrt haben, werden sich an ihm freuen.

Unterwegs zur Heimat. Sonntagslesungen von Leo Wolpert. (VIII und 216 S.) *RM* 3.—; gebunden in Leinwand *RM* 4.40. Verlag Herder & Co., Freiburg i. Br. 1926.

Ein echt christliches Seelen-Pilgerbuch! Sein Leitstern ist der alte deutsche Vers: „Ich bin von Gott, ich will wieder zu Gott." Und was täte der heutigen Menschheit mehr not als das Besinnen auf ihr ewiges Ziel?

Karlemann und Flederwisch oder was zwei lustige Gesellen auf ihrer merkwürdigen Weltreise erlebten. Von J. Thiel und W. Matthießen. Mit 15 farbigen Bildern. (VI und 72 S.; 8 Tafeln). Gebunden in Halbleinwand *RM* 6.50. Verlag Herder & Co., Freiburg i. Br. 1926

„Karlemann und Flederwisch" ist eine Vollendung. J. Thiel gab in Strich und Farbe Bilder von großer Einfachheit und Frische; W. Matthießen schrieb eine Erzählung dazu, die Nähe und Ferne, Märchen und Wirklichkeit, Zauber und Abenteuer glücklich verbindet. In der Phantasie des Kindes werden „Karlemann und Flederwisch" weiterleben!

Neu erschienen!

Himmelsleiter

in

Grobdruck

2. — 6. Auflage

456 Seiten. Preis: Gebunden in Leinwand Rotschnitt Mk. 3.— in Kunstleder Goldschnitt Mk. 4.—

*

Mit dem Erscheinen dieses äußerst geschätzten Gebetbuches **Himmelsleiter** in **Grobdruck** ist einem fühlbaren Mangel abgeholfen. Oft und oft wurde es verlangt, so daß sich der Mariannhiller Missionsverlag St. Joseph zu einem Neudruck entschloß. Das Buch wird mit seiner kernigen Frömmigkeit und den neuen Beifügungen gewiß gefallen.

Bestellungen nimmt jede Vertretung entgegen (S. 2. Umschlagseite) oder der

St. Josephs-Verlag,
Reimlingen (Bayr.-Schwaben)

Alle Bücher aller Verlage können bezogen werden durch den St. Josephs-Verlag, Reimlingen (Bay.)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

LUNGEN UND ASTMAKRANKEN

ist unser Alpen-Kräuter-Tee „Silvana" von hervorragend durchgreifender Wirkung. „Ihr Tee hat bei mir direkt Wunder gewirkt", schreibt E. W. in P. „Auswurf, Nachtschweiß, Fieber, Husten, Atembeschwerden hörten sofort auf". „Unser Arzt freute sich selbst, daß der Tee mir bekommt", so lauten begeisterte Dankschreiben über glänzende Erfolge in wenigen Tagen wo andere Kuren jahrelang vergeblich waren. Pro Paket M. 1.— Nachn. Lt. Verordnung frei verkäufl. *Silvana-Gesellschaft, Augsburg.* 8021

WASSERSUCHT, GESCHWOLLENE BEINE

heilt in garantiert einigen Tagen der bewährte Wassersuchtstee. Anschwellungen gehen sofort zurück. Herz wird ruhig und Magendruck verliert sich. Hilft noch da, wo alles versagte. Preis das Paket M. 3.— Nachn. *Silvana-Gesellschaft, Augsburg.* 8021

FETTLEIBIGKEIT IST LEBENSGEFÄHRLICH!

Herbaro-Entfettungs-Tee (frei verkäuflich), dessen fettzehrende Wirkung wissenschaftlich anerkannt ist verleiht wieder schlanke, graziöse Figur, fördert Stoffwechsel u. Verdauung „Habe 30 Pf. abgenommen", schreibt Frau Fl. in P. „Habe in einigen Tagen 6 Pf. abgenommen u. erst seit ihr Tee jede Badekur." Fühle mich viel wohler als früher", schreiben die Besteller. Pro Pak. M 3. *Silvana-Gesellschaft Augsburg* 8021

Mariannhiller Glöcklein-Kalender 1928

kostet in Deutschland Mk. 0.25

in Oesterreich 40 Groschen, in Ungarn Kr. 5000, in der Tschechoslowakei Kc. 2.50, in der Schweiz Fr. 0.50, in Frankreich fr. 2.– Belgien u. Luxemburg 1/2 Belga, Italien Lire 1.40, Jugoslavien Dinar 5.–

Zu beziehen durch alle unsere Vertretungen

Mariannhiller Missions-Kalender 1928

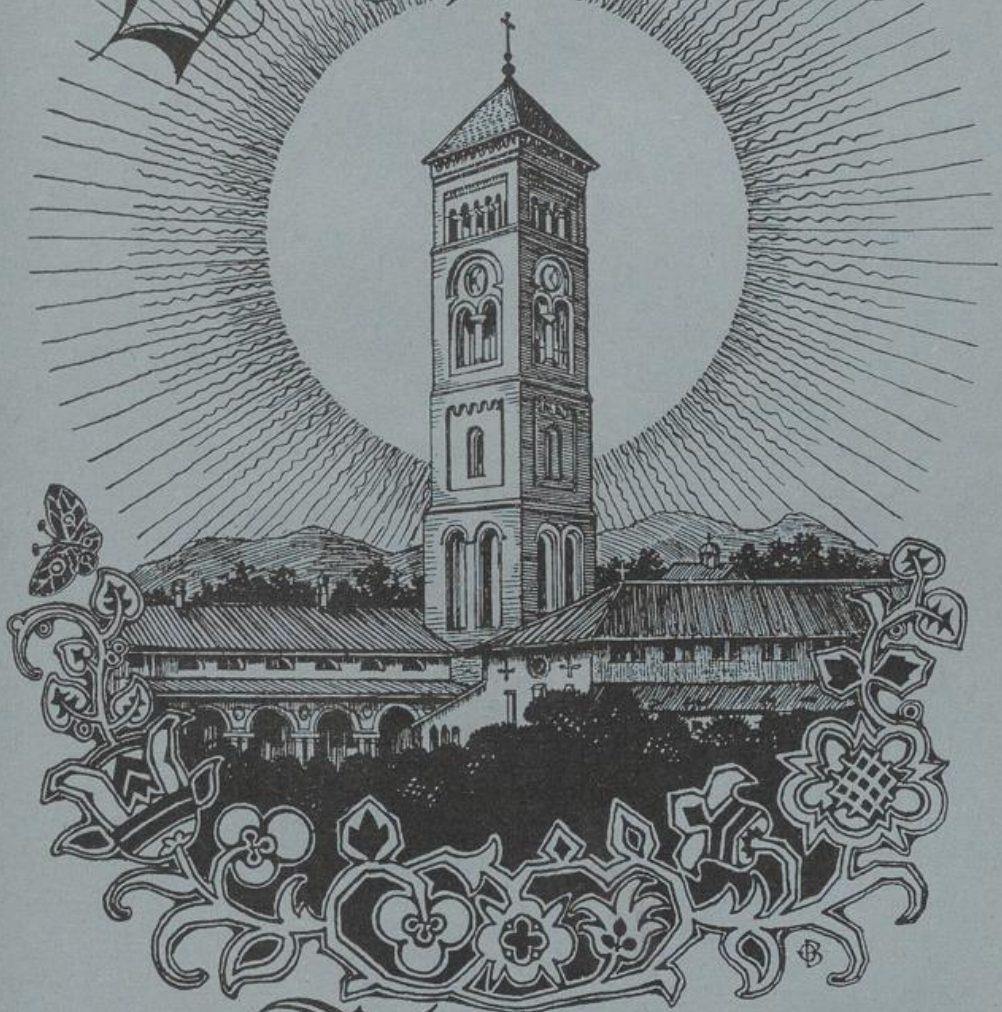
Der Mariannhiller Missionskalender 1928 ist wieder erschienen. Wir bitten unsere Leser im Interesse unserer Mission sich gütigst um den Vertrieb unseres Kalenders bemühen zu wollen. Der spannende und interessante Inhalt, geschmückt mit vielen hübschen Illustrationen, läßt uns hoffen, daß der beliebte Kalender viele Freunde gewinnen wird. Er kostet pro Stück 60 Pfennig, einzeln zugesandt 70 Pf., 4 Stück 2.70 Mk. Bei Abnahme von 12 Stück portofrei 7.20 Mk. und ein Gratisexemplar.

Zu beziehen durch unsere Vertretungen | **60 Pfg.**

Nachdr. sämtl. Original-Artikel verboten, bei vorausgeh. Übereinkunft gerne gestattet
Verantwortl. Redakteur P. D. Sauerland, Missionshaus St. Paul, Walbeck Rhld.
Druck und Verlag der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bayr.-Schw.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht



Zeitschrift der Mariannhiller Mission Südafrika

Nr. 8 August 1927 45. Jahrgang

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern

Für die Abonnenten des „Vergißmeinnicht" als Wohltäter unserer Mission werden täglich in der Klosterkirche zu Mariannhill zwei, oft drei heilige Messen gelesen.

Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius XI.

Bezugspreise:

Für Deutschland	**Mk. 2**	
Österreich, Saargebiet, Luxemburg	**Mk. 2 bezw. denselben Wert in Sch. od. Fr.**	
Schweiz, Elsaß, Italien, Tschechoslowakei, Ungarn, Rumänien, Polen	**bei Einzelsendung**	**Mk. 2.50**
	bei wenigstens 5 Abonnenten	**Mk. 2.30**
	„ „ 20 „	**Mk. 2.15**
	„ 40 Abonnenten	**Mk. 2.—**
	bezw. denselben Wert in Fr., Lire, Kc., Zl. etc.	

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen sind zu richten

für Süddeutschland, Tschechoslowakei, Elsaß-Lothringen, Italien:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Würzburg, Pleicher-Ring 3
Postscheckkonto Nürnberg 194

für Rheinland, Westfalen und Luxemburg:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Köln, Brandenburgerstr. 8
Postscheckkonto Köln 1652

für Schlesien und Norddeutschland:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Breslau IX, Sternstr. 52 p
Postscheckamt Breslau 15625

für Österreich, Ungarn, Tirol, Vorarlberg, Jugoslawien und Rumänien:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Linz a. D., Steingasse 23 a
Postsparkasse Wien 24847, Budapest 19814

für Schweiz und Liechtenstein:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Altdorf (Ct. Uri)
Postscheckkonto Luzern VII 187

Nachrichten aus unsern Häusern

Mariannhill. Der Dirigent des Brüderchores in Mariannhill bittet herzlich um ein neues Orgelharmonium; denn das augenblickliche ist ein alter, ausgedienter Kasten. Pater Salesius Esser, der Superior des Mutterhauses, unterstützt ebenfalls diese Bitte. Etwaige Gaben für das Instrument, oder ein solches (tropenfähig) können an die Vertretung Würzburg oder direkt nach Mariannhill, Natal-Süd-Afrika gerichtet werden.

St. Paul. Im Monat Mai empfingen 19 Kleriker das Kleid des Ordens und ebenso 36 Brüderkandidaten. 12 Kleriker-Professen bezogen die Universität Würzburg und eine Reihe Brüder-Professen fand Anstellung in den verschiedenen europäischen Häusern der Gesellschaft. Im Herbst werden wieder Missionare nach Mariannhill reisen in die Mission. Daß der Gesundheitszustand der Missionare in den Missionen recht gut ist, zeigt die hohe Lebensdauer der dort wirkenden Missionare. Mögen viele sich vom Herrn des Weinberges rufen lassen zur gesegneten Mitarbeit.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Hauptsorge der Gesellschaft ist das im Werden begriffene Priesterseminar für unsere Kleriker in Würzburg. Möge der Opfersinn der Gläubigen nicht nachlassen um das Werk zu vollenden, welches eine bittere Notwendigkeit ist. Der liebe Gott wird jede Gabe tausendfach belohnen. Aber auch die Missionare von Mariannhill werden für die Wohltäter und Helfer in besonderer Weise beten. Der Zug zum Ordensstande im Missionsberuf ist stark und zahlreiche Knaben und Jünglinge bereiten sich in unsern Studienhäusern und Postulatshäusern auf ihren hohen Beruf vor. Soll man die Seelen, die sich dem edelsten der Berufe widmen wollen abweisen, weil einzig und allein die Wohnungsfrage hindernd in den Weg tritt? Mehr als je bedarf ein Missionar gründlicher Vorbereitung und Ausbildung, und die wird am besten gewährleistet in guten und bewährten Bildungsanstalten. Deshalb sollen unsere Studierenden die höheren Studien teils im eigenen Seminar, teils an der Hochschule vollenden. In Würzburg mit seiner berühmten und bewährten Universität ist hierzu die Gelegenheit geboten, wo unsere zukünftigen Missionare aus Nord- und Süddeutschland sich einfinden sollen in dem geplanten Priesterseminar.

Der hochwürdigste Herr Pater General wird gegen Ende des Jahres wieder nach Südafrika zurückkehren, nachdem er wichtige Fragen der Genossenschaft betreffend regeln mußte. Mit dem Segen des hl. Vaters begleitet, wird er mit neuer Kraft sein schwieriges Amt zum Segen der Genossenschaft und der ihm anvertrauten Mission ausüben.

Rhodesia. Triashill P. O. Rusapi. Hochw. Pater Atzwanger würde gerne seine interessanten Berichte „illustrieren", wenn er eine bescheidene Kamera hätte. Augenblicklich stellt eine protestantische Farmersfrau gelegentlich ihren Apparat zur Verfügung, deshalb kann der Apparat nicht mit „auf Tour" genommen werden. Wer wird diesen Wunsch auf Weihnachten erfüllen? Je mehr und gute Photos aus den Missionen zu uns gelangen, desto reicher wird auch der Bildschmuck des „Vergißmeinnichts" werden.

Würzburg: Am 29. Mai empfing Fr. **Theodor Hohler** R. M. M. in der Bischöfl. Hauskapelle die hl. Priesterweihe. Die Primiz fand am 5. Juni in der Schweiz statt in Zuzgen (Aargau) unter regster Anteilnahme der Pfarrgemeinde. Pater Hohler ist seit 1926 Präfekt im „Aloysianum" in Lohr.

Gottes Ährenlese

Ehrw. Br. Rochus Keim ging in Mariannhill zur ewigen Ruhe ein nach einem arbeitsreichen Leben im Alter von 83 Jahren, von denen er 30 Jahre im Ordensstande verbrachte. R. i. P.

Aus Welt und Kirche

Missionsärztliches Institut in Würzburg. Dem soeben erschienenen Jahresbericht entnehmen wir, daß die Zahl der in Würzburg ausgebildeten Missionsschwestern auf rund 90 gestiegen ist. An einem medizinischen Kursus für Missionare nahmen 40 Herren aus den verschiedensten Orden teil. Im Sommersemester 1926 weilten 18 Herren und 2 Damen zum Studium im Institut. Im Wintersemester war die Zahl ein wenig höher. Für die Medizinstudierenden wurden Ergänzungsvorlesungen in Philosophie, religionswissenschaftlichen und medizinisch-moralischen Fragen gehalten. Desgleichen Konferenzen zur Einführung ins innere Leben und in die Berufsethik. Im selben Jahrbuch wird die Gesamtzahl der englischen, protestantischen Missionsärzte auf 513, der amerikanischen und australischen auf 674 angegeben. Deutsche evangelische Missionsärzte gab es Anfang dieses Jahres 23.

Die Lage der Christen in China. Der Zentrale der Missionsvereinigung katholischer Frauen und Jungfrauen in Pfaffendorf, Kreis Koblenz, teilte der hochw. Pater Damascen Herkenrath aus der Franziskanermission in China folgendes mit: Kaum irgendwo in der Welt sieht die katholische Kirche auf so viele Trümmer wie hier in China. Maßgebenden Berichten von Augenzeugen gemäß ist die Mission im Süden Chinas total vernichtet, das Werk jahrelanger Arbeit zerschlagen. Die wirkliche Lage ist der Öffentlichkeit nicht bekannt. Nicht nur, daß diese bolschiwisierten Banden die ausländischen Missionare und die Schwestern vertrieben haben, auch die Christen versuchen sie mit allen Mitteln dem Glauben an Christus zu entziehen, sie zu Apostaten zu machen. Es ist ein wirklich satanisches Werk, das dort im Süden geschehen, und als einziger Trost in dieser großen Trübsal bleibt den armen Missionaren nichts als der Glaube an Gottes Vorsehung und Allmacht, die auch aus diesem Bösen vielleicht Gutes entstehen läßt. Wie und auf welche Wei-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

se, das ist vor unsern Augen jetzt noch verborgen. Hier im Norden leben wir noch im Frieden, und solange die Nordtruppen standhalten werden, dürfen wir hoffen, in Frieden den Samen des Evangeliums weiter in die heilsbedürftigen Herzen dieses armen, geplagten und bedrückten Volkes senken zu dürfen.

Holland trifft Vorbereitung für ein kirchliches Jubiläum. Holland hat ein National-Komitee ernannt, um Vorbereitungen für die Feier des 50jährigen Todestages des Erzbischofs John Zwysen zu treffen, des großen Reorganisators geistlicher Orden in Holland nach 300jähriger protestantischer Oberherrschaft. In Tilburg, wo da erste Zusammentreffen des damaligen Priesters mit dem späteren König Wilhelm III. stattfand, ist die Errichtung eines Denkmals geplant. Diese Begegnung und die daraus sich entwickelnde Freundschaft zwischen Priester und König war der Grundstein der Restauration der katholischen Kirche in Holland, die 1853 vor sich ging. Pater Zwysen wurde als erster nach der Reformation zum Erzbischof von Utrecht ernannt. 1868 versammelte er die erste Provinzialsynode. Noch als Pfarrer von Tilburg hatte er zwei religiöse Orden gegründet, darunter den Orden der Barmherzigen Schwestern Unserer gnadenreichen Muttergottes, der heute über 3000 Mitglieder zählt.

Eine indische Prinzessin beim Kardinal-Erzbischof von Pisa. Vor einiger Zeit empfing die Stadt Pisa den Besuch der Familie des indischen Radschah von Tehri Garhwal, die begeistert die Kunstdenkmäler Pisas besichtigte und in ihrem exotischen Aufzug viel Aufsehen erregte. Eine der Prinzessinen aber, die katholischen Glaubens ist, wollte den Erzbischof der Stadt, den fast siebzigjährigen Kardinal Pietro Maffi, sehen und setzte es durch, daß sie von dem Kirchenfürsten zu einem kurzen Besuch empfangen wurde.

Der einheimische Klerus in Ostasien. Nach einer neueren Statistik gibt es heute im fernen Osten 2440 einheimische katholische Priester. Davon entfallen 60 auf Japan und Korea, 830 auf China, 700 auf Hinterindien, 850 auf Vorderindien und auf Ceylon.

Ein koptisches Dorf in Ägypten zur katholischen Kirche übergetreten. Ein koptisches Dorf, Deir Rifa in Oberägypten, wo St. Johann, der Almosenspender, einige Zeit gelebt haben soll, ist in seiner Gesamtheit zum katholischen Glauben übergetreten. Die Kopten stammen von den alten ägyptischen Christen ab, die unter der mohammedanischen Herrschaft ihrem Glauben bis gegen die Mitte des 5. Jahrhunderts treu blieben. 1442 wurden sie dann zum zweiten Male in die katholische Kirche aufgenommen, fielen bald aber wiederum ab.

Die Marthyrer von Guadalajara. Die Katholikenverfolgung tobt in Mexiko mit ungebrochener Wut fort. Besonders in Guadalajara, der Hauptstadt des Staates Jalisco, gehen die Callisten mit äußerster Schärfe gegen die treuen Katholiken vor. Davon kann die liberale und sozialistische Presse natürlich nichts berichten, denn nur Nachrichten, die aus dem Umarbeitungsatelier der bolschewistischen Regierung hervorgegangen sind, dürfen ja ins Ausland gelangen. Ein Brief vom Schauplatz der Ereignisse, der der Wachsamkeit der mexikanischen Zensurbehörden entging, zeichnet ein ergreifendes Bild aus dem Heldenkampf, den Mexikos Katholiken nun schon über ein Jahr um ihre heiligsten Güter führen müssen.

Guadalajara, 10. April 1927 . . . Am Morgen des 1. d. M. wurde das unscheinbare Haus überfallen, in dem Anacleto Gonzalez Flores und die drei Brüder Vargas Gonzalez sich verborgen hielten. Flores ist der Führer der „Union Popular“ (Vereinigung der katholischen Arbeiterschaft) und der Herausgeber der Zeitschrift „Gladium“, die kraftvoll für die Rechte der unterdrückten Kirche eintrat. Das packend geschriebene Blatt erreichte trotz aller Schikanen der Behörden die für mexikanische Verhältnisse sehr hohe Bezieherzahl von 30 000. Die drei Brüder waren Flores' treueste und unermüdlichste Helfer. Es ist klar, daß die Regierung diesen entschlossenen Vorkämpfer der katholischen Sache um jeden Preis in ihre Hand bringen wollte. Diesmal waren umfassende Vorbereitungen für die Verhaftung getroffen. Es gab kein Entrinnen mehr: Der ganze Häuserblock war von einem starken Aufgebot umstellt. Sogar auf den Dächern standen Posten. Als Flores dies sah, lieferte er sich selbst den Häschern aus und bat, man möge die andern verschonen. Doch alle vier wurden in die Kaserne „Colorado Grande“, unser modernstes Amphitheater, geschleppt. Zur selben Zeit wurde in einem anderen Hause ein junger Mann namens Luis Padilla verhaftet und auch in die Kaserne eingeliefert. Die Opfer erhielten den ganzen Morgen nichts zu essen. Um 2 Uhr nachmittags — es war der erste Freitag des Monats — begann das grausame Marthyrium.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht
Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission
Nr. 8 August 1927 45. Jahrgang

Maria Himmelfahrt

Mächtig erbrausend mit jubelndem Schall
Zittert es durch das lauschende All:
„Preis dir, Maria!" — Vom göttlichen Sohne
Ist sie geziert mit der Demantkrone.

Schimmernde Reihen himmlischer Heere
Singen mit Jauchzen der Königin Ehre,
Künden mit nimmer ermüdenden Zungen,
Wie sie den höllischen Drachen bezwungen.

Hin über's leidvolle Tränental
Gleitet vom Himmel ein Freudenstrahl,
Rufet zum Fest auch die Menschenkinder,
Rufet sie alle, Gerechte und Sünder.

Himmel und Erde lobsingen der einen
Göttlichen Mutter, der heiligen, reinen;
Himmel und Erde mit dankbarem Sinn
Preisen Maria als Königin.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Von Pater Dom. Sauerland, R. M. M.

Einiges über Ursprung und Geschichte des Zuluvolkes

VII. Die Ermordung des Dingiswayo.

Der Ndwandwe-Krieg: erster Angriff. Der zweite Angriff und Flucht Zwides. Pakatwayo.

Dem Ndwandwe-Häuptling Zwide war es auf nicht ganz einwandfreie Weise gelungen, sich, nach allgemeinem Glauben der Eingeborenen, ein unfehlbares Geheimmittel von Dingiswayo selbst zu erschleichen, durch dessen Besitz Zwide hoffte, über den Mtetwa-Häuptling eine geheime Gewalt zu bekommen. Er begann sofort den Dingiswayo anzugreifen, der keine Ahnung hatte von dem kriegerischen Vorhaben, bis Zwides Armee schon bei Hlabisa, an der Nordwestgrenze des Mtetwalandes angekommen war.

Nach einer andern Tradition soll der Kampf Zwides mit Dingiswayo durch einen gewissen Malusi, einem Führer des Ndwandwe-Stammes verursacht worden sein, der aus irgend einem Grunde den Schutz Dingwayos angerufen hatte. Diesen Vorfall nahm Zwide sehr übel auf und um dem Dingiswayo zuvorzukommen machte er seine Truppen bei Hlabisa mobil. Welches der Grund auch immer war, Tatsache ist, daß Dingiswayo unvermutet angegriffen wurde. Er traf sofort Gegenmaßnahmen, mobilisierte seinerseits und forderte die Unterstützung der Zulus. Doch während die Letzteren noch im Aufmarsch begriffen waren am Mayiwane-Paß und die eigenen Truppen noch in beträchtlicher Entfernung ihm folgte, wagte sich Dingiswayo mit einer schwachen Eskorte zur Rekognoszierung vor und wurde von den Ndwandwes überrumpelt — wie behauptet wird auf geheime Nachricht des Tschaka hin, der die Zwidetruppen von der Unvorsichtigkeit Dingiswayos benachrichtigt hätte. Das Unglück geschah noch bevor beide feindliche Streitkräfte aufeinandergestoßen waren. Nun waren zwar die Ndwandwes oft genug von den Mtetwas bestraft worden und selbst ihre Häuptlinge des öftern in Gefangenschaft geraten, aber von Dingiswayo immer wieder freigegeben worden. So konnte man diesmal auch auf Gegenseitigkeit hoffen, zumal Zwide eine Schwester Dingiswayos zur Frau hatte. Aber Zwide hörte auf den Rat seiner grausamen Mutter Ntombazi und nach dreitägiger schmachvoller Behandlung wurde der beste und fähigste Häuptling seiner Rasse getötet um das Jahr 1818.

Die Mtetwa-Nation fühlte ihre Schwäche, nachdem ihr großer Häuptling tot war und da auch die gefürchtete Zulumacht sich drohend am westlichen Horizont erhob, so fiel sie sofort der Auflösung anheim. Mondiso, des verstorbenen Königs Bruder, machte vergeblich Versuche, die Völker zusammenzuhalten; aber durch das Erscheinen Tschakas selber

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

wurde er rasch von seiner Illusion befreit. Nach schwachem Widerstande verleibte Tschaka die führerlosen Mtetwa-Krieger seiner eigenen Streitmacht ein. Tschaka, der nun keinen Oberhäuptling mehr hatte, der ihn in seinen Machtbestrebungen hindern konnte, wurde überaus stark und sein Heer unüberwindlich. Er hatte den Gipfel seiner Macht erreicht und übte sie auch skrupellos aus. Während seiner Regierungszeit führte er nebst einer zahllosen Reihe kleinerer Kriege, Gemetzel und blutiger Schauspiele drei Feldzüge von größerer Bedeutung. Der erste dieser Feldzüge war jener mit den Ndwandwes, welcher jenen gegen Sikunyana zur Folge hatte.

Der Ndwandwe-Krieg: erster Angriff. Gegen den mächtigen Ndwandwe-Stamm, vor dem Tschaka bis jetzt in beständiger Angst gelebt hatte, konnte nicht vorgegangen werden, ohne daß mit einem etwaigen Mißlingen gerechnet werden mußte. Zwide selbst ergriff nun die Offensive. Da er vernahm, daß die Zulu unter Tschaka dem Dingiswayo zu Hilfe geeilt waren, wurde er gegen diesen aufgebracht und in der Absicht, die Völker, welche nach Dingiswayos Fall unter die Herrschaft Tschakas geraten waren, sich selbst zu unterwerfen, rüstete er sofort eine Strafexpedition gegen diesen aus. Aber Tschaka ließ sich nicht überraschen. Sein Heer war bereit, dem Feinde gegenüber zu treten. Nachdem er seine Krieger, Mangosi aus dem ema Mbateni-Stamm, Nkayishana aus der Kuzwayo-Sippe, Mdindwa, „der wilde Bergbüffel", Ncozana von Moni, Nobanda, Msasane und andere mit ungewöhnlicher Tapferkeit begeistert hatte, griff er den herannahenden Feind an, dessen Menge zahllos war „wie herumliegende Kehrichtabfälle." Zwide führte längst nicht mehr seine eigenen Armeen an, wie es Tschaka tat, sondern sein Bruder Ngabeni, sein Thronerbe Nomashlanjana und seine anderen Söhne, Mpepa, Dayingubo und Nombegula waren mit dabei. Gegen diese richtete sich der Hauptstoß der Zulustreitmacht. Alle wurden getötet und die Ndwandwes in die Flucht geschlagen.

Zweiter Angriff und Flucht Zwides. Als Zwide die Nachricht von der Niederlage der Seinen erhielt, suchte er sich erst zu erholen von dem Unglück und befahl dann seinem Heere wieder gegen die Zulus zu marschieren, um für seine gefallenen Söhne „die Speere im Blute eines Ochsen zu waschen." Sie zogen also zum zweitenmal mit voller Streitmacht aus, um Tschaka eine Schlacht zu liefern. Doch dieser Meister in der Strategie hatte seinen Plan wohlausgedacht. Im ganzen Lande wurde die Ernte und alle Nahrungsmittel vernichtet und der ganze Zulustamm mit Frauen und Kindern mit Hab und Gut und allem Vieh zog zu dem verlassenen Lande in der Nähe von Nkandhla, südlich des Mhlatuze. Tschaka hatte richtig vorausgesehen, daß der Feind sich auf die Ernte und das Vieh im Zululande verlassen werde, aber notwendigerweise einen größeren Marsch machen müsse, um die Zulus zu erreichen und dann ausgehungert wenig widerstandsfähig sei. Und so

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

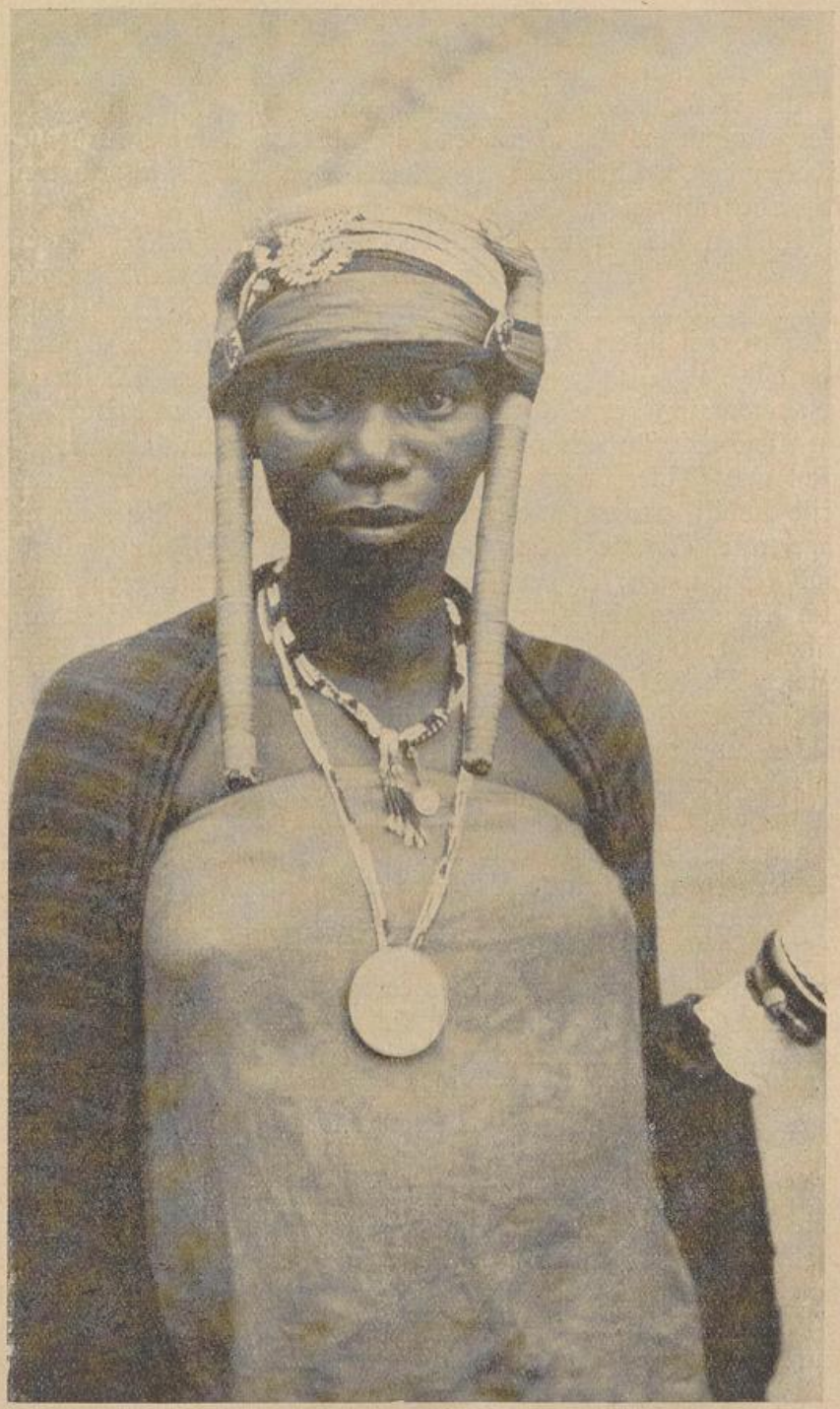
war es auch. Zwides Armee fand am Ende ihres ermüdenden Marsches keine Nahrungsmittel und war gezwungen, mehrere Tagesmärsche weiter zu ziehen mit leerem Magen. Der Weg führte noch dazu durch ein Land, das die Geduld der Leute auf eine harte Probe stellte. Sie fanden endlich die Zulus ruhig bei Nkandhla lagernd. Tschaka schickte ihnen sofort seine weniger guten Regimenter entgegen, welche den Feind beunruhigen sollten. Dadurch wurden die Ndwandwes noch mehr ermüdet. Sie suchten nun völlig erschöpft in einem notwendigen Schlaf ihre Kräfte zu sammeln. Der verschlagene Tschaka war aber jetzt gerade sehr wachsam und sandte seine jungen Krieger vor, welche sich an das wenig gesicherte Lager der Zwide-Armee heranmachten und ein unbarmherziges Gemetzel veranstalteten. Die Zwide-Truppen entgingen nur dadurch dem Schicksal eines Sennacherib, daß Tschaka seine totbringenden „Engel" anwieß, das Schlachten einzustellen und vor Tagesanbruch zurückzukehren. Am andern Morgen jedoch sammelten sich die Ndwandwe-Krieger zur Entscheidungsschlacht.

Die Kerntruppen des Zuluheeres, die bis zu diesem Augenblicke in Reserve standen fielen nun einer Lawine gleich über die Krieger Zwides her. Die Ndwandwes konnten nicht widerstehen und flohen bis an den Mhlatuze, wo sie gänzlich geschlagen wurden. Tschaka nützte seinen Sieg aus und verfolgte den fliehenden Feind bis in sein eigenes Land. Sobald sich seine Krieger den Kraals näherten, ließ Tschaka den Ndwandwe-Kriegsgesang anstimmen. Die Frauen eilten herbei, um ihre eigenen Krieger zu begrüßen und liefen so dem Sieger in die Hände. Der Häuptling Zwide aber konnte sich rechtzeitig in Sicherheit bringen. Er kam mit dem Leben davon, aber der ganze Stamm wurde eine Beute Tschakas.

Tschaka stand auf dem Gipfel seiner Macht, die er mit Blut und Eisen sich errungen hatte. Seine unbesiegbaren Truppen hatten unter seiner Führung den größten Teil der südafrikanischen Welt über den Haufen geworfen und diese lag nun vor den Klauen der blutigen Bestie. Er hätte sich auf seinen Lorbeeren ausruhen können, aber er blieb unruhig. Als Mann in der Blüte der Jahre, ungefähr 35 Jahre alt, bekam er friedlichere Anwandlungen. Er hatte sich entschlossen, sein Leben niemals mit dem verweichlichenden Ehejoche zu belasten — er hielt diesen Vorsatz bis zu seinem plötzlichen Ende — noch wünschte er ein Kind zu hinterlassen, das sich bei seinem Tode auf das Erbe freuen könnte. Dieser blutige Junggeselle fühlte nun auf einmal ein wärmeres Interesse für die Töchter des Kondhlo.

Pakatwayo, der Sohn Kondhlos, war der Häuptling der Quaben, eines Stammes der nahe an der Küste wohnte. Dieser Häuptling war ein entfernter Vetter Tschakas. Tschaka hatte die Schwestern Pakatwayos kennen gelernt während er im angrenzenden Gebiete Dingiswayos heranwuchs. Jetzt wollte er sie besitzen, und um dies zu erreichen waren

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Eine heidnische Zulufrau

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ihm jedes Mittel recht. Wenn der Wolf zu feige ist dem Lämmlein offen entgegenzutreten, so tut er es auf Schleichwegen. Es wurde nun zwischen beiden Häuptlingen ein Jugendfest veranstaltet, wobei die Jünglinge und Jungfrauen beider Stämme an Tanz und Spiel sich erfreuen sollte. Als Pakatwayo besser tanzte als Tschaka, äußerte Letzterer: „Im Tanze magst du mir überlegen sein, aber im Kampfe wirst du mich nicht überwinden." Mit dieser unheilverkündenden Bemerkung trennten sich die beiden Parteien.

Ein Anlaß war bald gefunden als Tschaka eine abfällige Bemerkung Pakatwayos über ihn vernommen hatte. Eine Strafexpedition war die Folge. Die Zulu lagerten am untern Mhlatuze und Tschaka befahl seinen Kriegern, mit ihrem Munde einige Ähren Kaffernkorn zu sammeln, dieselben wie das Vieh zu verzehren und nicht mit den Händen zu berühren, „denn nicht heute ist mein Tag, sondern morgen werde ich eine Schlacht liefern." Pakatwayo war über das Herannahen der Zulus überrascht und schickte sofort Krieger zum Erkundigungsdienste aus. In aller Eile mobilisierte er seine eigenen Streitkräfte und schon am folgenden Tage traten sich die beiden Heere gegenüber. Die Zulus sollen „wie Mambas (Schlangen) in dem langen, trockenen Grase gehockt haben" und bald trieben sie die Linie der Quaben zurück bis zum Standort des Häuptlings, der die Schlacht von einer sicheren, vorteilhaften Stellung beobachtete. In diesem kritischen Augenblick wurde Pakatwayo durch eine plötzliche Halsmuskelverzerrung außer Gefecht gesetzt. Dieser Vorfall machte auf seine Leute einen niederschmetternden Eindruck. Denn im höchsten Augenblick der Gefahr waren sie führerlos. So ergriffen die Quaben vollends die Flucht und Pakatwayo geriet in Gefangenschaft. Sofort wurde Tschaka vom Unglücke des Gegners benachrichtigt, „sein Hals sei verdreht und sein Kopf schaue nach hinten." „Fügt diesem meinem Bruder kein Leid zu", sagte der Listige, „tragt ihn sachte in seinen Kraal. Ich selbst aber muß mich von ihm ferne halten, damit er nicht etwa durch meine Gegenwart niedergedrückt werde und sterbe. — Doch sein Vieh habt ihr herbeizubringen!" Es war aber nicht allein das Vieh des Pakatwayo, sondern auch eine bestürzte Gesellschaft junger Mädchen — die Töchter Kondhlos. Hatten diese erst Tschaka verachtet, so suchten sie jetzt die Gunst des Siegers zu erlangen. Tschaka begab sich zum em Tandeni-Kraal. Am Abend noch erkundigte er sich nach seinem königlichen Patienten. Es wurde ihm gemeldet, er sei besser und sein Kopf stehe wieder gerade. „Dann", sagte der Schlaue, „wenn es so ist, so schickt seine Brüder (die auch im Kampfe gefangen worden waren) zu ihm, damit sie während der Nacht bei ihm wachen. Möge dieses Kind meines Vaters sich wieder erholen; wir haben wohl mit ihm gekämpft, doch nicht beabsichtigt ihn zu töten. Und gerade diese Brüder Pakatwayos, welche Tschaka ausersehen hatten, um während der Nacht bei ihm zu wachen, waren eben jene, die infolge von Familienzwistigkeiten

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sich schon längst mit ihrem Bruder entfremdet hatten und jetzt seine Todfeinde waren. Die schon längst gesuchte Gelegenheit war für sie gekommen und sie taten in jener Nacht ihre Pflicht sehr gut, indem sie das Haupt ihres Bruders so verdrehten, daß es nie mehr in seine alte Lage zurückkehrte. Am andern Morgen meldeten sie alsdann den Tod Pakatwayos. „Weh! weh!" jammerte der Listige, „und von seinen eigenen Brüdern ist er getötet worden!" Auf solche Weise bildete also der verschlagene Meister der Strategie die Welt nach seinem Gefallen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Bitte des Bruder-Kirchenchores in Mariannhill

„Gesang verschönert das Leben, Gesang erfreut das Herz,
Ihn hat uns Gott gegeben zu lindern Sorg und Schmerz."

Wenn der Sinn dieser Worte im profanen Gesang schon viel Wahres für sich hat, dann noch vielmehr im geistlichen, im Kirchengesang. Wie viel Gutes ist wohl schon im Stillen durch einen schönen, erbauenden Kirchengesang gestiftet worden! Hat doch der Kirchengesang schon so oft die erkalteten Herzen, die jahrelang der Kirche fern standen, wieder aufgeweckt, gleichsam wie eine beredte Predigt auf sie einwirkt. Sie erinnern sich wieder der früheren Jahre, da sie auch so froh mitgesungen, gleich einem Echo klingt es ihnen immer wieder und ruft ihnen zu: „Kehre zurück zu Gott, auf daß du wieder froh bist." Oder zieht nicht so oft der feierliche Festgesang, der feurige Orgelton die Seele so recht in die Festfreude hinein, auf daß sie mitjubelt und so erst recht in die Feststimmung hineingetragen wird. Ist es nicht erfreulich zu wissen, daß auf dem weiten Erdenrund wo immer nur eine katholische Mission und Kirche errichtet ist, Gottes Lob gesungen wird. Es heißt ja im 116. Psalm: „Lobet den Herrn alle Völker, lobet Ihn alle Nationen."

Auch hier bei uns im fernen Süden Afrikas, wo am Sternenhimmel das Kreuz des Südens auf das schwarze Negervolk herniederleuchtet, wird Gottes Lob gesungen, werden die Feste mit feierlichem Gesang und Orgel oder Harmonium gefeiert. Das schwarze, heitere Naturvolk gibt viel auf Musik und Gesang, besonders bei den Männern. Überhaupt wie es nun einmal einem Naturvolk eigen ist, haben sie viel Sinn fürs Äußerliche; schön geschmückte Kirchen und Altäre, Musik und Gesang imponiert und zieht sie an. Wie oft schon konnte man von den Protestanten, deren es hier in Süd-Afrika so viele Sekten gibt, die Äußerung hören: „Einen solchen schönen Gottesdienst haben nur die Amaroma, die Katholiken."

Hier in Mariannhill, dem Mutterhaus unserer Mission, wird der Kir-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

chengesang auch nach besten Kräften gepflegt und ist es für die Brüder Ehrensache, zur Verschönerung und Erhöhung des Gottesdienstes mitwirken zu können. Hat doch der Brüder-Kirchenchor nicht nur die Aufgabe, das Jahr hindurch in der Klosterkirche, sondern auch in der bischöflichen Kathedrale bei besonderen Festlichkeiten und Pontifikalämtern zur Verschönerung des Gottesdienstes mitzuwirken. Damit aber, wie es sich für eine große Klosterkirche und eine Kathedrale geziemt, die Gesänge immer gut ausgeführt werden können, müssen der Sängerchor wie auch die Organisten sich immer gut vorbereiten. Für diese Vorbereitungen und Übungen sollte man aber auch ein Instrument, ein Harmonium zur Verfügung haben, das seinem Zweck entspricht. Unser Harmonium, welches wir nun seit vielen Jahren im Gebrauch haben, ist schon sehr altersschwach und will trotz wiederholter Reparatur nicht mehr seinen Dienst erfüllen.

Verehrte Leser und Leserinnen des „Vergißmeinnichts!" Der Schreiber dieser Zeilen möchte nun, wie schon in der Überschrift angedeutet ist, um ein Scherflein bitten zur Anschaffung eines neuen Orgelharmoniums; diese Gabe ist so viel als wie für die Kirche gegeben. Die verehrten Wohltäter haben dann auch Anteil an unseren Gesängen, und bekanntlich heißt es: „Gesungen ist zweimal gebetet." Der Kirchengesang und auch die damit verbundenen Übungen sind von der hl. Kirche mit Ablässen versehen worden.

Allen denen, die sich im Herzen angetrieben fühlen für diesen guten Zweck eine Liebesgabe zu spenden, möchte ich bitten, selbiges an unsere Missions-Vertretung Würzburg einzusenden mit der ausdrücklichen Bemerkung: „Ist für Anschaffung eines Orgelharmoniums für den Brüder-Kirchenchor Mariannhill bestimmt." — Gerne wünschten wir den wakkeren Brüdern die Erfüllung ihrer Bitte. D. R.

Von P. Hoche

Mutter und Söhne

Mit Recht ruft Pestalozzi, der große Schweizer, in seinen Abendstunden eines Einsiedlers aus: „O Vaterhaus, du Grundlage aller Sitten und des Staates!" Ein anderes Wort sagt ebenso wahr: „Das stille Haus, das Heiligtum der Liebe, ist die Pflanzstätte aller Menschlichkeit und Tugend." In der Familie bildet sich ja der zukünftige junge Mensch wie die Perle in der Muschel, der Vogel im Ei; hier empfängt er seine ersten Eindrücke, hierher kehrt er immer wieder von neuem zurück, um wieder Kraft und Anregung zu empfangen. Kann daher die Erziehung durch die Familie auch nicht alles bewirken, so ist sie doch immerhin einer der stärksten Faktoren, die die zukünftige Persönlichkeit bestimmen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Erntesegen

In der Gegenwart droht unser reiches deutsches Familienleben in gewisser Hinsicht zu verarmen. Schuld daran ist neben anderem vielfach der wirtschaftliche Wandel unserer Tage. Ein großer Teil der Familienväter ist den Tag über fern vom Hause und in Fabriken, Werkstätten und Schreibstuben beschäftigt. In ihrem Heim sind sie oft nur vom Abend bis zum Morgen, also wenn die Kinder noch oder schon schlafen. Es ist klar, daß auf diese Weise nicht nur der erziehliche Einfluß der erziehenden Arbeit völlig verloren geht, sondern daß der Vater überhaupt nicht in der Lage ist, seine Persönlichkeit erzieherisch auszuwirken. Diese veränderten modernen Verhältnisse stellen an die Mutter ganz erhebliche Mehrforderungen. Je mehr des Vaters Einfluß fehlt, umso entschiedener muß sie den Ihrigen zur Geltung bringen. Auf ihr ruht die Verantwortung, die Ibsen mit den Worten kennzeichnet: „Die Frauen werden die Menschheitsfrage lösen, als Mütter werden sie es tun." Es ist daher unendlich zu bedauern, wenn auch die Mutter gezwungen wird, außer dem Hause dem Erwerb nachzugehen, es ist ebenso zu verurteilen, wenn man Stimmung dafür zu machen sucht, daß die verheiratete Frau, auch die Mutter, im Amte bleiben darf. Für sie gibt es nur einen ersten Platz: bei ihren Kindern. Nur Not oder seltene Ausnahmen hochbegabter Frauen sollten hier einen Sonderfall rechtfertigen. Es gälte vielleicht als natürlich, wenn dem Vater im allgemeinen der Sohn, der Mutter dagegen die Tochter näher stünde. Vielfach wird es auch so sein. Umgekehrt trifft aber im Seelenleben der Eltern und Kinder das Gesetz zu, daß sich die ungleichen Pole oft anziehen. In der Tat ist auch das Verhältnis der Mutter zum Sohne von besonderer Wichtigkeit, sicher bedeutungsvoller als das des Vaters zur Tochter. Es ist die Aufgabe der Mutter, zu ihrem Sohne in ein warmes, innerliches Verhältnis zu treten. Schon weil der Junge oft mehr Stärke, robustes Auftreten, ungezügelte Kraft, Maßlosigkeit äußert, wird es nur erwünscht sein, wenn er den mildernden, besänftigenden Einfluß eines weicheren, abgeklärten Frauencharakters erfährt. Die mütterliche Persönlichkeit muß ihm, der doch noch mehr als das Mädchen ins rauhe Leben hinaus muß, ein Leitstern in den Gefahren und Kämpfen des Tages sein, ein leuchtendes Vorbild der Reinheit. Als der junge Parzival in die Fremde zog, da war es ihm natürlich, daß er die Lehren seiner Mutter Herzeleide nicht nur auf der Zunge, sondern auch im Herzen trug, und wer Gottfried Kellers herrliche Erzählung „Frau Regel Amrain und ihr Jüngster" kennt, weiß, wie eine verwitwete Frau imstande ist, in tiefer mütterlicher Liebe und zugleich doch mit väterlichem Ernst einen Sohn zu erziehen.

Vor allem wird die Mutter durch ihr eigenes Leben den Sohn zur Schätzung, zur Ehrfurcht gegen ihr eigenes Geschlecht erziehen können und müssen. Heute fehlt den Männern häufig diese Hochachtung vor den Mädchen, vor dem weiblichen Geschlecht überhaupt, oft als Folge

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

falscher Erziehung. Es ereignet sich, daß der Junge dem Mädchen gegenüber als Herr in der Kinderstube aufgezogen wird, als ob er der besondere Stolz der Familie wäre. Das merkt der kleine Fant und bald wächst er in die Anschauung der Eltern hinein. Ohne Nachdenken behält mancher Mann diese Ansicht sein Lebtag bei. Hier kann die Mutter schon erzieherisch wirken, indem sie den ungerechtfertigten Unterschied zwischen Bruder und Schwester nicht erst keimen läßt. Ebenso wichtig wird es sein, den heranwachsenden und erwachsenen Sohn so zu beeinflussen, daß er ihr von selbst immer Hochachtung und Verehrung entgegenbringt. Zwischen Mutter und Tochter pflegt das Verhältnis mit den Jahren meist inniger zu werden, ganz von selber, aber auch den Sohn muß die Mutter zur tiefsten Pietät gegen sich bringen. Gewiß ist es schön, wenn der kleine Bube seine Mutter froh umhalst, noch rührender aber, wenn auch der erwachsene Mann der Mutter in treuester Liebe lebt. Wie innig ist das Verhältnis von Mutter und Söhnen in Stielers reizendem „Winteridyll" gekennzeichnet, wenn die Söhne bekennen:

„Wie senkte sich dein Blick, der frohe, schöne
Hinein ins Tun und Denken deiner Söhne.
Wir haben alles mit dir durchgesprochen,
Die frohen Feste und die sauren Wochen,
Und jedes Wort war ein lebend'ger Keim!"

Die Mutter, die ihren Sohn so an sich fesselt, dient nicht nur diesem, sondern ihrem Geschlecht. Der Mann, der im rechten, im zarten Verhältnis zu seiner Mutter steht, kann gar nicht unritterlich zu seiner Schwester sein, er wird im allgemeinen auch von Hochachtung gegen das weibliche Geschlecht überhaupt erfüllt sein.

Was die Mutter dem Sohne fürs ganze Leben ist, sagt der Dichter bezeichnend:

„Ich bin allein seit vielen Jahren
Und trag es klaglos, wie ich muß.
Nur hätt' ich's gerne noch erfahren,
Wie lind auf frühergrauten Haaren
Liegt einer Mutter Abschiedskuß."

In den Köpfen mancher Männer spuckt noch der Glaube, daß der Mann in der Ehe nicht nur andersartig, sondern auch mehrwertig sei, und in unzähligen Ehen hat diese Meinung das rechte Verhältnis der Gatten verschoben. Wer zu seiner Frau aber in dieser Beziehung den falschen Standpunkt einnimmt, kann schwerlich auch der treue, zarte Sohn seiner Mutter sein. Mutterliebe und Frauenliebe des Sohnes gehen von ein und derselben Wurzel aus und wirken zu gleichen Zielen hin.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Von Pater Maurus Kalus, R. M. M.

Allerlei Eindrücke aus der Mission unter den Schwarzen

Da ich nach meiner Priesterweihe mehrere Jahre in der Basutomission beschäftigt war, so ist es ein sehr günstiger Umstand für mich, daß ich jetzt Gelegenheit habe auch unsere Kaffernmission näher kennen zu lernen. Denn ein Ding lernt man durch Vergleich desselben mit einem anderen immer besser kennen. Dann ist auch noch ein negativer Vorteil dabei. Man ist nämlich da wo die wirkliche Kenntnis abgeht der Gefahr ausgesetzt, etwaige Verschiedenheiten zu hoch einzuschätzen, ja sogar Verschiedenheiten anzunehmen, wo gar keine vorhanden sind und z. B. gewisse gute oder schlechte Eigenschaften des Volkes mit dem man zu tun hat, diesem Volke ausschließlich zuzuschreiben und dasselbe eben deshalb höher oder geringer zu schätzen als andere, während in Wirklichkeit die fragliche Eigenschaft anderen Völkern ebenso gut zukommt wie denjenigen, welchem wir sie ausschließlich zuschreiben wollen. Hier nur ein Beispiel, nicht von den Menschen, sondern von der physischen Beschaffenheit des Landes genommen.

Da unsere Basutomission sich bei, oder wenn man will, in den Drakensbergen befindet, so denkt man ganz naturgemäß, daß man in dieser Mission sehr viel mit Bergsteigen zu tun hat. Allerdings muß man um genau zu sein sagen, daß es in Natal, besonders in der Nähe der Küste keine Berge gibt, aber diese werden reichlich ersetzt durch gewaltige Täler. Und wenn man da auf dem Boden eines solchen Tales angelangt ist, dann hat man bisweilen eine Höhe vor sich, die sich mit denen der Drakensberge wohl messen kann. Der Unterschied besteht nur darin, daß man in den Drakensbergen für gewöhnlich erst hinauf- und dann wieder hinabsteigen muß, während man anderswo, da wo es „keine Berge" gibt, erst hinunter und dann wieder hinaufsteigt.

Da aber die Wissenschaft keinen Berg ohne Tal anerkennt, mithin aber auch kein Tal ohne Berg anerkennen kann, so verschwindet für die Wissenschaft ein eigentlicher Unterschied, und wie jeder sich überzeugen kann, auch für die Praxis. Ja, in unserem speziellen Falle kann man noch hinzufügen, von allen Missionen Mariannhills gibt es wohl wenige mit so ebenem Terrain als die Basutomission, da vom Fuße der Drakensberge an, auf 50 Meilen und darüber, wo gerade unser Missionsfeld ist, ebenes Land sehr stark vorherrscht.

Als ich gegen Ende Februar 1911, zu welcher Zeit ich in Himmelberg stationiert war, (der Himmelberg hat auch sein, ich weiß nicht soll ich sagen Himmel- oder Höllental), den Auftrag erhielt, nach Maria-Trost zu gehen um während einiger Tage in dieser Mission auszuhelfen, war das gewiß für mich eine angenehme Nachricht. Denn abgesehen von anderen, für den Missionar bestimmenden Gründen, hatte ich da Ge-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Im Heidenkraal

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

legenheit 2 Stationen, die ich noch nie gesehen hatte, Maria-Trost und Ötting, über welcher der Weg nach Maria-Trost führt, kennen zu lernen, sowie auch neues Land und Volk zu sehen. Ich machte mich also auf den Weg nach Ötting, wo ich übernachten sollte, um am folgenden Tage den Weg nach Maria-Trost fortzusetzen.

Es war ein recht heißer, schwüler Tag. Schon befand ich mich in der Nähe von Ötting. Es zog mich dahin auf kürzestem Wege. Einen Führer hatte ich nicht. Nachdem ich den dortigen Fluß Umtwalume passiert hatte, erklomm ich in der Richtung in welcher ich Ötting vorher gesehen hatte, einen fürchterlichen Berg — wohlgemerkt vom Tal aus betrachtet. Ich war natürlich der Meinung, oben angekommen werde ich mich plötzlich vor den Toren Öttings sehen. Diese Hoffnung gab mir Mut und Kraft. Aber gut ist es dem Manne, daß er die Zukunft nicht kennt, denn wie würde er es fertig bringen sich anzustrengen und abzumühen wenn er wüßte, welch bittere Enttäuschung der Lohn seiner Mühen sein wird! Oben angekommen sehe ich mich einem bei dem heißen Wetter zwar nicht kalten aber doch gefühllosem Drahtzaun gegenüber, und dieser ist nicht einfach zu umgehen, nein, man muß notwendig wieder den Berg oder genau gesprochen, das Tal hinunterklettern, und dann natürlich auf der anderen Seite wieder hinauf. „Nun, der Mensch kann viel ertragen, wenn er muß", sagt Alban Stolz.

Ich erreichte das Tal ohne weiteren Zwischenfall, d. h. der Regenmantel, den ich hinten am Sattel festgeschnallt hatte, fiel zwar nicht dazwischen, aber herunter. Als ich den Verlust bemerkte, suchte ich und fand — nichts. Der ehrliche — wollte sagen der glückliche Finder, wird den alten Mantel wohl auch wieder mit ganz anderen Gefühlen wahrgenommen haben. Damit die Sache vollständig wird, zog, während ich den Regenmantel vergeblich suchte, ein fürchterliches Gewitter herauf. Ich trieb das Pferd an, um womöglich noch vor dem Ausbruch Ötting zu erreichen. Das Naßwerden gab mir übrigens weniger zu denken als die in der Nähe häufig einschlagenden Blitze, gegen die auch der Regenmantel ein schlechter Schutz gewesen wäre. So flüchtete ich mich zu guterletzt kurz vor Ötting in einen Kaffernkraal, während es allerdings auch da ziemlich stark zum Dache hineinregnete und hagelte. Das Unwetter hielt länger an als ich geglaubt hatte, aber endlich ging es doch vorüber und ich setzte meinen Weg fort.

Ötting gefiel mir ausgezeichnet. Wunderschöne Lage, im Hintergrund der Shlokoziberg mit einer ansteigenden Straße, jedes Stück so an seinem Platze, so malerisch wie auf einem Bilde, und dann auch noch eine schöne, neue Kirche.

Am folgenden Tage ging ich weiter nach Maria-Trost. Wieder herrliche, romantische Gegenden. Nach rechts in der Ferne sehe ich endlich auch eigentliche Berge statt lauter Täler wie bisher. Es sind die Ingela-Berge. Etwas was mir nicht gefällt, und was man bei den Basutos

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

nicht sieht, obgleich sie mit Bezug auf Lebensbedürfnisse im Allgemeinen schlechter dran sind als die Kaffern in der Nähe der Küste, das ist die Bettelei der Kinder. „Isinkwa, 'nkosi", „Brot, Herr", hört man immer wieder als Gesprächsanknüpfung. Als ich mich eben einem Kaffernkraal näherte, sprang ein Bursche aus demselben hervor, indem er eine Handvoll Zuckerrohrstengel zwischen den Beinen hielt und unter Zeichen ausgelassener Fröhlichkeit nach dem nächsten Kraale Steckenpferd gallopierte. Ich meinte fast einen Narren zu sehen, denn der Kamerad war schon stark über die Knabenjahre hinaus.

Da es von dort an wieder steil bergab ging, auf den Fluß Umzumbe zu, so holte mich kurz hernach derselbe Bursche, der gerade einen Weg in derselben Richtung zu machen hatte, ein. Da ich im Tal angekommen mich mit dem Wege nicht auskannte, so war er mir ziemlich behilflich. Ja er zeigte sich sogar ungewöhnlich gesprächig, erkundigte sich über das und jenes, erzählte mir Verschiedenes, drückte mir seine Teilnahme aus weil ich da so herumreisen müsse ohne den Weg zu kennen, und zeigte sich entrüstet über gewisse Kaffern an deren Kraal ich vorbeigekommen war und die nicht sehr bereitwillig waren, mich über den Weg aufzuklären. Ich wunderte mich über diese mehr als gewöhnliche Äußerung von Geist und Gefühl bei diesem Jungen, den ich noch soeben für einen Narren halten wollte. Insbesondere berührte es mich angenehm, daß er nicht bettelte. Doch halt, hätte ich doch nicht daran gedacht! Denn noch kaum geboren war der Gedanke, da überzeugte mich der Junge daß er falsch war, d. h. ich will nicht sagen der Junge selbst, sondern der Gedanke. Also ich habe wieder daneben getroffen. Man soll niemand vor seinem Tode glücklich preisen und keiner Tugend trauen, bis man sie erprobt hat. Der Bursche setzte mir so mit Betteln zu, daß ich endlich um Ruhe zu bekommen, ihn einen Blick in meine Umhängetasche gestattete, so daß er sich überzeugte, daß ich nichts Eßbares bei mir führe und deshalb einem alten Spruch gemäß auch nichts derartiges an Andere austeilen könne. Ja, hernach ist sogar der Verdacht in mir aufgestiegen, der Bursche habe mir einen Weg gezeigt, der für mich der weitere war, jedoch mit dem seinigen zusammenfiel, damit er so Zeit zum Betteln gewinne. Doch ich will darüber nicht urteilen.

Endlich mußten wir uns trennen. Ich hatte dann noch einen Fluß zu passieren, den Umhlatshana, der gerade unterhalb Maria-Trost liegt. Besonders diese Flußgegend ist in der Tat reizend, hoch romantisch. Nach einigen Tagen voll Anstrengung aber auch mancher Freude, trat ich den Heimweg an. Was mir in der Kaffernmission gefällt, ist, wie es mir wenigstens vorkommt, eine größere Herzlichkeit, mehr Freundschaftlichkeit, mehr Gefühl für einander als das in der Basutomission der Fall ist. Selbst die Schulkinder erkundigen sich, wenn der Nachbarmissionar einmal kommt, wie es seinen Kindern geht, geben Grüße an sie auf, zeigen große Freude, den Missionar einmal zu sehen usw. Es

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

scheint mir, daß während die Basuto mehr Mannesstolz haben als die Zulukaffern, bei diesen letzteren mehr Freundschaft und Liebe herrscht. Welche sind nun an sich mehr wert? Darüber kann ich nicht entscheiden. Ein besonders mit Bezug auf die Mission ins Auge fallender Unterschied zwischen diesen beiden Völkern ist folgender: Die heidnischen Zulus lassen ihre Kinder in Todesgefahr taufen; und ebenso verlangen die erwachsenen Heiden wenn es ans Sterben geht, die Taufe. Die heidnischen Basutos tun für gewöhnlich beides nicht. Ein Resultat davon ist, daß in der Zulumission die Zahl des Taufregisters schneller wächst als in der Basutomission. Aber was soll man sonst davon denken? Soll man die Zulu deshalb höher anschlagen als die Basutos? Es scheint so. Und doch möchte ich fast meinen, daß der Unterschied zwischen beiden, der auf diesen Umstand sich gründet, in Wirklichkeit gar nicht so groß ist so weit die Ehre und der Dienst Gottes in Frage kommt. Lebt das Kind, dann erzieht es der heidnische Zulu wie der heidnische Basuto für die Welt. Stirbt das Kind, dann hat der Erstere wenigstens nichts dagegen, daß Gott es doch in den Himmel aufnimmt. Bei den Erwachsenen hat die Sache einen noch bedenklicheren Anblick. Also das ganze Leben der Welt, dem Heidentum, der Sinnlichkeit gewidmet und dann zum Schluß in den Himmel hinein schlüpfen. Es erinnert an den witzigen Spruch: „Schlecht leben und gut sterben, heißt dem Teufel die Rechnung verderben." Aber, aber! —

In einem Punkte sind sich Zulus und Basutos gleich. Beide bedürfen der Zeitung, Führung, Erziehung. Und in diesem Punkte heißt es mit Bezug auf Beide fest sein. Der Schwarze wird die verschiedensten Wege einschlagen, um den Missionar mehr oder weniger hinters Licht zu führen, eher ist er bereit, 100 mal um Verzeihung zu bitten, wo er nach seiner Behauptung eigentlich gar keinen Fehler begangen hat, als diesen Fehler, der doch nur zu offen daliegt, einzugestehen. Will man etwas erreichen, will man den Schwarzen in der Hand behalten oder ihn vielleicht erst in die Hand bekommen, dann muß man unentwegt an Wahrheit und Recht festhalten und sich durch keinerlei schöne Redensarten irreführen lassen. Ist der Schwarze einmal überzeugt, daß man das tut und daß man keine Parteilichkeit kennt und keine persönlichen Interessen verfolgt, dann läßt er sich auch leiten und der Missionar kann einen großen Einfluß auf ihn ausüben.

Ich habe diese Zeilen zusammengeschrieben weil ich denke, daß es für manche unserer Leser, besonders auch für unsere näheren Freunde und Anverwandten eine Freude sein wird, etwas aus diesem interessanten Fleck des dunklen Weltteils zu hören. Es handelt sich aber dabei auch noch besonders um das Interesse für die betreffenden Völker, es handelt sich um die unsterblichen Seelen dieser Völker, für die wir gemeinsam arbeiten und Opfer bringen, für die besonders unser aller Erlöser sein kostbares Blut vergossen hat.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Missionspersonal
in Rhodesia

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Von Schwester Juliana, C. P. S.

Hochzeitsgebräuche der Schwarzen

Eines unserer ehemaligen Schulmädchen hatte zur Hochzeitsfeier die Schwestern und ihre Schulfreundinnen, Mädchen im Alter von 18—19 Jahren, eingeladen. Wir gingen hin, einesteils schon, um das Mädchen durch unsere Gegenwart zu erfreuen; denn die Braut ist ihr ganzes Leben stolz darauf, wenn bei der Hochzeit auch die Schwestern zugegen gewesen sind. Es trieb uns aber auch noch ein anderer Grund zur Hochzeitsfeier. Weil bei solchen Hochzeiten auch immer viel Heiden anwesend sind, Verwandte, Bekannte oder sonst Geladene, ist es leicht möglich, daß diese Heiden anfangen, heidnischen Unfug zu treiben; auf diese Weise würde dann bedauerlicherweise das Hochzeitsfest seinen schönen Charakter verlieren. Wenn nun Schwestern anwesend sind, wagen sich die anwesenden Heiden mit ihren Gebräuchen nicht heraus. Die christlichen Mädchen singen bei solcher Feierlichkeit verschiedene Lieder und führen marschartige Tänze auf. Sie werden dafür auch vom Brautpaar bewirtet mit Bohnengemüse, Mais- und Kürbisbrei, Fleisch und Bier.

Bei der besagten Hochzeit nun fühlte sich der Brautvater, ein ganz alter Heide, überaus geehrt über den Besuch von uns drei Schwestern und er bot alles auf, um uns den Aufenthalt bei der Hochzeit möglichst angenehm zu machen, und uns vor allem zu ehren. Als die Festlichkeit im Gange war, kam, von eben diesem Brautvater gesandt, eine Frau zu uns, in der einen Hand hielt sie an einem hinteren Fuß eine ganz gebratene Ziegenhälfte hoch. Mit vielen Bücklingen reichte sie uns dieselbe dar und sagte, das sollen die drei Schwestern allein verspeisen. Wir lehnten es lächelnd ab, aber das war eine Beleidigung. Nach der Sitte der Heiden hätten wir die Gabe dankend annehmen müssen mit einem Hochruf auf den Brautvater und ich hätte dann die gebratene Ziege auf einer Strohmatte in lauter kleine Stücke zerschneiden müssen, sodaß jedes Stückchen gerade einen Bissen gegeben hätte, und dann hätte ich alle meine Freunde einladen müssen, sich zum Mahle um diese Matte niederzulassen.

Ich merkte gleich, daß unsere Ablehnung recht übel aufgefaßt werden könnte. Die Überreichung einer gebratenen Ziege sollte ja eine große Ehrenbezeugung sein; denn so unzerlegt geben die Schwarzen das Fleisch nur den allerbesten Freunden. Für gewöhnlich laden sie nur zum Essen ein oder teilen nur Stücke Fleische aus. Wie sollte ich mich nun aus der Verlegenheit ziehen? Ich hatte schnell einen Ausweg. Ich ging mit den Schwestern in Begleitung des Weibes, das noch immer in würdevoller Haltung die dargebotene Ziege hoch hielt, durch die gaffende Volksmenge hindurch zum Kraal des Brautvaters. Laut verkündete ich nun das Lob dieses Mannes, pries seine Gefälligkeit und seinen Verstand und rühmte vor allem, daß er ein Mann sei, der die Gesetze treu

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

beobachtet. Herzlich dankte ich ihm für seine Gabe. Dann ließ ich die angesehensten Männer herbeirufen. Ich erzählte ihnen, was der gute Alte für uns getan und forderte sie auf, in unserem Namen ihm die Anerkennung zu zollen. Der alte Mann fühlte sich durch meine Worte außerordentlich geschmeichelt. Die versammelten Männer dankten ihm nun im Namen seines Vaters und Großvaters und Urgroßvaters und aller früheren berühmten Häuptlinge. Dann sagte ich: „Nach dem Gesetz der Weißen können wir die gebotene Ziege hier nicht essen, ich möchte sie aber gern unseren Mädchen austeilen. Der Mann war hocherfreut darüber und lachte mit dem ganzen Gesicht. — Wenn man bei diesen Schwarzen eine Gabe nur dankend annimmt und sich erkenntlich zeigt, dann sind sie schon zufrieden, auch wenn man sie nicht selbst ißt.

Von Pater Joseph Reiner, R. M. M.

Ein unverständlicher Krankenruf

Als ich eines Tages in meiner Studierstube saß, erhielt ich ein Telegramm folgenden Inhaltes: come advance six woman sick; komme sofort, 6 Frauen krank. Als Unterschrift trug das Telegramm den Namen Bernhard. Ich wußte nun wohl den Ort, wo das Telegramm aufgegeben war, aber dort war keine Station von uns. Jetzt war guter Rat teuer. Wo sind die Kranken und wer sind die Kranken? Am ersten Tag ging ich nicht; denn planlos in die Welt hineinreiten um die 6 kranken Frauen zu suchen, ging doch nicht. Am Tag darauf, Christi Himmelfahrt, war feierliche Firmung. Nach der Firmung sagte mir der Pfarrer von Mariannhill, Pater Cyprian: „Gehen Sie einmal nach Inkanyeni. Dort haben wir einen Katechisten, der Bernhard heißt." Sofort machte ich mich auf den Weg. Am ersten Tag kam ich nach Madundube. Am nächsten Tag ritt ich weiter nach Inkanyeni. Als ich in die Nähe kam, sah ich einige Frauen auf dem Feld. Ich fragte sie, ob sie wüßten, ob hier schwerkranke Frauen seien. Sie verneinten es. Ich erklärte ihnen nun genau die ganze Sache mit dem Telegramm, allein sie wußten nichts. Ich wollte nun auf das andere Ufer des Flusses hinüber um den Katechisten Bernhard zu fragen. Meinen Grauen brachte ich zwar ins Wasser, allein nicht vorwärts, da er absolut rechts wollte. Da auf einmal kam ein tiefes Loch und ich lag unten im Wasser. Schnell krabbelte ich aber wieder hoch und saß auch bald wieder fest im Sattel. Mein Grauer stand noch regungslos im Wasser ganz nahe am Ufer. Er wollte nicht mehr voran. Ich sprang daher vom Sattel und ans Ufer hinaus, mein Grauer aber ging schwimmend flußabwärts. Ich war mit meinen Füßen geradewegs in einen Sumpf hineingesprungen, sodaß ich von oben bis unten ganz dekoriert aussah. Nachdem ich mir die Augen vom

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Schmutz gereinigt, sah ich zunächst nach meinem Grauen. Der schwimmt immer noch flußabwärts. Ich schrie was ich konnte und rief ihn beim Namen. Endlich drehte er seinen Kopf zu mir und kroch ans Land. Zitternd vor Erregung blieb er bei mir stehen. Ich setzte mich wieder in den Sattel und suchte eine andere Furt auf, wo das Vieh gewöhnlich durchging. Allein mein Charly war um keinen Preis zu bewegen, nochmals ins Wasser hineinzugehen. Ich rief nun laut meinen Katechisten Bernhard, der in der Nähe auf dem anderen Ufer wohnte. Nach einiger Zeit kam dessen Frau gelaufen und fragte mich nach meinem Begehr. Ich fragte: „Wo ist Bernhard?" Sie schrie herüber: „Er ist in Durban in der Arbeit." Ich rief wieder hinüber: „Ich habe doch ein Telegramm bekommen, das mich zu 6 kranken Frauen rief." Antwort ist niederschmetternd: „Ich weiß von keinem Telegramm, mein Mann hat es nicht geschickt, er ist doch nicht da gewesen." Ich sagte ihr nun, daß ich den Gottesdienst halten wolle. Das Kirchlein war nicht weit entfernt. Während die Leute zusammengerufen wurden setzte ich mich auf den Boden und leerte meine Satteltaschen aus, um meine Meßutensilien in der warmen Sonne zu trocknen. Auch ließ ich mich von allen Seiten von der Sonne bescheinen, die mich auch bald vollständig trocknete. Dann hielt ich Gottesdienst. Am Schluß desselben frug ich alle Versammelten ob sie etwas von 6 kranken Frauen wüßten. Niemand wußte Bescheid. Etwas ärgerlich ritt ich nach Hause und meldete, daß ich die kranken Frauen nicht gefunden habe.
Nach 14 Tagen kam endlich die Aufklärung der ganz leidigen Telegrammgeschichte. Beim Empfang des Telegramms war ein Fehler vorgekommen. Statt six woman = 6 Weiber hätte es heißen sollen sick woman = eine kranke Frau. Diese fand Pater Cyprian nach 14 Tagen auf einer andern Station. Sie war glücklicherweise noch am Leben, sodaß er sie noch versehen konnte.

Liebeswerk des heiligen Paulus

Steure bei zu dem Fond zur Unterstützung bedürftiger Missionsstudenten. Gott einen Missionar geschenkt zu haben, ist das größte Liebeswerk!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Gruppe einheimischer Lehrer und Lehrerinnen auf dem Sommerkursus 1926 in Lourdes-Südafrika

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Von Joseph Spillmann, S. J. Nachdruck verboten

Ein Opfer des Beichtgeheimnisses

Fortsetzung

„Vortrefflich!“ rief Herr Meunier. „Ich werde sofort im Univers, der gewiß einen ausführlichen Bericht über dieses polnische Opfer des Beichtgeheimnisses brachte, nachsuchen lassen und wo möglich einen Bericht des betreffenden russischen Gerichtes zu erlangen suchen. Ich verspreche mir die beste Wirkung davon. Sie nicht, Herr Regens? Sie schütteln ja bedenklich den Kopf.“

„Offen gestanden, mir will diese Hereinziehung der Frage über das Beichtgeheimnis vor Gericht nicht recht behagen. Sie kennen den Unglauben, der leider unter den sog. gebildeten Ständen in unserem lieben Frankreich so sehr an Boden gewonnen hat. Ich fürchte, man wird das Heilige einer frivolen Behandlung preisgeben. Ferner fürchte ich, wir werden unsern guten Abbe Montmoulin in große Verlegenheit bringen. Ist nicht zu erwarten, daß der Präsident oder der Staatsanwalt dem Angeklagten die Frage stellen wird, ob in seinem Falle wirklich das Beichtgeheimnis eine Rolle spiele? Und das müßte er dann vielleicht verneinen, wenn nämlich die Bejahung der Frage das Beichtsigill irgendwie in Gefahr brächte.“

„Man könnte diese Frage gerade dadurch von vornherein ablehnen, daß man hervorhebt, ihre Beantwortung sei dem Angeklagten unmöglich, eben weil sie im angenommenen Falle eine Verletzung seiner heiligen Pflicht wäre. Man müßte dabei recht eindringlich schildern, in welche Lage die Pflicht des Beichtgeheimnisses den Priester bringen kann, welch heroische Opfer dasselbe ihm unter Umständen auferlegt. Ich glaube, das würde eines guten Eindruckes auf die Geschworenen nicht ermangeln, und mit diesen haben wir es allein zu tun. Die Furcht, das Heilige möchte bei dieser Gelegenheit einer frivolen Behandlung preisgegeben werden, teile ich nicht. Der Herr Präsident wird das nicht dulden; unser Richterstand hat dafür überhaupt sich zu viel Anstandsgefühl bewahrt, als daß eine Verhöhnung der Religion vor Gericht geduldet würde.“

„Ich stimme mit unserem gelehrten Freunde überein“, sagte der Offizial. „Ich glaube, der Gedanke, daß vielleicht das Beichtgeheimnis dem Angeklagten den Mund schließt, wird die Geschworenen und die öffentliche Meinung günstig beeinflussen, obschon auch bei dieser Annahme mir in unserem Falle manches dunkel bleibt. Aber es ist immerhin gut, daß man wieder einmal öffentlich hervorhebt, welch schwere Pflicht die Beicht dem Priester auferlegt. Von der polnischen Geschichte verspreche ich mir eine gute Wirkung. Wenn es also möglich ist, einer direkten Frage an den Angeklagten zuvorzukommen, so sehe ich keinen Grund, weshalb der Verteidiger sich dieses Mittels nicht bedienen sollte.“

„Sie haben recht“, bestätigte der Herr Regens. „Ich unterwerfe mich mit Freuden Ihrer besseren Einsicht. Und so scheiden wir mit der Hoffnung, daß es Ihrem Geschicke gelinge, die Unschuld zu retten und die Ehre unseres Klerus wiederherzustellen. Unsere Gebete und heiligen Opfer werden Ihre Arbeit unterstützen.“

„Ich danke Ihnen; ich habe derselben bei keinem meiner vielen Prozesse mehr bedurft. Wenn ich bedenke, was auf dem Spiele steht und wie schwach unsere Mittel sind, möchte ich manchmal fast verzagen. Aber wie zu dem Angeklagten, so sage ich auch mir selbst: Mut und Vertrauen!“

Mit freundlichem Händedruck schieden die geistlichen Herren. Auf der Treppe sagte der Offizial: „Ich fürchte, es wird schlimm gehen; der Rechtsanwalt muß sich zum Vertrauen förmlich zwingen.“

„Und ich hoffe, es wird gut gehen. Gott, um dessen Sache es sich handelt, wird in irgend einer Weise alles zum Besten lenken“, antwortete der Regens.

Sechzehntes Kapitel

Eine Wallfahrt nach der Sainte-Baume

Die Passionswoche ging zu Ende, und der entscheidende Tag der großen Gerichtsverhandlung nahte heran. Ganz Aix redete fast nur von dem Prozesse Montmoulin und hatte sich in zwei Lager gespalten: eines, das mit lautem Geschrei die Mordschuld des Priesters verkündete und das zahlreiche Anhänger in den Gesellschaften, in den Kaffeehäusern und in der Presse fand, und eines, das an die Unschuld des Priesters glaubte, für deren Sieg betete und das

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

auch für dieselbe mit mehr oder weniger Mut wohl einzustehen wagte.

Im Hause des Bäckermeisters Le Noir vertrat die Frau die Sache des Abbe Montmoulin mit der ganzen Geläufigkeit ihrer Zunge und der ganzen Überzeugung ihres Herzens. Wehe dem Nachbarn, der über die Straße, und selbst dem Kunden, der im Brotladen an der Unschuld des Priesters zu zweifeln wagte! Er mußte gepfefferter Widerrede gewärtig sein. Lange nicht so entschieden war Herr Le Noir. Natürlich in Gegenwart seiner Ehehälfte hütete er sich wohl, auch nur einen leisen Zweifel zu äußern; dafür war ihm der liebe Hausfriede und seine behäbige Ruhe im Lehnstuhl nach den Mühen der Backstube viel zu teuer. Auch vor den Kindern, die er aus christlicher Barmherzigkeit in sein Haus aufgenommen hatte, äußerte er mit keiner Silbe die Möglichkeit, der Prozeß könne am Ende dennoch einen schlimmen Ausgang haben; dafür hatte er den kleinen Charles viel zu gern. Aber in seinem Herzen sagte er sich: „Ich kann es zwar nicht begreifen, daß der Priester die Tat getan hat; allein der Tatbefund zeugt doch, nach allem was man darüber liest und hört, schier unwiderleglich gegen ihn.“ Namentlich seitdem Herr Le Noir über seine Fahrt mit dem Küster, welcher ihn damals mit der Erzählung seiner Heldentaten so begeistert hatte, zu Protokoll vernommen worden war und seine Vorladung als Zeuge erhalten hatte, betrachtete er sich schier als zur Partei des öffentlichen Anklägers gehörig und trat scharf für seinen „Freund“ Loser ein, den die Anhänger Abbe Montmoulins mitunter zu verdächtigen wagten.

Eben hatte er einen kleinen Disput mit seiner Frau über dieses Thema gehabt und dieselbe nicht wenig dadurch geärgert, daß er für „diesen schlechten Kerl, der seit Jahren seine Ostern nicht gehalten habe“, wie Madame Le Noir mit großer Entrüstung hervorhob, auch nur ein Wort vorzubringen wagte. „Kurz und gut“, hatte sie geschlossen, „du wirst vor Gericht keine Silbe für diesen Menschen sagen, der am Ende doch die gute Madame Blanchard erstochen hat.“

„Ich werde vor Gericht die Wahrheit sagen“, antwortete der Bäckermeister. „Wenn man mich auf meinen Eid fragt, ob ich wirklich an jenem Sonntagabend den Herrn Loser nach der Bahn gefahren und gehört habe, daß er eine Fahrkarte nach Marseille verlangte, so muß ich „Ja“ sagen. Ich darf doch keinen Meineid schwören!“

„Wenn du aber durch dieses „Ja“ den guten Pfarrer, der ganz gewiß unschuldig ist, ins Unglück bringst? Wäre es da nicht viel besser, du würdest gar nicht vor Gericht erscheinen?“

„Und wegen Zeugnisverweigerung den schwersten Strafen verfallen? Am Ende gar Gefängnis bis zu so und so viel Jahren? Nein, Frau, das verstehst du nicht. Es ist meine Pflicht, vor Gericht zu erscheinen und daselbst nach bestem Wissen und Gewissen die Wahrheit zu sagen.“

„Mein Gott, welch ein Unglück! Mußt du also wirklich zu Ungunsten des guten Pfarrers aussagen? Ich könnte mich meiner Lebtag nicht mehr ruhig zu Bette legen, wenn ich mir sagen müßte, mein Zeugnis habe dazu beigetragen, daß ein Unschuldiger verurteilt wurde. Aber das kommt von deinem Renommieren und Prahlen her! Überall mußtest du erzählen, du seiest mit diesem unseligen Küster zur Bahn gefahren, und er habe dir diese und jene Heldentaten erzählt, die er so gewiß erlogen hat, als ich hier vor dir stehe. Und dann sagen die Männer noch immer, wir Weiber seien Schwatzbasen und könnten den Mund nicht halten!“

Glücklicherweise trat in diesem kritischen Augenblicke, da Herr Le Noir nicht mehr recht wußte, was er seiner Frau antworten solle, und somit in Gefahr stand, seinen Gleichmut zu verlieren — er konnte nämlich böse werden, wenn ihm die Gründe ausgingen — unser kleiner Freund Charles ins Zimmer. Der Knabe war sehr traurig; denn man hatte ihm eben wieder auf dem Rückwege von der Schule nachgerufen, sein Onkel werde am nächsten Montag ganz bestimmt zum Tode verurteilt, und Mutter und Großmutter würden mindestens ins Zuchthaus kommen. Beide Eheleute hatten alle Mühe, gemeinsam den weinenden Charles zu trösten, und indessen sie dieses taten, wurde stillschweigend der etwas getrübte Ehefriede wieder geschlossen.

„Wie kann man auch nur eine solche Roheit haben!“ rief entsetzt Frau Le Noir. „Sei nur still, Charles, du wirst sehen, daß alles gut geht. Wir wollen morgen unsere schon lange geplante Wallfahrt nach der St. Baume machen und dort recht tüchtig zur lieben heiligen Magdalena beten und zur schmerzhaften Mutter Gottes, deren Fest auf morgen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

fällt. Nicht wahr, Andre, du fährst uns doch bis Croy Rouge am Fuße des Berges?"

„Du sollst den Pony und das Wägelchen haben, liebe Frau, und Pierre soll euch fahren", entgegnete der Bäckermeister, froh des wiedergeschlossenen Friedens. „Ich selbst aber kann morgen unmöglich abkommen, wie du weißt."

„Und Julie darf auch mitfahren?" fragte Charles, welchen die Aussicht auf die Wallfahrt, von der er sich den besten Erfolg für seinen Oheim versprach, ganz getröstet hatte.

„Gewiß. Julie, du und ich. Und wir wollen der lieben Schutzheiligen unserer Provence deine guten Verwandten recht ans Herz legen."

Wirklich fuhr am nächsten Morgen Frau Le Noir mit den beiden Kindern beim ersten Tagesgrauen zum Tore hinaus. Es war ein herrlicher Tag, fast ein Sommertag, wie wir ihn bei uns schöner kaum Ende Mai haben, obschon man erst Ende März hatte, einer der letzten schönen Tage des Frühjahres; denn wenig später versengt die südliche Sonne das frische Grün der Landschaft. Jetzt aber freute sich das Auge des taufrischen Grases, der grünen Baumgruppen, des wohlbestellten Gartenlandes, der freundlichen Höfe und Weiler an den Bergabhängen und des tiefblauen Himmels, der sich mit seiner blitzenden Sonne über das weite Rundbild wölbte. Die Vögel sangen ihre Frühlingsweisen noch ebenso frisch wie vor Hunderten von Jahren, da der Troubadour, ihren muntern Melodien lauschend, auf diesen Wegen nach dem stolzen Schlosse von Aix zog, wo die Grafen der Provence Hof hielten und Lied und Saitenspiel mit Gold und Huld belohnten.

Daran dachten freilich unsere Wallfahrer nicht; aber der schöne Morgen und der fröhliche Vogelgesang übten doch ihre Wirkung auf das Gemüt der Kinder und der guten Frau Le Noir. Nur als sie die Kirche und das Kloster von St. Victoire bei einer Biegung des Weges erblickten, wären beinahe wieder Tränen geflossen; aber Frau Le Noir wußte durch ihre freundlichen Worte und durch den ersten Rosenkranz, den sie nun vorbetete, das traurige Gewölk wieder verteilen, und man erreichte wohlgemut den Weiler Croy Rouge am Fuße des Berges von der St. Baume. Da ließ man in der Herberge zur „Goldenen Lilie", deren Schild an die alten Königszeiten erinnert, Kutscher und Gefährt zurück und begann nach einer kurzen Stärkung den Berg zu besteigen.

Erst ging es durch den alten Wald an seinem Fuße, einen der wenigen, welche Axt und Feuer in der Provence verschont haben. Dann erreichte man den Berg selbst, dessen Felswand, grauem Granit ähnlich, sich kühl und steil aus der Küstenebene himmelan reckt. Auf der Nordseite, Aix und den Höhen von St. Victoire zugekehrt, öffnet sich in schwindelnder Höhe weithin sichtbar in der Granitmauer die St. Baume, die heilige Höhle, in welcher der frommen Überlieferung zufolge die heilige Maria Magdalena die letzten Jahre ihres Erdenlebens in wunderbarer Buße und Beschauung zubrachte. Tausende und aber Tausende frommer Pilger sind im Laufe der Jahrhunderte zu diesem Heiligtum emporgestiegen und haben daselbst Trost und Hilfe im Kummer und Not gefunden. Zu ihm hinauf stieg nun auch, den schmalen Felspfad verfolgend, der die Granitwand im Zickzack hinanklimmt, Frau Le Noir mit den beiden Kindern, und hart wurde ihr der mühsame Weg. Oftmals stand sie atemholend still, während Charles und Julie leicht wie Gemsen vor ihr her liefen. Herzlich froh war die gute Frau, als sie endlich die enge Plattform vor der Höhle erreichten, neben deren Eingang kaum das winzige, an die Felswand angeklebte Häuschen Platz findet, in dem die beiden Dominikaner wohnen, welche das Heiligtum bewachen.

Bevor Frau Le Noir mit den Kindern die Höhle betrat, rastete sie eine Weile vor derselben und erfreute sich an dem Blicke über die weite Ebene und in das im Nordosten emporsteigende Bergpanorama der Alpinen. In der Tiefe, Hunderte von Klaftern unter ihnen, standen die Wipfel des Waldes wie winziges Gesträuch. Dann dehnte sich weit nach Westen Ebene und Hügelland, vom Arc und seinen Zuflüssen durchzogen, und mehr nach rechts stiegen die Felskuppen des St. Victoire über niedrigeren Höhen empor. Nach dieser Seite namentlich blickten unsere Pilger.

„Ich kann die Spitze sehen, auf welcher „das Kreuz der Provence" stehen muß", sagte Charles, „aber das Kreuz selbst sehe ich nicht, und auch das Kloster und den Kirchturm von St. Victoire kann ich nicht finden."

„Der Camp de Marius verdeckt das Dorf

und die Kirche", sagte Frau Le Noir, „und für das Kreuz ist die Entfernung viel zu weit. — Geht mir doch nicht so nahe an das Geländer! Ihr könntet in die schwindelnde Tiefe stürzen. Kommt lieber mit in die Grotte und betet nun von Herzensgrund für euern Oheim und für Mutter und Großmutter!"

So traten sie in das Heiligtum und knieten zusammen vor dem Bilde nieder, das die heilige Büßerin darstellt, wie sie, von Engelhänden getragen, in Verzückung hoch über dem Berge in den Lüften schwebt.

„Seht, Kinder, so haben die Engel die heilige Maria Magdalena, die mächtige Patronin unserer Provence, täglich aus der Höhle auf die Höhe des Berges getragen, wo sie dann mit ihnen betete", sagte Frau Le Noir. „Nun legt ihr euer Anliegen recht vertrauensvoll ans Herz. Denn groß ist ihre Macht bei Christus, unter dessen Kreuz sie ausharrte, und der sie nach seiner Auferstehung so liebreich begrüßte."

Charles und Julie schauten mit großen Augen nach dem alten Bilde, das, vom flimmernden Lichte der silbernen Ampeln nur spärlich erhellt, aus geheimnisvollem Halbdunkel auf sie herniederschaute, und sie knieten nieder und verrichteten ihr kindliches Gebet für Mutter und Großmutter und Oheim.

„O du Heilige, bitte für uns! O flehe mit der lieben Mutter Gottes für die Mutter und Großmutter, daß man sie aus dem Gefängnisse entlasse, und für den guten Onkel, daß seine Unschuld offenbar werde!" So beteten sie und sagten Ave auf Ave, bis sie müde wurden und mit dem Schlafe kämpften. Die Opferkerzen, welche Frau Le Noir auf dem Lichterstock vor dem Gnadenbild angezündet hatte, waren noch lange nicht herabgebrannt, als sie sah, wie der Lockenkopf des Knaben sich auf seine gefalteten Hände legte und er mitten in einem halblaut gebeteten Vaterunser einschlief. Julie, die es auch bemerkte, zupfte den Bruder am Ärmel und flüsterte: „Schäme dich"; aber bald lehnte auch sie sich in eine Ecke des Kirchenstuhles und war eingeschlafen. Frau Le Noir ließ sie ruhig schlummern und betete ihren Rosenkranz fertig, bevor sie die Schläfer weckte und dann mit ihnen das Heiligtum verließ.

„Ihr habt ja geschlafen, anstatt zu beten", sagte sie freundlich lächelnd.

„O, ich habe erst so viel und so kräftig gebetet, daß ich meinte, ich hätte gesehen, wie die Heilige mir zugenickt habe", sagte Charles und fügte etwas kleinlaut bei: „Jetzt aber meine ich, ich hätte selber etwas genickt, und darüber bin ich ein ganz klein wenig eingeschlafen. Es war aber auch so dämmerig in der Höhle, und die Mücken haben so laut gesummt."

„Ein ganz klein wenig!" lachte Julie. „Wie ein Murmeltier hast du geschlafen. Ich habe dich am Ärmel gezupft, und du hast es nicht einmal gemerkt."

„Nun, du brauchst den Bruder nicht zu schelten", sagte Frau Le Noir. „Du hast ja selber in der Ecke des Stuhles fast laut geschnarcht. Nun ja, es war keine Sünde, Kinder, und ich denke, euer Gebet wird darum doch in Gnaden angenommen sein. Jetzt wollen wir noch aus der Quelle trinken, welche Gott für die Heilige aus dem harten Felsstein sprudeln ließ, und dann zusammen den Gipfel des Berges erklimmen, wo sie mit den Engeln Gott lobte."

Sie labten sich an dem kühlen Brunnen und wuschen alle Müdigkeit aus den schläfrigen Augen. Dann ging es vielfach im Zickzack durch den Bergwald den steilen Pfad hinan, bis sie, von der Nordseite auf die Ostseite umbiegend, endlich die flache Kuppe erreichten. Da steht ein schmuckloses, viereckiges Kapellchen zur Erinnerung an das wunderbare Gebet, welches der uralten Legende gemäß die heilige Büßerin an dieser Stätte gemeinsam mit den Engeln verrichtete. Auch hier hielt Frau Le Noir mit den Kindern eine kurze Andacht. Dann trat sie mit ihnen an den südlichen Rand des Berges und zeigte denselben den herrlichen Ausblick, welcher sich von der über 1000 Meter hohen Felskuppe der St. Baume aus dem entzückten Auge bietet.

„Seht, dort rechts, wo die Dunstschicht lagert, liegt Marseille, links Toulon, und darüber hinaus ganz am äußersten Gesichtskreis erblickt ihr die schönen Eilande von Hyeres."

„Und dazwischen das Meer, so groß, so tiefblau! und die vielen Schiffe mit den weißen Segeln! Julie, siehst du dort draußen den großen Dampfer, der eine lange, lange, Rauchsäule nach sich zieht? Auf solch einem Dampfer möchte ich einmal zu den Wilden fahren, um sie zu bekehren", sagte Charles.

Als die Kinder den wundervollen Blick auf die grüne Küste und das herrliche Mittelmeer sattsam genossen, stiegen sie zusammen den Berg hinab und nahmen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

in der „Goldenen Lilie“ das zum voraus bestellte Mittagsmahl ein.
Pierre, der Kutscher, hatte indessen dem Wirte und der Kellnerin erzählt, wer die Kinder seien und weshalb sie die Wallfahrt zur St. Baume machten. Die Verhaftung des Pfarrers von St. Victoire war natürlich auch in Croy Rouge bekannt, und die Leute sahen mit Spannung der nahen Gerichtsverhandlung entgegen. Die Kellnerin, welche die beiden Kinder bei ihrer Ankunft vom Wagen gehoben hatte und von dem hübschen, freundlichen Knaben ganz eingenommen war, sagte zu Pierre: „Und das sind also der kleine Neffe und die Nichte dieses Abbe Montmoulin, von dem man Tag und Nacht in der Schenkstube die schrecklichsten Dinge hören muß! — Nun, ich könnte eigentlich zu der Sache auch noch ein Wörtchen reden, wenn mich der Wirt ließe. Aber der meint: „Ach was! Dann laden sie dich vor Gericht, und du mußt nach Aix, Zeugnis ablegen. Was das für Scherereien sind, ist nicht mit Worten zu sagen. Und nützen wird dein Zeugnis dem Pfarrer doch nicht.“ So sagt der Wirt, und ich habe bis jetzt geschwiegen; es ist mir aber doch immer, als ob ich reden müßte.“

Pierre hatte darauf die Kellnerin etwas ausgefragt und von ihr erfahren, sie habe an einem Tage in der ersten Fastenwoche, sie meine, es sei der Dienstag gewesen, den Küster von St. Victoire früh am Morgen, als sie eben die Haustüre öffnete, rasch des Weges kommen sehen. Derselbe habe auffallend verstört ausgesehen, so daß sie ihn zuerst nicht recht erkannt habe, und erst, als der Mann rasch vorübergegangen war, habe sie sich gesagt: „Es war doch der Küster von St. Victoire!“ Denn sie habe seine Narbe gesehen, obschon derselbe den Hut tief in die Stirne gedrückt hatte und beim Vorübergehen nach der andern Seite des Weges blickte. Als bald nachher die Kunde von dem Morde von St. Victoire gekommen sei, habe sie die Sache dem Wirte erzählt; denn der Mann sei ihr verdächtig vorgekommen. Der Wirt habe ihr aber die Sache ausgeredet, da es ganz sicher sei, daß der Pfarrer den Mord begangen habe, und so habe sie geschwiegen, weil sie mit den Gerichten nichts zu schaffen haben wollte. Jetzt aber, da sie die beiden armen Kinder gesehen habe, sei es ihr doch wieder auf das Gewissen gefallen, ob sie nicht dennoch zum Reden verpflichtet sei. Was er — der Kutscher — davon denke?
Der Kutscher war nun freilich nicht einer von den Klügsten. Doch leuchtete ihm ein, daß die Angabe von Wichtigkeit sein könne, und nachdem er sich unterschiedliche Male bedenklich hinter den Ohren gekraut, sagte er, er wolle darüber seine Herrin fragen, sobald sie vom Berge herabkomme. „Denn“, sagte er, „Madame Le Noir hat es hinter den Ohren und ist Monsier Le Noir über, obschon sie nur ein kleines Frauchen ist.“

Damit war die Kellnerin zufrieden, und Pierre erzählte Frau Le Noir, sobald dieselbe im Gasthaus ankam, was er soeben erfahren hatte. Madame Le Noir machte große Augen und sagte mit einem dankbaren Blick zum Himmel: „Jetzt glaube ich, daß die Kinder gut gebetet haben! Pierre, laß gleich einspannen. Sobald wir in aller Eile etwas gegessen haben, fahren wir nach Hause. Was diese Magd gesehen hat, scheint mir von der größten Bedeutung. Ich habe immer dafür gehalten, dieser Taugenichts von Küster, für den mein guter Andre so schwärmt, sei der Täter. Natürlich muß sie vor Gericht erscheinen. Wie heißt sie?“ „Ich hörte sie „Nannette“ rufen“, sagte Pierre.
„Ich werde ihr ein gutes Trinkgeld geben und sie nach ihrem Familiennamen fragen. Ich werde sie einladen, bei uns in Aix abzusteigen, und ihr ans Herz legen, wie wichtig es für den guten Pfarrer ist, daß sie ihre Aussage vor Gericht mache.“ So geschah es. In wenigen Minuten wußte Frau Le Noir den vollen Namen der Kellnerin und schrieb in ihr Notizbüchlein: „Nannette Joly.“ Sie fand dieselbe auch ganz bereit, vor Gericht zu zeugen und bei dieser Gelegenheit nach der Stadt zu kommen, namentlich nachdem ihre einzige Schwierigkeit glücklich gehoben war. Das etwas eitle Mädchen klagte nämlich, es habe kein passendes Kleid; Frau Le Noir aber versprach ihr einen hübschen bunten Shawl, welcher diesen Übelstand den Augen der Welt verbergen sollte.
Frohen Herzens trat man die Rückfahrt an und erreichte die Stadt vor Sonnenuntergang. „Zuerst zum Rechtsanwalt Rechtsanwalt Meunier in der Rue de Chateau“, rief Frau Le Noir Pierre zu und fand glücklicherweise den fleißigen Mann noch in seiner Schreibstube. Auf die Meldung hin, sie habe eine wichtige Angabe in Sachen des Prozesses Montmoulin zu machen, wurde sie rasch vor-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gelassen und erzählte den Vorfall mit mehr Worten, als dem Anwalt lieb war. Schließlich aber schien Herr Meunier denn doch ganz zufrieden zu sein und nahm vergnügt eine Prise. Dennoch äußerte er Frau Le Noir gegenüber keine zu rosige Hoffnung. „Die Mitteilung ist mir wirklich interessant", sagte er. „Ich bin Ihnen zu Dank verpflichtet. Hoffentlich werden wir sie mit Nutzen verwerten können. Ich bitte aber, davon nicht zu viel Aufhebens zu machen, damit die Gegner —"

„O, ich verstehe! Ich bin übrigens keine von denen, die nicht schweigen können. Und Sie haben gute Hoffnung, die Unschuld des hochwürdigen Herrn glänzend nachzuweisen? O, wie würde ich das ihm und unsern Feinden gönnen!"

„Gewiß habe ich Hoffnung! Jetzt aber muß ich im Interesse unseres lieben Klienten mir die Freude einer längeren Unterhaltung mit Ihnen versagen. Nicht wahr, Sie entschuldigen mich? Nach Schluß des Prozesses werde ich ganz zu Ihren Diensten sein."

Kaum hatte Frau Le Noir das Zimmer verlassen, so klingelte der Anwalt und rief dem eintretenden Schreiber zu: „Geschwind auf die Gerichtskanzlei und lassen Sie auf die Liste unserer Schutzzeugen sofort die auf diesem Zettel bezeichnete Person setzen. Es ist die höchste Zeit; sonst kann uns der Staatsanwalt dieselbe zurückweisen. Und bestellen Sie mir ein Wägelchen für morgen früh um 6 Uhr nach Croy Rouge."

„Wenn die Zeugin so ist, wie ich hoffe, verspreche ich mir viel von ihr. Endlich ein Lichtstrahl! — Ob er aber ausreicht, das Dunkel zu zerstreuen, wage ich noch nicht zu behaupten." —

Am Abende des folgenden Tages trafen wir unsern Freund Charles auf dem Platze dem Stadthause gegenüber. Mehreremal ging er unentschlossen an der berühmten Tour de l'Horloge, dem Zeitturme, vorbei, dessen Unterbau von den alten Römern aufgeführt wurde, und der von allen Fremden bewundert wird. Schüchtern blickte er nach dem vornehmen Hause auf der andern Seite der Straße, in welchem der Präsident des Gerichtes wohnte, der, wie man dem Knaben gesagt hatte, das Urteil über seinen Onkel sprechen würde. Als endlich die Glocke vom Turme herab die sechste Stunde schlug, raffte er sich auf und sagte: „Ach, ich wage es!" Und mit diesen Worten schritt er entschlossen quer über die Straße dem stolzen Hause zu und zog schweren Herzens den glänzend polierten Knauf der Schelle.

Ein alter Diener in Livree öffnete und blickte verwundert auf den schönen Knaben, der, die Kappe von seinem Lockenkopfe ziehend, bescheiden fragte, ob er wohl den Herrn Präsidenten Peultier sprechen könne.

„Und was könntest denn du mit dem Herrn Präsidenten zu verhandeln haben, mein lieber kleiner Mann?" fragte nicht unfreundlich der alte Diener.

„Ach, Herr, ich bin der Neffe des guten Priesters, den die bösen Leute falsch verklagt haben, und ich wollte das dem Herrn Präsidenten erklären. Auch wollte ich den Herrn Präsidenten bitten, daß er meine Mutter und Großmutter endlich aus dem Gefängnisse entlasse; denn sie haben ganz gewiß nichts Böses getan."

„Armer Junge! Ich fürchte, deine Vorstellungen werden wenig helfen. Doch will ich sehen, ob der Herr Präsident, der heute ausnahmsweise gut gelaunt ist, dich anhören will."

Wenige Augenblicke später befand sich Charles in einem reich möblierten Salon einem fein gekleideten älteren Herrn gegenüber; dieser musterte den Knaben, welcher anfangs stockend, bald aber mutiger sein Anliegen vortrug. Der offene Blick aber und das bescheidene Benehmen desselben wirkten einnehmend, und als nun Charles mit dem naiven Ansinnen herausrückte, er sei bereit, vor Gericht die Unschuld seines Oheims, des guten Abbe Montmoulin, zu beschwören, glitt ein Lächeln über das Antlitz des Präsidenten. Er fragte zunächst: „Sage mir, wer hat dir denn diese sonderbare Idee in den Kopf gebracht?" Denn er glaubte, es handle sich um eine kleine Rührungskomödie, die etwa von Verwandten ersonnen worden sei.

Charles erzählte nun die Geschichte von dem unschuldigen Müller Martin, der gerade wie sein Oheim fälschlich eines Mordes angeklagt und schuldlos zum Tode verurteilt worden sei, den aber der Richter losgesprochen, weil ein fremder Mann eidlich für denselben gezeugt habe. Der Knabe erzählte vortrefflich, so daß der Präsident mit großer Freude der einfachen Erzählung zuhörte. „Und diese schöne Geschichte, die ich einmal gedruckt in einem Buche gelesen habe, und die also gewiß wahr ist, hat mich auf den Gedanken gebracht, dasselbe für meinen lieben Onkel zu tun, der ein sehr from-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



„Höre Kleiner, das hast du ganz schön erzählt."

mer und heiliger Mann ist. Und weil ich hörte, daß Sie, Herr Präsident, ein sehr freundlicher und gerechter Herr seien, habe ich mir den Mut genommen, zu Ihnen zu kommen, und bitte Sie nun, mir zu sagen, wie ich es machen muß, daß ich den Eid richtig ablege, und Sie meinen Oheim freisprechen können."

„Höre, Kleiner, das hast du recht schön erzählt und alles gut vorgebracht", sagte der Präsident, dem Knaben über die Locken streichelnd. „In dir steckt ein Advokat. Es ist nur eine Schwierigkeit —: Kinder dürfen nämlich vor Gericht keinen Eid ablegen."

„O weh, — aber ich bin doch kein Kind mehr!"

„Du hast aber doch noch lange die Jahre nicht, welche das Gesetz vorschreibt."

„Und auf mein bloßes Wort glaubt man mir nicht? O Herr, ich habe noch nie gelogen."

„Ich glaube dir gerne, daß du von der Unschuld deines unglücklichen Oheims überzeugt bist. Leider ist das jedoch nicht genug. Du sollst aber doch nicht umsonst zu mir gekommen sein."

Der Knabe dankte und ging, mit etwas Zuckerzeug beschenkt, frohen Herzens nach Hause; der Präsident aber kehrte zum Studium der Akten zurück und sagte: „Der arme Knabe! Ich durfte ihm gar nicht sagen, wie schlimm es um seinen Oheim steht."

Siebzehntes Kapitel
Vor Gericht

Der entscheidende Tag war angebrochen. — Lange bevor die Pforten des Gerichtsgebäudes sich öffneten, füllte eine neugierige Menge den Platz vor demselben und die angrenzenden Straßen. Ungeduldig schoben sich die Leute hin und her, und jeder wollte der erste sein, um einen guten Platz auf der Galerie zu erobern.

„Es nützt euch nichts, Leute!" sagte der Torhüter. „Vor 8 Uhr wird nicht geöffnet, und dann darf ich nur Personen einlassen, welche Karten haben. 200 Karten sind ausgeteilt, und viel mehr faßt die Galerie nicht."

„Karten!" rief der Flickschuster aus der Rue de la Colombe. „Wozu haben wir denn die Republik?

Mit diesen Worten schwenkte er um die Ecke und stellte sich vor dem Hauptportal auf, durch welches jetzt nach und nach einzeln und in Gruppen Zeugen, Geschworene, Personen des Gerichtshofes eintraten.

„Das ist der Maire von St. Victoire, der den Mord und den saubern Täter entdeckt hat. — Ehre dem wackern Mann!" rief einer aus der Menge, und sofort schrien ein Dutzend Stimmen: „Es lebe der Maire von St. Victoire!"

Jetzt nahte sich eine Gruppe Geistlicher: da war der ehrwürdige Herr Regens und der greise Pfarrer von La Grange mit seinem Silberhaar, umgeben von einer Anzahl Seminarprofessoren und Konfratres des Angeklagten. Sie wurden von dem Pöbel mit Pfeifen und Schreien empfangen: „A bas la calotte!" tönte es von allen Seiten. „Aha, ihr wollt eueren Mitmohren weiß waschen!" — „Meint ihr, das gehe mit Weihwasser?" — „Man sollte die ganze schwarze Bande an einen und denselben Galgen hängen!"

Entrüstet drehte sich der alte Pfarrer von La Grange auf der obersten Stufe der Freitreppe um und sagte: „Be-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

schimpft man in Aix also die Geistlichen?"
Im gleichen Augenblicke fuhr der Wagen des Präsidenten vor. „Es lebe der Herr Präsident! Lassen Sie den Pfaffen nicht ungerupft entkommen", rief man ihm zu. Herr Peultier blickte befremdet auf die Rotte und sagte: „Ruhe! Es ziemt sich nicht für französische Bürger, dem Spruche der Gerechtigkeit vorzugreifen oder Zeugen und gar Richter zu beschimpfen. Ich werde durch Militär die Straße und das Gerichtsgebäude absperren lassen, wenn sich das wiederholt." Dann schritt er höflich grüßend an den Geistlichen vorüber die Treppe hinauf. Das Volk war für den Augenblick verblüfft. „Ist denn dieser Herr Peultier zu den Klerikalen übergelaufen?" fragte der Flickschuster.
„Nein, nein; er muß nur so dergleichen tun, damit die Klerikalen ihn nicht als parteiisch verschreien. — Seht, da kommt der Staatsanwalt; ich denke, der wird einen kräftigen Schuß geladen haben. Es lebe der Staatsanwalt!"
Nicht so gnädig wurde der alte Herr Meunier, der sich jetzt mit einer schweren Mappe unter dem Arme dem Portal nahte, von dem Pöbel empfangen. Man pfiff und rief ihm zu, ob er mit seinen Ränken und Kniffen den Henker um seinen Lohn bringen wolle. Als aber der alte Herr ganz ruhig auf einen der Hauptschreier zuging und, sein Notizbuch in der Hand, denselben um den Namen bat, wichen alle zurück und sagten: „Der Tausend auch! Der könnte uns am Ende schön hereinlegen!"
„Ja", sagte der Advokat, „wer nicht den Mut hat, die Folgen einer öffentlichen Beleidigung auf sich zu nehmen, wird besser daran tun, sich anständig zu benehmen."
Das Auftreten des Herrn Meuniers bewirkte, daß man die nächsten Gruppen von Zeugen und Geschworenen ziemlich unbehelligt passieren ließ. Als aber der geschlossene Gefängniswagen mit dem Angeklagten die Straße herabkam, erhob sich ein ohrenbetäubendes Geheul und Gepfeife, so daß trotz des Gerassels der Räder auf dem Pflaster Abbe Montmoulin in der eng verschlossenen Wagenzelle die Wutausbrüche des Pöbels hören mußte, welcher ihm den Tod durch Henkershand wünschte. Der Wagen fuhr durch ein Tor in den inneren Hof, und da das Tor sofort geschlossen wurde, konnte die Menge den Priester nicht sehen, als derselbe ausstieg und von Gendarmen umringt in das Gerichtsgebäude geleitet wurde; es hätten vielleicht sonst doch manche Mitleid empfunden mit dem bleichen Manne, welcher leise betend der Entscheidung über sein Schicksal entgegenging.
Das Geheul auf der Straße dauerte noch an, als Herr Le Noir mit seiner Frau, den beiden Kindern und der Nannette Joly sich dem Gerichtsgebäude nahte. Der Bäckermeister begab sich mit Charles, Julie und der Kellnerin von der „Goldenen Lilie" in den Saal der Zeugen, während Frau Le Noir, dank der Karte, welche ihr Herr Meunier verschafft hatte, Zutritt zu der Galerie erhielt. Die lebhafte kleine Frau wußte sich geschickt durch die vielen Wartenden durchzudrängen und erkämpfte sich einen vorzüglichen Platz ganz vorn an der Brüstung der Empore, von wo man den Gerichtssaal vortrefflich überblicken konnte. „Entschuldigen Sie", sagte sie lächelnd zu einem Herrn, „wenn Sie mich vor Sie treten lassen, so werde ich Ihnen kein Haarbreit von der Aussicht rauben; denn ich bin so klein und Sie so groß, während ich hinter Ihnen gar nichts sehen würde. Und ich muß doch meinen Mann sehen und meine Pflegekinder, die vor Gericht zu erscheinen haben."
Der Mann ließ sie freundlich vortreten. Der große, hohe Saal erhielt von oben durch eine Kuppel sein Licht. Am vorderen Ende befanden sich auf einer Estrade die Tische und Sitze der Richter, etwas höher in der Mitte der Stuhl des Präsidenten. Über ihm an der Wand war ein großes, schönes Kruzifix angebracht. An der rechten Längswand des Saales, vom Präsidenten aus gesehen, befand sich die Bühne der Geschworenen, auf der linken Seite, ebenfalls etwas erhöht, die Bank des Angeklagten. Vor derselben stand das Pult des Verteidigers, ihm gegenüber das des Anklägers. Gerichtsdiener waren noch geschäftig, die Sessel zurechtzurücken, Bücher und Akten auf die Tische der Richter zu legen. Jetzt trat Herr Meunier in seinem Talar mit weißen Bäffchen und Barett in den Saal und begab sich an sein Pult, öffnete die Mappe und blätterte rasch noch einmal die Akten durch; es war alles in Ordnung: jedes Blatt lag an seiner Stelle. Er blickte auf die Uhr und sagte: „Noch fünf Minuten, — gerade noch Zeit, mich etwas zu sammeln." Dann

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

setzte er sich und schaute ruhig nach dem Kruzifix, ein stilles Gebet verrichtend. Aber er wurde bald gestört. Eine Gruppe seiner Amtsbrüder war eingetreten und umringte ihn. Gleich darauf begab sich der Staatsanwalt an seinen Platz, den Verteidiger mit einer steifen Verbeugung begrüßend. Herr Meunier trat zu ihm hin und bot ihm freundlich die Hand; der viel jüngere Mann gab ihm flüchtig die Fingerspitzen und sagte: „Erfreut über Ihr kollegiales Entgegenkommen, Herr Rechtsanwalt! Wenn ich eine Bitte äußern dürfte: ziehen wir doch die unangenehme Sache nicht unnötig in die Länge! Sie haben da auf der Liste Ihrer Schutzzeugen eine ganze Litanei von Namen, die offenbar nichts anderes als den guten Leumund des Angeklagten bezeugen können. Wozu das? Ich bin ganz bereit, selbst hervorzuheben, daß der Herr Abbe sich des besten Leumunds erfreute. Streichen Sie doch die Hälfte."

„Gewiß werde ich mir Mühe geben, die sehr unangenehme Sache, wie Sie mit Recht die heutige Verhandlung nannten, nicht ungebührlich in die Länge zu ziehen, und werde vielleicht, je nachdem die Dinge sich gestalten, auf den einen oder andern Zeugen verzichten können. Darf ich dafür auch von Ihnen eine Gunst erbitten? Es würde mir nämlich sehr leid tun, wenn die Anklage gegen den einen Priester von irgend einer Seite zu einer Anklage gegen den Stand der Priester ausgebeutet würde."

„Haha, Sie denken an das trojanische: Ab uno disce omnes — wie dieser, so sind sie alle! Wenn Sie mich nicht reizen, Herr Kollege, — doch da schlägt es, und der Gerichtshof tritt ein."

Rasch kehrte Herr Meunier an sein Pult zurück, während die Richter in ihrer Amtstracht durch die große Flügeltüre in den Saal eintraten und ihre Plätze einnahmen. Gleichzeitig erschienen auch die Geschworenen auf ihrer Tribüne, und ohne daß der Präsident die Glocke zu rühren brauchte, verstummte das Geplauder auf der Galerie. Alle Blicke richteten sich jetzt auf die Türe links, durch welche der Gefangene eintreten mußte. Auf einen Wink des Präsidenten öffnete sich dieselbe, und von zwei Gendarmen begleitet, betrat Abbe Montmoulin den Saal.

Bleich und gesenkten Hauptes, aber ruhig und gefaßt schritt er bis in die Mitte; dann erhob er seine Augen zu den Richtern und verneigte sich. Gleichzeitig hatte er das Bild des Gekreuzigten erblickt, und ein trauriges Lächeln glitt über seine Züge. Er hatte nun den Tröster gefunden, zu dem er in seiner Trübsal den Blick erheben konnte. Es war ihm, als höre er den Mann der Schmerzen zu ihm „Komm, folge mir nach! Nimm dein Kreuz auf dich!" Unwillkürlich legte er seine Hand aufs Herz und antwortete: „Ja, Herr; gib mir deine Gnade dazu!" Der Blick und die Gebärde des Angeklagten waren weder dem Präsidenten noch den Geschworenen entgangen. Der Präsident fragte sich: „Sollte er ein solcher Heuchler sein?" Der Staatsanwalt brummte halblaut, so daß es die Geschworenen hören konnten, in deren Nähe sein Pult stand: „Der Komödiant!" Im allgemeinen war aber doch der erste Eindruck, den der Angeklagte hervorbrachte, kein ungünstiger, auch unter den Zuschauern nicht. Madame Le Noir wischte sich sogar jetzt schon, als sie den Gefangenen erblickte, dessen schwarze Soutane sein bleiches Gesicht noch blasser erscheinen ließ, mit ihrem weißen Tuch die Augen.

Mittlerweile hatte Abbe Montmoulin zwischen den beiden Gendarmen auf der erhöhten Anklagebank den Geschworenen gegenüber Platz genommen. Er fühlte förmlich, wie aller Augen auf ihn gerichtet waren, und eine leise Röte stieg ihm auf die Stirne. Der Präsident eröffnete nun die Verhandlung mit einigen passenden Worten. Ein entsetzliches Verbrechen sei begangen, eine durch ihre Güte und Mildtätigkeit allgemein geschätzte Dame sei ermordet und beraubt worden, und was noch entsetzlicher sei, der Verdacht der Tat sei auf einen Priester, ihren Seelsorger gefallen. Pflicht der Gerechtigkeitspflege, die kein Ansehen der Person kenne, sei es, über Schuld oder Unschuld des Angeklagten zu befinden. Diese Untersuchung müsse aber mit aller Unparteilichkeit geführt werden; er bedaure es, daß in den öffentlichen Blättern dieser traurige Fall vom Standpunkte der politischen Parteien aus behandelt worden sei, daß man ihn sogar zu politischen Zwecken habe ausnützen wollen, bevor auch nur die Schuld des Angeklagten gerichtlich erwiesen sei. Dieser Parteigeist dürfe den Gerichtssaal nicht betreten; es sei die heilige Pflicht der Gerechtigkeit, nicht auf Person oder Stand, sondern einzig auf erwiesene Tatsachen zu achten. Zu seinem Schmerze habe er das Volk auf der Straße Au-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ßerungen tun hören, welche nur der Abscheu gegen das Verbrechen und die falsche vorgefaßte Meinung erklärten, der gegenwärtige Priester sei der Tat bereits überwiesen. Er warne die Zuschauer auf der Galerie vor jeder Äußerung des Beifalls oder Mißfallens, welche von demselben Gedanken eingegeben werden könnte. Die erste Störung der Ruhe würde unbedingt die Räumung der Galerie zur Folge haben.

Nach dieser kurzen Anrede stellte der Präsident die üblichen Fragen über Namen, Stand, Geburt usw. an den Angeklagten, der dieselben mit ruhigem Anstand beantwortete. Dann mahnte der Präsident den Verteidiger des Angeklagten an seine Pflicht, nichts gegen sein Gewissen oder gegen die dem Gesetze schuldige Ehrfurcht zu sagen und seine Gründe mit Ruhe und Mäßigung vorzulegen. Hierauf wandte er sich an die Geschworenen, die sich erhoben und unbedeckten Hauptes die vom Gesetze vorgeschriebene Mahnung anhörten, welche der Präsident an sie richtete: „Ihr schwöret und versprechet vor Gott und den Menschen, mit der gewissenhaftesten Aufmerksamkeit die Anklagen zu prüfen, welche gegen Abbe Montmoulin erhoben werden . . . ; weder auf die Stimme des Hasses oder der Abneigung, noch der Furcht oder Zuneigung zu horchen; euern Spruch gemäß der Anklage und Verteidigung nach eurem Gewissen und eurer innerster Überzeugung mit der Unerschrockenheit zu fällen, welche einem ehrlichen und freien Manne geziemt."

Jeder der Geschworenen, vom Präsidenten namentlich aufgerufen, erhob seine Rechte und rief: „Ich schwöre es." Dann forderte der Vorsitzende den Angeklagten auf, die Anklage, die nun verlesen werden mußte, mit Aufmerksamkeit zu hören, und gab dem Greffier (Gerichtsschreiber) die betreffende Weisung. Derselbe verlas nun mit lauter Stimme die furchtbare Anschuldigung, „daß der gegenwärtige Francois Montmoulin, Pfarrer von St. Victoire, am 20. Februar des laufenden Jahres die unverehelichte, 65 Jahre alte Marie Blanchard wissentlich, absichtlich und mit Vorüberlegung ermordet und um die Summe von 12 000 Franken beraubt habe." Obwohl der Inhalt dieser Anklage schon längst bekannt und durch die Zeitungen verbreitet war, übte die feierliche Verlesung doch einen gewaltigen Eindruck auf die Zuhörer; mit Mitleid oder Abscheu blickten alle auf den Angeklagten, der mit geschlossenen Augen zuhörte und bei dem Worte „ermordet" unwillkürlich zusammenzuckte. Ein Blick auf das Kreuz, zu dem er am Schlusse der Lesung das Auge erhob, gab ihm aber die ruhige Fassung wieder. So konnte Abbe Montmoulin dem Präsidenten auf die Frage, ob er die Anklage verstanden habe, mit klarer Stimme antworten: „Ich — Ich bin unschuldig."

Jetzt erhob sich der Staatsanwalt zur Begründung der Anklage. Er begann mit der Bitte um Entschuldigung, wenn es sein Amt mit sich bringe, gegen den Vertreter eines Standes vorgehen zu müssen, der als solcher Anspruch auf Ehrfurcht habe. Nicht dem Ankläger sei es beizumessen, wenn dadurch das Gefühl der Gläubigen bitter verletzt werde, sondern dem Verbrecher, der uneingedenk seines Standes, ein solch himmelschreiendes Ärgernis gegeben habe. Es sei dem Maire von St. Victoire, dem Untersuchungsrichter und ihm selbst, dem die heilige Pflicht obliege, das Verbrechen aufzudecken und den Verbrecher zur Strafe zu bringen, schwer geworden zu glauben, daß der Mörder sich unter dem Gewande des Priesters verberge. Aber der Augenschein habe lauter gesprochen als jedes Bedenken und sowohl ihm als allen Beamten, welche mit der Untersuchung sich befassen mußten, die Überzeugung abgerungen, daß der gegenwärtige Abbe Montmoulin zu der — übrigens nicht so kleinen — Zahl der Priester gehöre, welche ihr Kleid und ihren Stand mit Schmach bedecken. Er zweifle nicht im mindesten, daß es der Anklage gelingen werde, alle vorurteilsfreien Männer, ja sogar die ergebensten Anhänger des Klerus durch die Wucht der Beweise von der vollen Schuld des Angeklagten zu überzeugen.

„Die einfache Verlesung des Protokolls über den Tatbestand und des ersten Verhöres muß dem hohen Gerichtshof und den Geschworenen beweisen, daß nur der Angeklagte der Täter sein kann", fuhr der Staatsanwalt fort. „Hören Sie!" Und nun erzählte der Ankläger, wie dem Maire und dessen Freunden die erste Nachricht von dem Vermissen der Ermordeten zur Kenntnis gekommen sei; wie derselbe, seinem Amte entsprechend, den Angeklagten sofort aufgesucht habe, in der Meinung, es handle sich nur um einen Unfall der Ermordeten; in welcher offenbaren Aufregung man den Ange-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

klagten gefunden habe, und wie erst dabei dem Maire der Verdacht aufgestiegen sei, es handle sich um ein Verbrechen. Der Haussuchung habe sich der Angeklagte nur unwillig gefügt — natürlich: sie mußte ja zu einer vorzeitigen Entdeckung des Verbrechens führen. Doch man möge statt seiner das Protokoll hören.

Dasselbe wurde langsam und deutlich verlesen. Dreimal unterbrach der Staatsanwalt die Lesung, um die Geschworenen auf das sonderbare Benehmen des Pfarrers bei der ersten Unterredung mit dem Maire, bei der Auffindung der Leiche und des Messers aufmerksam zu machen. Die Freunde des Angeklagten erschraken, als sie diese schwerwiegenden Verdachtsgründe hörten.

Der Präsident fragte nun den Angeklagten, ob er die Richtigkeit des Protokolls anerkenne; derselbe antwortete: „Die Tatsachen, die es enthält — ja: die Erklärung derselben — nein."

Präsident: „Also Sie geben zu, daß der Herr Maire und dessen Begleiter Sie zu so später Stunde unruhig im Zimmer auf und ab gehen fanden? Wie erklären Sie das, da Sie doch angeblich sich unwohl fühlten?"

Angeklagter: „Ich hatte den ganzen Nachmittag im Bett zugebracht und mußte noch mein Brevier beten."

Präsident: „Die Herren behaupten übereinstimmend, den Eindruck gehabt zu haben, daß die Mitteilung vom Verschwinden der Ermordeten Sie nicht sonderlich in Verwunderung gesetzt habe, und schließen daraus, daß Sie von dem Schicksal Madame Blanchards bereits Kenntnis hatten. Was sagen Sie dazu?"

Angeklagter: „Wie wäre das möglich? Ist denn anzunehmen, daß der Täter mich davon in Kenntnis gesetzt hätte?"

Präsident: „Sie umgehen meine Frage: Wußten Sie um das Verbrechen oder nicht?"

Angeklagter: „Da nicht anzunehmen ist, daß der Täter mir Mitteilung machte, so hätte ich nur darum wissen können, wenn ich selbst der Täter wäre. Ich wiederhole aber die Beteuerung meiner Unschuld."

Staatsanwalt: „Ich mache die Geschworenen darauf aufmerksam, daß der Angeklagte es nicht wagt, in Abrede zu stellen, die Mitteilung des Maire habe ihn nicht sonderlich überrascht. Im Zusammenhang mit unsern andern Beweisen finden wir in diesem Umstande allerdings eine Bestätigung, daß er selbst den Mord beging."

Verteidiger: „Sollte denn der Umstand, daß sich in den Mienen meines Klienten keine Verwirrung zeigte, nicht umgekehrt ein Beweis seiner Unschuld sein? Wenn übrigens die Herren sich nicht täuschen, was so leicht der Fall sein kann, und wirklich die Kunde von dem Verschwinden der unglücklichen Dame ihn nicht sonderlich überraschte, so werde ich in der Lage sein, Ihnen zur rechten Zeit eine andere sehr annehmbare Lösung dieser Schwierigkeit zu geben. Jetzt würde uns meine Erklärung zu weit führen."

Staatsanwalt: „Auf diese Erklärung bin ich sehr gespannt. Der fromme Herr Verteidiger glaubt vielleicht, die Seele der Ermordeten oder ein Engel vom Himmel sei dem Herrn Pfarrer erschienen."

Man lachte auf der Galerie, und auch die Geschworenen schmunzelten sich zu. Die Bemerkung des Verteidigers, daß er diese Worte des Anklägers für nicht sehr taktvoll halte, fand wenig Nachhall im Saale. Man hatte allgemein den Eindruck, daß die Antwort des Angeklagten nicht völlig befriedigte.

Der Präsident befragte nun den Angeklagten über sein Benehmen bei der Haussuchung. Hier waren die Antworten befriedigender. Auf die Frage aber nach dem „scheuen Blick", den der Maire, wie er ganz bestimmt behauptete, den Angeklagten auf die Türe der Kammer werfen sah, lautete die Antwort abermals ausweichend. Der Staatsanwalt sagte ironisch, das werde natürlich die Geistererscheinung erklären, und er wundere sich nur, daß der Herr Verteidiger die Gespenstergeschichte noch nicht zum besten gebe; wahrscheinlich habe er sie aber auf den Abend verschoben, weil sie dann eine kräftigere Wirkung erziele. Jetzt bat der Präsident doch den öffentlichen Ankläger, den furchtbaren Ernst der Verhandlung nicht durch solche Bemerkungen zu stören. Dann fragte er weiter:

„Sie waren der erste, welcher sah, was unter dem Bahrtuche verborgen lag?"

Angeklagter: „Ich sah unter demselben die Füße der Ermordeten hervorragen." (Fortsetzung folgt.)

Anacleto Flores wurde an den Daumen aufgehängt; dann peitschte man ihn und stach ihm mit Messern in die Füße. Diese entsetzliche Folter sollte ihn zwingen, das Versteck unseres Oberhirten zu verraten. Doch standhaft ertrug der Martyrer die furchtbaren Schmerzen. Seine Todesgefährten mußten der teuflischen Marter zusehen. Mitten in seinen Qualen ermutigte Flores sie, Christus dem Könige die Treue zu halten bis in den Tod. Da die Henker kein Wort aus ihm herauspressen konnten, stießen sie ihm schließlich ihre Dolche in die Brust. Die übrigen wurden erschossen. Ein Freund und Landsmann Flores' erzählt, daß die Gattin des Blutzeugen mit einem „Schutzbrief", den ein zuständiger Richter ausgestellt hatte, zur Kaserne eilte, um die Hinrichtung gesetzlich zu hindern. Doch die Unmenschen ließen sie nicht ein, bis sie ihr grausiges Werk vollendet hatten.

Einer der drei Brüder Vargas Gonzalez wurde aus unbekannten Gründen nicht erschossen. Er war Augenzeuge des Martyriums, und ihm verdanken wir viele Einzelheiten. Als die Leichen hinausgetragen wurden, durfte auch er die Kaserne verlassen. Ich ging mit vielen anderen hin, um die Leichen der Blutzeugen zu schauen, die man den Familien etwa eine Stunde nach der Hinrichtung zurückgegeben hatte. Aber den Särgen der beiden Brüder lagen zwei gekreuzte Palmzweige und Kränze aus weißen und roten Rosen. Ihr Gesicht war unbedeckt; man sah, wie ihre Kleider bis zum Halse von Blut überströmt waren.

Anacleto Flores läßt seine junge Gattin und zwei Knaben im Alter von drei und eineinhalb Jahren zurück. Sein ganzes Erbe ist nur der Ruhm seines Martyriums. Ich sah, wie sein Ältester sich durch die umstehende Menge drängte und eine Frau bat, sie möge ihn emporheben, damit er seinen toten Vater küssen könne . . .

Das Begräbnis des Blutzeugen sollte am folgenden Tage um halb 3 Uhr nachmittags stattfinden. Die Menschenmenge, die daran teilnahm, war nicht zu überblicken. Auf allen Gesichtern spiegelte sich die tiefe Trauer um den Ermordeten wieder. Seine Freunde hatten es sich als Gunst auserbeten, den toten Helden auf ihren Schultern zur letzten Ruhestätte tragen zu dürfen. Auf der Schwelle des Hauses hielten die Träger des Sarges etwas inne, und ein Arbeiter betete mit lauter Stimme die Anrufung vor, die der Martyrer so verbreitet hatte: „Daß du die Feinde der hl. Kirche demütigen wollest." „Wir bitten dich, erhöre uns", erwiderte die dichtgedrängte Menge. — „Königin der Martyrer." — „Bitte für uns und die Union Populare." Darauf schritten wir fen zwei Jünglinge und ein Arbeiter strömten die Menschen hervor, die sich dem Zuge anschlossen. Am Grabe ergriffen zwei Jünglinge und ein Arbeiter das Wort. Sie schlossen ihre Rede mit dem Rufe: „Es lebe Christus, der König! Hoch, die Martyrer Christi!" in den die Volksmenge mit Begeisterung einstimmte. Ich versichere Dir, es schien keine Trauerkundgebung, sondern ein Triumph zu sein!

Die Leichen Luis Padillas und der Brüder Vargas Gonzalez wurden um 5 Uhr nachmittags gemeinsam zu Grabe getragen. Man mußte so lange warten, bis ihr Vater von Colima kam. Auch ihr Begräbnis fand unter großer Anteilnahme der Bevölkerung statt. Alle Stände und Klassen Guadalajaras waren auf dem Friedhof vereint. Es war nur noch ein Volk.

Zwei der Redner, die die Trauerrede auf Anacleto Flores gehalten hatten, wurden verhaftet, als sie kaum den Friedhof verlassen hatten, und erschossen. Dem dritten gelang es, zu entfliehen. Am selben Nachmittag wurde der Sänger Ezechiel Huerta und sein Bruder Salvador, ein Mechaniker, gefangengenommen. Man verlangte von ihnen, sie sollten das Versteck ihrer Brüder, die Priester sind, verraten. Da sie sich weigerten, wurden sie am folgenden Tage um 2 Uhr morgens erschossen und sofort begraben. Ihren Familien wurde als einzige Nachricht von ihrem Schicksal die Bescheinigung ihrer Beerdigung zugestellt. Ezechiel hinterläßt 11 Kinder und Salvador 10.

Die mexikanische Regierung hat, wie gewöhnlich, ihre Zuflucht zur Verleumdung genommen, um ihre Verbrechen zu bemänteln und den guten Ruf ihrer Opfer zu vernichten. Als Grund der Erschießung Anacleto Flores' gab sie an, er sei der „geistige Urheber der Ermordung Mr. Wilkins" gewesen. Gegen diese unsinnige Verdächtigung erhob auch die nordamerikanische Kolonie Einspruch.

Jeden Tag gehen die Erschießungen weiter. In den Kerkern liegen viele, die warten, bis die Reihe auch an sie kommt. Täglich werden Frauen und Mädchen, die für die Sache der Kirche arbeiten, in großer Zahl ins Untersuchungsgefängnis eingeliefert. Fortwährend finden Hausdurchsuchungen statt. Den Bewoh-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

nern eines Hauses, in dem ein Priester gefunden wird, droht der Tod. Erinnerst Du Dich noch an den Priester Hermenegildo Lara? Er hat jetzt auch die Krone des Martyriums errungen. Man fand seinen Leichnam, von Kugeln durchbohrt. Man lebt hier Tag und Nacht in beständiger Todesgefahr. Bete für uns, daß wir als wahre Christen zu leben und zu sterben wissen."

Das deutsche Zeitungswesen. Deutschland hat 3150 Zeitungen, von denen mehr als 2000 täglich oder öfters am Tage erscheinen. Das zeitungsreichste deutsche Land ist Bayern mit 413 Zeitungen. Das zeitungsärmste Thüringen mit 12 Zeitungen. Berlin hat allein mit Vororten zusammen mehr als 100 Zeitungen, während Hamburg über 22 Zeitungen verfügt. Nach politischen Parteien eingeteilt, verfügt das Zentrum über 380 Zeitungen, die Rechte über 720, den Demokraten stehen 366 und den Sozialdemokraten 142 Zeitungen zur Verfügung. 1635 Zeitungen sind parteilos oder gehören zu kleinen Splitterparteien. In der Tschechoslowakei gibt es nicht weniger als 600 deutsche Zeitungen (ein Drittel aller dort erscheinenden Zeitungen). In Rumänien sind 39 Zeitungen deutsch. In Deutsch-Südwest-Afrika gibt es noch 5 deutsche Zeitungen. In England gibt es nur 1 deutsche Zeitung. Frankreich und Elsaß-Lothringen hat mehr als 20 deutsche Zeitungen. In den Vereinigten Staaten gibt es 28 deutsche Zeitungen. In der Hauptstadt von Brasilien erscheinen 18 deutsche Zeitungen. In Argentinien 9, in Chile 2. Die Schweiz verfügt über 27 deutsche Zeitungen. Südslavien hat 10. Auch in Schweden, Norwegen und Dänemark gibt es einige deutsche Zeitungen.

Im Ganzen hat Nordamerika (U. S. A.) 21 000 Zeitungen, England 2400, Frankreich 5000, Rußland etwa 750. Japan 400 Zeitungen, China 48, die mehrere hundert Jahre schon bestehen. Abessinien hat nur eine Zeitung.

Die Gesamteinnahme der amerikanischen Kinos in der letzten Herbstsaison betrug 1 100 Millionen Dollar. Eine nette Summe, die der Flimmerwand geopfert wurde.

Memento

Carum: Bernhard Haverkamp, langjähriger Wohltäter und Förderer unserer Mission.

Kevelaer: Karl Erben. Hannover: Johann Biales. Witten: Elisabeth Pürner. Nalbach: Katharina Spurk. Geldern: Johann Keysers. Rheydt: Frau Heicke. Holzkirchhausen: Paul Abler. Hilpertshausen: Frau Gerhard. Dittwar: Theresia Honikel. Röllbach: Adalbert Ackermann.

Briefauszüge

Holzkirchhausen: Durch die Fürbitte des hl. Joseph, der hl. Rita und der hl. Theresia vom Kinde Jesu wunderbar erhört worden.

Werne: Dank dem hl. Antonius für Hilfe in mehreren Anliegen, zugleich bitte um Hilfe in einem sehr großen Anliegen. Dank für Antoniusbrot.

Heidersdorf: Anbei Missionsalmosen zu Ehren des hl. Joseph, der hl. Theresia vom Kinde Jesu und den armen Seelen im Fegfeuer um Hilfe in einem Anliegen.

Zduny: Tausendmal Dank dem hl. Joseph und dem hl. Antonius für erlangte Hilfe. Ein Heidenkind war versprochen. Ferner . . . Mark für erlangte Hilfe im Stall.

A. B. D.: Dank dem hlgst. Herzen Jesu und Maria und meinen hl. Schutzpatronen für Hilfe in schweren Anliegen mit der Bitte ums Gebet in verschiedenen Anliegen.

Alt-Patschkau: Aus Dankbarkeit ein Heidenkind der lb. Gottesmutter von Wartha, der hl. Theresia vom Kinde Jesu, dem hl. Joseph und hl. Antonius, dem hl. Judas Thaddäus und dem hl. Aloysius für schnelle Hilfe in Lebensgefahr.

Zell: Um vor einer ansteckenden Krankheit, in deren Nähe ich leben mußte, bewahrt zu bleiben, nahm ich meine Zuflucht zur Muttergottes. Die Hilfe blieb nicht aus. Ein Geschenk war versprochen.

Schachtebich: Ein Heidenkind dem hl. Joseph zu Ehren als Dank für erlangte Hilfe in schwerem Anliegen.

Lette: . . . Mark als Almosen für die Mission zu Ehren der hl. Mutter Anna und der kleinen hl. Theresia vom Kinde Jesu zum Dank für Hilfe in schwerem Anliegen.

Altenhundem: Dank der Gottesmutter, dem hl. Joseph und den armen Seelen für auffallende Hilfe in schwerer Krankheit.

Delbrück: Dank dem hl. Judas Thaddäus für Hilfe in großer Verlegenheit um eine passende Wohnung.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Appelhülsen: Herzl. Dank der Schmerzensmutter, dem hl. Joseph und dem hl. Antonius für Hilfe in besonderem Anliegen.
Drensteinfurt: Tausendfachen Dank dem hl. Joseph, dem hl. Antonius, dem hl. Judas Thaddäus und der gottseligen Katharina Emmerich für Bewahrung vor schwerer Krankheit. Almosen und Veröffentlichung war versprochen.
Rölsdorf: . . . Mark Almosen als Dank für erhaltene Hilfe in zwei Anliegen.
Herv.-Dorsten: Herzlichen Dank der Gottesmutter, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius, dem hl. Judas Thaddäus und der kleinen hl. Theresia vom Kinde Jesu für erhaltene Stellung.
. . . Mark als versprochenes Missionsalmosen zu Ehren des hl. Antonius und der lb. Muttergottes für meinen Sohn, der an Anfällen gelitten und lange arbeitslos war.
Coesfeld i. W.: Dank dem hl. Antonius für Wiederbringung eines verlorenen Koffers und Mantels im Zug.
G.: Dank der lb. Gottesmutter, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius und der hl. Theresia für Erhörung in einem Anliegen.

Gebetsempfehlungen

Bitte um das fürbittende Gebet um weitere Hilfe in dem Anliegen einer besorgten Mutter.
Eine Schwerhörige um Befreiung von ihrem Leiden.
Oldenburg: Ein wichtiges Anliegen.
Hannover: In einer Geschäftsangelegenheit.
Solingen: Eine schwerkranke Mutter von drei Kindern bittet ums Gebet der „Vergißmeinnichtleser."
Grefrath: Stellungswechsel.
Rheydt: Eine kranke Mutter.
Kühlseggen: Ein kranker Vater.

Empfehlenswerte Bücher

„Das Marienleben!" Ein Zyklus von 12 Bildern von Martin von Feuerstein, herausgegeben von Dr. A. Fäh, mit Gedichten von Pater Theobald Masareh. Verlag des Sakramentskalenders in Lindenau (Schles.) 1926, 63 S. Preis 4 *RM.*
Es wird im literarischen Leben nicht oft vorkommen daß ein weltbekannter Kunstschriftsteller und ein zart besaiteter Lyriker zusammengehen um ein in vornehmer Offizin gedrucktes, einem hohen Kirchenfürsten, dem Nuntius Pacelli gewidmetes Werk schließlich in einem Verlage erscheinen zu lassen der auf einem schlesischen Dorfe zu Hause ist. Möge dieser Umstand dem Bekanntwerden des schönen Werkes keinen Eintrag tun! Möchte es im Gegenteil in recht viele Häuser des ganzen deutschen Sprachgebiets seinen Reichtum an religiöser und künstlerischer Erbauung tragen.
Ein neuer Kreuzweg von Martin von Feuerstein. 14 weiß-schwarze Blätter in Größe 14×9 cm. (Postkartenformat) und 10×6 cm. (als Andachtsbildchen). Preis der Serie in Postkartenformat 2.25 *RM* als Andachtsbildchen 1.— *RM*. Verlagsanstalt Benziger & Co A. G. Einsiedeln.
Auf 10 Blättern erscheint der leidende Heiland allein; auf 4 Blättern tritt eine zweite Gestalt hinzu: Maria, Simon von Cyrene, Veronika und eine klagende Mutter aus Jerusalem. Das mag auffallend unpassend erscheinen, doch wer beten betrachten will, ist hochbefriedigt; es fällt alles weg, was zerstreuen könnte und der Künstler gibt was tief ergreift und erbaut. Seine Bilder sind aus wahrer, inniger, religiöser Stimmung, aus einer frommen Auffassung, aus edlen, schönen Formen entstanden. Ein vorzügliches Werk.
Die hl. Theresia von Lisieux. Ein kurzes Lebensbild der „Kleinen Heiligen." Von Pater Hermann J. Terhünte, S. C. J. 48 Seiten. Broschürt 75 ₰. Verlag: Missionshaus Sittard, Post Wehr, Bezirk Aachen.
In 3 Kapiteln bietet der Verfasser ein Heiligenleben eigener Art. Neu ist die knappe Form, die alles Nebensächliche streicht, neu ist die klare Herausstellung der Eigenart der beliebten Heiligen und ihre Bedeutung für unsere Zeit, neu ist die Gesamtdarstellung in gepflegter, kerniger Sprache, die alles Überschwengliche und Süßliche meidet. Hier haben wir ein im besten Sinne modernes Heiligenleben.
Die selige Bartolomea Capitanio. Von Alessandro Tamborini, Priester. Ins Deutsche übertragen von P. Glanz-Eicha. 100 Seiten. Preis kartoniert *RM* 1.—, gebunden *RM* 1.50. Salesianer-Verlag, München 7.
Das still-friedliche, Wohltaten spendende Leben von Gott besonders begnadeter Persönlichkeiten wie Bartolomea Capitanio hat dieser unserer Zeit sehr viel zu sagen. Ist doch die Selige ein Muster der Vollkommenheit und ein leuchtendes Vorbild für alle, ganz besonders wegen ihres unermüdlichen, begeisterten Wirkens im Dienste der Hilfsbedürftigen. Das Buch mag vor allem die deutsche Jugend lehren, wie echte Frömmigkeit, gepaart mit festem Willen, nicht nur die eigene Seele zu den Höhen der Heiligkeit führt, sondern auch viele andere nach sich zieht und zu Gott hinleitet.
Gott hinter Kerkermauern. (1. Nummer der Katholischen Schriftenmission.") Von einem Strafanstaltspfarrer. 80 Seiten. Preis 30 ₰. Verlag des Johannesbundes, Leutesdorf am Rhein.
„Gott hinter Kerkermauern." Gottesbeweise sind es, aber nicht theoretische oder etwa nur mit Beispielen gewürzte Ausführungen, wie es bisher vielfach üblich war, sondern in ganz neuer Form: Gefängnisinsassen erzählen aus ihrem Leben, wie sie durch ihre Lebenserfahrungen gezwungen werden an Gott zu glauben. Diese erschütternden Lebensbilder, die in psychologisch fein dargestellten Zwiegesprächen am Leser vorüberziehen und ihn bis zum Ende fesseln, regen den Leser durch ihre lebendige Überzeugungskraft zu ernstem Nachdenken an.
Brey: **Hl. Frühling.** Leinenband *RM* 4.—. Verlag Hermann Rauch, Wiesbaden.
Endlich auch ein Büchlein für Knaben, welche zur ersten hl. Kommunion gehen. Bislang ist mir ein solches, so recht zu Knabenherzen sprechendes Buch mit solch packenden und die edelsten Saiten der jungen, gottgeliebten Herzen anklingenden Erzählungen nicht zu Gesicht gekommen. Möge es in jede Knabenhand gelegt werden.
Pater D. S.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Himmelsleiter

in Grobdruck

2.—6. Auflage

Mit dem Erscheinen dieses äußerst geschätzten Gebetbuches **Himmelsleiter in Grobdruck** ist einem fühlbaren Mangel abgeholfen. Oft und oft wurde es verlangt, so daß sich der Mariannhiller Missionsverlag St. Joseph zu einem Neudruck entschloß. Das Buch wir mit seiner kernigen Frömmigkeit und den neuen Beifügungen gewiß gefallen.

456 Seiten. Preis gebunden in Leinwand Rotschnitt M.. 3.—, in Kunstleder Goldschnitt Mk. 4.—. Bestellungen nimmt jede Vertretung entgegen,

(S. 2. Umschlagseite)

Mariannhiller Missions-Kalender 1928

Der Mariannhiller Missionskalender 1928 ist wieder erschienen. Wir bitten unsere Leser im Interesse unserer Mission sich gütigst um den Vertrieb unseres Kalenders bemühen zu wollen. Der spannende und interessante Inhalt, geschmückt mit vielen hübschen Illustrationen, läßt uns hoffen, daß der beliebte Kalender viele Freunde gewinnen wird. Er kostet pro Stück 60 Pfennig, einzeln zugesandt 70 Pf., 4 Stück 2.70 Mk. Bei Abnahme von 12 Stück portofrei 7.20 Mk. und ein Gratisexemplar.

Zu beziehen durch unsere Vertretungen

Mariannhiller Glöcklein-Kalender 1928

kostet in Deutschland Mk. 0.25

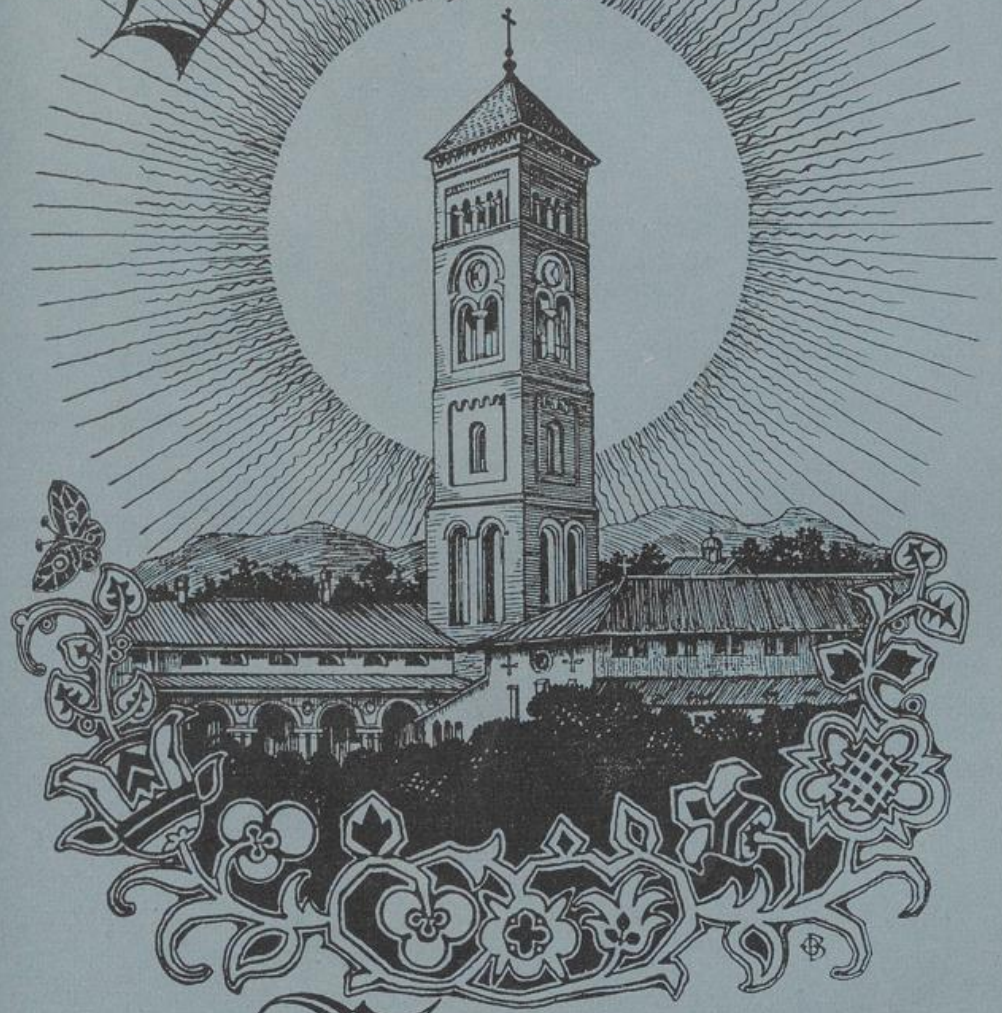
in Oesterreich 40 Groschen, in Ungarn Kr. 5000, in der Tschechoslowakei Kc. 2.50, in der Schweiz Fr. 0.50, in Frankreich fr. 2.— Belgien u. Luxemburg 1/2 Belga, Italien Lire 1.40, Jugoslavien Dinar 5.—

Zu beziehen durch alle unsere Vertretungen

Nachdr. sämtl. Original-Artikel verboten, bei vorausgeh. Übereinkunft gerne gestattet.
Verantwortl. Redakteur P. D. Sauerland, Missionshaus St. Paul, Walbeck Rhld.
Druck und Verlag der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bayr.-Schw.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht



Zeitschrift der Mariannhiller Mission Südafrika

Nr. 9 September 1927 45. Jahrgang

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern
Für die Abonnenten des „Vergißmeinnicht" als Wohltäter unserer Mission werden täglich in der Klosterkirche zu Mariannhill zwei, oft drei heilige Messen gelesen.

Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius XI.

Bezugspreise:

Für Deutschland	**Mk. 2**	
Österreich, Saargebiet, Luxemburg	**Mk. 2 bezw. denselben Wert in Sch. od. Fr.**	
Schweiz, Elsaß, Italien, Tschechoslowakei, Ungarn, Rumänien, Polen	**bei Einzelsendung**	**Mk. 2.50**
	bei wenigstens 5 Abonnenten	**Mk. 2.30**
	„ „ 20 „	**Mk. 2.15**
	„ 40 Abonnenten	**Mk. 2.—**
	bezw. denselben Wert in Fr., Lire, Kc., Zl. etc.	

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen sind zu richten
für Süddeutschland, Tschechoslowakei, Elsaß-Lothringen, Italien:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Würzburg, Pleicher-Ring 3
Postscheckkonto Nürnberg 194

für Rheinland, Westfalen und Luxemburg:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Köln, Brandenburgerstr. 8
Postscheckkonto Köln 1652

für Schlesien und Norddeutschland:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Breslau IX, Sternstr. 52 p
Postscheckamt Breslau 15625

für Österreich, Ungarn, Tirol, Vorarlberg, Jugoslawien und Rumänien:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Linz a. D., Steingasse 23 a
Postsparkasse Wien 24847, Budapest 19814

für Schweiz und Liechtenstein:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Altdorf (Ct. Uri)
Postscheckkonto Luzern VII 187

Nachrichten aus unsern Häusern

Studienplan des Mariannhiller Eingeborenen-Seminars

Knaben, die eintreten wollen, müssen die 4. Klasse absolviert haben und sollen 12 bis 16 Jahre alt sein. Der Stoff verteilt sich auf 6 Jahre.

1. **Religion:** Katechismus, Bibel, Kirch.-Geschichte, Apologetik, Ethik.
2. **Sprachen:** Latein, Englisch, Muttersprache.
3. **Realfächer:** Mathematik, Geschichte, Geographie, Elementarphysik, Chemie, Biologie, Naturkunde, Landwirtschaft, Wirtschaftslehre, Physiologie, Sociologie, Psychologie; Gartenbau, verschiedene Handwerke, wie Lederverarbeitung, Schmied und Spengler, Schreiner; Hausbau; Singen; Turnen.

Gründung: Februar 1925 mit 15 Studenten.

Das neue Priesterseminar der Mariannhiller Mission in Würzburg

Die letzte Stadtratssitzung in Würzburg genehmigte antragsgemäß das Bauprojekt der Mariannhiller Mission im

Osten der Stadt. Bei der einstimmigen Genehmigung wurden die besonderen Vorteile betont, die Würzburg in mancherlei Hinsicht aus dieser Neugründung entstehen werden.

Die in Frage stehende Ansiedlung ist die vierte europäische der Mariannhiller Mission, die im Jahre 1882 in Natal von Trappisten gegründet, sich in kaum mehr als 25 Jahren von einem kleinen Priorat zu einer Abtei, zu dem größten Trappistenkloster der Welt mit über 300 Insassen und einer weitverzweigten Mission, zu einer eigenen selbständig konstituierten und vom Apostolischen Stuhl approbierten Missions-Kongregation entwickelt hat. Das erste europäische Missions- und Probehaus St. Paul entstand 1911 unweit des bekannten niederrhein. Wallfahrtsortes Kevelaer, im gleichen Jahre wurde das Missionsseminar „Aloysianum" in Lohr a. M. und 1920 das Missionshaus St. Joseph in Reimlingen im Schwabenland, nahe bei der Stadt Nördlingen gegründet.

Nunmehr fügt die Mariannhiller Mission im 45. Jahre ihres Bestehens ihrem stolzen, festen Schutz- und Trutzbau einen weiteren Baustein in Form des Würzburger Studienseminars ein. Der ungefähr 12 000 Quadratmeter große, an die im Osten der Stadt gelegene Stadtgärtnerei anschließende Bauplatz war bislang vorwiegend städtisches Eigentum. Das Gelände bot dem Architekten, dem als Kirchenbauer weithin bekannten Landesbaurat Boßlet-München Gelegenheit, sein ganzes Können zu entfalten. Die Anpassung an das Gelände, die Einfühlung in die Umgebung, die äußere Formengebung und innere Ausgestaltung sind in geradezu vorbildlicher Weise gelöst und durchgeführt. Die Betonung der Zweckbestimmung der Anstalt ist bis in die Einzelheiten wahrzunehmen, die bei aller Solidität gewahrte Schlichtheit ist ein weiteres Verdienst des Baukünstlers. Den vielseitigen Anforderungen und Bedingnissen wurden Architekt und Bauherrschaft in einer Dreigliederung der Anlage gerecht, indem Studienseminar, Kirche und Wirtschaftsgebäude in folgerechtem Zusammenhang je einen selbständigen Bauteil bilden.

Der Seminartrakt beansprucht allein etwa ein Zehntel der gesamten Grundstücksfläche. Der Eingang führt — von Pforte und Sprechzimmer flankiert — durch einen Vorraum in eine geräumige Halle, die durch einen rund 40 Meter hohen achteckigen Turm mit der Kirche verbunden ist und auch den Klausurtrakt des Seminars aufnimmt. Im Untergeschoß befinden sich die Wohnungen der Brüder, Werkstätten, Badeanlage, Turnhalle und Kegelbahnen, im Erd- und in den beiden Obergeschossen die Zimmer der Studierenden. Außerdem sind im Seminarbau die Räume für den General-Superior, die Bibliothek- und Archivsäle, sowie für das Missions-Museum vorgesehen. Die Kirche enthält einer besonderen Zweckbestimmung zufolge 12 Kapellen mit 12 Altären, ferner unter dem hochgelegenen Chor eine unmittelbar zugängliche Krypta, die dem Andenken an die gefallenen und verstorbenen Missionare gewidmet ist. Im Chor ist auch noch anschließend an die Wohnungen der Schwestern das Oratorium derselben untergebracht. Die bebaute Fläche beläuft sich auf etwa 1000 Quadratmeter. Das Wirtschaftsgebäude mit Einfahrt zum Hof enthält bei ungefähr 450 Quadratmeter Grundfläche Bäckerei und Wäscherei, Küche, Bügel- und Mangelraum und die Schwesterwohnungen. Mit der Küche verbunden liegt unter der Kirche die Anrichte, Refektorium und Vortragssaal. Eine versenkbare Wand ermöglicht bei Sonderanlässen die Verbindung beider Räume zu einem einzigen großen Saale mit allen erforderlichen Nebenräumen.

Die Bauten sollen noch sämtlich im kommenden Winter unter Dach gebracht werden, mit der Inbetriebnahme des eigentlichen Studienseminars kann man voraussichtlich in Jahresfrist rechnen. Die Ausschachtungsarbeiten sind bereits im Gange und nehmen bei gleichbleibend gutem Bauwetter einen flotten Fortgang.

Aus Welt und Kirche

Der Zusammenbruch des Protestantismus in Amerika. In der Zeitschrift „American Monthly" veröffentlicht George J. Nathan einen Artikel über den Zusammenbruch des Protestantismus. Zwar werden nur amerikanische Verhältnisse berücksichtigt. In Deutschland liegen die Dinge selbstverständlich anders. Lernen kann man aber auch bei uns aus diesen rein sachlichen Ausführungen, und sollte es auch nur die eine Wahrheit sein, daß es auf religiösem und kirchlichem Gebiete nun einmal ohne eine letzte, höchste Autorität nicht geht.

„Der Protestantismus als organische kirchliche Macht liegt im Sterben und offenbart Zeichen einer raschen Zersetzung", schreibt George J. Nathan, „und zwar stirbt er an gebrochener Autorität.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der größte Fehler, den der Protestantismus beging, war der, daß er sich ausschließlich auf das alte Testament stützte, ein Fehler, der sich zuerst und vornehmlich in dem Sonntagsschulsystem zeigte. Bis Mitte der 80er Jahre eine steigende Kurve zeigend, fällt er von dieser Zeit rasch und unaufhaltsam ab; denn der Protestantismus hat keine grundsätzliche Religion mehr zu lehren, hat nichts mehr zu bieten, was den tiefsten Bedürfnissen des menschlichen Herzens entspricht. Nachdem der alte Katechismus und die Glaubenslehre außer Gebrauch gesetzt worden sind, und nur die Bibel als Lehrbuch gilt, bestehen die Lehrer darauf, kleine Kinder die Listen der Könige von Israel und Moses Verwandte auswendig lernen zu lassen, und die Sonntagsschule, jetzt „Kirchenschule" genannt, ist den protestantischen Geistlichen ein Gegenstand der Verzweiflung oder des Schmerzes geworden. Sie ist bei ihnen ebensowenig beliebt wie bei den Kindern und Eltern. Ein katholisches Kind wird auf eine wesentliche Frage über die Religion immer eine Antwort zu geben wissen, wenn diese auch den Frager nicht immer befriedigen wird; ein protestantisches Kind aber wird stumm bleiben. Alle Anstrengungen, religiöse Begeisterung aufrecht zu erhalten, große Geldsummen und Missionsunternehmungen sind da vergeblich." Die Hoffnung auf eine kirchliche Einigung innerhalb der Sekten ist sehr gering. Modernisten und Fundamentalisten haben diese so auseinandergerissen, daß man ruhig behaupten kann, es gäbe heute nicht zwei Kirchen mehr, die die gleiche Religion lehren. Die letzten Berichte stellen fest, daß im Augenblick 27 000 000 amerikanische Kinder, dem Namen nach Protestanten, nicht in Sonntagsschulen, 58 000 000 Amerikaner, dem Namen nach Protestanten, nicht in Kirchen eingemeindet seien. Von den Eingemeindeten aber besuchen ein Drittel den Gottesdienst. Schlimmer als diese Zahlen ist das Schwinden der alten Würde und des Ernstes des Gottesdienstes. Um nur die Kirchen zu füllen, sind die Geistlichen genötigt, alle erdenklichen, der Neuzeit entsprechenden Mittel anzuwenden. An Stelle der ehemaligen ernsten Predigt, in der die Hauptstärke des Protestantismus lag, ist ein Überhandnehmen volkstümlicher Vorträge, Radio- und Filmvorführungen, sensationeller Bekanntmachungen und Reden, großer Plakate und Reklamezettel an den Kirchentüren, Auftreten von Sängern, Negern usw. zu bemerken. Die Kirche gleicht einem Klub, an dessen Mitgliedschaft keine Bindungen, Zahlungen, Verpflichtungen, Verantwortungen usw. geknüpft sind, ist eine freiwillige Vereinigung von Personen, die den Wortlaut ihres Glaubensbekenntnisses selbst beschließen. Erschwerend für diese Verhältnisse wirkt das Finanzielle, die Abhängigkeit der Geistlichen vom guten Willen des Volkes. Auch die katholische Kirche hat eine Revolution durchgemacht und überwunden. Das Verhängnis des Protestantismus besteht darin, daß er als organische Macht in den Händen weltlicher Behörden liegt, die das sinkende Schiff nicht halten können und mögen, weil sie kein Interesse daran haben."

Die großen Opfer, welche die Amerikaner für kirchliche Zwecke bringen, werden durch eine Statistik des Pressebüros der Katholiken der Vereinigten Staaten festgestellt. Diese gründet sich auf die amtlichen Feststellungen des amerikanischen statistischen Amtes und besagt, daß das Vermögen der Kirchen, der Pfarreien und ähnlicher kirchlicher Einrichtungen sich auf 2 820 220 000 Dollars beläuft. Davon entfallen auf die protestantischen Religionsgemeinschaften 1 780 000 000 Dollars, auf die kath. Kirche 648 901 000 Dollars. In dieser Riesensumme (nahezu 3 Milliarden Dollars!) ist das Kapital nicht einberechnet, das für die Errichtung und Einrichtung der Wohltätigkeitsanstaltungen von den religiösen Gemeinschaften verwendet wurde. Dieses Kapital beläuft sich auf 1 800 000 000 Dollars. Wenn man auch die konfessionellen Unterrichts- und Erziehungsanstalten hinzurechnet, so kommt die stattliche Summe von 7 600 000 000 Dollars heraus. Also nahezu 8 Milliarden Dollars. Diese Summe stellt das Siebenfache der Staatsschulden der Vereinigten Staaten und das Doppelte der Jahresausgaben der nordamerikanischen Bundesregierung dar und ist ausschließlich aus den freiwilligen Beiträgen der Kirchenmitglieder aufgebracht worden.

Sowjetrußlands Kampf gegen die Religion. Die russische Regierung hat die schönste Kathedrale von Leningrad, die Isaaks-Kathedrale, geschlossen und die Abhaltung des Gottesdienstes verboten. Die Kirche soll in ein Museum umgewandelt werden, weil „die größte aller Kathedralen Leningrads für die kulturellen Zwecke der Sowjetrepublik vorbehalten werden müsse." Die orthodoxe Kathedrale von Minsk wurde von den Anhängern der „Lebenden Kirche" in Beschlag genommen. Während eines von den Funktionären die „Kirche" veranstalteten Gottesdienstes kam es zu einem

Vergißmeinnicht
Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission
Nr. 9 September 1927 45. Jahrgang

Gott

Mein Leben wird von Dir umgrenzt
Wie die Felder vom Horizont.
Mein Tagwerk ist von Deiner Kraft
Beschattet und umsonnt.

Es kreisen meine Gedanken um Dich
Ohn' Ruhe und Unterlaß.
Es klammert sich mein Glaube an Dich
Wie die Düne an spärliches Gras.

Entschwindest Du mir, so gehe ich hin
Wie ein Sommertag ohne Glanz
Und bin wie ein welker Syringenstrauch
In der Gärten blühendem Kranz.

Else Budnowski

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Von Pater Dom. Sauerland, R. M. M.

Einiges über Ursprung und Geschichte des Zuluvolkes

VIII. Tschakas „Privatleben."

Der Weiße erscheint in Natal.

Ein verwüstetes Land.

Der veredelnde Einfluß der Liebe war Tschaka unbekannt. In ihm brannte nur das düstere Feuer sinnlichster Leidenschaft und aus ihr erwuchs verzehrende Eifersucht, Rache und Mordlust. Seine Kraale waren überfüllt von der Menge der Jungfrauen, die jeder unterworfene Stamm als Tribut ihm zuweisen mußte. Und doch durfte es kein Mann im ganzen Lande wagen zu heiraten bevor er nicht die Blüte seines Alters überschritten hatte und als Krieger nicht mehr dienen konnte. Doch die Unzufriedenheit, die darüber in den Herzen seiner Krieger rege blieb war eine beständige Folter für ihn und quälte Tschaka durch Beängstigungen und Mißtrauen. Er hatte „Träume", wie er einmal sagte, nach denen er schließen mußte, daß die Jünglinge und Mädchen, von denen es hunderte im Bulawayo-Kraal gab, sich während seiner Abwesenheit ungeziemend benähmen. Solch eine Tat wäre ohne Zweifel ein Verbrechen in seinen Augen gewesen, allein man hatte keinerlei Beweis als eben Tschakas Träume. Er dachte sich nun einen Plan aus wie er die beiden Geschlechter auf frischer Tat ertappen könnte. Zu diesem Zwecke ließ er an einem gewissen Ort einen neuen Kraal bauen. Dazu wurden zahlreiche junge Leute herangezogen; die Jünglinge zum Herrichten der Latten und Stangen und zum Bauen selbst und die Mädchen zum Grasschneiden und Mattenflechten. Gehorsam gingen die erforderlichen jungen Leute an die Ausführung des Befehls. Nach einiger Zeit als die Arbeit im vollen Gange war, besuchte auch der König den Bauplatz. Er war von einer großen Menge Krieger begleitet, denen er seine Träume erzählte und herzzerreißend über die Schlechtigkeit der jungen Leute im Bulawayo-Kraal klagte. Gerührt von dem Schmerze des Königs rief die entrüstete Begleitung einstimmig aus: „Laß sie doch töten!" „Aber wie wollt ihr dies bewerkstelligen", sagte der Listige hilflos, „so daß kein einziger entfliehen kann?" aber dann ordnete er selber an was zu tun sei. Während er von vorne sich näherte, sollten andere Abteilungen von beiden Seiten herbeikommen und so den ganzen Kraal einkreisen. Und so geschah es. Die ganze Gesellschaft der jugendlichen Bauleute wurde inmitten der Begeisterung und Fröhlichkeit gefangen und wie Schafe in die Hürde zusammengepfercht, wo sie zitternd den Todesstreich erwarteten. Sie brauchten nicht lange zu warten. Der personifizierte Tod erschien am Eingangstor und nachdem er eine Anzahl der Schlimmsten heraus-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gesucht hatte, ließ er ihnen von ihren eigenen Brüdern den Hals umdrehen. Nach diesem teuflischen Vorspiel folgte eine allgemeine Schlächterei sämtlicher Jünglinge und Mädchen ohne Unterschied. Ein glückliches Fleckchen Erde, das vor einem Augenblick noch von jugendlicher Lebendigkeit strahlte wurde jetzt eine Hölle voll Wehgeschrei und Todesnot. Mit dem goldenen Sonnenschein als Bartuch bedeckt, wurden 170 junge erschlagene Menschenkinder, verdorrten Blumen gleich, auf den grünen Rasen hinausgeworfen.

Es war ein Unglück für die weiblichen Untertanen der blutgierigen Bestie, deren Interesse wachzurufen. Und wie viele, ungezählte Opfer kosteten den Tod nach den Flitterwochen in Tschakas Kraal. Wehe der Frau, die Tschaka mit einem Sprossen zu beglücken wähnte, es war ihr Tod. Dies galt als furchtbare Beleidigung und Mutter und Kind starben unbarmherzig den bittersten Tod. Ja, dieses afrikanische Ungeheuer legte sogar Hand an die eigene Mutter. Wir dürfen uns nach dem Gesagten nicht wundern, wenn Tschaka in unerhörter Weise gegen seine sogenannten Feinde wütete. Im Krieg gegen Zwide pflegte er alte Weiber, deren er habhaft wurde, in Strohmatten wickeln zu lassen, sie anzuzünden und diese brennend und schreiend dem feindlichen Lager zuzutreiben. Doch auch den Männern der eigenen Nation starrte der Tod in jeder Gestalt entgegen. Es war eine alltägliche Erscheinung, daß ein Mitglied des Stammes, mit dem man vorher noch in der Versammlung geplaudert hatte, plötzlich auf den Wink des Königs überfallen wurde, am Scheitel und Kinn erfaßt und ihm im Augenblick auf dem Platze der Hals herumgedreht wurde, darauf hinweggeschleppt und solange mit Stöcken geschlagen wurde bis das arme Opfer den Geist vollends aufgab. Wenn aber viele verurteilt wurden wie z. B. die Mashongwe, die nichts Schlimmeres zu erleiden hatten, als daß ihnen die Augen herausgerissen wurden und es ihnen überlassen wurde, im Finstern zu tappen bis an ihr Grab, dann wurde dies als ein Ausdruck königlicher Milde angesehen.

Inmitten dieser Zustände erschienen die ersten Weißen als Besucher im Zululand. Es war am 1. Mai 1824, als Leutnant Farewell, der auf der Suche nach neuem Handelsmarkt bis nach Delagoa-Bay an der Küste entlang segelte, den Oberstleutnant Somerset, Gouverneur des Kap benachrichtigte, daß er „einen Hafenplatz gefunden habe, in dem ein kleines Fahrzeug vollkommen sicher liegen könne." Bald nachher segelte Leutnant Farewell mit zwei Fahrzeugen und etwa 40 Mann, einschließlich Fynn, Isaacs, King und anderen von Kapstadt nach dem neuentdeckten Hafenplatz Natal. Die Abteilung der „Julia", die von Fynn befehligt wurde, kam zuerst an, die übrigen unter Farewell folgten ihnen nach 6 Wochen mit der „Ann." Dies waren die Pioniere des Gebietes, das zehn Jahre später der Stadtbezirk von D'Urban (Durban) wurde und das nach dem damaligen Gouverneur der Kap-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

kolonie so genannt wurde.
Obgleich Farewell ganz korrekt berichtet, daß er Port Natal aufgefunden habe, so war er doch weit davon entfernt, der Entdecker desselben gewesen zu sein.

Am 25. Dezember 1497 fuhr nämlich der portugiesische Seefahrer Vasco da Gama an der Bucht vorüber und nannte die Umgebung derselben Natal. Im Jahre 1683 wanderten die Schiffbrüchigen des englischen Schiffes „Johanna" durch das Land auf ihrem Wege zum Kap. Am 17. Mai 1685 strandete das englische Schiff „Good Hope" in der Natalbucht und bald darauf folgte das holländische Schiff „Stavenisse" und strandete weiter oben an der Küste. Durch die Überlebenden dieser und anderer Schiffbrüchiger sind uns viele interessante Nachrichten bezüglich des Landes und seiner ersten Bewohner zugekommen. Diese fortwährenden Schiffbrüche verschafften auch dem Zuluvolke seine erste Bekanntschaft mit den Weißen. Da sie sich nicht vorstellen konnten, daß es auch jenseits des Meeres noch ein Land geben könnte, so nahmen sie an, die Heimat der Weißen sei das Meer, auf welchem sie in schwimmenden Baumkähnen wohnten und sie seien sehr begierig nach Elefantenzähnen, die sie mit kleinen farbigen Steinchen, welche sie aus dem Meere auffischten, zu kaufen pflegten.

Natal wurde durch die Erzählungen dieser Seeleute so bekannt, daß im Dezember 1689 die holländische Regierung der Kapkolonie durch Offiziere der Galeere „De Noord" die Bucht von Natal und das angrenzende Land feierlich von dem dortigen „ingose" kaufen ließ. Der Name des ingose soll nach Fynn, Nyangesa gewesen sein. Der Kaufpreis bestand in „kupfernen Arm- und Halsringen und anderen Artikeln." Doch schien die Feierlichkeit des Kaufes in den Augen der Eingeborenen in dem Maße zu schwinden, wie die kupfernen Arm- und Halsringe ihre Brauchbarkeit verloren. Der Kapitän des „De Noord", Johannes Gerbrantzer, kehrte im Jahre 1705 nach Natal zurück und fand einen andern regierenden König vor „der Josef nicht kannte." Er wagte es, an den Kaufvertrag zu erinnern, doch der junge Regent schloß die Debatte mit der kurzen Bemerkung: „Mein Vater ist tot und begraben — und die Kupferringe mit ihm." So endete die holländische Besitzergreifung der Natalbucht.

Mehr als 100 Jahre vergingen ehe Farewell und seine Begleitung dort ankamen um dort zu bleiben. In jener Zeit war Nyangesa und sein Stamm fortgezogen; wahrscheinlich nach dem südlichen Kaffernlande und eine andere Bantu-Varietät von den Tekeza- oder Lala-Stämmen war jetzt im Besitze des Landes. Das Lalaland zog sich vom Tukela zum Mzimkulu und vom Meere bis zu den Drakensbergen. Innerhalb dieser Grenzen lebten mehr als 100 Sippen, jede unabhängig von der andern unter erblichen Häuptlingslinien.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Zulukrieger im Festschmuck (Mariannhiller Mission)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ein verwüstetes Land. Im achten Jahre der Regierung Tschakas kam Farewell und Fynn nach Natal; aber wie hatte sich das Land verändert! Wo waren die hundert Sippen mit den ahnenreichen Häuptlingsgeschlechtern! Wo die Arkaden friedlicher Bienenkorb-Kraale, die an sonnigen Hügelhängen erglänzten inmitten rötlich schimmernden Hirsefeldern, in deren Nähe auf guten Weiden zahllose Viehherden sich lagerten? Fynn konnte durch die ganze Breite des Landes reisen, vom Tongati bis zum Mzimkulu und kaum ein Zeichen menschlichen Lebens entdecken außer dreißig Eingeborenen, die in der Nähe des Bluffs (bei Durban) hausten unter ihrem Häuptling Matubane aus dem ema Tulini-Stamm. Es gab weder Kraale noch Hütten, noch Kaffern noch Korn. „Gelegentlich sah ich einige wenige Herumstreicher, wandelnde Skelette, die ihr erbärmliches Dasein mit Wurzeln und Schaltieren fristeten." Drei aufeinanderfolgende Wogen der Vernichtung wälzten sich gleich den geschmolzenen Fluten ausgespiehener Lava vom Zululand her über Natal und vernichteten jede Spur menschlichen Lebens. Dreimal wurde das Land von einer blutigen, todbringenden Flut überschwemmt, die alles vor sich herwälzte, den Unrat über die Oberfläche zerstreute und sonst nichts als trostlose Verödung zurückließ. Und um die Zerstörung zu vollenden, streiften regelmäßig organisierte Zulumörder durch das verwüstete Land, um auf irgendwelche umherirrende Menschen Jagd zu machen und dieselben gleich Wildschweinen niederzustechen. Dadurch wurden die gegen diese Flut ankämpfenden hundert Lala-Stämme nach dem Süden geschwemmt und gingen dort unter den Kaffernstämmen verloren, die zwischen dem M'zimkulu und dem großen Fischfluß wohnten, die damals die südliche Grenze des Xosalandes bildeten. Dort wanderten sie umher, ohne Führer, ohne Halt, ohne Heim, jeder auf eigene Faust und suchten Aufnahme als Knechte in den Xosa-Familien, von denen sie verächtlich ama Mfengu oder Landstreicher, und von den weißen Kolonisten Fingos genannt wurden. Einige wenige retteten sich in der endlosen Wildnis und trieben herum wie arme Schiffbrüchige auf weitem Meer. Diese lebten allein oder zu zweit in den Wäldern oder in unzugänglichen Gebirgsschluchten. Keiner wußte, was aus seinem Freund, seinem Häuptling, seinem Vater, seinem Kind, seiner Mutter geworden war. Keiner kannte einen Nachbar und jeder erhob die Waffe gegen den Fremden zur Verteidigung, der ihn vielleicht aufstöberte. Keine Felder wurden bestellt. Die Beeren in den Wäldern schrumpften zusammen und fielen ab, die Kräuter der Steppe welkten dahin und starben ab. Und Elend und Hunger brachten die armen Menschen um Schlaf und Ruhe. Doch der Drang zum Leben war größer und so trachteten sie nach ihrem eigenen Blute und Fleisch. So zogen also Mdava und seine Anhänger aus der Dunge-Sippe auf Jagd nach Menschenfleisch und bald finden sie in ihrem eigenen Häuptling Boyuya einen schmackhaften Bissen. Diese Art Jagd verbreitete

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sich im Lalaland und zu dem elenden Leben gesellte sich auch noch der Tod in dieser grausigen Form. Ungefähr 10 000 dieser armseligen Menschen überlebten all diese Leiden. Sie hingen zäh an ihrem Leben und ihrem Land bis die dunklen Tage der Trübsal vorüber waren und der böse Dämon im Zululand bezwungen war und Tschaka endete unter den Assegaistößen seiner Mörder.

Schon vor dem Tode des Tyrannen kamen etwa 4000 Flüchtlinge von den angrenzenden Ländern und vom leidenden Zululand selbst zu den machtlosen aber menschenfreundlichen wenigen Weißen, die sich an der Natalbucht niedergelassen hatten, und warfen sich ihnen um Schutz flehend zu Füßen. Tschaka selbst lernte die weißen Ankömmlinge schätzen, denn bei ihren oftmaligen Besuchen hatte er gefunden, daß sie eine ganz und gar wunderbare Spielart von Menschen seien. So pflegte er auch entweder aus Politik oder Furcht deren Schützlinge zu achten indem er sagte: „Sie sind zu meinen Freunden gegangen, nicht zu meinen Feinden, sorgt für sie, als ob sie eure eignen Leute wären." Zehn Jahre später, 1834, als Dingana, sein Nachfolger, sich der Gefahr der wachsenden Macht in Port Natal bewußt wurde, zählte man schon volle 6000 Flüchtlinge aus dem Lala- und Zulustamm, die sich den weißen Ansiedlern unter einem Huldigungseid verpflichtet hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Von Schwester Amata, C. P. S.

Der blinde Lehrer

Boya, ein großer Kraalbesitzer mit drei Frauen lebte einige Stunden von der Bahnstation Donnybrook entfernt. Er hatte schöne Felder, gute Weiden und nannte eine große Herde Vieh sowie mehrere Pferde sein eigen. Er hatte selbst einen Wagen und mancher Eingeborene sah wohl mit Eifersucht auf ihn, wenn er schwer beladen zur Station fuhr; denn er war ja reich und hatte alles im Überfluß. Obschon seine Umgebung meist aus Protestanten bestanden, hielt er fest am Heidentum mit seinen Gebräuchen. Als seine Kinder, deren er viele hatte, ihn baten, doch zur Schule gehen zu dürfen, trieb er ihnen den Unsinn, wie er es nannte, mit der Reitpeitsche aus. — Gqikili, sein jüngstes Weib, hatte 4 Kinder. Das jüngste, Monggo mit Namen, wurde bedenklich krank. Wohl holte der Vater den heidnischen Doktor, doch es wurde immer elender. Eines Tages lag das Büblein wie leblos da. Es ist gestorben, hieß es. Man wickelte es in eine alte Decke, die Männer machten die Grube und schon sollte Monggo hineingelegt werden, als er wieder zu stöhnen begann und zwar zu seinem Glück, sonst wäre er sicher lebendig begraben worden. Noch einige Tage blieb die Grube offen; dann aber wurde sie zugeworfen, denn das Kind wurde

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

wieder gesund. Nun sah aber die Mutter, daß das Kind blind geworden war. Es kroch überall mit seinen kleinen Händchen tastend herum. Allerlei Medizinen wurden versucht, doch vergebens, Monggo blieb blind. Als es etwas herangewachsen war lernte er bald die Wege von einer Hütte zur andern, ging auch wohl mit der Schwester zum Fluß oder zu den Maisfeldern. Er war nie traurig, wußte er doch nichts von all dem Schönen der Natur. Inzwischen hatten die Geschwister die Erlaubnis erhalten eine in der Nähe befindliche Privatschule der Andersgläubigen besuchen zu dürfen. Ja, Boya selbst kaufte sich eines Tages Hemd und Hose und besuchte den protestantischen Gottesdienst. Er nahm seine Sache ernst und wollte, daß auch sein blindes Söhnchen die Bibel ordentlich lernen sollte; deshalb ging es Tag für Tag mit seiner Schwester zur Schule. Seine Äuglein sahen ja nichts das ihn fesseln konnte, aber um so mehr fesselte ihn das Gehörte und bald war der blinde Monggo viel gescheiter als manches sehende Kind. Er wußte nicht nur die Bibel auswendig, sondern auch das erste kaffrische Lesebuch, ja sogar die beiden ersten englischen Lesebücher und konnte dieselben in die eigene Sprache übersetzen. Boya ward ganz stolz auf sein blindes Söhnchen. Es sollte getauft werden und es selbst wählte sich den Namen Josef. Arbeiten konnte er ja nicht und somit verblieb er noch in der Schule. Es war das nur eine Privatschule und der dort angestellte Lehrer vertrat auch das Amt eines Predigers. Da der blinde Josef so tüchtig war wurde er nun Hilfslehrer. Er lehrte den Kindern Lesen in beiden Sprachen, Kaffrisch und Englisch. Übersetzen von der einen Sprache in die andere, ja sogar Rechtschreiben lehrte er, wie er mir ganz freudig mitteilte. Er ließ die Kinder einige Sätze schreiben und ließ dann die Worte buchstabieren und überführte sie der Fehler. Auch die Bibel lehrte er nicht blos den Kindern, sondern auch den Erwachsenen. Sein Vater war bereits getauft auf den Namen Job und seine Mutter Rebecca. Job entließ zwei seiner Frauen, sorgte aber stets für deren Lebensunterhalt.

In derselben Schule war auch ein erwachsenes Mädchen mit Namen Gusta. Sie erbaute sich sehr an der Freundlichkeit, dem Eifer und der Frömmigkeit ihres blinden Lehrers Josef. Ihr Vater nun hatte eine große Summe Geld an das Gericht zu zahlen, und da er aber kein Geld hatte, wollte er seine Tochter an einen alten Heiden als 4. Weib verkaufen und dann mit dem Erlös der Ochsen die Schuld zu zahlen. Dazu wollte sich aber Gusta nicht hergeben und so entfloh sie eines Tages nach unserer Missionsstation Mariatal. Ein Jüngling, angeblich ihr Bruder, begleitete sie dorthin. Sie bat um Aufnahme in die Schule, verschwieg aber, daß sie zu Hause davongelaufen sei um nicht des alten Mannes Frau werden zu müssen. Gusta war ganz erstaunt, wie war doch alles so schön, wie so anziehend und erhebend sprach der Pater Missionar über Gott, den Glauben usw., noch viel schöner als

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Brüder-Kirchenchor in Mariannhill
(Zu unserm Artikel im Vergißmeinnicht August 1927 Seite 231 können wir heute ein Bildchen bringen, worauf die Sänger zur Ehre Gottes und der Heiden Erbauung sich vorfinden.)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

es der blinde Josef getan und dann erst in der Kirche. Die hl. Messe machte einen ganz eigenen Eindruck auf Gusta. Monate waren verflossen, da kam der Jüngling, der sie hergebracht hatte, angeblich um einen Besuch abzustatten. Im Stillen aber redete er Gusta zu, heimzukehren. Lange weigerte sie sich, sie fand es zu schlecht, den guten Baba betrogen zu haben und zudem sollte sie ja bald in die kathol. Kirche aufgenommen werden. Endlich gab sie nach, der nächste Morgen war zur Flucht bestimmt. Als die Glocken zum Aufstehen riefen war sie die erste, die schnell den Schlafsaal verließ um zu entfliehen. Sie eilten der Bahnstation Ixopo zu. Da ertönten wiederum die Glocken, das Zeichen zur hl. Messe. Gusta erschrak sehr und wollte umkehren; denn die hl. Messe hatte stets einen gewaltigen Eindruck auf sie gemacht. Doch der Jüngling wußte sie zu betören, er warb um ihre Hand und sagte, alles sei zur Hochzeit bereit und Gusta eilte mit ihm fort. Die Eisenbahn führte sie schnell dem heimatlichen Kraale zu. In der Nähe angekommen, sagte der junge Bursche zu Gusta: „Jetzt Gusta, gehe heim zu deinen Eltern, denn ich werde dich nicht heiraten. Ich wollte nur den Streit beenden, der zwischen meinen und deinen Eltern besteht, da dein Vater weiß, daß ich dich damals zur Missionsstation Mariatal begleitet habe. Ich gehe morgen fort zu den Goldfeldern und komme nicht so bald wieder, also gehe heim.“ Der Jüngling drehte sich um und eilte fort. Da stand Gusta ratlos da, was tun? Umkehren zur Missionsschule? Nein, sie hatte den guten Missionar so betrogen, war heimlich entflohen und nun war sie selbst so arg getäuscht. Um keinen Heiden heiraten zu müssen war sie entflohen, und nun hatte gerade dieser Jüngling, der mit ihr zusammen zur Schule gegangen war, sie so arg betrogen. Nun gut, dachte sich Gusta, lieber heirate ich den blinden Lehrer Josef, der fromm und gut ist, als einen Sehenden, der nicht brav ist. Sie ging heim und nach Jahresfrist war Gusta die glückliche Braut des blinden Lehrers Josef. Doch Glück und Glas, wie bald bricht das! Anfangs ging alles gut. Gusta ging zu den Engländern waschen und bügeln und pflanzte nebenbei kleine Felder an. Josef war Lehrer und Prediger, wohl umsonst tat er seine Arbeit; doch hatte er wieder welche auf die Taufe und zum Abendmahl vorbereitet, dann bat er dieselben um eine Geldspende für seinen Unterhalt. Einige Jahre erhielt er auch vom ersten Lehrer ein kleines Gehalt, doch dann hörte es auf und auch er legte sein Amt als Lehrer nieder. Auch Gusta konnte nichts mehr verdienen und doch wollten auch drei gesunde Kinder Nahrung und Kleidung haben. Wohl hatte der alte Job auch für sie gesorgt, doch seit ein paar Jahren hatte er viel verloren. Eingewanderte Engländer hatten das Land gekauft und so war Job mit seiner großen Familie zu seinem Bruder gezogen, der eine ganz kleine Farm hat und nicht Acker und Weide genug. So wurde die Not und Armut des blinden Lehrers immer größer. Als sich Gusta nicht mehr zu helfen wußte

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

eilte sie zum Gericht nach Iropo und bat um Unterstützung. Doch nur die übliche Haussteuer wurde ihr erlassen. Ein gutherziger Beamter gab ihr ein paar Mark um doch ihre Blöße bedecken zu können. Ganz enttäuscht und ratlos ging sie heim. Von den zwei Frauen, die der alte Job entlassen, starb eine als Heidin, die andere in der Nähe der Station Kevelaer wurde krank. Job sorgte für sie, der Arzt wurde geholt, doch es wurde immer schlimmer. Da verlangte sie nach dem kath. Priester. Job ließ ihn rufen. Gespannt horchte er dem Unterricht zu, wendete kein Auge ab als sie dann getauft wurde und die hl. Ölung empfing. Nach einigen Stunden verschied sie friedlich, Job einladend, ihren Glauben anzunehmen. Gustas Not war aufs Höchste gestiegen. Sie dachte, verlassen von Allen werde sie vielleicht bei den Amaroma Hilfe finden, denn der Missionar in Mariatal hatte doch so oft gesagt, daß der liebe Gott keinen verläßt, der auf ihn vertraut. Schon war der Sohn der letzthin verstorbenen Elisabeth, Christ. Simon war sein Name. Job hatte ihn zu sich kommen lassen, da auch er krank war. Gusta klagte ihm und fragte, ob sie wohl bei den Amaroma Hilfe finden würde. Simon unterrichtete beide, Gusta und Josef und da sagte denn eines Tages Josef zu seinem Vater: „Vater, wir wollen katholisch werden, dann werden die Christen uns gewiß helfen." Anfangs schlug er es ab, doch bald sagte er, gut, werdet katholisch, denn auch ich bin überzeugt, daß der katholische Glaube der Rechte ist, ich erfuhr es beim Tode der Elisabeth. Josef und Gusta begaben sich zur Missionsstation Kevelaer und am hochheiligen Pfingstfeste wurden beide in die kath. Kirche aufgenommen. Glück und Freude kehrte ein in ihren Herzen und Gusta, nunmehr Franziska, fand sich oft im Geiste versetzt im trauten Missionskirchlein Mariatal, wo die hl. Messe stets einen großen Eindruck auf sie gemacht hatte. Noch einige Monate blieben sie in Kevelaer und folgten dann dem alten Job und seinen anderen Kindern, die einige Stunden von Maria-Trost entfernt ein neues Heim gefunden haben. Alle waren protestantisch, doch Josef folgte seinem Herzensdrang zu lehren und zu predigen und gar bald waren alle für den kath. Glauben gewonnen. Sie scheuen nicht den weiten Weg bergauf, bergab, um womöglich recht oft die hl. Sakramente empfangen zu können. Da finden wir wohl wie wahr das Sprichwort ist: Durch Kreuz und Leid zur Freud. Hätte der blinde Lehrer und Gusta stets im Überfluß gelebt, hätten sie wohl schwerlich den Weg zu den Amaroma gefunden. Gegenwärtig weilt die ganze Familie hier, Josef mahlt Mais und sägt Holz und am Abend gehen die Tauf- und Heiratskandidaten usw. gern zu ihm und lassen sich unterrichten. Franziska arbeitet im Feld und die Kinder sind brav und fleißig in der Schule.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Von Pater Alberich Reinhard, R. M. M.

Ein Versehgang, der eine Woche dauert

Eines Tages ritt ich von Triashill, wo ich geschäftshalber war, auf meinen jetzigen Missionsposten Monte Cassino zurück. Für diesen Weg beansprucht man etwa 10—12 Reitstunden. Zu Hause wartete schon ein Bote auf mich. Er rief mich zu einem Kranken nach Cinque. Dieses ist der Name eines Landstriches, der an der Grenze des portugiesischen ostafrikanischen Kolonialbesitzes liegt. Am Montag in aller Frühe nun setzte ich mich in den Sattel. Am Tage vorher hatte ich schon Träger mit den zur hl. Messe nötigen Sachen und mit etwas Proviant vorausgeschickt. Ich selbst kam am ersten Tag nach einem achtstündigen Ritt bis nach Rhodus Estate. Hier mußte ich übernachten. Von dort reiste ich am nächsten Tag weiter unter Begleitung eines Führers, da ich die Gegend zu wenig kannte. Wir ritten den ganzen Tag bergauf, bergab, an einem großen Fluß entlang und an einem seiner Seitenflüsse hinauf. Die Flüsse hatten sehr viel Wasser, es war gerade am Ende der Regenzeit. Den ganzen Tag über sahen wir keinen einzigen Menschen und keine Hütte. Der ganze Landstrich ist unbewohnt. Erst spät am Abend erreichten wir Cinque. Ehe man hinkommt, muß man an einem langen Bergrücken entlang reiten, der auf der einen Seite etwa 100 Meter senkrecht abfällt. Als wir schließlich den Weg hinunter ins Tal stiegen, breitete sich dichter Nebel aus. Es war etwa 6 Uhr abends, als wir in unserer Außenschule St. Stephan eintrafen. Als ich dort aus dem Sattel stieg, sagte mir der Katechet, daß der Kranke schon gestorben sei bevor der Bote mich erreicht hatte, der mich zum Kranken rief. Um nicht vergebens so weit hergekommen zu sein, besuchte ich am nächsten Tag 5—6 zerstreut wohnende Christenfamilien, rief sie zusammen und feierte dann die hl. Messe. Während der hl. Messe blitzte und donnerte und regnete es sehr stark. Ich konnte hernach ein interessantes Naturschauspiel beobachten. Tiefer Nebel senkte sich auf die ganze Gegend. Nach einer Stunde ging der Nebel plötzlich hoch, die Sonne kam heraus, da kam plötzlich ein schweres Gewitter mit Donner und Blitz, und fürchterlichem Regen, dann senkte sich wieder der Nebel herab. So wiederholte sich das fast jede Stunde.

Nach der hl. Messe wurde mir gemeldet, daß noch ein kranker Mann da sei. Ich machte mich auf den Weg dahin. Der Boden war roter Lehmboden und durch die Nässe so schlüpfrig geworden, daß ich mit den Schuhen nicht mehr weiter konnte. So zog ich denn Schuhe und Strümpfe aus und ging barfuß. Der Boden selbst ist sehr fruchtbar. Die Bananen wachsen hier wild. Ich fand bei meiner Ankunft in der Hütte des Kranken einen jungen Mann, der im höchsten Grad schwindsüchtig war. Ich beschloß, einen Tag zu bleiben. Am nächsten Morgen las ich die hl. Messe in der Schule und konnte so dem Kranken die hl. Wegzehrung

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Lehrerpersonal
von St. Katharina

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

geben. Zwei Monate später starb er. Diese unsere Schule hat 30 Kinder. Ein schwarzer Lehrer ist angestellt. Wenn die Leute von diesem Platz zur Station in die Kirche kommen wollen, müssen sie 3 Tage für den Hinweg und 3 Tage für den Rückweg rechnen. Dennoch kommen sie ungefähr 2—3 mal im Jahre zur Kirche. Der Priester besucht sie ebenfalls ungefähr zweimal im Jahre.

Interessant ist es, wie diese kleine Außenschule ihren Anfang genommen hat. Die Anregung kam eigentlich von einem schlechten Christen, der vor 10—12 Jahren auf unserer Missionsstation Unterricht genossen hatte und getauft worden war, aber vor Beendigung des Unterrichtes nach Hause ging, vom Glauben abfiel und sich in heidnischer Weise verheiratet hatte. Nach Jahren ließen ihm die Gewissensbisse keine Ruhe mehr. Er wollte Ordnung schaffen. Darum sandte er das heidnische Mädchen, das er zur Frau hatte, nach Triashill, wo es unterrichtet und getauft wurde. Hierauf wurde die Trauung vollzogen, worauf er beglückt nach Hause zurückkehrte. Bald darauf kamen zwei von seinen Brüdern auf die Station um unsere Schule zu besuchen. Nicht lange dauerte es, so folgten noch etwa 6—7 junge Leute, die auch lernen wollten. Der eine war der oben erwähnte schwindsüchtige junge Mann. Diese Leute machten nun den Unterricht in unserer Schule sehr eifrig mit. Eines schönen Tages kamen sie aber zu mir und baten mich, ich solle in ihrer Heimat eine eigene Schule gründen. Ich nahm die Sache zuerst ziemlich kühl auf. Zunächst frug ich beim Native Commissionar an, dieser aber riet ab, weil zu wenig Leute da seien und die Protestanten dort eine Schule hätten. Allein die jungen Leute kamen immer wieder und gaben keine Ruhe. Ich gab ihnen den Rat, sich selbst an den Native Commissionar zu wenden. Unterdessen aber sandte ich einen Lehrer in diese Gegend, der versuchen sollte, ob es sich lohne, eine Schule anzufangen. Mittlerweile hatten die Leute von der Regierung eine abschlägige Antwort erhalten. Auch meine neue Eingabe wurde abgewiesen. Da aber die Kraalvorstände alle für die Schule waren, kam es schließlich doch soweit, daß eine neue Eingabe Erhörung fand und wir die Schule gründen konnten. Sie ist in jener Gegend ein zwar kleines, aber festes Bollwerk unseres hl. Glaubens.

Auf der Rückreise besuchte ich noch einige vereinzelt wohnende Christen und gab ihnen Gelegenheit zur hl. Beichte. Am Freitag abend war ich wieder zu Hause, allerdings schon mehr tot als lebendig.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Von Br. Gerold, R. M. M.

Allerlei aus Schule und Mission

Der erste Krankendienst

Unterhalb der Wohnung unseres Bruder Verwalters steht ein einfaches, aus Pfählen gebautes und mit Stroh gedecktes, geräumiges Lehmhaus. Rings um dasselbe ist eine eineinhalb Meter breite Veranda. Dieselbe dient dem Hause als Schutz bei Unwetter und den Bewohnern als ein angenehmes Ruheplätzchen, wo sie nach der Tagesarbeit auf Kissen und hölzernen Sitzbänken ausruhen können. Meistens jedoch ziehen sie es vor, in den Feierabendstunden zu singen und zu tanzen. Denn die Bewohner sind junge, der Schule entlassene Burschen im Alter von 16—20 Jahren. Es ist unser früheres Josefshaus.

Bis zum Jahre 1914 diente es diesem Zwecke. Bei Ausbruch des Weltkrieges entließ hochw. P. Missionar die 20 jungen Leute, damit sie durch Arbeit ihr Brot sonstwo zu verdienen. Ihre schön gelegene Wohnung wurde fortan als Spital benutzt für die kranken Knaben der Kostschule und die des Christendorfes. Auch kranke, hilfsbedürftige Männer wurden nicht abgewiesen.

Unser bei jedermann beliebter Krankenwärter, Br. Eduard, waltete daselbst mit großer Liebe und Hingebung seines schweren Amtes viele Jahre, bis er am 12. November 1920 starb als Opfer seines Berufes. Er holte sich den Todeskeim bei der unermüdlichen Pflege der Typhuskranken, für die er sorgte, arbeitete und wachte wie eine Mutter für ihr einziges Kind. Nichts war ihm zu viel, zu schwer oder zu lästig. Er arbeitete als tiefgläubiger frommer Mann nur um Gotteslohn. Ein dankbares, von Herzen kommendes „Vergelt's Gott!" war ihm die liebste Belohnung für alle seine Mühen.

Nach seinem Tode kam der ehrw. Br. Alexius von Mariannhill auf einige Monate an seine Stelle. Auch er nahm sich sehr liebevoll der Kranken an; war er doch ein alter, im Dienste ergrauter Krankenpfleger. Da gab es Arbeit in Fülle für den guten Bruder. Die Kleider der Kinder mußten desinfiziert werden, ebenso die Wohnräume und ganz besonders das Eingeborenenspital. Außer dieser Arbeit wurde er noch zu Kranken gerufen, die oft viele Meilen weit wohnten. Kam er dann abends müde heim, so hatte er noch eine beschwerliche Arbeit, nämlich Nachtwachen bei den Fieberkranken.

Um unserm vielbeschäftigten Bruder seine aufreibende Arbeit etwas zu erleichtern, beauftragte hochw. Pater Superior mich, einige Nächte für die Kranken zu sorgen. Mit einer gewissen Freudigkeit tat ich das, denn schon in meiner Jugend schien mir die Krankenpflege eine der verdienstlichsten Beschäftigungen. Ich ließ mir vom Bruder Doktor erklären, was alles ich während der Nacht zu tun hätte: Ob Medizinen gereicht werden müßten, ob die Milch für die Kranken warm oder kalt

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sein solle, was bei großer Fieberhitze zu tun sei. Nachdem ich die Anweisungen erhalten, begab sich der ermüdete Bruder zur Ruhe, deren er sehr bedurfte.
Ich aber trat meinen Dienst an, den ersten als Krankenpfleger. Ich nahm mir fest vor die Aufträge auf das genaueste auszuführen, zündete eine Kerze an, legte die Uhr auf den Tisch um ja zur vorgeschriebenen Zeit die Erfrischungen zu geben. Alsdann holte ich aus der Schulbibliothek das herrliche Buch von Leo Wolpert, „Die einzige Seele", als Lesung für die Nacht. Alle drei Stunden wärmte ich die Milch für die drei kranken Knaben. Diese waren: Donat, 15 Jahre; Patrik und Ildephons 16 Jahre alt. Alle drei sind Halbwaisen, weil ihre Väter tot sind. Sie sind brav, talentiert und seit einem Jahre in der hiesigen Mittelschule. Jedoch verlassen sind sie nicht; denn niemals ist ein Mensch ganz verlassen, solange er noch eine Mutter hat. Die Milch konnte ich ihnen nur einmal geben, aus dem einfachen Grunde, weil sie beständig schliefen. So konnte ich nach Herzenslust in der Zwischenzeit lesen und betrachten. Lautlose Stille überall. Nur die ruhigen, kaum hörbaren Atemzüge der Kranken waren zu vernehmen, und durch die offenen Fenster das Zirpen der Grillen und von Zeit zu Zeit vom nahen Walde bei dem alten Friedhof der Schrei eines Nachtvogels.
Als mir gegen Morgen die Augen schmerzten durch das Lesen bei flakkerndem Kerzenlicht, legte ich das Buch beiseite, holte frische Blumen und richtete das Altärchen; denn um 5 Uhr wollte der Priester kommen mit dem Allerheiligsten und den Kranken die hl. Kommunion reichen. Durch meine Hantierungen wach geworden, schauten sie fortwährend auf das Altärchen, auf dem die Statue des hl. Joseph stand. Punkt 5 Uhr, als das Zeichen mit der Glocke zum Aufstehen der Kinder gegeben wurde, kam hochw. P. Eligius, um den Kranken das Himmelsbrot zu reichen als Seelenspeise. Als beim Confiteor die Kranken leise mitbeteten, — alle drei sind ausgezeichnete Ministranten und die besten Sänger der Krankenschule — überkam mich eine ganz eigene Stimmung und eine noch nie gefühlte Rührung krampfte mir das Herz zusammen. Was war die Ursache? Der entbehrte Schlaf? Die ernste Lesung und Betrachtung während der Nacht? Oder war es die Angst vor dem Schnitter Tod, der die kaum aufgeblühten, hoffnungsvollen Menschenknospen schon niedermähen wollte? Oder war es ein unausgesprochener nur momentan gefühlter Herzenswunsch, der liebe Gott möge alle drei zu sich rufen, da sie jetzt noch unverdorben seien? Gleich jetzt, da sie in ihrer Unschuld den Engeln glichen und mit dem lieben Heiland vereinigt waren? Nachdem ich, im Innern etwas erregt, mit ihnen die Danksagung gemacht hatte, drängte es mich, sie zu fragen, ob sie gerne sterben würden, wie so viele in den letzten Monaten, um bei den Engeln und Heiligen in der wahren Heimat bei Gott zu sein, wo es nur Freude aber kein Leid gibt? Ihre Antwort war besser, als ich erwartet hatte,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Marienkinder in Mariannhill

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

und für mich beruhigend. Sie war: „Gewiß. Wir haben uns auf das Sterben vorbereitet und im Herzen fühlen wir es, wir sind jetzt unseren Schutzengeln ähnlich, da wir das große Glück haben, mehrmals in der Woche das Brot der Engel zu genießen. Aber eure guten Mütter? Wäre es für sie nicht schwer in den alten Tagen, wenn der Tod euch von ihnen trennen würde? Ja, es wäre schwer, sehr schwer für sie; jedoch sie sind gute Christinen und könnten sich leichter in den Willen Gottes fügen als halbe und laue Christen. Sie würden uns ja nachkommen, dann gäbe es ein frohes Wiedersehen im Himmel." Da jetzt die Ablösung kam, schied ich von den lieben Kranken, ging zur hl. Messe und nach derselben an meine gewohnte Tagesarbeit.

Als es Abend wurde, ging ich nochmals zur Nachtwache. Denn, dachte ich mir, was gibt es bei den Kranken viel zu tun? In einem schönen Buche lesen, betrachten, Milch wärmen. Das alles ist ja nach des Tages Arbeit ein Vergnügen und eine Erholung. Jedoch in der zweiten Nacht gab es ungeahnte und ungewohnte Arbeit. Kaum war das Buch zur Hand genommen, wurde Donat unruhig. Er fing an im Fieberdelirium zu singen, wollte aus dem Bette und zu seinen Kameraden in die Schule. Seine Mutter, die brieflich von der Krankheit ihres Sohnes benachrichtigt worden war, kam im Laufe des Tages mit der Bahn. Sie brachte, wie es Mütter zu tun pflegen, ihrem Kinde Weißbrot und Fleisch mit. Der Junge aß nur ein wenig Weißbrot. Doch das genügte, die Krankheit zu verschlimmern und das Fieber zu steigern. Da war an ein Niedersitzen nicht zu denken, noch viel weniger an das Lesen in einem Buche. Wie mußte ich Obacht geben, daß der Kranke nicht aus dem Bette falle und sich verletze. Gelegentlich kühlende Getränke und öftere, kalte Umschläge verringerten nach und nach das Fieber. Jedoch erst gegen Morgen wurde er ruhiger und schlief ein.

Da Br. Alexius in der Frühe zu einem Kranken nach dem zwei Stunden entfernten Pumulwane gerufen wurde, so blieb mir heute auch die Pflege bei Tage. Ich fühlte eine große Müdigkeit in den Gliedern, als ob ich die schwerste Arbeit getan hätte und mein Kopf tat mir wehe, als ob er in einen schweren eisernen Reifen gespannt wäre. Am liebsten hätte ich geschlafen. Aber das durfte ich nicht. Da, gegen 8 Uhr kam die Mutter des Donat wieder und die des Patrik, um ihre Kinder zu besuchen.

So konnte ich unter der Veranda in einem Weidenstuhl etwas ruhen. Mütter sind die besten Pfleger, ganz besonders bei eigenen Kindern. Diese sehen gleich, wo es fehlt und was zu tun ist, viel besser, als ein nicht geschulter Wärter.

Um nicht zu lange zu schlafen, gab ich unserm Kassian, einem langjährigen Spitalbewohner, von dem wir später noch hören werden den Auftrag, mich um 11 Uhr zu wecken falls ich noch nicht wach sei. Der kluge Junge, der aus Erfahrung wußte, wie ermüdend der Krankendienst ist,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

weckte mich nicht, bis ich um 12 Uhr beim Angelusläuten von selbst aufwachte. Fast alle Müdigkeit war jetzt weg. Kassian saß am Tisch und nähte fleißig. Die Kranken lagen ruhig da, bewacht von liebenden Mutteraugen. Im ganzen Haus war eine feierliche Stille, sodaß ich versucht war, die Sandalen von den Füßen zu ziehen, um auch das leiseste Geräusch zu vermeiden. Ruhe, ja Ruhe, o wie wohl tut dem Kranken die Ruhe!

Die Mütter gingen jetzt wieder heim. Spät am Nachmittag besuchte Hochw. P. Appolinaris, unser seeleneifriger Missionar, das Spital. Er war der Meinung, daß der Besuch der Mütter einen guten Einfluß auf das Allgemeinbefinden der Kranken habe. Er finde die Patienten viel besser und wenn die Besserung anhalte, so würden sie in wenigen Tagen außer Gefahr sein. Muß noch bemerken, daß Centocow mit seinem Christendorf einer Totenstadt glich, da fast jeden Tag Beerdigungen stattfanden. An manchen Tagen waren deren drei und noch mehr. Dieser ansteckenden Krankheit erlagen meistens Leute im besten Alter. Die Regierung hielt es deshalb für gut, unsere Schulen und die Farm zu sperren. Die Eingeborenen durften weder Schule noch Farm verlassen und die Auswärtigen dieselbe nicht besuchen. Nur die Weißen durften ungehindert verkehren. Dieses notwendige, aber ungemein lästige Sperrgesetz vermehrte die Arbeit der Brüder und Schwestern, weil alle Gänge, wie zur Post und zur Bahn nun von ihnen gemacht werden mußten. Hochw. P. Missionar verordnete eine kleine tägliche Andacht zu Ehren des hl. Joseph, er möge uns durch seine Fürbitte bei Gott in dieser Leidenszeit helfen. Und die Hilfe kam schnell.

Mitte Dezember 1920 wurde hoher offizieller Besuch angemeldet. Mr. Graham, unser Magistrat, vom 23 Meilen von hier entfernten Bezirksstädtchen Bulwer kam zur Visitation mit dem Automobil. Er mußte von Amts wegen alle Missions- und Kostschulen seines ausgedehnten Bezirkes, von denen schwere Erkrankungen an dieser pestartigen Epidemie oder Todesfälle berichtet wurden, visitieren. Wo er es für notwendig fand zum Wohle des Ganzen, wurden die Schulen geschlossen und es durfte kein Unterricht mehr gegeben werden. Mehrere Schulen, die im selben Bezirk gelegen, von ihm persönlich besucht wurden, mußten auf seinen Rat hin geschlossen werden. Bei uns war nur die Farm gesperrt. Der Schulunterricht ging seinen gewohnten Gang, auf den Rat des Arztes jedoch nicht in den Klassenzimmern, sondern im Freien. Auch wir befürchteten dasselbe Schicksal wie unsere Nachbarstationen, nämlich die Schließung der Schulen. Jedoch hatten wir nicht umsonst auf den hl. Joseph vertraut, denn das Resultat der Visitation war ein über Erwarten günstiges.

Mit strenger Amtsmiene zog der sonst freundliche Herr seine Erkundigungen ein, die bis in die kleinsten Details gingen. Er staunte, als er vernahm, daß wir mitten in diesem Feuerherd, wo kaum ein Kraal

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

von Sterbefällen verschont blieb, noch keinen einzigen Todesfall unter den 200 Kindern der Station zu beklagen hatten. Als er darauf die zwei Spitäler, das der Knaben und das der Mädchen besuchte und sah, wie die wenigen Kranken auf dem Wege der Besserung und außer Gefahr waren, zog eine freudige Erregung über sein ernstes Gesicht. Besonders gefiel ihm das geräumige, anheimelnde, weißgetünchte Knabenspital mit seinen reinlichen Betten und den mit frischen Blumen geschmückten Josephsaltärchen. Überall, wo er hinsah, die peinlichste Sauberkeit und alle Gebrauchsgegenstände nach Vorschrift desinfiziert. Er spendete deswegen auch dem Stationsobern, Hochw. P. Apollinaris und dem Doktor, Br. Alexius, das größte Lob, indem er sagte: „Wären überall die Vorbeugungsmaßregeln der Regierung so gewissenhaft durchgeführt worden wie bei Ihnen, so hätte diese Seuche keine so große Ausdehnung in meinem Distrikt erreichen können." Er erkundigte sich auch mit sichtbarer Teilnahme bei den Kranken und hatte für jeden einzelnen ein liebreiches Wort. Er hatte eine herzliche Freude, von ihnen zu hören, daß sie so gut gepflegt würden, keine Schmerzen hätten, sondern nur Schwäche fühlten. An ihrem Lächeln sah er, daß sie wahr gesprochen.
Der gute Herr gab uns aus dem reichen Schatze seiner Erfahrungen sehr praktische Winke und Ratschläge, welche von großem Nutzen waren, besonders für den Krankenwärter. „Ich versichere Ihnen, Hochwürden, es macht mir eine große Freude, ihre Schule als die beste meines Bezirkes nicht nur nicht schließen zu müssen, sondern überall als die empfehlen zu können, wo die Bekanntmachungen der Regierung, die ja von den tüchtigsten Ärzten des Landes kommen, am gewissenhaftesten ausgeführt und, wie ich jetzt mit meinen eigenen Augen gesehen habe, auch mit dem wünschenswertesten Erfolg gekrönt wurden." Mit der herzlichsten Gratulation verabschiedete er sich vom Stationsobern und versprach im Winter mit seiner Familie einige Tage nach Centocow auf Besuch zu kommen, was er auch tat. (Fortsetzung folgt.)

Eine dringende Bitte der Schriftleitung

Wir können nicht unterlassen, einmal in ernster Weise diejenigen Bezieher des „Vergißmeinnicht" recht dringend zu bitten, doch ihren Verpflichtungen nachzukommen und die Abonnementsgelder möglichst regelmäßig einzusenden und nachzuzahlen, welche „jahrelang" das „Vergißmeinnicht" annehmen und nicht bezahlen. Durch diese üble Gewohnheit wird das Missionswerk nicht gefördert sondern geschädigt; denn die Mission muß doch auch was Druck und Versand anbetrifft, ihren Verpflichtungen gewissenhaft nachkommen. Wir sind ja gerne bereit uns zu gedulden, wenn die Leser uns darum bitten. Bitte also, diesen Hinweis freundlich und wirksam entgegennehmen zu wollen.

Die Schriftleitung

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Heidnische Knaben auf einer Wanderung bei Mariannhill

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Von Joseph Spillmann, S. J. Nachdruck verboten

Ein Opfer des Beichtgeheimnisses

Fortsetzung

Präsident: „Sie waren auch der erste, der gegen den Verdacht protestierte, der Täter zu sein, bevor man Sie der Tat beschuldigte?“

Angeklagter: „Der Maire hat mich so behandelt, als ob ich offenbar der Täter sei, wenn er es auch nicht in Worten aussprach.“

Präsident: „Und wie erklären Sie das blutbefleckte Kleid?“

Angeklagter: „Ich hatte, wie das Protokoll bezeugt, neben der Leiche in dem Blute gekniet. Als ich die Flecken bemerkte, wollte ich sie auswaschen.“

Der Präsident bemerkte, daß die Sachkundigen allerdings erklärten, einige der Flecken rührten von geronnenem Blute her, bei andern aber sei das nicht so sicher. Der Staatsanwalt ließ das Kleid den Richtern und Geschworenen durch einen Gerichtsdiener zeigen. Der Verteidiger machte darauf aufmerksam, daß sich die Flecken nur vom Knie an abwärts vorfänden, was mit der Erklärung des Angeklagten vollständig übereinstimme. „Rührten die Blutspuren von dem Stiche her, den, wie die Anklage behauptet, die Hand meines Klienten geführt hätte, so müßten sie sich auf dem Ärmel und an der Brust der Soutane finden. Die Soutane, die man Ihnen gezeigt hat, ist geradezu ein Beweis der Unschuld des Angeklagten.“

Diese Erklärung hatte viel für sich und übte einen günstigen Eindruck auch auf die Geschworenen, obschon der Staatsanwalt sie durch die Annahme zu entkräftigen versuchte, der Mörder habe das Opfer zu Boden geworfen und über dasselbe gebeugt den Stoß geführt. Aber der günstige Eindruck wurde sofort durch die jetzt folgenden Fragen verwischt, welche sich auf das Messer und die übrigen Gegenstände bezogen, die man mit Blut befleckt in der Küche Abbe Montmoulins gefunden hatte.

Das Messer wurde vorgezeigt. „Erkennen Sie dieses Messer als Ihr Eigentum an?“ fragte der Präsident.

„Ja“, lautete die Antwort des Angeklagten.

„Das Messer paßt genau zur Todeswunde der Ermordeten. Es ist überdies mit Blut befleckt, welches die Untersuchung der Sachverständigen als menschliches Blut erklärte. Die Tat ist offenbar mit diesem Messer begangen worden. Was sagen Sie dazu?“

Angeklagter: „Ich weiß keine andere Erklärung, als daß der unselige Mörder sich meines Messers bediente und dasselbe nachher in meiner Küche hinlegte, um den Verdacht der Tat auf mich zu lenken.“

Präsident: „Denken Sie dabei an eine bestimmte Persönlichkeit?“

Angeklagter: „Persönliche Feinde glaube ich nicht zu haben.“

Präsident: „Es ist merkwürdig, wie Sie meine Fragen zu umgehen suchen! Ich habe Sie nicht gefragt, ob Sie persönliche Feinde haben, sondern ob Sie Verdacht auf eine bestimmte Persönlichkeit haben?“

Angeklagter: „Ohne zwingende Beweise darf ich niemand einer solchen Tat verdächtigen.“

Präsident: „Angenommen, der Täter habe wirklich den Verdacht auf Sie lenken wollen: wäre es da nicht genug gewesen, sich Ihres Messers zu bedienen und dasselbe bei der Ermordeten zu lassen? Wozu dasselbe mit dem Korbe und dem Tuche auf die Gefahr hin, unterwegs entdeckt zu werden, in die Küche hinaufschleppen und es dort verstecken?“

Angeklagter: „Der Verdacht mußte so doch gegen mich verstärkt werden.“

Verteidiger: „Ich bitte die Geschworenen zu bedenken, daß mein Klient doch den mit Blut bespritzten Korb nicht so offen auf seinen Herd gestellt und das fatale Messer wohl etwas besser verborgen hätte.“

Staatsanwalt: „Jawohl, wäre derselbe nicht nach verübter Tat verwirrt gewesen. Vielleicht tat er es aber auch absichtlich, um sagen zu können: So plump hätte ich es doch nicht gemacht; das hat ein anderer so hingelegt. Wir werden jedoch sofort beweisen, daß gar kein anderer in Frage kommen kann.“

Verteidiger: „Diesem Beweise sehen wir mit Ruhe entgegen.“

Präsident: „Angeklagter, wie erklären Sie, daß sich dieser Leuchter, auf dessen Fuß Ihr Name eingraviert ist, unter der Leiche der Ermordeten fand?“

Angeklagter: „Ich bediente mich dieses Leuchtes am Altare bei der Frühmesse. Am Morgen des unglück-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

seligen Tages war er verschwunden. Wie er unter die Leiche kam, ist mir ein Rätsel."

Atemlos hatten die Zuhörer den Fragen und Antworten gelauscht. Jetzt, da der Präsident das Verhör für beendet erklärte, und die Zeugen den Saal verlassen mußten, um nachher einzeln vorgerufen zu werden, tauschten die Zuhörer auf der Galerie in halblaut geflüsterten Worten ihre Eindrücke aus. „Es steht schlimm mit dem Abbe", sagte der Mann dicht hinter Madame Le Noir.

„Ja, ja, das Messer hätte er besser verbergen müssen", sagte ein anderer.

„O, das Messer beweist nicht so viel als der Leuchter", meinte ein dritter. „Für das Messer hatte er eine ganz plausible Ausrede; aber den Leuchter wußte er mit keiner Silbe zu verantworten."

„Schweigt doch!" sagte Frau Le Noir. „Wie kann ein Christ auch nur denken, daß der Herr Abbe, der so fromm und gottergeben aussieht, etwas so Schreckliches getan habe?"

„Ihr habt nicht so unrecht. Seine Miene und seine ruhigen Antworten haben mich für ihn eingenommen, und ich glaube nicht, daß es so schlimm um ihn steht", bemerkte ein anderer Nachbar.

„Es kommt alles darauf an, ob dem Herrn Meunier der Nachweis gelingt, daß ein anderer das Messer in die Küche gelegt hat oder doch gelegt haben könne", sagte mit sehr weiser Miene ein alter Rentier, der seit Jahren alle Gerichtsverhandlungen besuchte, und bot Frau Le Noir eine Prise an. „Ihr scheint Euch für diesen Abbe zu interessieren, gute Frau? Ich interessiere mich nur für die Verhandlung und verstehe jetzt vom Gericht so viel, daß ich z. B. den heutigen Prozeß gerade so gut wie der Herr Präsident leiten könnte. — Nun, bis jetzt kann man über den mutmaßlichen Ausgang nicht viel sagen. Freisprechung — lebenslängliche Deportation — Guillotine — alles ist möglich. Wir werden es ja sehen!"

„Achtung! Das Zeugenverhör beginnt."

Achtzehntes Kapitel
Das Zeugenverhör

Die ersten Zeugen wurden ohne sonderliche Teilnahme angehört. Es waren der Maire, der Gemeindeschreiber, der Notar und die übrigen Herren von Ste-Victoire, welche bei ihren Aussagen verblieben, wie sie das Protokoll enthielt. Der Verteidiger fragte am Schlusse der Aussagen jeden einzelnen nach dem Leumunde des Angeklagten in seiner Gemeinde. Alle mußten zugeben, daß ihnen nie etwas Nachteiliges über den Pfarrer bekannt geworden sei; nur Herr Carillon, der Wirt zur Goldenen Rose, erklärte mit Pathos: „Ich habe ihn immer für einen Heuchler gehalten!" Auf die Frage des Verteidigers, wie er zu dieser Überzeugung gekommen sei, rief der alte Schauspieler mit dröhnender Stimme: „Weil er ein Pfaffe ist!" — wofür ihm der Präsident einen Verweis gab.

Interessant wurde das Zeugenverhör erst, als die alte Magd Susanne vorgerufen wurde. Schon ihre Erscheinung wirkte unwillkürlich erheiternd. Sie trug ihr uraltes, großblumiges Kattunkleid, das sie neu gewaschen und gestärkt hatte. Dazu paßte das bunte Umschlagtuch eines jungen Mädchens nicht übel — wäre Susanne nur 50 Jahre jünger gewesen. Wenn man aber ihr runzeliges Gesicht erblickte, das aus einem alten, verbogenen Strohhute hervorschaute, welchen ein großer Busch zerknitterter Papierblumen verzierte, so konnte sich auch der ernsteste Richter kaum der Heiterkeit erwehren. Selbst um den Mund des Angeklagten spielte für einen Augenblick ein trauriges Lächeln. „Die gute alte Seele!" sagte er zu sich. „Sie hat sich offenbar mir zu Ehren so aufgeputzt."

Die Zeugin machte zuerst vor ihrem guten Abbe Montmoulin und dann vor dem Präsidenten ihren Knicks. Nachdem sie geschworen hatte, nur die Wahrheit und die ganze Wahrheit zu sagen, stellte sie auf Befragen des Staatsanwalts fest: 1. das ihr vorgezeigte Messer habe sie schon morgens 7 Uhr, also drei Stunden vor der Tat, vermißt; 2. der Pfarrer habe sie vor 10 Uhr fortgeschickt mit der Weisung, erst am darauffolgenden Morgen wiederzukommen; 3. sie sei Madame Blanchard am Eingange des Klosters begegnet.

Auf das Befragen des Präsidenten, ob nicht noch ein anderes, ähnliches Messer vorhanden gewesen sei, antwortete sie: „Nein, wir hatten nur ein solches." Auf die weitere Frage, ob es ihr nicht sonderbar vorgekommen sei, daß der Herr Abbe sie mit der Weisung fortgeschickt habe, erst am folgenden Morgen wiederzukommen, lautete ihre Antwort: „Ich habe ihn dafür gescholten, weil er unwohl war. Aber er hatte so seine eigenen Wege und machte sich auch sonst oft das Abendessen selbst zurecht, na-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

mentlich in der Fastenzeit, die er sehr streng hielt." — Ob also niemand anders im Kloster gewesen sei als der Herr Pfarrer, da Madame Blanchard dasselbe betreten habe? Sie möge sich die Antwort auf diese Frage wohl überlegen. Alles lauschte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit; es war so still im Saale, daß man eine Stecknadel hätte fallen hören müssen.

Die alte Susanne antwortete: „Ich habe mir die Antwort die ganze Zeit her, seit man unsern lieben Herrn Pfarrer gefangen nahm, wohl überlegt: der Küster muß irgendwo im Kloster gewesen sein!" Ein Gemurmel der Überraschung lief durch den Saal. Der Präsident gebot Ruhe und fragte: „Wieso? Haben Sie ihn gesehen? — Ich erinnere Sie an Ihren Eid!"

Susanne: „Gesehen habe ich ihn nicht. Aber er muß doch dagewesen sein. Kein anderer konnte den Mord begehen als der Lump."

Staatsanwalt: „Ich werde sofort beweisen, daß der Küster zur angegebenen Zeit nicht in St. Victoire sein konnte. Es handelt sich also nur um einen bloßen Verdacht dieser guten Person."

Susanne: „O, der Teufel wird ihn schon hergebracht haben!"

Präsident: „Sie glauben doch nicht —"

Susanne: „Freilich glaube ich! Wenn er sich nicht scheute, unsern lieben Heiland durch die Lüfte aus der Wüste nach Jerusalem zu tragen und ihn auf die Zinne des Tempels zu stellen, wie im Evangelium erzählt wird, so hat er sich noch viel weniger daraus gemacht, diesen Lump von Küster, der seine Ostern Gott weiß wie lang nicht gehalten hat, zur rechten Zeit in unser Kloster zu bringen, daß er die vortreffliche Madame Blanchard ermorde und beraube und unsern guten Pfarrer in eine solche himmelschreiende Lage bringe. Ich weiß noch eine andere Geschichte, die mir meine Tante selig, eine gar fromme Person, erzählt hat: da hat der Teufel einen Advokaten in einer halben Stunde von Paris nach dem Galgenberge bei Marseille gebracht — soll ich Ihnen die Geschichte erzählen, Herr Präsident?"

Schallendes Gelächter erfüllte den Saal. Der Präsident entließ die Zeugin mit dem Bemerken, es sei einer Schande, daß sich unter der Landbevölkerung noch so viel Aberglaube finde, was ihm die alte Susanne so übel nahm, daß sie ihm beim Fortgehen keinen Knicks machte.

Als die Ruhe wiederhergestellt war, erklärte der Staatsanwalt, er werde nun durch Zeugen das Alibi des Küsters beweisen, dessen augenblicklicher Aufenthalt den Behörden trotz aller Nachforschung leider unbekannt sei. Man habe in der Tat auch von anderer Seite den Verdacht auf diesen durchaus ehrenwerten und um das Vaterland verdienten Mann lenken wollen; die Nachforschungen hätten aber die gänzliche Unmöglichkeit ergeben, daß derselbe am Morgen des 20. Februar in St. Victoire hätte sein können — natürlich abgesehen von der hochmystischen Annahme, daß überirdische oder infernale Kräfte den Küster nach St. Victoire gebracht hätten. Ob vielleicht sein gelehrter Kollege diese Annahme zu der seinigen mache? In diesem Falle wären freilich alle Zeugen nutzlos.

Der Verteidiger erklärte, er hoffe auch ohne diese mystische Erklärung fertig zu werden, und so begann das Zeugenverhör mit der Aussage Herrn Carillons von der Goldenen Rose, daß Loser ihm vor vielen Zeugen am Vorabende des Mordes den Schlüssel seiner Wohnung übergeben habe, weil er Geschäfte halber nach Marseille müsse.

Sofort stellte der Verteidiger die Frage, was das für Geschäfte gewesen seien.

„Es handelte sich um eine große Erbschaft, welche Loser seitens einer reichen Tante in Lothringen gemacht hatte. Er nannte eine Summe von 40 000—50 000 Franken und sagte, er müsse sich in Marseille an einen Rechtsanwalt wenden, um dieselbe von den Preußen herauszubekommen."

Verteidiger: „War der Staatsanwaltschaft dieser Umstand bekannt und wußte sie, daß an der ganzen Erbschaftsgeschichte kein wahres Wort sei, wie ich durch Zeugen und amtliche Dokumente nachweisen kann?"

Staatsanwalt: „Loser hat sich allerdings einer Aufschneiderei schuldig gemacht; ja ich gebe der Verteidigung zu, daß dieser Umstand zu dessen Ungunsten redet. Wenn nicht ganz sichere Zeugnisse sein Alibi bewiesen, würde er sich auch in meinen Augen verdächtig gemacht haben; so aber bin ich der Überzeugung, daß er sich in der Goldenen Rose nur einer harmlosen Prahlerei schuldig machte."

Verteidiger: „Eine solche Lüge ei-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ne harmlose Prahlerei! Und doch scheint es mir auf der Hand zu liegen, daß der Küster durch die vorgebliche reiche Erbschaft den Verdacht von sich ablenken wollte, den der Besitz des plötzlichen Reichtums hervorrufen mußte, welchen er als Lohn des geplanten Verbrechens hoffte. Ich bitte die Geschworenen, bei dem Alibibeweise, den der öffentliche Ankläger nun zu erbringen versuchen wird, wohl darauf zu achten, wie auffällig Loser seine vorgebliche Abreise nach Marseille machte. Das zusammen mit der frechen Lüge von der Erbschaft wird Ihnen den wahren Charakter dieses Menschen enthüllen, den der Herr Staatsanwalt zu meinem Erstaunen „einen durchaus ehrenwerten Mann" genannt hat."

Staatsanwalt: „Wir werden unwiderleglich beweisen, daß Loser am Morgen des 20. Februar nicht in St. Victoire sein konnte, und damit sind alle diese Einwände hinfällig."

Herr Le Noir wurde nun aufgerufen. Zum großen Ärger seiner Ehehälfte rechnete er es sich zur Ehre an, „diesen edeln Vaterlandsverteidiger" am genannten Abende nach dem Bahnhof gefahren zu haben; er bestätigte ferner, daß derselbe am Schalter ein Billet nach Marseille verlangte. Der Billeteur erinnerte sich ebenfalls an den Mann mit der großen Narbe und erkannte denselben nach der vorgelegten Photographie. Dasselbe taten der Kellner am Buffet, der Portier und noch zwei Angestellte. Sie erklärten übereinstimmend, den Mann mit der großen Narbe an jenem Abende unmittelbar vor dem Abgange des Schnellzuges nach Marseille auf dem Perron gesehen zu haben. Herr Meunier fragte die Zeugen, ob sie nicht den Eindruck gehabt hätten, daß der Mann mit der Narbe sich absichtlich auffällig benommen habe. Der Billeteur und der Kellner bejahten das; die übrigen hatten nur den Eindruck, es habe dem Manne viel daran gelegen, ja den Zug nicht zu verfehlen.

Jetzt wurde einer der Schaffner aufgerufen, die den betreffenden Zug nach Marseille begleitet hatten. Derselbe behauptete, er habe den Mann mit der großen Narbe nicht nur gesehen, sondern ihm auch das Billet coupiert und ihn in ein freilich überfülltes Coupe geschoben. Herr Meunier nahm den Schaffner scharf ins Kreuzfeuer. Ob er in der vorgelegten Photographie den fraglichen Mann erkenne? — Ja; derselbe sei auch leicht erkenntlich. — Er solle ihm die Narbe genau beschreiben. — So genau könne er das nicht; aber er könne schwören, daß es derselbe Mann sei. — Ob er schwören könne, daß derselbe mitgefahren sei? — Ja, er habe ihm das Billet coupiert und ihn in ein Coupe geschoben, als der Zug schon fast im Gehen gewesen sei. — Ob er jemand von den Mitreisenden gekannt habe, welche sich in diesem Coupe befanden? — Nein. — Ob er später auf der Fahrt den Mann mit der Narbe noch gesehen? — Er sei nicht mehr in diesem Coupe zurückgekommen, der Zug sei überfüllt gewesen. Er glaube aber beim Aussteigen in Marseille denselben noch einmal gesehen zu haben; doch könne er das nicht beschwören, da derselbe ziemlich weit entfernt war und ihm den Rücken kehrte.

Der Präsident fragte nochmals: „Daß also der Mann mit der Narbe in den Zug eingestiegen und abgefahren ist, das beschwören Sie?"

„Ja", lautete die Antwort, „eingestiegen ist er, und er muß abgefahren sein."

„Nun, Sie sind über den letzten Punkt doch nicht ganz so sicher", rief der Verteidiger.

„Freilich bin ich dessen sicher", entgegnete ärgerlich der Beamte. „Meinen Sie denn, man könne in Gegenwart eines Schaffners den Zug verlassen, ohne daß er es merke?"

„O, das halte ich doch nicht für so unmöglich. Ich möchte den Herrn Präsidenten bitten, die anwesenden Bahnbeamten zu fragen, ob sie das in der Tat für unmöglich halten."

Der Präsident tat es, und das Urteil lautete zur Befriedigung des Staatsanwalts: absolut möglich sei es, aber höchst unwahrscheinlich, indem ja noch eine Reihe anderer Beamten den Zug und den erleuchteten Perron beobachte. Zudem bezeugte der Stationsvorsteher, er erinnere sich genau des betreffenden Abends, und es sei nach Abgang des Zuges kein Reisender auf dem Perron zurückgeblieben.

„Dennoch scheint mir dieser äußerst wichtige Punkt nicht genügend aufgeklärt", fuhr der Verteidiger fort. „Ich wundere mich, daß der Herr Staatsanwalt nicht auch bei den Bahnbeamten in Marseille Nachforschungen anstellte. Ich habe es getan, und es gelang mir, den Angestellten zu ermitteln, der am Ausgange des Bahnhofes die Billets einsammelte;

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

er sagte mir, er habe in jener Nacht keinen Mann mit einer solchen Narbe gesehen."

„Ja, er sagte mir dasselbe", fügte der Staatsanwalt bei, „aber er bemerkte dazu, er habe nicht Zeit, die Physiognomien der Reisenden zu studieren, sondern müsse sich darauf beschränken, auf die Gültigkeit der Billets zu achten, und so sei es sehr leicht erklärlich, daß er den Mann mit der Narbe übersehen. Kurz, das Alibi des Küsters scheint mir sonnenklar bewiesen, wenn der Herr Verteidiger nicht an ein Wunder appellieren will, das denselben aus dem fahrenden Zuge entrückte."

Es war dem Verteidiger nur sehr unvollkommen geglückt, diesen wichtigen Punkt der Anklage zu erschüttern. Er suchte nur darzutun, daß der Küster mit dem nächsten Morgenzuge noch rechtzeitig habe zurückkehren können. Aber dieser Nachweis mißlang völlig. Niemand, weder auf der Bahn noch in Aix oder auf dem Wege nach St. Victoire, hatte den Mann mit der Narbe gesehen. Und wenn derselbe auch vor 10 Uhr in St. Victoire hätte eintreffen können, so genüge das nicht: er mußte ja vor 7 Uhr morgens schon da sein und das Mordmesser aus der Küche weggenommen haben, wenn er wirklich der Täter war. Um aber St. Victoire von Marseille aus vor 7 Uhr in der Frühe erreichen zu können, wäre ein Extrazug nötig gewesen, wenn man nicht allenfalls die von der alten Susanne erwähnte Luftfahrt vorziehe, — bemerkte der Staatsanwalt. Der Verteidiger gab sich noch nicht gefangen. Er kam auf den früheren Punkt zurück und behauptete, so müsse es dem Küster dennoch gelungen sein, den Zug im letzten Augenblicke zu verlassen und zwischen den Wagenreihen zu entkommen. Er sei in der Lage, eine Zeugin vorzuführen, welche den Küster am Morgen nach der Tat von St. Victoire kommend gesehen habe; derselbe müsse also zur Zeit der Tat dort gewesen sein. Er habe vorgehabt, diese Zeugin erst später vorzuführen, möchte aber den Präsidenten bitten, sie außerhalb der Reihe jetzt schon zu vernehmen. Der Staatsanwalt hatte nichts dagegen einzuwenden, vorausgesetzt, daß ihm das Recht zugestanden werde, eventuell seine Gegenzeugen ebenfalls außerhalb der Reihe vorführen zu können. Das wurde ihm natürlich zugestanden, und die Kellnerin von Croy Rouge betrat den Saal.

Als der Staatsanwalt am Samstagmorgen den Namen Nanette Joly auf der Liste der Schutzzeugen fand und hörte, daß Herr Meunier nach Croy Rouge gefahren sei, hielt er es der Mühe wert, am Nachmittag ebenfalls dahin zu fahren, um auszuforschen, was denn diese unbekannte Zeugin bedeute. Was er dort hörte, würde vielleicht imstande gewesen sein, der ganzen Untersuchung eine andere Richtung zu geben, wenn er es zu Anfang erfahren hätte. Aber jetzt, am Vorabende der Verhandlung, hatte er sich zu sehr in seine Ansicht über die Schuld des Geistlichen verbissen, als daß er auch nur sich selbst hätte eingestehen mögen, er habe vielleicht doch geirrt und sei auf falscher Fährte. Dem Zeugnisse der Kellnerin mußte also die Spitze abgebrochen werden. Er hielt etwas Umfrage über den Leumund der Zeugin und fuhr ziemlich befriedigt nach Aix zurück.

Nanette Joly trat mit dem neuen Shawl geschmückt vor die Richter, nach rechts und links knicksend, freundlich lächelnd und ohne eine Ahnung von dem Bösen, das der Staatsanwalt, welcher am Samstagabend so herablassend mit ihr geredet hatte, wider sie im Schilde führte. Nachdem sie ihren Namen, Stand, Alter — letzteres etwas leise — genannt hatte, sollte sie den Zeugeneid ablegen. Da erhob sich der Staatsanwalt und erklärte, er habe einige Bedenken dagegen. Zunächst fragte er, wie sie zu dem schönen neuen Shawl komme, der ihr so vortrefflich stehe? — Sie erschrak ein wenig, faßte sich aber rasch und sagte schnippisch, sie habe ihn nicht gestohlen; was ihn das angehe? „Das will ich Ihnen gleich sagen", lautete die Antwort. „Sie haben ihn von einer gewissen Madame Le Noir gegen das Versprechen erhalten, hier zu Gunsten des Abbe Montmoulin zeugen zu wollen. Können Sie das leugnen?"

Der Bäckermeister Le Noir wäre beinahe von seinem Stuhle gefallen, als er diese Worte hörte. Er warf seiner Frau auf der Galerie einen verzweifelten Blick zu und sah, wie dieselbe außer sich die Hände über dem Kopf zusammenschlug. Die Kellnerin hatte sich verfärbt und stotterte etwas Unverständliches. Rasch kam ihr der Verteidiger zu Hilfe und stellte durch einige Fragen fest, daß die Zeugin den Shawl nicht erhalten habe unter dem Versprechen, irgend etwas Bestimmtes auszusagen, sondern als ein

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

freies Geschenk für ihre Mühe, und daß demnach kein Bestechungsversuch vorliege. Der Gerichtshof trat dieser Auffassung nach eingehender Prüfung bei, tadelte aber doch Frau Le Noir für ihre gutmütige Unklugheit und wollte die Zeugin schwören lassen. Allein der Staatsanwalt bat, vorher über den Charakter der Kellnerin einige Zeugen zu hören. Schlimmes hatten dieselben zwar nicht vorzubringen, aber sie stellten die Nanette Joly doch als eine Person dar, die schon öfter unrichtige oder übertriebene Klatschereien in Umlauf gebracht habe, und der Wirt sagte geradezu, er glaube ihr keine Silbe und sei der Meinung, die Nanette habe die ganze Geschichte, wegen welcher sie vorgeladen sei, erfunden, um sich wichtig zu machen und Gelegenheit zu haben, nach Aix zu kommen.

Wiederum beriet der Gerichtshof über die Zulässigkeit der Zeugin. Sie wurde zwar zugestanden, aber der Präsident hielt ihr eine scharfe Ermahnung über die Heiligkeit des Eides und die Strafen des Meineides, und das arme Mädchen war über all das Böse, das man von ihr ausgesagt hatte, so verwirrt, daß es vor Schluchzen und Weinen seine Aussage kaum machen konnte. Zudem gelang es dem Staatsanwalt, sie durch einige Zwischenfragen noch mehr zu verwirren, so daß dieses wichtige Zeugnis, auf welches Herr Meunier die größte Hoffnung gesetzt hatte, bei weitem nicht den erwarteten Eindruck machte.

Dagegen hatte der Staatsanwalt bei den jetzt folgenden Zeugen wenig Glück. Es gelang ihm keineswegs, das Motiv des Mordes klarzulegen. Die kleine Schuld, welche der Angeklagte oder dessen Mutter noch zu begleichen hatte, die Bücherbestellung und die unbedeutenden Auslagen für die geplante Einrichtung konnten eine solche Tat doch nicht wahrscheinlich machen. Auch war es durchaus nicht gelungen, den Verdacht zu rechtfertigen, welcher zu der Verhaftung der Mutter und Schwester des Angeklagten geführt hatte. Als einzigen schwachen Grund brachte man die Reden der beiden Kinder vor von „dem vielen Geld", das Großmama von St. Victoire mit nach Hause gebracht haben solle. Sie wurden vom Präsidenten verhört, und es gelang Herrn Meunier leicht, ihre Reden zu erklären.

Als der Präsident Charles entlassen wollte, bat der Knabe, den Finger ausstreckend, wie wenn er in der Schule wäre, ob er noch etwas sagen dürfe, und da derselbe es ihm erlaubte, sagte er: „Der Mann hier mit dem schwarzen Barte, der den ganzen Morgen so viel Böses gegen meinen guten Oheim vorgebracht hat, konnte nicht erklären, wie der Leuchter vom Altare in die schauerliche Kammer kam. Ich kann es." Und Charles erzählte, wie er sich gefürchtet habe, allein durch die Korridore des Klosters zu gehen. Die alte Susanne habe ihm nämlich erzählt, daß die hingerichteten Nonnen manchmal mit ihren Köpfen in den Händen Umzüge in den dunkeln Gängen hielten; deshalb habe er den Leuchter vom Altare genommen, denselben aber beim Anblicke des Totenkopfes und des Bahrtuches fallen lassen und die Flucht ergriffen. „Auf diese Weise also kam der Leuchter in die schauerliche Kammer, und es ist ganz falsch, was dieser Herr mit dem schwarzen Barte behauptet hat, mein Oheim habe mit dem Leuchter die gute Dame begleitet und sie dann gar ermordet. Pfui, mein Herr! Wie können Sie so etwas erfinden? Und Sie, Herr Präsident, sollten ihn für solche Lügen strafen!"

Die Richter schmunzelten, die Geschworenen lachten, und die Galerie machte Miene, durch lauten Beifall den Knaben für seine Rede zu belohnen. Doch der Präsident verhinderte es eben noch und erklärte, die Sitzung, die schon weit über Mittag gedauert hatte, sei für zwei Stunden unterbrochen.

Abbe Montmoulin war in die Zelle der Angeklagten geführt worden, welche sich im Gerichtsgebäude selbst befindet. Man hatte ihm sein Essen vorgesetzt, aber es ist nur zu begreiflich, daß ihm der Bissen im Munde stecken blieb und daß er die Gerichte kaum berührte. „Wenn es nur vorüber wäre!" seufzte er und lehnte sich in seinem Stuhle an die Wand zurück. Vor lauter Trauer und Müdigkeit schlief er ein, und es war ihm, als trete der hl. Johannes von Nepomuk, den er seit dem Tage der Gefangennahme so oft und viel angerufen, mit einem Kranze auf ihn zu. „Ist das der Siegeskranz?" fragte er den Heiligen. Lächelnd antwortete dieser: „Noch nicht! Erst der Dornenkranz!" Und der gute Pfarrer betrachtete zaudernd die dünnen Zweige mit den langen, spitzen Dornen. Noch hatte er ihn nicht ergriffen, als er aus dem

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Traume auffuhr und seinen Verteidiger vor sich stehen sah.

„Das lobe ich mir", sagte Herr Meunier, „daß Sie die Ruhepause zu einem Schläfchen benutzt haben. Ich wollte nur, ich hätte Sie so den Geschworenen zeigen können; der Anblick hätte sie vielleicht eindringlicher von Ihrer Unschuld überzeugt als meine Beweise. Aber ich sehe, daß Sie fast nichts gegessen haben und noch weniger getrunken. Sie müssin sich stärken! Die Verhandlung wird wohl bis Mitternacht währen und Ihre Kräfte sehr in Anspruch nehmen. — Nun, bis jetzt können wir ja zufrieden sein. Es ist uns zwar nicht alles gelungen, aber doch manches. Das Argument des Gegners, das sich auf den Alibibeweis des Küsters stützt, glaube ich doch etwas erschüttert zu haben. Und der einzige Beweggrund, den er für die Tat beibringen kann, ist ihm so gut wie entzogen. Köstlich hat der kleine Charles geantwortet. Ich werde ihm ein funkelnagelneues Hundertsousstück dafür schenken. Solche Zwischenfälle wirken günstig auf die Stimmung der Geschworenen. Kurz, die Hoffnung auf Freisprechung scheint mir keineswegs unbegründet. Freilich müssen wir auf alles gefaßt sein. Nun, Sie sind es wie noch keiner meiner Klienten: Sie wissen zu beten! — Was ich fragen wollte — soll ich nicht die Vorladung Ihrer würdigen Mutter veranlassen? Ich hatte erwartet, der Staatsanwalt würde sie vorgeführt haben. Ich vermute, er unterließ es, weil er fürchtete, die Frau möchte die Geschworenen zum Mitleid bewegen."

„Um Gottes willen, tun Sie es nicht! Wie könnte ich meiner lieben Mutter diesen Schmerz bereiten! Überdies bitte ich Sie, zu bedenken, daß ich von den Richtern nicht Mitleid, sondern Gerechtigkeit wünsche. Eine Freisprechung, welche sich statt auf die Überzeugung meiner Unschuld auf bloßes Mitleid stützte, wäre für mich ganz wertlos. Um meines Standes willen muß ich die volle Wahrung meiner Ehre wünschen. Alles andere ist mir gleichgültig."

„Wohl. Wir wollen unser mögliches tun. Beten Sie!"

Die Gerichtssitzung war wieder eröffnet. Zunächst wurden die Schutzzeugen des Angeklagten verhört. Die alten Lehrer des Abbe Montmoulin bezeugten ihm, daß er immer ein exemplarischer Schüler gewesen sei; dasselbe sagten seine Mitschüler aus; nie hatten sie an ihm Hang zur Grausamkeit, zur Unwahrheit oder zum Geize wahrgenommen. Er war kein Kopfhänger gewesen, sondern ein frischer, munterer Knabe, gern gelitten von seinen Kameraden. Noch glänzender lautete das Zeugnis der Seminarlehrer, namentlich des allverehrten Regens, der ihn als einen durchaus sittenreinen, frommen und würdigen Seminaristen und Priester kennen lernte. Der ehrwürdige Pfarrer von La Grange sagte: „Ich hatte den Angeklagten fast zehn Jahre als Kaplan unter meinen Augen und fand nur einen Fehler: zu großen Eifer und ein zu gutes Herz gegen Arme und Kranke. Den letzten Sou gab er ihnen aus seiner Tasche, die Wäsche fast vom Leibe, so daß ich in diesem Punkte ihn zurecht weisen mußte, weil seine Kleidung für die Würde des Standes oft kaum mehr passend war. Es ist mir rein unmöglich, zu begreifen, wie man einen solchen Mann eines Raubmordes für fähig halten kann."

Es folgte nun eine Reihe armer Leute aus La Grange und St. Victoire, welche von den Wohltaten erzählten, die sie von dem guten Abbe Montmoulin erhalten hatten. Alles das blieb nicht ohne Eindruck auf die Geschworenen. Schon lange rückte der Staatsanwalt ungeduldig auf seinem Stuhle hin und her und zog bei jedem neuen Zeugen seine Taschenuhr hervor. Endlich sprang er auf und sagte: „Mein verehrter Kollege stellt uns auf eine durchaus unnötige Geduldprobe. Wie ich ihm schon zu Anfang erklärte, bin ich ganz bereit, dem Angeklagten den besten Leumund einzuräumen. Wozu also diese endlose Zeugenreihe?"

Der Präsident erwiderte, es sei nicht seine Absicht, die Verteidigung auch nur im mindesten zu beschränken, und er gebe es dem Herrn Rechtsanwalt anheim, wie viele Zeugen er für diesen, wie ihm scheine, allerdings sattsam erwiesenen Punkt noch vorführen wolle. Herr Meunier bat nur noch für zwei um Geduld. Der erste war der junge Bursche, der den Pfarrer in jener Nacht vor dem Morde zu seinem sterbenden Vater gerufen hatte Derselbe erzählte, wie der Angeklagte die ganze Nacht hindurch am Bette des Kranken betete und wie er erst bei Tagesanbruch durch Sturm und Regen nach St. Victoire zurückgekehrt sei. „Ist es glaublich", fragte der Verteidiger am Schlusse dieses Berichtes, „daß ein Mann, der mit solcher An-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

dacht und heroischer Hingabe seine Pflicht erfüllt, drei Stunden später einen Raubmord begehe?"

Der letzte Zeuge war Dr. Corbillard, der als Gerichtsarzt den Leichenbefund vorgenommen hatte. Auch er stellte der Nächstenliebe des Pfarrers das glänzendste Zeugnis aus. „Ich bin sonst kein Freund dieser Herren von der Soutane und habe seit Jahren keine Kirche besucht; aber was wahr ist, ist wahr: den Abbe Montmoulin habe ich für einen echten Menschenfreund gehalten und ich bedaure aufrichtig, denselben in einer so schlimmen Lage zu sehen."

Verteidiger: „Sie halten also den Angeklagten der Tat nicht für fähig?"

Doktor: „Darüber hat das Gericht zu befinden. Ich hätte es allerdings früher nicht im Traume für möglich gehalten."

Verteidiger: „Und wenn nun das Gericht, was ich allerdings nie und nimmer glaube, die Tat doch als erwiesen annähme, was würden Sie dann als Arzt für eine Erklärung annehmen?"

Doktoor: „Hm, ich gestehe, der Gedanke hat mich in letzter Zeit lebhaft beschäftigt. Ich habe darüber studiert und bin zu dem Schlusse gekommen, daß die Ansicht der Ärzte, welche eine momentane Geistesstörung für derartige unerklärliche Fälle annehmen, nicht so unbegründet ist. Schon der alte Galenus sagt: Cerebrum — obscura textura, obscuriores functienes, morbi obscurissim'.

(„Das Gehirn ist ein unerklärliches Gewebe, noch unerklärlicher ist seine Tätigkeit, am unerklärlichsten sind seine Krankheiten"). In der Tat kann ein vorübergehender Druck auf gewisse Stellen, eine vorübergehende Entzündung gewisser Teile ganz wohl eine vorübergehende Geistesstörung, momentanen Wahnsinn zur Folge haben. In diesem Zustande ist der Mensch natürlich unzurechnungsfähig, ja er wird sich später kaum dessen erinnern, was er in diesem Zustande tat."

Staatsanwalt: „Wird er sich auch nicht erinnern, daß er in einem solchen krankhaften Zustande war?"

Doktor: (zögernd): „Das nicht so leicht — und ich gebe zu, daß auch sonst solche sehr seltene Fälle nicht ohne eine gewisse krankhafte nervöse Anlage eintreten, von der ich allerdings bei dem Angeklagten früher nichts bemerkte."

Präsident (zum Angeklagten): „Was sagen Sie zu dieser Erklärung?"

Angeklagter: „Ich fühlte mich allerdings unwohl. Aber —"

Präsident: „Sie sind natürlich nicht gehalten, zu Ihrem Nachteil zu antworten."

Angeklagter: „Ich danke. Aber ich kann von dieser Erklärung keinen Gebrauch machen. Ich bin mir auf das klarste bewußt, daß ich nach dem Weggange der unglücklichen Madame Blanchard bei ganz gutem Verstande blieb. Ich betete meine Horen, während die schreckliche Tat geschehen sein muß, und legte mich nachher zu Bette."

Traurig setzte sich der Verteidiger mit den Worten: „Ich bin mit dem Zeugenverhör zu Ende", während eine große Bewegung durch die Reihen der Zuhörer lief.

„Der Tor!" flüsterte Frau Le Noirs Nachbar, welcher nur an der Verhandlung Interesse zu haben vorgab. „Er hätte auf den Wink des Verteidigers eingehen müssen, so wäre er wahrscheinlich freigesprochen worden. Jetz that er sich den Ausweg selbst verlegt!"

„Meint Ihr?" fragte erschrocken Madame Le Noir. „Man sollte doch meinen, gerade das müßte seine Unschuld beweisen."

Der Präsident erklärte nun, er werde die Mutter des Angeklagten vorführen lassen, um den Geschworenen ein Urteil über diese Frau zu ermöglichen, welche nach der Annahme der Anklage den vorgeblichen Raub beiseite geschafft haben solle. Das war dem Staatsanwalt zwar unangenehm, aber der Vorsitzende bestand auf seinem Rechte.

So wurde also Frau Montmoulin in den Saal geführt. Kummer und Sorge um den lieben Sohn und die Leiden der fünfwöchigen Untersuchungshaft hatten aus der noch rüstigen Sechzigerin eine hinfällige Greisin gemacht. Gebückt wankte sie in den Saal und konnte sich zitternd kaum aufrecht halten. Als die Augen der Mutter den Sohn zwischen zwei Gendarmen auf der Anklagebank sitzen sahen, füllten sie sich mit Tränen, und laut schluchzend mußte sie sich an dem Stuhle festhalten, den ihr der Präsident hinstellen ließ. Nicht minder groß war der Schmerz Abbe Montmoulins beim Anblicke seiner Mutter, die er kaum mehr erkannte. Auch seine Wimpern netzte eine Träne. Tief erschüttert blickte er zu dem Kruzifixe auf: „Herr, gib ihr und mir Trost und Stärke; denn du weißt, um wessentwillen wir beide hier stehen!"

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Mutter verstand den Blick und faltete ihre Hände; dann war sie im stande, die Fragen des Präsidenten zu beantworen. Dieselben erstreckten sich auf ihr Vorleben, auf ihre ärmlichen Verhältnisse, in denen sie doch durch Fleiß und Ehrlichkeit bisher ihr Auskommen gefunden hatte, so daß sie nicht nötig hatte, von ihrem Sohne irgend welche Unterstützungen anzunehmen, mit Ausnahme der 500 Franken, welche die so elend ermordete Madame Blanchard ihrem Sohne geschenkt hatte. Die Aussagen der alten Frau machten im allgemeinen den Eindruck der Wahrheit, obschon der Staatsanwalt nicht ermangelte, die Angabe der Schenkung als eine sehr unwahrscheinliche zu bezeichnen. Nach längerem Kreuzverhör ließ er jedoch die gute Frau in Ruhe, welche sich mit einem schmerzvollen Blicke auf ihren Sohn still weinend zurückzog.

Neunzehntes Kapitel
Das Urteil

Der Präsident gab nun, nach Rücksprache mit den Richtern, dem Staatsanwalt das Wort, welcher alsbald seine Anklagerede begann. Herr Joubert war ein gewandter und gefürchteter Gerichtsredner. Er begann mit dem natürlichen Mitleid, welches jedermann im Saale gewiß der Greisin zolle, die soeben hier vernommen worden sei. Obgleich er den Angeklagten für schuldig und sie für dessen Mitschuldige halte, könne ihr ein edles Menschenherz den Tribut des Mitleids nicht ganz versagen. „Dasselbe darf aber nicht so weit gehen, daß es zur Schwäche würde oder auch nur um die Breite eines Haares die Wage der Gerechtigkeit beeinflußte. Wir haben ja geschworen, nur nach dem Wissen und Gewissen und nicht nach Haß oder Liebe zu urteilen."

Nach dieser Einleitung ging der Ankläger mit großer Ruhe auf die Sache ein. Es habe sich der Untersuchung sofort die Überzeugung aufgedrängt, daß das Verbrechen nur von einer Person verübt werden konnte, welche mit den Umständen, der Örtlichkeit usw. vollständig vertraut war. So hätten gleich von Anfang nur der Küster Loser, eine oder zwei andere Personen, deren Unschuld aber so augenfällig sei, daß nicht einmal die Verteidigung ihre Namen genannt habe, und der Pfarrer in Frage kommen können. Der letztere habe sich schon durch sein Benehmen beim Verhöre, bei der Haussuchung, bei der Auffindung der Leiche verdächtig gemacht. Auf ihn wiesen überdies das blutige Messer, auf dem sein Name stehe und das in seiner Küche zusamt den andern Gegenständen der Ermordeten gefunden wurde. Von der blutbefleckten Soutane wolle er nicht einmal reden. Das alles zusammen spreche so laut von der Schuld des Angeklagten, daß man sich die Ohren mit Gewalt zuhalten müsse, um die Stimme der Tatsachen zu überhören. Wenn je, so sei in dem vorliegenden Falle das bekannte Wort des Markus Tullius an seinem Platze: Res loquitur, iudices, ipsa, quae semper valet plurimum. — „Die Sache selber redet, die immer der stärkste Beweis ist."

Und doch habe die Untersuchung, im Hinblicke auf das tadellose Vorleben des Angeklagten, sich mit diesem Beweise nicht begnügt. In der Tat könne derselbe ja auch nur die größte Wahrscheinlichkeit dartun. „Wir gingen einen Schritt weiter und schlossen so: Der Mord geschah am 20. Februar morgens zwischen 10 und halb 11 Uhr. Nun aber ist um diese Zeit niemand anders im Kloster gewesen als der Pfarrer und die Ermordete: also ist der Pfarrer der Mörder. Der Obersatz des Beweises wird von dem Verteidiger und dem Angeklagten zugegeben und ist durch Beweise erhärtet. Den Untersatz umzustoßen hat sich der Verteidiger allerdings große Mühe gegeben, aber ganz umsonst. Es ist bewiesen, daß Loser am Vorabende der Tat mit dem letzten Zuge nach Marseille abreiste, mit einem Schnellzug, der an keiner Zwischenstation hält! Damit ist bewiesen, daß er zur Zeit der Tat nicht in St. Victoire sein konnte. Damit ist auch das unzusammenhängende und gänzlich unglaubwürdige Gerede der Zeugin von Croy Rouge hinfällig. Damit ist der unumstößliche Beweis geliefert, daß der gegenwärtige Abbe Montmoulin zur Zeit der Tat mit der Ermordeten allein am Tatorte war und er der unselige Täter ist. Die Sache ist so klar, daß ich keine Silbe mehr darüber verlieren werde."

Nicht ganz offen liege freilich der Beweggrund der Tat; das gebe er zu. Hierin sei es der Untersuchung nicht geglückt, völlige Klarheit zu schaffen. Er seinerseits halte freilich daran fest, die Dürftigkeit der Verwandten habe den Angeklagten zur Tat verführt. Das vor-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gebliche Geschenk, das die Bücherbestellung, die Schuldtilgung usw. erklären wolle, laute doch gar zu unwahrscheinscheinlich. Aber etwas anderes sei die Frage: warum ist die Tat begangen? und etwas anderes: wer hat die Tat begangen? „Die zweite Frage ist so klar und überzeugend gelöst", schloß der Staatsanwalt, „daß ich auch nicht einen Augenblick bezweifle, die Geschworenen werden ihrem Eide gemäß mit mir antworten: Dieser gegenwärtige Geistliche hat trotz des Kleides, das er trägt, seine Hand mit dem Blute einer wehrlosen Frau, einer Mutter der Armen, seines Pfarrkindes und seiner eigenen Wohltäterin befleckt.

„Und zwar mit kalter Überlegung: das beweist das Messer, das er schon vor 7 Uhr morgens zu diesem Zwecke beiseite schaffte· das beweist der Befehl, der die Magd zur Zeit der Tat aus dem Hause entfernte das beweist der geeignete Ort, den er zu seiner Tat auserwählte. Der lächerliche Ausweg, den der Verteidiger in seiner äußersten Not an Gründen geplant hatte, verdient gar keine Erwiderung. Mit der Ausflucht des momentanen Wahnsinns kann man der Gerechtigkeit jeden Verbrecher entziehen. Es erübrigt also nur der Schluß: Abbe Montmoulin hat die unglückliche Madame Blanchard mit kalter Überlegung gemordet. Ihr Wahrspruch, meine Herren, wird den Raubmörder der verdienten Strafe überliefern."

Man las es in den Mienen der Geschworenen, welchen tiefen Eindruck diese mit Meisterhaft vorgetragene Rede auf sie ausübte. Auf der Galerie tauschte man sich mehr mit Blicken als mit Worten die Überzeugung aus, das Los des Angeklagten sei besiegelt. Abbe Montmoulin selbst hatte mit geschlossenen Augen bleich, aber ruhig zugehört. Nur seine Lippen bewegten sich leise betend. Jetzt, da sein Verteidiger sich zur Antwort erhob, warf er ihm einen freundlichen, aber traurigen Blick zu, als wollte er sagen: „Lieber Herr, Sie haben eine schwere, und ich fürchte, undankbare Aufgabe vor sich."

Herr Meunier war ein sehr gewissenhafter Anwalt, aber als Redner dem Staatsanwalt nicht gewachsen. Seine Beweisführung war solid, aber trocken und ermüdend, mehr geeignet, auf die Richter, als auf die Geschworenen Eindruck zu machen. Er begann mit einer etwas breiten Erzählung der Jugendschicksale des Angeklagten und entwarf dann das Bild des frommen und talentvollen Knaben, des sittenreinen Seminaristen, des eifrigen, durch seltene Mildtätigkeit und aufopfernde Nächstenliebe ausgezeichneten Priesters, dem auch die Gegner der Kirche in diesem Punkte wenigstens ihre Anerkennung nicht versagen könnten. Und nun solle dieser fromme, uneigennützigste der Menschen plötzlich ein Raubmörder geworden sein! Er, der den letzten Sou mit den Armen teilte, soll seiner Wohltäterin eine Summe geraubt haben, welche den Armen schon gehörte, und soll sie um dieser Summe willen, die er denn doch schließlich auf andere Weise in seinen Besitz hätte bringen können — er hätte ja nur zu sagen gebraucht, sie sei ihm nächtlicherweile aus seinem Pulte geraubt worden —, meuchlings ermordet haben, und zwar in so plumper Weise, daß der Verdacht unmittelbar auf ihn fallen mußte! Wer das glauben wolle! Hier stehe man nicht nur vor einem psychologischen Rätsel, sondern vor einer psychologischen Unmöglichkeit. Ein solcher Mann könne ein solches Verbrechen nie und nimmer begangen haben!

„Es muß also sich eine andere Antwort auf die Frage finden: „Wer hat die Tat getan?" als diejenige, welche der Ankläger gab, und jede andere Lösung muß uns wahrscheinlicher vorkommen als die von ihm versuchte Lösung des Rätsels. Möge man mich dafür verhöhnen — aber ich würde noch eher an die naive Erklärung der Magd glauben, als daß der gegenwärtige Priester eines solchen Meuchelmordes fähig sei."

Aber es sei auch gar nicht notwendig, sich auf eine solche Erklärung zu berufen. Der Küster Loser vereinigte alle Eigenschaften in sich, welche ihn zu einer solchen Tat befähigten, und der Alibibeweis, den der Staatsanwalt versuchte, beruhe schließlich auf dem Zeugnis des einen Schaffners, der sich wohl habe täuschen können. Und er müsse sich getäuscht haben, wie aus dem Zeugnisse der Kellnerin von Croy Rouge erhelle. Ihre Aussage scheine ihm doch die Tatsache, daß der Küster am Morgen nach dem Morde dort, und zwar unter sehr verdächtigen Umständen, gesehen worden sei, hinlänglich zu beweisen, obschon die Zeugin etwas unklar ausgesagt habe. Es sei eben keine Hexerei, mit Advokatenkünsten, um die er seinen gelehrten Kollegen nicht beneide, ein armes Mädchen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

zu verwirren. Dazu komme als Bestätigung des Verdachtes gegen Loser dessen rätselhaftes Verschwinden unmittelbar nach der Tat. Wie das zu erklären sei? Wie es komme, daß man seine Adresse nirgens habe erforschen können? daß er auf alle Vorladungen, die in allen Zeitungen Frankreichs und in den Hauptblättern der Nachbarländer veröffentlicht wurden, weder eine Antwort gegeben, noch erschienen sei? Der Mann müsse kein ruhiges Gewissen haben, daß er sich so verborgen halte! Schließlich könne er (der Verteidiger) sich der Ansicht nicht erwehren, die Staatsanwaltschaft habe es sich mit dem vorgebrachten Alibibeweise, den er nicht für durchschlagend halte, etwas gar bequem gemacht und wäre im Interesse der Gerechtigkeit zu andern, weit umfassenderen Nachforschungen nach dem rätselhaft verschwundenen Küster verpflichtet gewesen. Der Verteidigung hätten dafür weder die kurz bemessene Frist noch die Geldmittel ausgereicht, da der Angeklagte ja dank seiner Mildtätigkeit arm sei.

Hätte der Verteidiger hier seine Rede geschlossen, so wäre es wahrscheinlich für seinen Klienten besser gewesen. Aber in seiner Gründlichkeit wollte er nun einen Schritt weiter gehen und das seltsame Benehmen erklären, welches den Angeklagten bei der Haussuchung und dem ersten Verhöre wirklich einigermaßen verdächtig hatte erscheinen lassen. Er gab zu, daß dafür eine gewisse Mitwissenschaft erforderlich sei, und entwickelte nun in breiter Rede, wie ein Priester infolge einer ihm abgelegten Beicht Mitwisser eines Verbrechens sein könne, ohne dies auch nur indirekt verraten zu dürfen. Unter keiner Bedingung sei es dem Priester gestattet, auch nur Andeutungen solcher Art zu machen; im Gegenteil sei derselbe kraft seines heiligen Amtes verpflichtet, eher die Todesstrafe über sich fällen zu lassen, als sein Beichtkind auch nur in den Schatten eines Verdachtes zu bringen. Er habe selbstverständlich keinerlei Andeutungen seitens seines Klienten, daß hier dieser Fall vorliege. Aber er vermute doch, es müsse so etwas sein, weil diese Annahme allein alles Rätselhafte in dem gegenwärtigen Falle erkläre. Jedenfalls sei diese Erklärung möglich, und er bitte die Geschworenen, das wohl zu erwägen, damit sie nicht etwa ein erhabenes Opfer der heiligen Priesterpflicht irrtümlich als einen Raubmörder verurteilten.

Zum Beweise erzählte er nun den Vorfall aus Polen, wo ein Diener seinen Pfarrer dadurch in den Verdacht des Mordes gebracht hatte, daß er dessen Flinte, mit der er den Feind erschossen, unter den Altar versteckte und nachher den Mord dem Pfarrer beichtete. Vor Gericht gestellt, konnte sich der Geistliche nicht verteidigen; die Mordwaffe und der Ort, an dem sie gefunden, sprachen gegen ihn; er wurde verurteilt und nach Sibirien verbannt, und erst auf dem Totenbette brachte das Geständnis des sterbenden Mörders die Unschuld des Pfarrers an den Tag.

(Fortsetzung folgt.)

Für die Einsender von Gebetsempfehlungen usw.

Es kommen oft Nachfragen, wann die Einsendungen zum Druck kommen, oder warum sie nach Meinung der Leser verspätet erscheinen. Die Schriftleitung weist darauf hin, daß vom Tage der Einsendung ohne weiteres mit 2 Monaten Wartezeit gerechnet werden muß, da der Redaktionsschluß sich an genauem Termin halten muß. Die Vertretungen müssen erst die Einsendungen der Schriftleitung zusenden und diese dann der Druckerei. So kommt es vor, daß solche Einsendungen eintreffen wenn die Drucklegung schon im Gange ist und diese dann zurückgestellt werden müssen, da es nicht möglich ist, mitten im Druck Einschiebungen vorzunehmen. Es wird aber unser Bestreben sein, alle Wünsche der Einsender nach Möglichkeit zu erfüllen. Wir bitten freundlichst, dies zu beachten. **Die Schriftleitung**

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kampfe zwischen den Orthodoxen und den Anhängern der „Lebenden Kirche." Die Pseudopriester der „Lebenden Kirche" konnten sich aus dem Handgemenge nur mit Mühe retten. — (Während so die russische Regierung die Kirchen schließt, beziehungsweise den Anhängern der „Lebenden Kirche" ausliefert, werden anderswo wieder neue Kirchen erbaut — und zwar auf Anregung und durch die Mittel von Arbeitern. Wie die „Rote Zeitung" aus Moskau berichtet, haben die Arbeiter der Textilfabrik „Die kommunistische Avantgarde" (7000 an der Zahl) eine neue Kirche gebaut. Das gleiche taten 2000 Arbeiter der Tuchfabrik „Der rote Oktober." Für die Beschaffung von Geldern für Kirchenbauzwecke wurde ein eigener Verein gegründet, der innerhalb kurzer Zeit 18 000 Goldrubel aufgebracht hat. In der Jarzwe Manufaktur (8000 Arbeiter) wird gleichfalls für Zwecke des Kirchenbaues gesammelt.) — Die Sowjetregierung trägt sich mit dem Plan, ein Museum für Gottesleugnung in Moskau zu errichten. Darin soll die Geschichte der Gottesleugnung und der Entwicklung der Religion zur Darstellung gebracht werden. Besonderes Gewicht soll darauf gelegt werden, anschaulich zu machen, wie die religiösen Einrichtungen an dem Kampfe gegen die Arbeiterschaft teilgenommen haben. — Bei einer Sitzung des Bundes des „Ungläubigen" in Moskau sprach der Berichterstatter mit großer Genugtuung von den gewaltigen Triumphen, die der Unglaube in Sowjetrußland feiert. Es wurde festgestellt, daß im Jahre 1926 von 100 Ehen nur mehr 22 kirchlich geschlossen wurden. Der Kampf gegen die christlichen Begräbnisse war weniger erfolgreich. Von je 100 Begräbnissen waren 60 kirchliche Begräbnisse.

Zur Entwicklung des amerikanischen Katholizismus. 1925 zählte das „Catholic Directory" in den Vereinigten Staaten 18 654 028 Katholiken, 4 Kardinäle, 17 Erzbischöfe, 101 Bischöfe, 23 697 Priester, 120 Seminare. Es ist interessant, festzustellen, wie groß die Zahl der Konvertiten unter diesen 18 einhalb Millionen Katholiken ist. 1893 zählten die Vereinigten Staaten nach der 80jährigen Zählungsperiode 700 000 Konvertiten oder Konvertitennachkommen. Vor dem Chikagoer Missionskongreß 1909 wurde bekannt, daß 1906 mehr als 25 000 Konvertiten in die katholische Kirche aufgenommen worden waren. Nach den Berichten von 81 Diözesen betrug ihre Zahl 1917 40 000, 1920 ungefähr ebensoviel in 73 Diözesen, deren Zahl jedoch 101 betrug; man konnte also 1920 mit wenigstens 55 000, wahrscheinlich sogar 60 000 Neubekehrten rechnen. Heute dürften es jährlich rund 80 000 sein. Seit 1893 sind etwa 2 200 000 Konvertiten in die katholische Kirche aufgenommen worden. Wenn man bedenkt, daß von 1821 bis 1919 33 000 000 Menschen, von denen wenigstens 25 000 000 Katholiken waren, in die Vereinigten Staaten eingewandert sind, so muß es eigentlich in Erstaunen versetzen, daß die Zahl der Katholiken der Union nicht größer ist. Es sind nicht unerhebliche Massen von Menschen der katholischen Kirche verloren gegangen; zum Teile wurden sie freireligiös, zum Teile protestantisch. Schuld an dieser Entwicklung trug zum Teil die Vernachlässigung seitens des Klerus der Auswanderungsländer, zum anderen Teil die ungeheure Größe des Territoriums, in dem die Städte schneller gebaut wurden als die Kirchen, und die Arbeit der Priester besonderen Schwierigkeiten begegnete; schließlich die Unkenntnis der englischen Sprache seitens der Einwanderer und der Mangel eines für alle Nationalitäten spezialisierten Klerus.

In Sachen des Seligsprechungsprozesses der Dülmener Augustinernonne Anna Katharina Emmerick hat die Ritenkongregation am 17. Mai 1927 entschieden, daß die unter dem Namen Anna Katharina Emmericks verbreiteten Schriften kein Hindernis für die Fortführung des Seligsprechungsprozesses bilden, weil, wie der Augustinerpater Winfried Hümpfner in seinem Werk über „Klemens Brentanos Glaubwürdigkeit" einwandfrei nachgewiesen habe, die Emmerick-Aussagen von Brentano nicht getreu überliefert wurden, Anna Katharina Emmerick daher für Brentanos Aufzeichnungen nicht verantwortlich gemacht werden könne. Der Seligsprechungsprozeß, für welchen als Referent Kardinal Ehrle aufgestellt ist, wird daher seinen ungehemmten Fortgang nehmen.

Eintritt einer berühmten Tänzerin in den Karmeliterorden. In New York hat kürzlich die Tänzerin Miß Madelon La Barre, eine Schwester der internationalen Berühmtheit „Saharet", aus den Händen des Bischofs Chartrand das Karmeliterinnenkleid empfangen. Miß La Barre hatte ihre Erziehung in einem französischen Pensionat erhalten, wo sie zuerst mit der katholischen Kirche bekannt wurde. In Londoner und Pariser Theaterkreisen war sie als Tänzerin allgemein bekannt und beliebt. Ihr Eintritt ins Kloster hat allenthalben großes Aufsehen erregt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Amerikaner als Käufer von Klöstern und Kapellen in Frankreich. Unlängst hat ein Amerikaner die aus dem 15. Jahrhundert stammende Kapelle von Chazay d'Azeregues für 500 000 Franken angekauft, ein anderer die gotischen Fenster der Dominikanerkirche zu Sens um 20 000 Franken und die Treppe aus dem Hause Franz I. in Abbeville um 400 000 Franken erworben. Wieder ein anderer Amerikaner kaufte ein ganzes Kloster, das er mit anderen historischen Baudenkmälern an die Stadt New York weiterverkaufte.

Luxuseinfuhr und Volksnot in Deutschland. Im Jahre 1926 wurden nach Deutschland 1 901 500 Doppelzentner Orangen und Mandarinen eingeführt. Berlin verzehrt wöchentlich zweieinhalb Millionen Bananen. Nimmt man einen Durchschnittspreis von 15 Pfennig an, so verausgabt die Reichshauptstadt für diese ausländischen Früchte wöchentlich 375 000 Mark. Im Jahre 1926 wurden für 443 Millionen Mark Gemüse und Obst nach Deutschland eingeführt, während im Jahre 1912/13 diese Einfuhr nur den Betrag von 307 Millionen erreichte. Die Zeitschrift „Die Wahrheit" knüpft an diese Statistik folgende Bemerkungen: „Die deutsche Landwirtschaft ist nach Kräften bemüht, ihre Betriebe soweit als möglich zu intensivieren, und die Fachgelehrten haben es wiederholt bestätigt, daß die Landwirtschaft mit der nötigen Unterstützung des Staates das deutsche Volk völlig auf eigener Scholle ernähren kann. Was dies für Deutschland bedeuten würde, geht allein schon aus der nachfolgenden Berechnung hervor. Für den Einfuhrbetrag des Jahres 1925 allein an Molkereiprodukten hätten wir mehr als 70 000 Eigenhäuser von drei Zimmern oder eine entsprechend höhere Zahl von Mietwohnungen bauen können, und wir hätten einen gewaltigen Schritt zur Behebung der Wohnungsnot getan. Anders ausgedrückt: diese Summe, für Lohnzwecke verwendet, würde uns in den Stand setzen, ungefähr 300 000 Arbeitern im Jahre Lohn und Beschäftigung zu geben."

Das Wohnungselend in einer deutschen Großstadt. Nicht nur in Berlin, München und Köln, auch in einer Mittelstadt wie Essen besteht viel Wohnungselend. In einem Preßbrief des Essener Jesuitenpaters Wildenhues an den „Centralverein" in den Vereinigten Staaten heißt es, daß sich in Essen noch über 20 000 Arbeitslose in den dürftigsten Verhältnissen befinden. Viele Familien von 5—10 Köpfen müssen von wöchentlich 20—25 Mark Arbeitslosenunterstützung leben. Nicht wenige sind seit zwei Jahren und länger ohne Arbeit und Verdienst. Aus den Mietwohnungen ausgewiesene Familien wurden in den Baracken des Obdachlosenasyls zusammengepfercht. Es gibt in Essen 4 oder 5 solcher Asyle, bestehend aus einem Dutzend niedriger Holzhäuser; eines derselben beherbergt augenblicklich 115 Familien mit etwa 300 Kindern unter 14 Jahren. In einigen der größeren Räume müssen 7—8 Familien zusammen hausen. Männer, Frauen, große und kleine Kinder, Knaben und Mädchen. Die Aufstellung von spanischen Wänden verbot die Polizei wegen Feuersgefahr! Zwei Kochherde müssen für je 25 Familien ausreichen. In einem Saal, in dem 20—30 unverheiratete Männer zusammenwohnen, stehen zum Teil drei eiserne Bettstellen übereinander. Mit Hilfe einer amerikanischen Spende von 300 Dollars gelang es kürzlich Pater Wildenhues, 500—600 Kleidungsstücke an 260 Kinder im Alter zwischen 5 und 15 Jahren zu verteilen. Essen gilt im allgemeinen als Stadt mit sehr guten Wohnungsverhältnissen. Nach diesen Angaben kann man sich einen Begriff davon machen, wie es in Großstädten mit schlechten Wohnungsverhältnissen weiten Schichten des Proletariats ergehen mag.

Abschluß des Informationsprozesses für die Seligsprechung Papst Pius X. Der Kipa wird aus Treviso geschrieben: Hier fand in unserem Priesterseminar am Freitag 8. April öffentlich der feierliche Abschluß des am 10. September 1923 ebenda aufgenommenen Informationsprozesses statt, dem glücklich abgeschlossenen ersten Schritt zur feierlichen Seligsprechung des Papstes Pius X. Zur Feststellung des Rufes der Heiligkeit des ehrw. Dieners Gottes Joseph Sarto und nachmaligen Papstes Pius X. haben insgesamt 129 Sitzungen stattgefunden, und zwar im Jahre 1923 in Treviso 10, in Tombolo 7 und 2 in andern Pfarreien. Im Jahre 1924 wurden 88 Sitzungen abgehalten, in Treviso 55, in Salzano 6, in Tombolo 4, in Riese 16 und 7 in andern Pfarreien. Das Jahr 1925 verzeichnet 7 Sitzungen, die sämtliche in Treviso stattfanden. Das zu gewaltigen Faszikeln angewachsene Material mußte kopiert und in 16 Sitzungen zu Treviso kontrolliert werden. Ihnen folgte nun, wie bemerkt, die feierliche Schlußsitzung. Insgesamt wurden 58 Zeugen einvernommen, 16 von Riese, 12 von Tombolo, 7 von Salzano, 10 Mitglieder des Domkapitels und des Priesterseminars

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

von Treviso und 3 weitere Priester und 5 Laien. Das Zeugenverhör war reich an ergreifenden Szenen, so als der ehrwürdige Senior der Diözesanpriester Prof. Bailo seine Wahrnehmungen schilderte, der bei der Priesterweihe Giuseppe Sarto's, nachmaliger Pius X., diesem die Hände aufgelegt hatte, dann wieder als Mgr. Pellizzari, Erzpriester von Castello di Godego, seine Erlebnisse als Mitstudent in den Gymnasialklassen Pius X. zu Protokoll gab. Der Informationsprozeß umfaßt insgesamt 1732 Nummern mit 305 Beilagen, sein Material kann erst veröffentlicht werden, wenn der Prozeß auch beim Generalvikariate in Rom abgeschlossen sein wird. Sämtliche Prozeßakten wurden in einer eigens dazu angefertigten Holzkiste niedergelegt und diese versiegelt, um so vom Vize-Postulator Mgr. Mattarolo und seinem Begleiter Mgr. Zangrando nach Rom gebracht zu werden.

Eine Vergleichstabelle der Eisenbahnfahrpreise in wichtigen europäisch. Staaten besagt: Es kosten 50 Kilometer der 3. Klasse in

	Personenzug in Schilling	Schnellzug in Schilling
Ungarn	1.87	4.06
Frankreich	1.94	1.94
Belgien	2.04	2.04
Tschechoslowakei	2.10	2.30
Polen	2.12	2.33
Österreich	2.82	3.24
Italien	2.89	3.23
Deutschland	**4.25**	**5.48**
Dänemark	4.42	6.20
Holland	4.74	5.88
Schweiz	**5.18**	**5.87**
Schweden	5.74	5.22
Norwegen	5.81	6.98
England	6.72	6.72

Briefauszüge

Ried: Schon oft habe ich beim göttlichen Herzen Jesu durch die Fürbitte der lb. Muttergottes und der Heiligen Hilfe erfahren.

Steinbach: Durch die Fürbitte der hl. Theresia vom Kinde Jesu ist mir in schwerem Anliegen geholfen worden.

Dattensoll: In großer Sorge ist mir auf die Fürbitte der lb. Muttergottes geholfen worden.

Neugarten: Innigen Dank dem hl. Herzen Jesu, der lb. Muttergottes und dem hl. Joseph für Erhörung in schwerem Anliegen. Möchten doch alle die in Not und Bedrängnis sind, zu ihnen ihre Zuflucht nehmen.

Niederhof: Dank dem hlst. Herzen Jesu und der lb. Muttergottes, dem heil. Joseph und dem hl. Antonius für erlangte Hilfe.

Wintersdorf: Anbei ein kleines Almosen zum Dank für Glück im Stall.

Möggers, Vorarlberg: Missionsalmosen als Dank dem hlgst. Herzen Jesu und der lb. Gottesmutter v. Lourdes für Hilfe einer geisteskranken Mutter.

Wenjapons, N. Ö.: Dank dem hlst. Herzen Jesu und Mariä, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius, dem hl. Judas Thadäus und der hl. Theresia v. Kinde Jesu für wiedererlangte Gesundheit.

Salzburg: Innigen Dank dem hl. Joseph, der lb. Gottesmutter Maria, dem hl. Schutzengel, der hl. Anna, dem hl. Antonius von Padua, dem hl. Judas Thaddäus, dem hl. Johannes von Nepomuk und der sel. Gräfin Ledochowsky für eine glücklich abgelegte Prüfung trotz fortwährender Kränklichkeit und sonstigen erschwerenden Umständen.

St. Joseph bei Stainz: Missionsalmosen zu Ehren der hl. Theresia v. Kinde Jesu um Hilfe in schwerer Krankheit und Prozeßangelegenheiten.

Alberndorf O. Ö.: Missionsalmosen zu Ehren der hl. Theresia v. Kinde Jesu, des hl. Joseph zur schuldigen Danksagung für Erhörung in einem schweren Anliegen.

Walchsee, Tirol: Innigen Dank dem hl. Antonius und der hl. Theresia für Hilfe in schweren Augenleiden, das wider Erwarten sich ohne Operation behoben hat, sowie für guten Ausgang in einer Rechtsangelegenheit.

Linz: Innigen Dank dem hl. Antonius und der hl. Theresia v. Kinde Jesu für glückliche Amerikareise.

Waizenkirchen: Tausend Dank dem hl. Joseph und der lb. Gottesmutter Maria und dem hl. Antonius für Hilfe in schweren Anliegen und erlangte Gesundheit.

Lingenau, Vorarlbg.: Missionsalmosen als innige Bitte an das göttliche Herz Jesu in schweren Familien-Anliegen.

Wien, 13. Bez.: Für Taufe eines Heidenkindes Namens „Johann" und Missionsalmosen als Bitte zu Ehren der hl. Theresia vom Kinde Jesu in einem schweren Familienanliegen.

Danksagungen liefen ein aus Hittisau, Vorarlbg., Linz O. Ö., Albenschwende, Vorarlbg., Groß-Söding, Stmk., Sicheldorf bei Radkersburg, Stmk., St. Margarethen bei Linz, Oberzirknitz bei Jagerberg, Stmk., Aichkirchen bei Lambach, O. Ö., Losenstein, O. Ö., Reichenthal bei Freistadt, O. Ö., Wien, 13. Bez., Innsbruck, Tirol, Neudorf bei Gabersdorf.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Memento

Dellmensingen: Kreszenz Schneider, langjährige und gute Förderin und Wohltäterin der Mission.

Stallhof, Stmk.: Josef Hiebler, langjähriger Abonnent des „Vergißmeinnicht."

Augsburg: Mathilde Stückle. Scheer: Pfarrer a. D. Josef Ehrler. Donaustauf: Dina Utz. Hardt: Xaver Klausmann Münnerstadt: Adam Como. Airheim: Matthäus Effinger. München: Barbara Kirschner. Kösching: Barbara Festner. Langenmoosen: Walburga und Marta Ottilinger. Morbes: Ignaz Ruschka. Reischach: Anna Demmelhuber. Wasentegernbach: Anna Bauer, Elise Seilersdorfer. Leutkirch: Viktoria Bochezer. Herholzheim: Barbara Wittmann. Herbertingen: Maria Reiner. Niederforstbach: Gertrud Hamacher. Höntrop: Friedrich Dahlhoff. Fürstenfeld, Stmk.: Karoline Hüttaller. St. Georgen a. d. Gusen, O. D.: Georg Hauser. Parndorf, Burgenland: Theresia Popovitcz. Döllach, Kärnten: Maria Rieger. Altenberg bei Linz: Theresia Danner.

Empfehlenswerte Bücher

Die Exerzitien in den Missionsländern. Von Walter Hruza S. J. 40 Seiten. Preis RM 1.60. Marianischer Verlag, Innsbruck 1926.

In bunten Bildern entrollt die Schrift den auffallenden Segen der geistlichen Übungen unter den Neubekehrten in den Missionsländern; Methode und Tagesordnung werden genau geschildert, die Früchte an packenden Beispielen illustriert.

Beseligende Beicht. Belehrungen, Betrachtungen und Gebete für den öfteren Empfang des heiligen Bußsakramentes von Bened. Baur, O. S. B. 2. und 3. verbesserte Auflage. (X und 260 S., Gebunden in Leinwand RM 2.60. Verlag Herder & Co., Freiburg i. Br. 1927.

Das Buch enthält Belehrungen, Betrachtungen und Gebete. Die Belehrungen unterrichten über das Wesen, den Sinn und Zweck der häufigen Beicht, über deren Eigenart und über die spezifischen Anforderungen, die sie stellt. Die 26 Betrachtungen dienen der tieferen Erfassung der Sünde und ihrer Folgen, der Gnade der häufigen Beicht, der Güter und Früchte, welche sie hervorbringen soll. „Aus ihren Früchten sollt ihr sie erkennen" (Matth. 7, 16). Beicht- und Kommuniongebete sowie wichtige Hilfsmittel zur Förderung im religiösen Leben bilden den dritten Teil

Die hl. Katharina von Genua. Eine Mystikerin des 15. Jahrhunderts. Von Pater H. Prexel, S. S. B. Mit Titelbild und Textillustrationen. Kartoniert RM 1.—. Salesianer-Verlag, München 7.

Das Leben dieser Witwe atmet eine wunderbare Heiligkeit. Sie war ein wahrer Seraph in ihrer flammenden Liebe und durch Wunder ganz ausnehmend verherrlicht.

Der Ehrwürdige Pater Dominikus von Jesus Maria. Verfaßt von Pater Redemptus; 40 Seiten Umfang mit einem Titelbild 40 ₰ brosch. J. Pfeiffer's Verlag, München, Herzogspitalstraße 5/6.

Ein äußerst erbauliches und interessantes Büchlein. P. D.

Aufrufe und Gebete einer Mutter für alle Mütter. 33 Seiten Umfang; broschürt 40 ₰. J. Pfeiffer's Verlag, München, Herzogspitalstraße 5/6.

Herz Jesu ich bin Dein! Gebunden mit Rotschnitt 90 ₰. J. Pfeiffer's Verlag, München, Herzogspitalstraße 5/6.

Ein gehaltvolles, weihevolles Büchlein. P. D.

Ein Muttergottesbuch. Von A. Vermeersch, S. J. Erste deutsche Übersetzung, besorgt von Th. Metzler. 1. Die Muttergottesfeste. 470 Seiten. Gzl. RM 5.—. 2. Der Muttergottesmonat. 272 Seiten. Gzl. RM 3.—. 3. Der Muttergottestag. 456 Seiten. Gzl. RM 5.—. Marianischer Verlag, Innsbruck.

Das Muttergottesbuch des berühmten Professors an der Gregorianischen Universität zu Rom ist ein Werk für Klerus und Laien gleich geeignet, das tief einführt in die Kenntnis und Liebe der Gottesmutter. Der erste Teil behandelt Geschichte und Bedeutung der einzelnen größeren und kleineren Marienfeste, der zweite stellt als Lesungen im Maimonat das Marienleben dar, der dritte bringt Betrachtungen für alle Samstage des Jahres. Eine unerschöpfliche Stoffquelle für Predigten, Kongregationsvorträge, Betrachtungen und fromme Lesungen ist da eröffnet.

Steinhardt, Ehombo. Jugendausgabe. Herausgegeben von Dr. F. Maywald, Charlottenburg. Leinen gebunden RM 5.—. Verlag J. Neumann, Neudamm 1926.

Die vorliegende Jugendausgabe, die von einem mit der kolonialen Sache eng verknüpften Pädagogen herausgegeben worden ist, hat die schönsten und spannendsten Handlungen und die prächtigsten und stimmungsvollsten Landschaftsschilderungen Deutsch-Süd-West-Afrikas ausgewählt. Sie werden der deutschen Jugend zeigen, daß auf diesem rauhen, spröden, widerstrebenden Boden nur ein mit Zähigkeit und unbeugsamer Willenskraft begabtes Geschlecht seßhaft und heimisch werden konnte, ein Geschlecht, das aber den einmal gewonnenen Boden auch ebenso zähe festhielt, und dem diese Zähigkeit auch die Kraft gab, sein höchstes Gut, sein Deutschtum, zu behaupten.

Deutsche Heldenlegende. Von Franz Herwig. Bisher 12 Hefte. 9. Heft: **Friedrich der Große.** (22 S.) 1926. RM —.60. 10. Heft: **Der Heilige.** (20 S.) 1926. RM —.60. 11. Heft: **Andreas Hofer.** (22 S.) 1926 RM —.60. 12. Heft: **York von Wartenburg.** (20 S.) 1926. RM —.60. Verlag Heroer & Co., Freiburg i. Br.

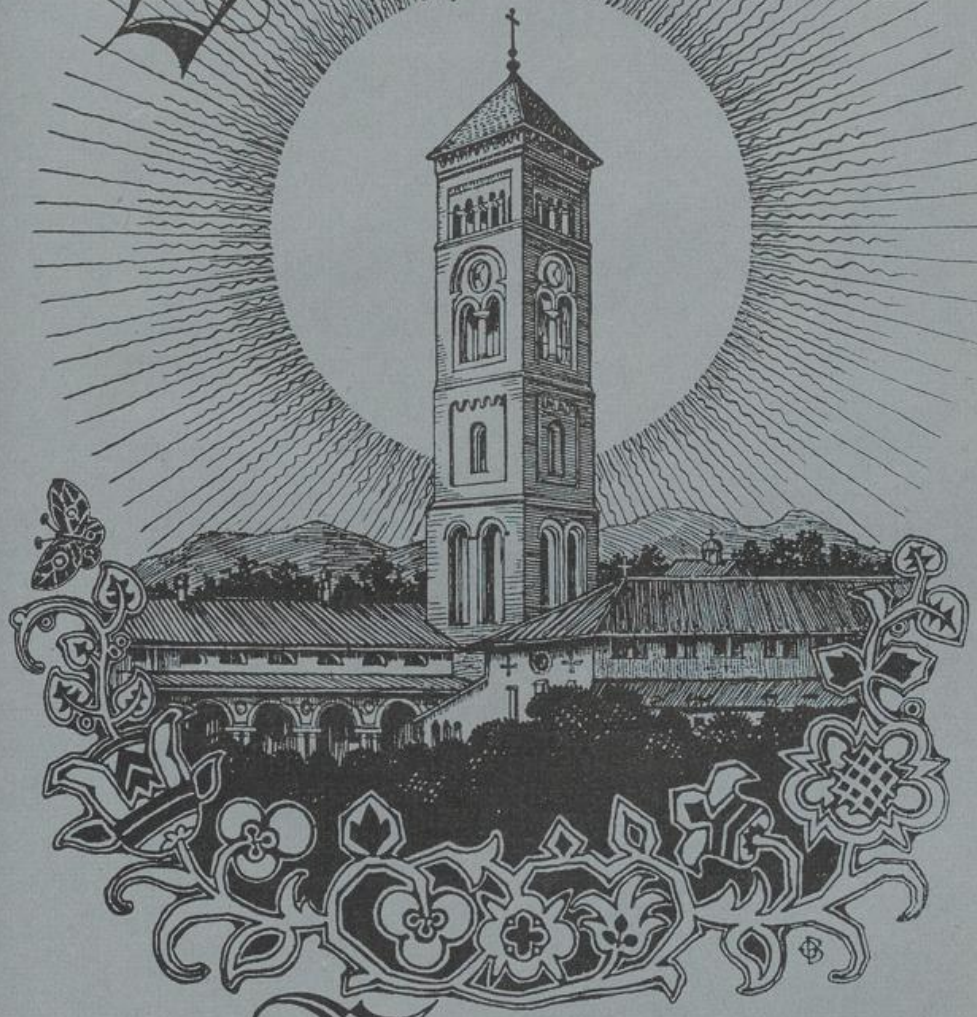
In dieser „Heldenlegende", die allgemein als Herwigs bedeutendstes Werk bezeichnet wird, ist jene tiefe Inbrunst, die den Leser von der ersten Zeile an gefangen nimmt. Die innige Verbindung jeder Heldenlegende mit einer deutschen Landschaft, das Wehen geheimnisvoller Kräfte im Leben jedes Helden hat geradezu eine neue epische Form geschaffen.

Alle Bücher aller Verlage können bezogen werden durch den St. Josephs-Verlag, Reimlingen (Bay.)

Nachdr. sämtl. Original-Artikel verboten, bei vorausgeh. Übereinkunft gerne gestattet.
Verantwortl. Redakteur P. D. Sauerland, Missionshaus St. Paul, Walbeck Rhld.
Druck und Verlag der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bayr.-Schw.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht



Zeitschrift der Mariannhiller Mission Südafrika

Nr. 10 Oktober 1927 45. Jahrgang

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern
Für die Abonnenten des „Vergißmeinnicht" als Wohltäter unserer Mission werden täglich in der Klosterkirche zu Mariannhill zwei, oft drei heilige Messen gelesen.

Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius XI.

Bezugspreise:

Für Deutschland	Mk. 2
Österreich, Saargebiet, Luxemburg	Mk. 2 bezw. denselben Wert in Sch. od. Fr.
Schweiz, Elsaß, Italien, Tschechoslowakei, Ungarn, Rumänien, Polen	bei Einzelsendung Mk. 2.50 bei wenigstens 5 Abonnenten Mk. 2.30 „ „ 20 „ Mk. 2.15 „ 40 Abonnenten Mk. 2.— bezw. denselben Wert in Fr., Lire, Kc., Zl. etc

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen sind zu richten
für Süddeutschland, Tschechoslowakei, Elsaß-Lothringen, Italien:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Würzburg, Pleicher-Ring 3
Postscheckkonto Nürnberg 194

für Rheinland, Westfalen und Luxemburg:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Köln, Brandenburgerstr. 8
Postscheckkonto Köln 1652

für Schlesien und Norddeutschland:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Breslau IX, Sternstr. 52 p
Postscheckamt Breslau 15625

für Österreich, Ungarn, Tirol, Vorarlberg, Jugoslawien und Rumänien:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Linz a. D., Steingasse 23 a
Postsparkasse Wien 24847, Budapest 19814

für Schweiz und Liechtenstein:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Altdorf (Ct. Uri)
Postscheckkonto Luzern VII 187

Laienbrüder

Junger Mann! Wenn Gott Dich ruft vom Pfluge oder von der Werkstätte zum Heilswerk der Heidenmission als Laienbruder, so verschließe Dein Herz nicht dem sanften Zug und Drang der Gnade. Du kannst Deine Fähigkeiten im Beruf weiter ausbilden und verwenden als Mitarbeiter am verdienstvollen Werke der Glaubensverbreitung in unseren Missionen. Willkommen daher alle Berufsarten! Bete viel zum Heiligen Geiste und zum hl. Joseph um Erleuchtung und Erkenntnis des Berufes und schreibe zwecks Aufnahme an den **Hochw. P. Provinzial, St. Joseph, Reimlingen,** (Bayr. Schwaben).

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Nachrichten aus unseren Häusern

Würzburg. Zum Spätherbst rüsten sich wieder einige Missionsbrüder für die Fahrt nach Südafrika.

Der Neubau des Missionspriesterseminares schreitet rüstig voran. Am 11. September wurde vom H. H. Pater Generalsuperior im Beisein proeminenter Persönlichkeiten der Grundstein eingefügt. Wir werden später ausführlicher darüber berichten.

Turin. In dem großen Salesianischen Missionszirkel in Turin fand eine Ausstellung sämtlicher Missionszeitschriften statt, der außer hohen geistlichen Würdenträgern auch Se. Königl. Hoheit, der Kronprinz von Italien seinen Besuch abstatteten. Unsere Zeitschriften „Vergißmeinnicht" und „Glöcklein" hatten ebenfalls ihren Ehrenplatz dort gefunden.

St. Paul. In aller Stille feierte unser Hausprokurator Fr. Gallus R. M. M. sein silbernes Profeßjubiläum. Möge ihm noch weitere 25 Jahre und darüber hinaus vergönnt sein, für die materiellen Nöten des Noviziates zu sorgen.

Berufe: Wir machen unsere lieben Leser freundlich aufmerksam, daß Brüderkandidaten jederzeit bei uns eintreten können. Nach halbjährigem, selten ganzjährigem Postulat, machen sie ein zweijähriges Noviziat durch, worauf die erste Gelübdeablegung stattfindet. Man richte sich an den **Hochw. Pater Provinzial** in **Reimlingen**, bayr. Schwaben.

Briefmarken. Herr Anonymus in W.: Man sammelt einfach alle Marken, sowohl die Vorkriegs- wie die Inflations- und die jetzigen, besonders auch alle Jubiläumsmarken, alle können sehr gut verwertet werden. Man löst dieselben nicht ab, sondern schneidet sie bloß aus und läßt einen fingerbreiten Papierrand daran. Alle diesbezügl. Sendungen richtet man am besten an unsere Vertretungen (s. 2. Umschlagseite).

Aus Welt und Kirche

Die Greuel der Katholikenverfolgung in Mexiko. Im Staate Jalisco, den Calles, wiewohl er einer der fruchtbarsten und reichsten der mexikanischen Republik ist, in weiten Teilen verwüsten ließ, weil sich dort Katholiken zusammengetan hatten, um nach den bis zur Grenze der christlichen Geduld erlittenen Leiden sich bewaffnet gegen die Unterdrückungen von seiten der Regierung zur Wehr zu setzen, sind 30 000 Katholiken aus ihren Häusern vertrieben worden und irren ohne Obdach, ohne Nahrung und ohne jeden Schutz umher. Zu Hunderten liegen andere unter den Trümmern ihrer zerstörten Häuser begraben. Ganze Dörfer wurden zusammengeschossen. In manchen Städten übersteigt die Zahl der Flüchtlinge 10 und 12 000. Aus Guadalajara werden Freveltaten und Mordbrennereien berichtet, die an bestialischer Verkommenheit hinter den Verbrechen Neros und Diokletians nicht zurückstehen. In Guanajuato wurde ein einfacher Laie namens Rafael Chovel, der für eine Kirche in einer Vorstadt von Leon, der Hauptstadt des Staates, Sorge trug, in dem Hause eines Schuhmachers Juan Chagolla unter der Beschuldigung, er sei Priester, aufgegriffen und zusammen mit Chagolla hingerichtet. Fortwährend werden heimlich in den Nächten Priester erschossen. In Guadalajara wurde der Geistliche Saba Reyes mit Benzin übergossen und verbrannt. In Zacatecas wurde der Priester Correa bei Erteilung der heiligen Wegzehrung von Soldaten aufgegriffen und schwer mißhandelt; nachdem man ihn veranlaßt hatte, einer Reihe von Katholiken, die erschossen werden sollten, die Beichte zu hören, verlangte man von ihm den Bruch des Beichtgeheimnisses; als er sich weigerte, wurde er auf der Stelle erschossen. Der Totengräber von Panteon de Dolores wurde irrsinnig, als er 17 Priester begraben sollte, die am Rande einer Grube erschossen wurden, von denen aber ein Teil noch nicht tot war. Auf ausdrücklichen Befehl des Führers der Exekutionstruppen sollten die Priester lebendig begraben werden. Aber die lebendige Begrabung von vier weiteren Priestern verbot die Regierung jede Nachforschung, um ihre Bloßstellung zu verhindern. In Parras wurden fünf Mitglieder der katholischen Jugend Mexikos, unter ihnen ein 15jähriger Knabe, hingerichtet, in Arandas ein 13jähriger Knabe. In Toluca wurde der jugendliche Manuel von Bonillas, der wie ein echter Apostel daran arbeitete, Katechistenkreise einzurichten, am Karfreitag gegen 12 Uhr mittags gefangen genommen. Nachdem die Callisten die Szene von Kalvaria in gotteslästerlicher Weise verhöhnt hatten, banden sie den Jüngling mit Händen und Füßen an ein Kreuz, gegen 3 Uhr wurde er am Kreuz erschossen. Laut „Osservatore Romano" vom 19. 5. 1927 beläuft sich die Zahl der aus Mexiko vertriebenen Bischöfe nunmehr auf 16. Der gesamte mexikanische Episkopat zählt 33

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Mitglieder. Von den 17 noch im Lande befindlichen Bischöfen sind 7 interniert oder in der Hauptstadt festgehalten, 6 halten sich verborgen, und von den übrigen 4 ist nicht bekannt, ob sie ausgewiesen, verhaftet oder geflüchtet sind.

Bemerkenswerte Konversionen. Stanislas Przybyszewski, ein bekannter polnischer Dramatiker, dessen beide Werke „Programm einer einfachen Seele" und „Confiteor", Werke des extremsten Materialismus und Fatalismus, seinerzeit größtes Aufsehen in Polen erregt haben, ist, wie die „Nouvelles Religieuses" berichten, zum Katholizismus übergetreten. Die Wendung im Leben Przybyszewskis nahm ihren Ausgang von heftigen Polemiken, die sich an seine Werke knüpften und an denen auch Pater Pawelski, selbst ein sehr geschätzter Schriftsteller, beteiligt war.

Der berühmte 70 Jahre alte italienische Sänger Matthias Battistini hat, laut Zeitungsmeldungen, den Entschluß gefaßt, sein ferneres Leben im Kloster zuzubringen.

Die Gemahlin des britischen Gesandten beim Heiligen Stuhle, Lady Russell, eine geborene Gräfin Rex, wurde kürzlich in die katholische Kirche aufgenommen; ihr Gemahl gehört noch der anglikanischen Staatskirche an. Die Konvertitin empfing ihre erste heilige Kommunion aus der Hand des Papstes.

Der Attache der finnischen Gesandtschaft Isei Höveleinen, ein Lutheraner, wurde unlängst in Riga vom apostolischen Nuntius Msgre. Zecchini in die katholische Kirche aufgenommen. Er ist der Sohn eines lutherischen Pastors.

Vom katholischen Kinderrettungswerk in England. Die „Catholic Times" berichten über die äußerst segensreiche Tätigkeit des katholischen Kinderrettungswerkes in der Diözese Southwark, das eine der ältesten der in England bestehenden katholischen Organisationen gleichen Charakters ist. Es hat etwa 150 Waisenhäuser und Anstalten für physisch oder geistig defekte und vernachlässigte Kinder errichtet, deren Zahl sich in der genannten Diözese auf etwa 15 000 belaufen soll. Während der 40 Jahre seines Bestehens hat es für über 25 000 Knaben und Mädchen Sorge getragen. Im Gravesend konnte es ein neues Heim für 50 Knaben eröffnen. Die Kosten dafür beliefen sich auf über 20 000 Pfund Sterling, das sind für jedes Kind etwa 80 Pfund. Vergleichsweise sei erwähnt, daß sich bei Errichtung katholischer Privatschulen in den Städten die Kosten pro Kopf des Schülers auf wenigstens 200 Pfund Sterling belaufen. Bis auf eine Restschuld von 7700 Pfund konnte die Kaufsumme, teilweise durch Spenden der Katholiken, aufgebracht werden.

Zunahme der Konfessionslosigkeit in Wien. Wir entnehmen dem „Neuen Wiener Journal" vom 1. 7. 1927 folgende Daten: Nach der letzten Wiener Volkszählung vom März 1923 gab es in Wien 33 087 Konfessionslose, während es bei der Volkszählung des Jahres 1910 nur 4766 gegeben hatte. Nach den Ausweisen des Wiener Magistrats sind im Jahre 1926 12 242 Wiener und Wienerinnen konfessionslos geworden. Am schwersten wurde natürlich die katholische Kirche durch die Konfessionslosigkeitserklärung getroffen. Sie verlor im Jahre 1926 13 505 Mitglieder, davon 6812 männliche und 6693 weibliche. Austritte aus der jüdischen Konfession wurden im Jahre 1926 in Wien 838 gezählt. Die protestantische und altkatholische „Kirche" ziehen aus den Mitgliederverlusten der katholischen Kirche und der jüdischen Religionsgemeinschaft beträchtliche Gewinne. Die Protestanten konnten im Jahre 1926 einen Mitgliedergewinn von 403, die Altkatholiken einen solchen von 839 Personen verzeichnen. Der Hauptgrund für den Abfall von Katholiken zum Protestantismus oder Altkatholizismus ist das Dispensehenunwesen.

Eine Übersicht über die Erwerbslosigkeit in der Welt bietet folgende, der deutschen Tagespresse entnommene Statistik: Im Durchschnitt entfallen an „sichtbaren Erwerbslosen" auf Deutschland 1 745 000, England (einschließlich) Nordirland 1 375 000, Rußland 1 050 000, Polen 201 000, Verein. Staaten von Amerika 180 000, Österreich 168 000, Italien 89 000, Tschechoslowakei 67 000 Dänemark 60 000, Australischer Bund 25 000, Ungarn 21 000, Schweden 20 000, Niederlande 18 000, Belgien 10 000, Schweiz (Stellungsuchende durchschnittlich im Monat) 15 000, Frankreich (amtlich etwa 27 000) schätzungsweise 80 000, Kanada 6000, Neuseeland 3000, Lettland 1400, Estland 1000, Finnland 1000, Chile 10 000.

Brasilien. Auf dem Berge Covcovado 750 Meter hoch, bei Rio de Janeiro soll laut Regierungsbeschluß eine Christus-Erlöser-Statue Aufstellung finden. Die brasilianische Nation will dadurch Christus dem Erlöser und **König** der Nationen eine Nationalhuldigung darbringen. Inschrift des kolossalen Monumentes wird sein: „In Deiner Liebe und Deinem Kult lebt und blüht das brasilianische Volk und Land."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht
Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission
Nr. 10 Oktober 1927 45. Jahrgang

Christköniglied

Christ läßt weit die Fahnen wehen.
Die Völker müssen vor ihm stehen,
Und rufen: Christ soll König sein.
Angst, Furcht und Not verfliegt,
Da Christ durch Liebe siegt.
Nicht blut'ge Schlacht
Hat er gebracht.
Alleluja! „Du Christ sollst unser König sein!"

Glücklich blühen alle Staaten,
Von Gottes Willen gut beraten,
Die rufen: Christ soll König sein.
Nicht gottlos glänzt die Wehr,
Fried' schirmt der Völker Ehr.
Gerechtigkeit
Steht dann zur Seit.
Alleluja! „Du Christ sollst unser König sein!"

Glaub' und Treue schirmt die Ehen
Wie Lilien soll das Jungvolk stehen,
Denn Christus will ihr König sein.
Wo Zucht bewahrt das Haus
Geht Friede ein und aus.
O süßes Licht,
Verlaß uns nicht.
Alleluja! „Du Christ sollst unser König sein!"

Joh. Seb. Bach

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Von Pater Dom. Sauerland, R. M. M.

Einiges über Ursprung und Geschichte des Zuluvolkes

Fortsetzung

IX. Die „Weißen" knüpfen mit Tschaka Verbindungen an. Tschaka wird „verwundet."

Der Ndwandwekrieg: Dritter Angriff und Tod Sikunyanas.

Gleich nach ihrer Ankunft in Natal suchten die englischen Ansiedler in kluger Weise freundschaftliche Beziehungen mit dem furchtbaren Potentaten anzuknüpfen. Farewell, Fynn, Petersen, Davis und andere zogen so zu dem riesigen Königskraal im Zululand, der eine ungeheure Ansammlung von hunderten bienenkorbartiger Hütten war, die in einem Kreis von etwa einem Kilometer Durchmesser aufgestellt waren. Die Besucher kamen gerade zur Zeit des Um-Kosi-Festes dort an, das gegen Weihnachten gefeiert wird, welches drei Tage dauerte und von etwa 30 000 Menschen, Männern und Frauen besucht wurde. Zum ersten Male standen Weiße vor der „satanischen Majestät." Auf seinem Kopfe trug er einen Ring von Otterfell, dessen innerer Raum mit Bündeln roter Federn ausgefüllt war, während eine große Feder vom blauen Kranich etwa zwei Fuß hoch an der Stirne vorn emporragte. Eine Menge vom Pelze der Blauaffen geflochtene Schwänze und von der Ginsterkatze hingen wie ein Kragen über die Schultern. Andere hingen von der Brust bis zu den Hüften herab und andere wieder bildeten einen Lendenschurz, der bis zu den Knien reichte. Rund um die Füße, unterhalb der Knieen bis zu den Knöcheln, sowie auch um die Arme unterhalb des Schulterkragens flatterten silberähnliche Franzen, die aus langen weißen, buschigen Enden von Kuhschwänzen zusammengesetzt waren. Weiße, elfenbeinartige Stäbchen von etwa zwei cm Durchmesser füllten die weiten Löcher in den Ohrläppchen. In der Linken trug er einen weißen, aus Kuhhaut verfertigten Schild, der mit einem einzigen schwarzen Punkt bezeichnet war und in der Rechten einen Assegai und den roten Herrscherstab, den nur der König tragen durfte. Etwa 12 000 Wilde, die ähnlich, doch etwas einfacher geschmückt waren, tanzten zu beiden Seiten des Königs. Zuweilen pflegte ein Aufleuchten barbarischer Schönheit das Bild zu erhöhen, wenn hunderte schokoladebrauner Tänzerinnen im bunten Perlenschmuck einen Tanz aufführten. Dann trieb man wieder Viehherden über den Festplatz, jede Herde war wieder gekennzeichnet durch ihre besonderen Farben und durch die eigenartige Form der Hörner. Diese Hörner werden noch während des Wachstums auf künstliche Weise in die seltsamsten Formen gedreht. Doch auch hier zog sich von Zeit zu Zeit ein blutiger Streifen durch das erfreuliche Bild; wenn man über ein armseliges Menschenkind herfiel und es zu einem gewaltsamen Tode schlepp-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

te und das vor den Augen der europäischen Zuschauer und der perlengeschmückten Ballettänzerinnen.

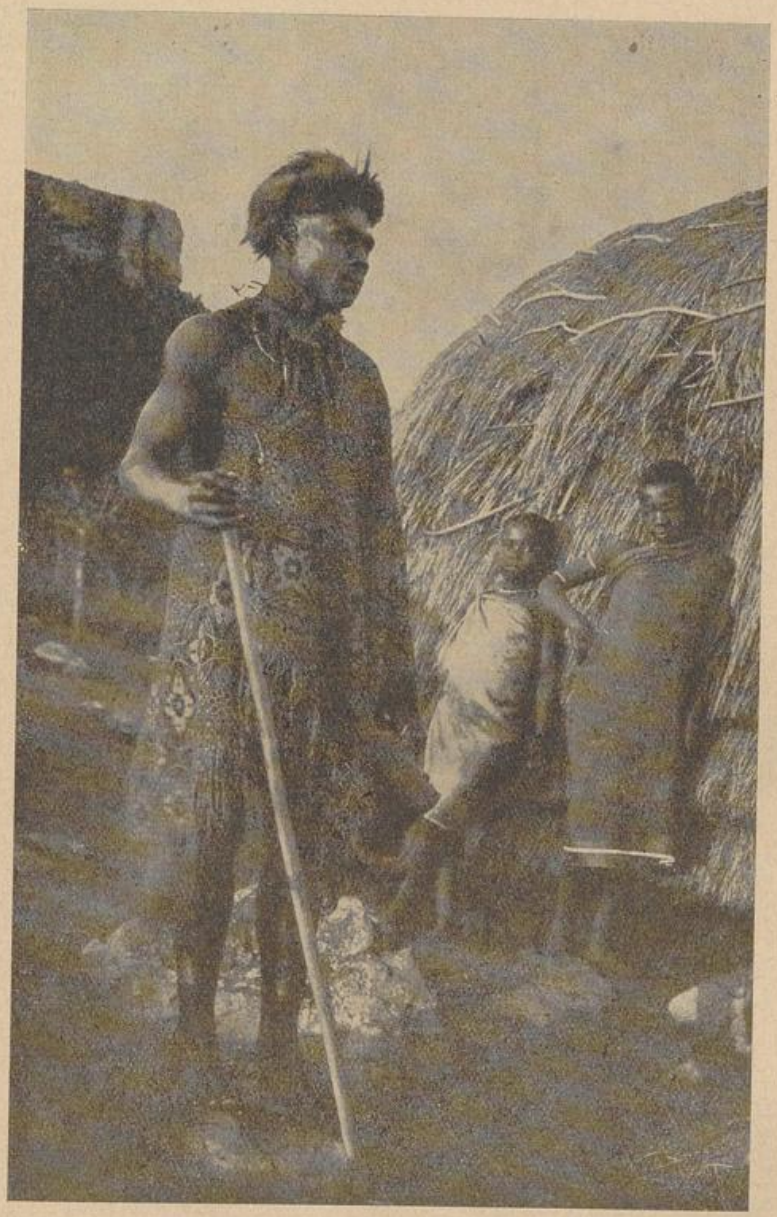
Tschaka wird „verwundet." Die Feier am Abend bot ein bezauberndes Bild. Tiefdunkel wölbte sich der Nachthimmel über die Landschaft, die mächtigen Freudenfeuer erhellten in Flammenfarben die düsteren Gestalten und die Kraals. Ein bezauberndes, diabolisches Bild, gleichsam Szenen aus der Unterwelt traten vor die Augen der erstaunten Europäer. Plötzlich gellte ein furchtbarer Schrei durch die tolle Nacht und die Feuer erloschen auf geheimnisvolle Weise. Tiefste Dunkelheit herrschte und die Menge verharrte in tödlichem Schweigen. Dann entstand eine wilde Verwirrung. Tschaka ist verwundet worden! Wehe, nun ist für viele Anwesende das letzte Stündlein gekommen. Der Zorn des Gewaltigen mußte besänftigt werden. Der Feind, den Tschaka gerade in jenem Augenblicke zuerst im Sinne hatte, war der Ndwandwe-König Zwide, dessen Macht noch nicht gebrochen war und dessen Anhänger unter Sikunyana gerade damals die nördlichen Grenzen bedrohten. Einige waren unter der Menge der Gäste; aber sie waren auf ebenso geheimnisvolle Weise „ausgegangen" wie das Feuer und konnten nicht aufgefunden werden. Es war also klar, daß diese die Tat begangen hatten. Sofort wurden zwei Kompagnien Krieger ausgesandt zur eifrigen Verfolgung. Nach drei Tagen kehrten diese zurück mit den Leichnamen dreier Unglücklicher, vielleicht gar Unschuldiger, mit der Meldung, diese im Busch gefunden und getötet zu haben. Die Getöteten wurden etwa eine Meile vom Kraal entfernt auf den Boden gelegt. Nachdem ihnen die Ohren abgeschnitten wurden, marschierte die ganze Menge, etwa 30 000 Menschen beiderlei Geschlechts an den Leichen vorbei, schrien und jammerten und schlugen im Vorbeigehen mit einem Stock auf die Toten ein; den Stock aber warfen sie alsdann am Platze auf die Toten. Diese waren schon nach den ersten Hundert, die vorüberzogen, unter den Stöcken begraben. Die Formalität aber mußte gewahrt bleiben und so zogen die Massen an dem Stockhaufen vorbei, schlugen auf ihn und warfen ihre Stöcke darauf. Die Ohren der Erschlagenen, die vorher ihnen abgeschnitten worden waren, wurden darauf vor Tschaka feierlich verbrannt. Dessen Wunde war inzwischen schon beträchtlich geheilt. Aber nicht genug. Neue „Verbrechen" wurden „entdeckt" und ein Gesetz verkündet, daß niemand einen Körperschmuck tragen dürfe, kein Mann sich das Kopfhaar abschneiden lassen und kein Mann, dessen Frau in gesegneten Umständen war, sich dem Könige nahen dürfe. Übertreter wurden bald in Menge entdeckt und der Gedanke an dieses kaltblütige Morden gab dem blutigen Monarchen, der infolge der Verwundung an die Hütte gebannt war, „einigen Trost und Milderung." Eine Abteilung von 1000 Kriegern wurde als Strafexpedition nach dem Lande der mutmaßlichen Mörder geschickt. Diese kehrten nach wenigen Tagen zurück, nachdem sie unvermutet mehrere

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kraals angezündet und etwa 800 Stück Vieh geraubt hatten.

Der Ndwandwekrieg. Dritter Angriff und Tod Sikunyanas. Jahre waren seit dem letzten großen Feldzug vergangen und die Zulus erfreuten sich in ihrer Heimat verhältnismäßig friedlicher Zeiten. Ihr Häuptling saß gerade mit seinen Unterführern im Viehkraal bei friedlicher Unterhaltung, als atemlos und mit Schweiß bedeckt ein Bote hereinstürzte und die Meldung brachte, daß die Ndwandwe-Armee mit Frauen und Viehherden die nördlichen Grenzlande überrannt hätten um wieder, wie sie sagten, vom Lande ihrer Väter Besitz zu ergreifen. Der alte Häuptling Zwide hatte sich vor dem Zulukönige in Sicherheit bringen können und war in das Innere des Landes geflohen in die Gegend, wo heute die Stadt Wakkerstroom liegt. Dort hatte er sich mit seinen beiden überlebenden Söhnen, Sikunyana und Somapunga angesiedelt und alle umherstreifenden Leute seines Volkes um sich gesammelt. Nach seinem Tode erhielt Sikunyana die Macht und Somapunga rettete sich, da er mit seinem Bruder in Streit geriet, zu Tschaka, der ihn freundlich aufnahm. Sikunyana erstarkte mächtig und im Jahre 1826 faßte er den Entschluß, „das Land seiner Erbschaft wieder zurückzugewinnen." Bei dieser Nachricht nun geriet das ganze Zuluvolk in helle Begeisterung. Die Losung flog durchs Land: „Die Braut tanzt bereits im Hofraum! Sikunyana! dein Geliebter ist gekommen, um dich heimzuführen!" Um diese Zeit befand sich Fynn in Port Natal und da er mit Tschaka gut bekannt war, wurde er von diesem eingeladen, den Feldzug mitzumachen. Er fand Tschakas Armee bereits auf dem Marsche. Krieger, Knaben als Viehtreiber, Gepäckträger, von denen wenige über 12 Jahre alt waren, Mädchen, welche Bier, Korn und Lebensmittel für die besseren Truppen trugen — im Ganzen etwa 50 000 Menschen. Diese Menge, welche in engen Formationen marschierte, war von einer ungeheuren Staubwolke begleitet. Fast ausgedörrt von der Hitze erreichten sie endlich einen Sumpf, wo ein heißer Kampf um ein paar Wassertropfen gekämpft wurde, so daß die Wasserstelle in einen großen Morast verwandelt wurde, „doch sogar dieser Schlamm wurde mit größter Gier verschlungen." Viele Menschen wurden dabei zu Tode getreten. Dieser jammervolle Marsch dauerte mehrere Tage und selbst Tschaka konnte kaum mit wunden Füßen weiter. Fynn ließ ihm von seinen Dienern Sandalen aus Kuhhaut verfertigen. Gleichwohl stießen die Armeen am Fuße des Endololwane-Gebirges zusammen. Nach einigen hitzigen Gefechten, die trotz der Kürze das Gelände mit zahllosen Leichen bedeckten, wurden die Ndwandwes besiegt. Viele suchten ihr Heil in den Wäldern, andere glaubten Rettung zu finden unter den Haufen von Leichen; sie wurden aber sorgfältig herausgesucht und getötet. Nachher wurden alle Frauen und Kinder, welche sich auf den Berg geflüchtet hatten, bis auf das letzte menschliche Wesen abgeschlachtet. Über 60 000 Stück Vieh sollen erbeutet worden sein.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Heidnische Zulus vor dem Kraale

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Nach dieser hervorragenden Arbeit sollte man meinen, der Zulufürst Tschaka habe seine Tapferen belobigt. Das war aber bei diesem menschlichen Ungeheuer nicht der Fall. Am Morgen des folgenden Tages wurden die Regimenter zur Parade versammelt und mußten eine zornige Ansprache über sich ergehen lassen. Darauf fand die übliche „Aussuchung der Feiglinge" statt. Verschiedene unglückliche Hauptleute, deren einziges Verschulden die Ungnade ihres Häuptlings war und dann verschiedene Soldaten, welche ihren Häuptlingen mißliebig waren, oder einfach zum Tode kommandiert wurden — alles tapfere Männer, die gestern noch für König und Heimat gekämpft — wurden nun zur Ergötzung Tschakas abgeschlachtet. Am Nachmittag fand der letzte Akt des Trauerspieles statt. Ein gefangenes Weib mit ihrem 10jährigen Kinde wurde vorgeführt und Tschaka bewirtete sie mit Bier und Fleisch und forschte sie leutselig aus; dann befahl er plötzlich, das jammernde Weib samt ihrem Söhnlein hinzurichten. Auf die Fürsprache Fynns wurde dem Kinde das Leben geschenkt.

Durch den Bericht der Frau hatte man erfahren, daß es dem besiegten Häuptlinge gelungen sei, zu entkommen. Er entfloh nach dem Tonga-Lande mit wenigen seiner Getreuen. Sofort wurde eine Anzahl Krieger abgesandt zu seiner Verfolgung. Beim Betreten eines Tonga-Kraals fanden sie die Bewohner bei Vorbereitung eines Festschmauses. Auf ihre Frage wurde ihnen mitgeteilt, daß Sikunyana in einem benachbarten Kraal sich befände. Ohne lange Umstände wurde das letzte flackernde Licht der Ndwandwe-Macht ausgelöscht.

X. Mzilikazi, der Gründer der Matabele-Nation.

Der Zusammenbruch der Ndwandwe-Nation unter Zwide und unter seinem Nachfolger Sikunyana war für ganz Afrika von weitreichenden Folgen. Kleine Sippen, die bisher dem Ndwandwe-Oberhäuptling tributpflichtig waren, wurden nun auf eigene Füße gestellt. Einige fanden es für klüger, nicht gegen das Verhängnis anzukämpfen, andere dagegen waren widerspenstiger. Unter Letzteren war eine Schar Leute unter Beja, einem Bruder des Soshangane vom Stamme der Nzumales und Mlotzhwa aus dem Kumab-Stamme, die mit dem Sturze Zwides nicht zufrieden waren. Aber auch sie wurden bezwungen und dem Zulukönig unterworfen, die Führer erlitten wie gewöhnlich den Tod durch den rücksichtslos brutalen Tschaka. Entschlossener und erfolgreicher aber war ein gewisser Induna namens Mzilikazi, der Sohn des Mashobana aus dem Kumalostamm und seinem Weibe Nompetu, Tochter seines früheren Oberhäuptlings Zwide.

Nach der Zerstörung der Zwide-Macht nahm Mzilikazi scheinbar die Unterwerfung an und wurde zusammen mit dem Zuluregiment, das im Bulawayo-Militärkraal jenseits Eshowe, zwischen dem Mlalazi- und Mhlatuze-Fluß stationiert war, einquartiert. Aber das dortige Leben war nicht nach seinem Geschmack und nachdem er eine Anzahl von

300—400 treuer Anhänger gesammelt hatte, riß er sich von seinem ihm aufgezwungenen Lehnsherrn los. Er zog zunächst in den oberen Distrikten der beiden Flüsse umher, verbrannte jeden Kraal und zwang die Bewohner, sich ihm anzuschließen. Auf diese Weise und durch beständigen Zustrom unzufriedener Elemente verstärkt, gelang es ihm in kurzer Zeit (1826), eine furchtbare Armee Freibeuter zusammenzubringen, eine bunte Masse aus dem Kumalo, Nxumalo, Mtetwa und fast jedem der ursprünglichen Stämme des Zululandes. Mit diesem Heere von Vagabunden und Landstreichern eilte er nach Transvaal in der Hoffnung, dort ein neues, ihm gehörendes Reich zu gründen. Tschaka trat ihm an den Drakensbergen mit einer Streitmacht entgegen. Die Zulu wurden aber besiegt und Mzilikazi eilte um so schneller seinem geplanten Ziele entgegen. Da er aber wußte, daß eine neue Strafexpedition von Tschaka ihm nachgesandt würde, so verwüstete er das ganze Land, durch welches er hindurchzog und ließ weder Leute noch Lebensmittel, noch Kraals noch Erntefelder übrig. Diese Zerstörungsmethode und die Einreihung aller Leute, deren er habhaft werden konnte, in sein eigenes Volk wurde von jetzt ab seine Politik, sodaß die Buren, die im Jahre 1836 in jene Gegenden hinaufzogen, den größeren Teil Orangias und Transvaals als eine elende Wildnis vorfanden. Mzilikazi ließ sich zuerst an einem Platze nieder, den er etwas zu früh Ekupumuleni, d. i. Friedensplatz nannte. Ein Bericht von Eingeborenen besagt, daß sie drei Monate lang keinen Regen hatten und hart unter Wassermangel litten. Der Häuptling ließ deshalb alle Regendoktoren zu sich kommen, die, als sie keinen Regen machen konnten, alle hingerichtet wurden. Kundschafter hatten indessen von einem schönen Land weit im Norden berichtet mit viel Wasser, auch in der heißen Zeit und Mzilikazi entschloß sich, dahin aufzubrechen.

Nach einigen Tagesmärschen, die bewaffneten Krieger zogen voraus, ihnen folgten die Frauen mit dem Hausgeräte und die Knaben mit den Viehherden, begegneten sie einer anderen Menge Flüchtlinge, die ebenfalls aus Furcht vor Tschaka geflohen waren, unter einem Stammesverwandten Mzilikazis namens Ngaba. Aus irgend einem Grunde kam es zum Gefechte in dem Ngaba geschlagen wurde. Dieser floh ostwärts ins portugiesische Gebiet, wo er später mit dem berühmten Soshanzane am Labi-Fluß zusammentraf und sich für einige Zeit mit ihm vereinigte. Die Anhänger Ngabas wurden nachher als die aba Ngoni Zentralafrikas berühmt.

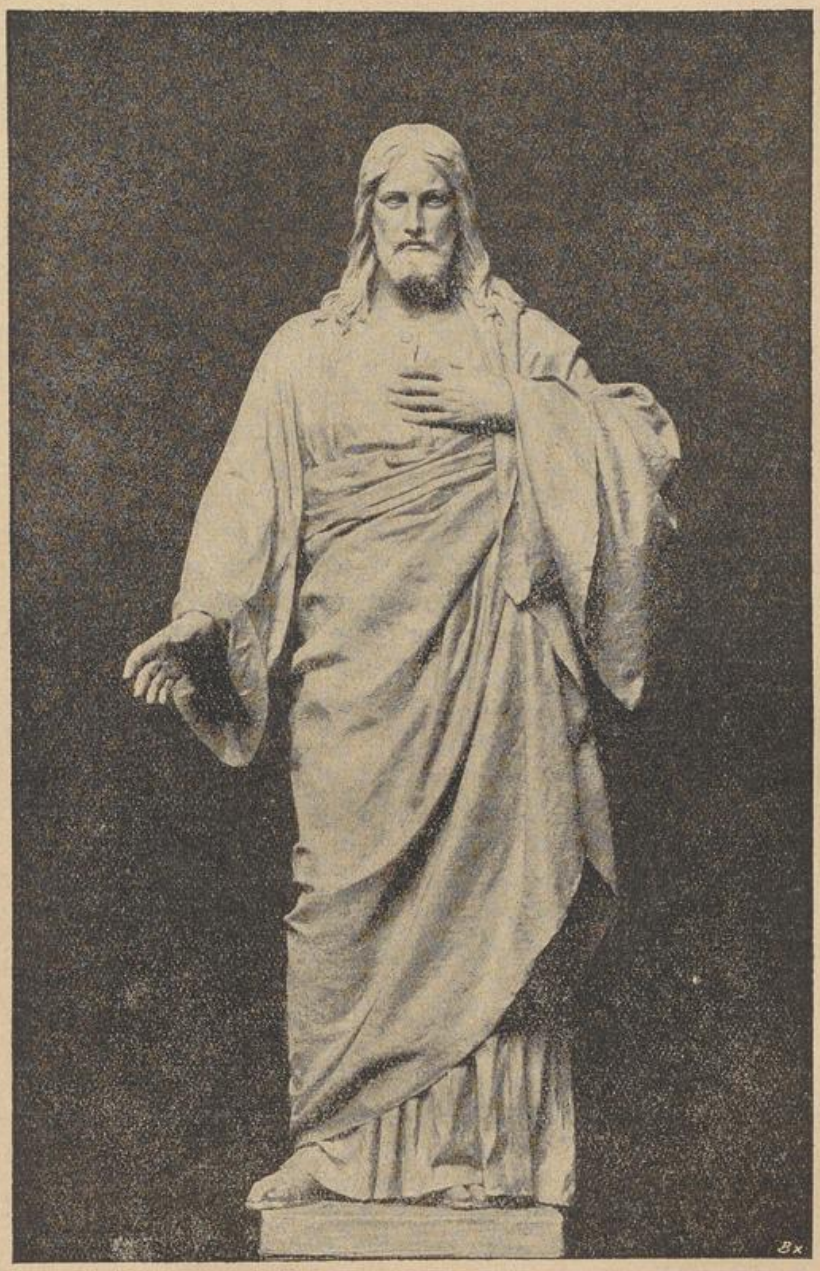
Nachdem nun Mzilikazi einen vielversprechenden Platz im Mario-Distrikt erreicht hatte, machte er sich zuerst daran, einen großen Militärkraal zu errichten und zwar im Mosikatal. Doch in der Folge verlegte er seinen eigenen Privatkraal nach einem viel schöneren Platz, bei Kapaying, 50 Meilen weiter nördlich. Von diesem Zentrum aus wurden Abteilungen ausgesandt um das ganze Land nach allen Rich-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

tungen hin zu durchstreifen. Sie säuberten das ganze Land von den Drakensbergen bis zur Kalahariwüste und kamen soweit nach dem Süden, daß sie Thaba Bosigo, die Gebirgsfestung, erreichten, in welcher sich Moshweshwe, der Oberhäuptling der ebenfalls vor einiger Zeit geeinten Suto-Nation nach den traurigen Erfahrungen mit Matiwana, dem Ngwana-Häuptling, festgesetzt hatte. Die Erstürmung dieser Festung mißlang vollkommen und „die Matabele" zogen wieder ab. Andere Stämme, wie der Khatla- und Harutse-Stamm wurden besiegt und unterworfen; sogar der Griqua-Häuptling Berend-Berend, der es gewagt hatte, Mzilikazi anzugreifen, wurden geschlagen und er selbst getötet.

Ungefähr um dieselbe Zeit machte Mzilikazi die erste Bekanntschaft mit Weißen, wenigstens während seiner eigenen unabhängigen Laufbahn. Mr. Moffat, der berühmte Missionar war nämlich gerade damals in Kurumana. Er wurde schnell von den auf Raubzügen sich befindlichen Leuten Mzilikazis entdeckt und wurde alsbald ein so großer Freund des Letzteren, daß nachher der Matabele-Häuptling einen seiner eigenen Söhne zu Ehren des Missionars, Kurumana nannte. Als später im Juni des Jahres 1836 gewisse amerikanische „Evangelisten" Dr. Wilson, Lindley und Venable im Mosikatale erschienen, wurden sie gnädigst aufgenommen und durften sich im Militärkraal niederlassen. Es verging aber nur kurze Zeit bis der kriegerische Häuptling entdeckte, daß die Grundsätze, die sie verkündeten, mit seinen eigenen in Widerspruch standen und deshalb die weitere Ausübung ihres Berufes verbot. Sie waren noch nicht lange in Mosika gewesen, als gegen Ende desselben Jahres die erste Welle des „Groote Boer Trek" „der große Burenauszug" von der Kapkolonie her sie erreichte. Diese Farmer hatten schwierige Reibungen mit den raubenden Matabele zwischen Vet und Vaal zu bestehen. Mord und Mädchenraub gestalteten die Beziehungen immer schlimmer. Später griffen die Matabele etwa 50 000 Mann stark die Buren bei Vechtkop in der Nähe der Quellen des Rhenosterflusses an, in diesem Gefecht verloren die Angreifer über 400 Mann, sie erbeuteten aber das Vieh der Farmer. Erbittert gingen die Buren nun zur Offensive über und unter Potgieher und Maritz griffen 170 Farmer den Löwen in seiner eigenen Höhle an, nachdem sie noch durch Eingeborene und Griquas Verstärkung erhalten hatten. Am 17. Januar 1837 wurde die Matabele-Armee im Mosikatale angegriffen und geschlagen. Der Kraal wurde niedergebrannt und 6000 Stück Vieh erbeutet.

(Fortsetzung folgt)



Christus, der König aller Zeiten und Völker

Pius-Seminar Würzburg

Unser neues Missionspriesterseminar, das zur Zeit in Würzburg gebaut wird, soll den Namen „Pius-Seminar" erhalten zur Erinnerung an den großen Papst Pius X. Dieser fromme Papst war ja ein großer Freund der Missionen und ein eifriger Förderer der Priesterberufe. Er sah im Priester den großen Verwalter der Geheimnisse Gottes und das Werkzeug Gottes, um die Bitten des göttlichen Heilandes zu erfüllen: „Geheiligt werde Dein Name", „Zu uns komme Dein Reich", „Dein Wille geschehe, wie im Himmel so auch auf Erden." Nun wachsen die Mauern des Pius-Seminares bereits aus der Erde hervor. Bis Mai nächsten Jahres soll, so Gott will, das Haus soweit gediehen sein, daß es bezogen werden kann. Dann ist wenigstens der Wunsch der Genossenschaft erfüllt, die Kleriker, die jetzt zerstreut an verschiedenen Orten untergebracht sind, in einem Hause vereinigen zu können. Liebe Wohltäter, helft mit, daß das große Werk gelinge zur Ehre Gottes und zum Segen der armen Heiden. Jeder auch noch so kleine Baustein, der für dieses Werk Gott zur Ehre gespendet wird, bringt sicherlich reichen Segen; denn Gott läßt sich von seinen Menschenkindern an Großmut nicht übertreffen. Auch unsere Genossenschaft will das Andenken an die lieben Wohltäter stets dankbar bewahren und darum wird in der Kirche des Seminars an jedem ersten Sonntage im Monat ein feierliches Hochamt für die lebenden und verstorbenen Wohltäter stattfinden. Auch jeder neugeweihte Priester wird, bevor er in die Heidenmission hinauszieht, an der Stätte, wo er durch der Wohltäter gütige Hand soviele Wohltaten erfahren hat, ein heiliges Meßopfer für alle Wohltäter feiern. Jeder, der zum Bau des Hauses 50 und mehr Mark beiträgt, soll zum immerwährenden dankbaren Gedenken in das Stifterbuch des Seminares eingetragen werden. So soll der lieben Wohltäter auch noch in fernster Zeit gedacht werden.

Sei das Scherflein, das gespendet wird, noch so klein — ein herzliches Vergelt's Gott dafür!

P. L. **Tremel**, Provinzial

„Das Werk der Mission ist das größte Werk unserer Zeit, darum bringt es einen ganz besonderen Segen. Mehr als bei irgend einem andern guten Werke gilt von der Unterstützung der Heidenmission das Wort des Heilandes: „Gebet und es wird euch gegeben werden." Papst Pius XI.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Von Br. Gerold Heller, R. M. M.

Allerlei aus Schule und Mission

Fortsetzung

Nun zurück zu meinem Krankendienst! Das Nachtwachen, für das ich in den ersten Tagen begeistert war und das ich für eine Erholung ansah, mußte ich auf den Rat unseres Bruder Doktor sein lassen. Dasselbe hatte mich so ermüdet und geschwächt, daß ich mich in der Schule mit beiden Händen am Geländer festhalten mußte, um die Stiege hinauf zu gehen und kaum die notwendigen Pflichtarbeiten des Tages verrichten konnte. Da die Kranken überdies zusehends auf dem Wege der Besserung voranschritten, so bestimmten wir einen größeren, zuverlässigen Knaben des Nachts bei ihnen zu schlafen mit der Weisung, sollte etwas Ungewöhnliches sich ereignen, so möge er Br. Alexius oder mich rufen. Den Kranken wurde ans Herz gelegt, den Aufseher nicht ohne große Not zu wecken. Nur einmal mußte dieser die Nachtruhe opfern, die er dann bei Tage nachholen durfte.

Am Tage versah ich dann den Dienst, da die Kranken vor Schwäche das Bett noch nicht verlassen konnten. Alle paar Stunden reichte ich ihnen eine kleine Erfrischung, für die sie jedesmal dankten. Nach Aussage des Br. Alexius sind die eingeborenen Kinder sehr leicht zu pflegen. Dasselbe ist der Fall bei Erwachsenen. Sie sind mit wenigem zufrieden, da sie wenig Bedürfnisse haben. Auch haben sie selbst bei großen Schmerzen eine Geduld, um die wir Europäer sie fast beneiden möchten. Am meisten freuen sie sich und sind getröstet, wenn man ihnen aufrichtige, von Herzen kommende Teilnahme zeigt.

Man sagt von Kindern, sie seien gute Menschenkenner und hätten es bald heraus, wer es gut mit ihnen meine. Einem solchen schenken sie dann auch ihr volles Vertrauen und das gilt in ganz besonderem Grade, wenn sie krank und hilflos sind.

In den Vormittagsstunden sammelte ich, sobald ich abkommen konnte, Heilkräuter für die Hausapotheke. Während des Nachmittags, nach einer Besuchung des Allerheiligsten, studierte ich einem Buche — Heilkunde für Leib und Seele — um mir wenigstens etwas Weniges von Krankenbehandlung anzueignen. Um Abwechslung zu haben, holte ich aus der Schule alte Register, in denen meine Vorgänger sehr gelungene Bemerkungen über die der Schule entlassenen Knaben gemacht hatten. Diese interessierten mich ungemein wegen ihrer Originalität und ihrer ausführlichen Schilderungen und veranlaßten mich, daraus einige Skizzen zu machen. Vielleicht werde ich später einmal den freundlichen Lesern des Vergißmeinnicht welche mitteilen.

Vom Studieren und Lesen müde, machte ich an einem schönen Nachmittage einen kleinen Spaziergang in der nächsten Umgebung des Spitals. Zuerst besuchte ich die stillsten Nachbarn — die Toten — auf

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

dem nahen Friedhof. Daselbst ruhen etwas über 2000 Personen. Sie sind befreit von den Mühseligkeiten des Lebens.
Was für eigenartige, ernste Gedanken kommen einem doch auf einem christlichen Gottesacker, wo jeder Grabeshügel mit Blumen bepflanzt ist, bepflanzt von treuen, liebenden Hinterbliebenen und geschmückt mit einem Kreuz, dem Zeichen der Erlösung! Die große Mehrzahl der hier im Frieden ruhenden kannte ich persönlich und jetzt, was sind sie? Sie sind, was sie eigentlich immer gewesen — ein Nichts, Staub, Asche, Erde. — Sie waren, was wir sind und wir werden sein, was sie sind. Nach einem kurzen Gebet für ihre Seelenruhe ging ich zu dem vom Hochw. P. Emanuel angelegten, einige hundert Schritte vom Friedhof entfernten Fischteich. Es ist ein wahrer Hochgenuß diesen stummen Wasserbewohnern, Karpfen, zuzusehen, wie sie in ihrem munteren Treiben hastig und schnell nach den zugeworfenen Brotstückchen schnappen.
Von den Fischen weg ging ich zum nahen Umzimkulufluß. Dieser reißende Fluß ist wie ein übermütiger, halbwilder Junge. Im Winter bei niedrigem Wasserstand hört man seine Gewässer weithin rauschen, wenn er sie zwischen den großen Steinen und Felsblöcken hindurchdrängt. Dagegen im Sommer, während der Regenzeit ist er ein schrecklicher Geselle, wenn er seine schmutzigen Fluten in rasender Eile dahinwälzt. Wer es dann wagt, ihn zu überschreiten, sei es zu Fuß oder zu Pferd, ist unrettbar verloren. Schon viele Eingeborene ertranken in ihm. Auch zwei aus unserer Gemeinde, Br. Gerekin und Br. Cölestin mußten ihr Leben in seinen Fluten lassen. Beide liegen auf dem Centocower Friedhof begraben.
Während sechs vollen Monaten des Jahres macht der Fluß uns in Centocow große Schwierigkeiten, was niemand besser weiß, als unser Bruder Verwalter. Die Bahnstation, das Post- und Telegraphenamt, die amtlichen Behörden, Doktor und Apotheker, all das liegt auf der anderen Seite des Flusses. Jede Person, jede Sache, kurz alles mußte früher mit einem Boote befördert werden. Am 16. März 1913, am Palmsonntage, ging bei einer Überfahrt dasselbe in Trümmer, wobei zwei Personen, die zum Gottesdienst wollten, ertranken und eine dritte nur mit großer Mühe und Lebensgefahr gerettet werden konnte. Nun baute unser † Br. Nivard eine Fähre über denselben. Es ist das ein starker Kasten mit Sitzbänken, berechnet für vier Personen. Dieser hängt in zwei Rädchen auf einem starken Drahtseile, das an beiden Ufern fest in den Boden verammt und mit eisernen Säulen gestützt ist. An diesen beiden Säulen sind Rädchen befestigt, über die ein, mit dem Kasten verbundenes, fingerdickes Drahtseil läuft. Durch eine diesseits angebrachte Kurbel wird der Kasten hinüber und herüber geradelt.
Unsere Arbeiter waren gerade damit beschäftigt, 200 Säcke Mais, die von der Bahn geholt worden waren, herüberzubefördern. Welch eine



Hochw. Herr Pater Hermann Arndt, Generalsuperior auf Besuch im Aloysianum

mühsame Arbeit! Was für ein Zeitverlust! Welch große Wohltat wäre doch für Centocow eine Brücke über den Umzimkulufluß.
Nun ging ich über die Felder, wo der Mais bereits einen halben Fuß hoch war. Br. Hugo, unser Verwalter, war gerade daran, den Arbeitsleuten zu erklären, wie sie den Mais hacken und ausdünnen sollten, damit es schöne, große Kolben gäbe. Nach einigen hundert Schritten war ich in der praktisch angelegten Obstbaumschule, die überall bewässert werden kann. Hier haben die Brüder Adrian und Isidor ihr schönes und interessantes Arbeitsfeld. Tausende von jungen Obstbäumchen stehen da zum Verkauf in schnurgeraden Linien wie Soldaten in Reih und Glied, sodaß jedes Menschenherz sich freuen muß wenn er sie sieht. Ungefähr vierzig Schulknaben waren am Jäten, während einige die Triebe der bereits veredelten Bäumchen pikierten. Jahrelang Tag für Tag mit Kindern in einer so herrlichen Pflanzschule zu arbeiten mag wohl der Hauptgrund sein, warum die beiden Brüder daselbst ein so kindlich frommes Gemüt und festes Gottvertrauen haben. Sogar das furchtbare Hagelwetter am 16. Februar 1923, das eine zweijährige Arbeit und sämtliche Bäumchen vernichtete, daß sie dastanden wie geschälte Weiden, konnte ihren Gleichmut nicht erschüttern. Sie gingen wieder frisch und mit Gottvertrauen an's Werk, säten Samen, pflegten ihn und der liebe Gott segnete ihre Arbeit.
An Ehrw. Schwester Stilla's großen, recht sauber gehaltenen Gemüsegarten vorbei, wo einige Dutzend Schulmädchen mit Spaten und Rechen, mit Pflanzen und Begießen beschäftigt waren, ging ich zum Ehrw. Br. Vitalis in den Weinberg. Dieser, jetzt ein Greis von über 70 Jahren, aus einer Weingegend stammend hat sich in seinem langen Leben nicht nur eine große Fertigkeit und Geschicklichkeit in der Behandlung des Rebstockes angeeignet, sondern auch in der Kellerarbeit. Im ganzen Weinberg ist kaum ein Gräschen zu finden. Denn unser Bruder ist ein Feind des Unkrautes, weil es Verstecke sind für das Ungeziefer und die Schädlinge des Rebstockes. Auch im Keller, wo für einen Winzer die lästigste oder unangenehmste Arbeit ist, hat er die größte Ordnung. An den Flaschen, mit denen er den Wein zum Verkauf wegschickt, darf nicht das Geringste auszusetzen sein. Die werden so lange mit Asche, Sand und Lauge gewaschen, bis sie tadellos sind. Wegen dieser feinen gediegenen Arbeit, die er auch in seinem hohen Alter noch gewissenhaft verrichtet und weil er ein Meister ist in seiner Arbeit kaufen viele Priester ihren Bedarf an Meßwein nur bei ihm. Es ist deshalb auch erklärlich, warum sein fast einziger Gesprächsstoff sich dreht um Weinberg und Keller. Deshalb habe ich mich auch bei diesem sehr gesprächigen Bruder, der mir alles zeigen und erklären wollte, am längsten aufgehalten.
Nach diesem Spaziergang, der etwas über eine Stunde währte, war

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ich wieder zu Hause im Spital. Kassian, dem ich den Auftrag gab, während meiner Abwesenheit ein Auge auf die Kranken zu haben, meldete, daß alles in Ordnung sei.
Als das Fieber die Kranken einige Tage verlassen hatte und sie etwas kräftigere Suppe bekamen, baten sie an einem windstillen, schönen Tage unter die Veranda, in die frische Luft gebracht zu werden. Ich hatte meine Bedenken, denn sie konnten kaum stehen, viel weniger gehen. Ich ging also zu Br. Doktor um die Erlaubnis zu holen oder wenigstens seine Meinung zu hören. Er kam selbst in das Spital. Da er die Patienten besser antraf, als er erwartete und weil die Witterung ausnahmsweise günstig war, so gewährte er ihre Bitte und wir schoben die mit Rollen versehenen Betten unter die Veranda. Welch ein dankbarer Blick auf den Doktor kam da von den Augen der Knaben, die jetzt nach zwei Monaten wieder einmal frische Luft atmen konnten! Der pausbackige Donat machte große Augen, als ob er die Natur und ihre Schönheiten seit Jahren nicht mehr gesehen hätte. Voller Staunen sagte er zu Br. Doktor: „Wie herrlich glänzt der Klaneniberg in der Sonne! Wie schön sind die Blumen neben der Veranda aufgeblüht! Horch mal! Klingt es von der Schule her nicht wie Musik! O bitte, laß mich zu meinen Kameraden!“ Die vermeintliche Musik war nur der Lärm spielender Knaben. Es wurde ihnen versprochen, daß sie von jetzt an jeden Tag und zwar jedesmal etwas länger in die frische Luft dürften, vorausgesetzt, daß die Witterung es erlaube und vielleicht nach zwei Wochen dürften sie auch ihre Schulkameraden besuchen.
Diese wenigen Worte zauberten ein so freudiges Lächeln bei den Rekonvaleszenten hervor, das erste seit ihrer schweren Krankheit, wie ich es noch selten gesehen habe. Auch beobachtete ich bei Br. Doktor eine recht freudige Stimmung, die mir an ihm neu war. Es schien mir, als ob er sich freue wie eine Mutter sich freut über das erste Lächeln ihres Kindes. Ich glaube daß in solchen Augenblicken die Pflegepersonen, wer immer es sein mag, alle Mühen, Sorgen und Opfer, die sie für die Kranken gebracht haben vergessen und daß solche Stunden zu den glücklichsten ihres verdienstvollen Berufes gehören. Schon nach acht Tagen bekamen die Knaben die Erlaubnis, ihre Mitschüler in der Schule zu besuchen. War das eine aufrichtige Freude und ein nicht enden wollender Jubel unter den Altersgenossen, als alle drei eine Woche vor Weihnachten unerwartet während des Mittagessens im Refektorium erschienen. Man hätte meinen können, es sei ein Wiedersehen nach jahrelanger Trennung. Nach dem Tischgebet ging die ganze Knabenschar zum fröhlichen Spiel. Da wird es heute lustig werden! Wie die Augen der Jungens voll Frohsinn leuchten!
Wie die Zünglein so hastig sprechen, als ob sie dieselben von den Mädchen geliehen hätten! Wie doch die Glieder so beweglich sind!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

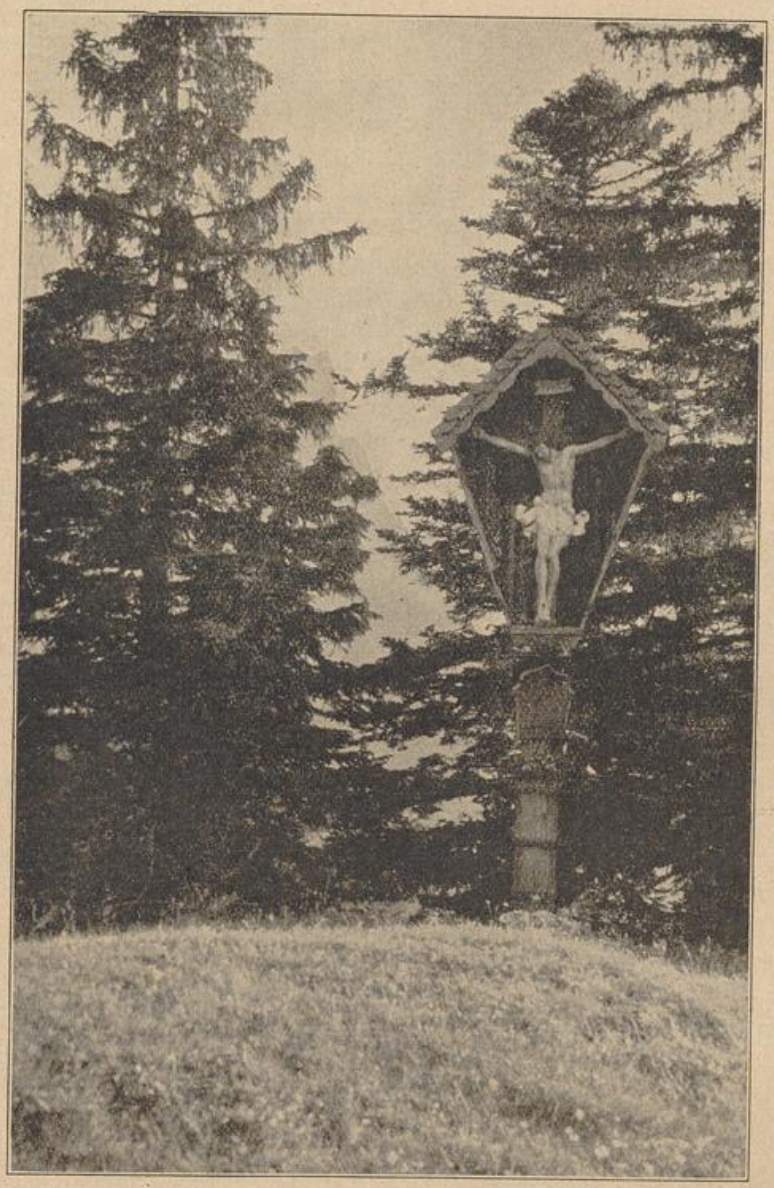
Munter und lebhaft, schreiend und lärmend, pfeifend und singend, voll Heiterkeit und Lebenslust und noch keine Sorgen kennend, bewegt sich das junge Volk auf dem für ihre Zahl viel zu kleinen Spielplatz. Einige riefen: „Komm, Donat zum Ballspiel! Du, Ildephons, wir wollen um die Wette laufen!" Einer brachte Stöcke zu Patrik, um mit ihm, die bei den eingeborenen Knaben so beliebte Fechtkunst zu üben. Doch alle drei blieben ruhig mit heiterem Lächeln auf der Bank im Schatten sitzen. Leo, einer der größten Spektakelmacher lief auf sie zu und sagte: „Warum macht ihr denn nicht mit beim Spiel? Wir wollen uns doch mit euch freuen." Sie sagten: „Spielt nur, wir schauen zu. Wir werden ein andermal mitmachen. Jetzt geht es noch nicht. Wir sind zu schwach auf den Beinen und werden fallen." In einer halben Stunde waren sie schon wieder vom Zuschauen müde und gingen zurück zur Krankenwohnung.

Von jetzt an durften sie auch zur Kirche zur hl. Messe gehen und die hl. Kommunion daselbst gemeinschaftlich mit ihren Mitschülern empfangen. Wie schnell kehrt doch bei jungen Leuten Fröhlichkeit und Kraft zurück. Ältere Leute, die zu gleicher Zeit krank waren, brauchten Monate, bis sie sich auch nur etwas erholten. Es freuten sich nicht nur die Kinder, sondern die ganze Christengemeinde, weiß und schwarz, daß Donat an Weihnachten in der Frühmesse mit seiner reinen, glockenhellen Knabenstimme (er sang Sopran), das uns allen so liebe Lied: „O du süßes Jesuskind" anstimmte. Wie andächtig, zart und friedlich sang da die ganze Schülerschar, Knaben sowohl als Mädchen! Hatten sie doch jetzt wieder ihren „Ingoni" Singvogel — Donats Name bei den Schülern — in ihrer Mitte.

Da die ansteckende Typhusseuche allmählich erlosch und nur mehr wenige Kranke hier waren, so kehrte unser guter Br. Alexius Ende Januar 1921 in das Mutterhaus Mariannhill zurück, weil Br. Abel die viele Arbeit daselbst nicht allein bewältigen konnte, begleitet von den besten Wünschen der Centocower und einem starken Sommerregen, der ihn, bis er zur Bahn kam, bis auf die Haut durchnäßte. Möge ihm der liebe Gott all das Gute, das er hier getan, reichlich vergelten!

Die drei Knaben mußten noch ein Jahr in der Mittelschule lernen. Als sie dieselbe absolviert hatten, gingen zwei von ihnen nach Mariannhill. Donat setzte seine Studien fort im dortigen Lehrerseminar, Patrik lernte das Schusterhandwerk. Ildephons suchte und fand Arbeit in der Stadt als Hausbursche. Hoffen wir, daß sie nützliche Glieder der menschlichen Gesellschaft werden, aber ganz besonders, daß sie brave, glaubenstreue Christen bleiben, so wie sie es waren in ihrer Jugend.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Marterl im Gebirge

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

MIVA

Die Eisregionen Grönlands und Alaskas, die Pampas Südamerikas, die Steppen Südafrikas, die Urwälder Ostafrikas, die Dschungeln Indiens, die ozeanischen Inselgebiete — all die Länder der Erde, in denen die hl. katholische Kirche ihre Missionare, Brüder, Schwestern, Ärzte, Lehrer und Katecheten einsetzt, um den Befehl Christi: „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker!" auszuführen, lassen immer wieder die gleichen Klagen in die Heimat gelangen: „Die Ernte ist groß, der Arbeiter sind zu wenige" und „die verlangten Opfer sind zu groß, besonders auf den großen Expeditionen durch Wüste, Urwald, Schnee und Eis" und „die vorhandenen Kräfte werden allzusehr beansprucht." Diese sich stets mehrenden Klagen langsam aber sicher verstummen zu machen, hat sich jetzt ein Weg angebahnt durch die **„Missions-Verkehrs-Arbeitsgemeinschaft** (MIVA)." Zweck der MIVA ist: Beschaffung und Betrieb von Verkehrsmitteln für den Land-, Wasser- und Luftverkehr für die katholischen Missionen (In- und Auslandsmission, Heidenmission, Auslandsdeutschtum).

Dem Vorstand gehören an als Protektor: Se. Eminenz, der Hochwürdigste Herr Kardinal Karl Joseph Schulte, Erzbischof von Köln; als Ehrenvorsitzender: Se. Durchlaucht Alois, Fürst zu Löwenstein; als 1. Vorsitzender: Dr. Adenauer, Oberbürgermeister von Köln; als 2. Vorsitzender: P. Max Kassiepe O. M. I., Hünfeld-Fulda; als 3. Vorsitzender: Kaiserl. Japan. Konsul Heinrich Maus-Köln; als geschäftsführendes Vorstandsmitglied und technischer Leiter der MIVA: Oblatenpater Paul Schulte-Köln.

Angegliedert sind der MIVA bislang die gesamten päpstlichen Missionsvereine, ferner die ganzen katholischen, nicht direkt missionseingestellten Vereine, die katholische Presse, die katholische Schulorganisation, zahlreiche Einzelpersonen und eine große Anzahl von Firmen: Norddeutscher Lloyd, Hamburg-Amerika-Linie, Junkers Flugzeugwerke, Agrippina-Versicherungskonzern Köln u. v. a. m.

Die heimatliche Diaspora wie die auswärtigen Missionen senden aus aller Welt Glückwünsche und sehnen nur eines herbei: die Umsetzung der Idee in die Tat. Dann ist geholfen: Fahrräder, Motorräder, Kraftwagen, Motor- und Dampfboote, Flugzeuge werden unter Einsatz von weniger Personal und größerer Schonung des Einzelnen bessere Auswertung von Zeit und Menschenkraft gestatten. Neuerrichtung von Stationen, Ablösung der Missionare und Schwestern in Krankheitsfällen, häufigere Postbestellung, schnellere ärztliche Hilfe, Versorgung eines größeren Gebietes bei intensiverer Betreuung — das alles wird erreicht, erreicht die MIVA ihr Ziel.

Auch die **Mariannhiller Missionare** sind der MIVA angeschlossen. Auch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

unseren Missionaren fehlen Verkehrsmittel. Sendet uns Spenden für die MIVA, damit wir unseren Missionen Fahr- und Motorräder, Boote, Flugzeuge geben können. Alle an uns gesandten Gaben kommen auch unserer Mission zugute.
Sei die Gabe klein oder groß: ein herzliches „Vergelt's Gott!" Es gilt Gott und die Seelen.

Von Pater Nikolaus Scheb, R. M. M.

Keilands in Not

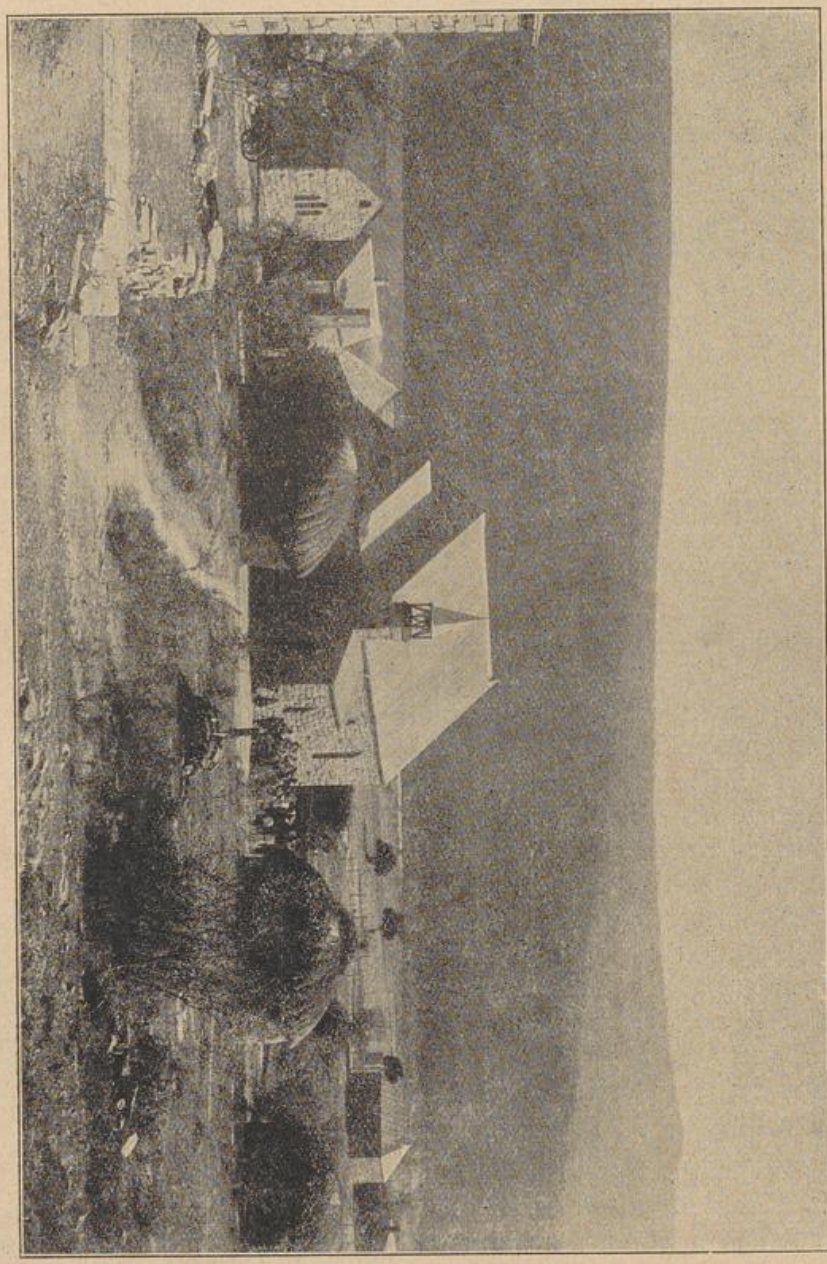
Mit Schrecken lese ich in der Nr. 352 der katholischen Zeitung Süd-Afrikas „Das südliche Kreuz" vom 6. Juli 1927 folgenden Notschrei:

Missionsstation der hl. Familie Keilands

Ihr Väter und Mütter und ihr glücklichen Kinder katholischer Familien, der hl. Familie zu Liebe, helft der ärmsten der armen Missionen.
Fünf Jahre schon haben wir gesät ohne jedoch auch nur im geringsten etwas zu ernten.
Unser Volk stirbt an Hungersnot. Alle Leute erwarten Hilfe vom Missionar. Die Alten, die hilflos und schwach sind, die jungen Leute, die zwar kräftig sind, sich aber vergebens um Verdienst umschauen, die verwaisten Kleinen, denen die Not Vater und Mutter geraubt .... sie alle schauen auf zum Missionar und erwarten von ihm das notwendige tägliche Brot.
Aber der Missionar kann ihnen, wenn ihr ihm nicht helft, nichts anderes geben als einen Stein.
Von vielen Seiten zwar, wir wissen es, wird Euere Mildtätigkeit in Anspruch genommen und Euere Herzen wären oft sehr geneigt, wenn die Mittel nicht zu schwach wären. Gleichwohl öffnet noch einmal, wir bitten Euch, Euere Herzen hört auch diesen unsern Notschrei und sendet ein Almosen, wenn auch noch so klein an den **Hochwürdigsten Herrn Bischof Mac Sherry, Port Elisabeth,** der diesen Bittruf genehmigt und gesegnet hat; oder direkt an den P. **Rektor der Missionsstation der hl. Familie, Keilands, Post Banzi bei Cofimbaba, Tembuland, Cap-Province.**

Soweit der Notruf in der Zeitung.
Immer lebte man in Keilands kleinlich sparsam und peinlich arm. Zur Zeit als ich noch dort missionierte, gingen uns an einer Seuche in einem halben Jahre 4 Pferde ein. Das ist ein furchtbarer Schaden für solch ein kleine Station, aber man trug den Schaden mit all den damit verbundenen Opfern in Geduld. Der einzige Fruchtbaum, der in dem heißen Talkessel mit Not großgezogen werden konnte, blieb eines Som-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Unsere Missionsstation Heilands

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

mers ohne Frucht, auch die Gemüsebeete im Klostergarten waren von der sengenden Sonne völlig verbrannt worden — man ertrug die Entbehrung in ergebener Geduld. Heuschreckenschwärme ließen sich einmal auf Feld und Garten nieder und vernichteten selbst die Viehweide. Der Ernteertrag des vorhergehenden Jahres ließ diese Katastrophe jedoch leidlich ertragen.

Nun aber nach 5jähriger Dürre und 5jähriger stillgetragener Not ist das Elend zu groß. Wenn die Patres, Brüder und Missionsschwestern sehen müssen, wie ihr Volk so bitter darbt, wenn sie die Kinder ihrer Schulen dauernd um Brot jammern hören, wenn sie ihre Schäflein an Hunger zu Grunde gehen sehen — da versteht man es — wenn auch sie, die Geduldigen, die Opferbereiten, was sage ich, die Opfergewohnten — ihre Stimme erheben und um ihrer lieben schwarzen Neuchristen und Katechumenen willen einen Notschrei ausstoßen. Nur 3 Jahre weilte ich in dem heißen, steinigen, ausgebrannten Keilands und sah manche Not, viele Schwierigkeiten und große Gefahren. Der P. Rektor aber, P. Albert Schweiger, R. M. M., ist nun bereits 20 Jahre auf diesem schwierigen, opferreichen Missionsposten. Er ist Entbehrung, Mangel und Not gewohnt. Umso ernster muß demnach sein Notschrei aufgenommen werden. Möchten doch viele diesen Notschrei hören und sich der armen Mission in Keilands erbarmen. Gaben unter „Keilandshilfe" nehmen jederzeit unsere Vertretungen entgegen.

Von Pater J. Buchner, R. M. M.

Ein Versehgang

Eines Abends wurde mir in Mariannhill gemeldet, daß eine gewisse Frau, die früher Protestantin gewesen war, jenseits des Umbogodoflusses wohnt, krank sei und den Missionar wünsche. Am nächsten Morgen setzte ich mich in aller Frühe aufs Pferd, um den ungefähr 4 Stunden langen Ritt anzutreten. Das Wetter war sehr unfreundlich. Es war im Monat März, also gerade Herbstwetter. Ein kalter Herbstregen hatte die Wege und Stege schlüpfrig gemacht. Ununterbrochen goß es vom schmutziggrauen Himmel nieder. Als ich nun an den Umlasfluß kam, sah ich, daß derselbe schon ziemlich viel Wasser hatte und schwierig zu überschreiten war. Da ich aber gerade am Damm des Durbaner Wasserwerkes war, der das Wasser, das über ihn hinwegläuft, ebenmäßig verteilt, glaubte ich wohl noch durchkommen zu können. Zur Vorsicht zog ich aber doch die Füße aus den Steigbügeln und kniete mich in den Sattel. Die Sache ging auch ganz gut, bis das Pferd kurz vor dem jenseitigen Ufer plötzlich vollständig im Wasser versank. Zwei Schwarze, die das vom jenseitigen Ufer aus mitangesehen hatten, riefen vor Schrecken laut: „Der Weiße ist verloren." Doch ebenso schnell als

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Charly, mein gutes, treues Pferdchen verschwunden war, kam es mit den Vorderfüßen wieder hoch und arbeitete sich mächtig schnaubend und pustend auf das Trockene. Zum Glück hatte ich mich im Sattel festhalten können. Aber das Wasser war mir bei diesem unfreiwilligen Bad doch bis an den Gürtel gegangen. Es hatte mir auch die Satteltaschen angefüllt, worin die Sachen für die Krankenprovisur waren und mein kleiner Mundvorrat. Als ich nun so der Gefahr entronnen war, untersuchte ich noch, bevor ich weiterritt, woher denn das große Loch käme, in welches mein Pferd versunken war, ich wußte doch von früheren Ritten her an dieser Stelle keines. Da stellte sich nun heraus, daß das Hochwasser die Decke von zwei Schleusenkanälen, die unter dem Damm durchgegangen war, und früher übermauert gewesen waren, weggerissen hatte. So war mein Pferd also in einen dieser Kanäle hineingestürzt. Frohgemut ritt ich weiter. Nach ungefähr zwei Stunden kam ich, nachdem ich nochmals einen vom Regen angeschwollenen Fluß gekreuzt hatte, naß und müde zum Hause der kranken Frau. Ich traf sie allein in der Hütte neben dem Feuer sitzend und mit einer Näharbeit beschäftigt. Ich frug sie: „Warum liegst du denn nicht zu Bett?“ Da sagte sie: „Mir war gestern sehr unwohl und da hatte ich große Angst, ich müsse sterben. Darum ließ ich dich gleich rufen. Über Nacht aber wurde es wieder besser, nachdem ich eine Medizin genommen hatte.“ Ich fragte sie: „Hast du denn heute schon etwas gegessen?“ Ich hatte ja das Allerheiligste bei mir und wollte die Frau wenigstens kommunizieren lassen. Sie antwortete: „Ja, Baba, ich habe schon gegessen.“ „Ja, hast du mich denn nicht erwartet?“ frug ich. „O Baba“, sagte sie, „als mir wieder besser wurde, hungerte mich und so aß ich. Ich dachte auch gar nicht, daß du bei dem schlechten Wetter und den hochangeschwollenen Flüssen kommen würdest und könntest. Ich beredete nun die Frau, wenigstens das Sakrament der hl. Beicht zu empfangen. Als ich aus der Satteltasche die Stola herausnahm, war sie durch das eingedrungene Wasser mit dem Brot, das in der Tasche war, zu einem Klumpen vermischt. Die Frau wollte mir vor meinem Weggang noch etwas zu essen anbieten, allein sie sagte, sie sei so arm und habe nichts. Eine Tasse Tee machte sie mir aber zurecht. Dann schwang ich mich in den Sattel und ritt heimwärts, wo ich naß und müde abends ankam.

Von Pater Cyprian Ballweg, R. M. M.

Die Taufgnade verscherzt

Auf der Missionsstation Mariatrost ging ich jeden Donnerstag nach der Außenstation Umzumbi, um dort Katechese zu halten und die hl. Messe zu feiern. Ich kam dabei auch immer an einem Kraal vorbei, in welchem ein schwindsüchtiger alter Heide lag. Da ich sah, daß er dem Tode

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

schon ziemlich nahe war, besuchte ich ihn jedesmal, um seine Seele für den Heiland zu gewinnen. Ich erzählte ihm immer wieder von den großen Taten der Liebe Gottes, vom Leiden des Heilandes, von Gottes Barmherzigkeit und mahnte ihn, nicht so als Heide in die Ewigkeit hinüberzugehen, sondern sich taufen zu lassen. Allein er wollte von der Taufe nichts wissen. Als ich wieder einmal bei ihm vorsprach, fuhr er mich sogar sehr barsch an und verwies mich aus dem Hause und sagte, ich solle ihn fortan in Ruhe lassen. In der nächsten Woche ritt ich wieder vorbei an diesem Kraal. Als ich in die Nähe kam, hörte ich ein lautes Schreien und Heulen. Ich erkundigte mich, was denn geschehen sei. Man sagte mir, der Kranke sei soeben gestorben, und seine Weiber beginnen die Totenklage. So war der Priester sozusagen vor der Türe und der, der ihn das letzte Mal so barsch abgewiesen, hatte nicht mehr die Gnade, getauft zu werden. Mit ernsten Gedanken beschäftigt, ritt ich nach Hause und betete für den armen Toten, daß Gott seiner Seele gnädig sein wolle.

Die Eltern sind der Spiegel des Kindes

Die kleine Anna war eben fünf Jahre alt und konnte schon mehrere Gebetchen und fromme Gedichtchen hersagen. Schon früh hatte sie solches auf dem Schoße der guten Mutter gelernt. Die Bildung der kleinen Herzen liegt ja zunächst in der Hand der Eltern, besonders in der Hand der Mutter. Anna hatte das Glück, eine gute fromme Mutter zu besitzen, welche sorgfältig über das Herz ihres Kindes wachte. War Anna des Morgens gewaschen und angekleidet, so kniete die gute Mutter mit ihrem Kinde vor das Kruzifix, und die Kleine mußte mit gefalteten Händchen das Morgengebet verrichten.

Der Vater war Fabrikarbeiter und kümmerte sich wenig um die Erziehung seines Töchterchens. Nur Mittags und Abends unterhielt er sich auf kurze Zeit mit dem Kinde, nahm es dann auf seinen Schoß herzte es und strich mit seinen schwieligen Händen die zarten Wangen des Kindes. Die kleine Anna hatte es bemerkt, daß der Vater nach dem Essen nicht betete. Einst fragte Anna in zutraulichem Tone die Mutter: „Sag, liebe Mutter, betet der Vater gar nicht?“ Die Mutter wurde sehr verlegen und antwortete dem Kinde: „Der Vater betet auch, aber er ist mitunter sehr eilig und dann vergißt er das Gebet.“ Eine weitere Frage stellte das Kind nicht. Am Abend, als das Kind zur Ruhe war, erzählte die Mutter dem Vater den Vorfall mit dem Kinde. Anfangs schwieg der Vater, dann sagte er: „Frau, von jetzt an werde ich das Beten nicht vergessen.“ Längere Zeit nachher sagte das Kind zur Mutter: „Liebe Mutter, der Vater ist doch recht gut, er betet jetzt immer mit uns.“

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Von Joseph Spillmann, S. J. Nachdruck verboten

Ein Opfer des Beichtgeheimnisses

Fortsetzung

„Was ich hier erzähle, ist keine Fabel, sondern ein wirkliches Ereignis aus der jüngsten Vergangenheit. Die öffentlichen Blätter haben darüber berichtet, nicht nur der Univers, sondern auch der Figaro und die Libre Parole. Der Fall hat so große Ähnlichkeit mit dem, der uns beschäftigt, daß ich gar nicht auf die Ähnlichkeit hinzuweisen brauche. Er erklärt das Geheimnis des unseligen Mordes St. Victoire tausendmal besser, als die ganz unmögliche Annahme, daß ein solcher Mann ein solches Verbrechen begehen könnte. Hüten Sie sich also, meine Herren Geschworenen, daß nicht Ihr Spruch statt einen Mörder ein heroisches Opfer seiner Pflicht treffe!"

Abbe Montmoulin war dem letzten Teile der Verteidigungsrede mit großer Erregung gefolgt. Er fing an zu hoffen und erneuerte das Gelübde, das er schon im Kerker gemacht hatte, im Falle der Freisprechung mit Erlaubnis seiner Obern in einen Missionsorden einzutreten. Aber die Gegenrede des Staatsanwalts stimmte seine Hoffnung bald herab. Erregt hatte sich Herr Joubert erhoben und begann seine Widerlegung, als kaum das letzte Wort des Verteidigers verhallt war. Mit Entrüstung wies er die Anklage zurück, als ob er oder der hohe Gerichtshof etwas versäumt hätte, was auch nur von ferne als eine Forderung der Gerechtigkeit hätte erscheinen können. Alles habe er aufgeboten, um den Küster Loser zur Stelle zu bringen; denn er habe sich ja wohl denken können, daß die Verteidigung dessen Abwesenheit bemängeln werde. Erst als bewiesen war, daß Loser zur Zeit nicht in St. Victoire sein konnte, habe die Untersuchung die fruchtlose Mühe aufgegeben, Loser aufzufinden. Der Beweis sei erbracht, und es gezieme dem Verteidiger schlecht, statt denselben zu widerlegen, einen solchen unqualifizierbaren Ausfall auf den Gerichtshof zu machen. — Dann wandte sich der Staatsanwalt mit bitterem Hohne der Theorie des Beichtgeheimnisses zu, die soeben den Geschworenen entwickelt worden sei. Er nannte dieselbe eine unsittliche, die im Widerspruche mit der höchsten sittlichen Norm, dem Gesetze, stehe. Das niedliche Beispiel aber, das der gelehrte Kollege vorgetragen habe, trage ja den Stempel der Erfindung doch gar zu deutlich an seiner Stirne, auch wenn es im Figaro oder in der Libre Parole oder seinetwegen in der Lanterne gestanden habe. Aber gesetzt, dasselbe beruhe auf Wahrheit: wem dann einfallen könne, etwas Ähnliches habe sich hier mit Loser zugetragen? mit Loser, von dem es feststehe, daß er seit Jahren nicht gebeichtet habe, und daß gerade darum die Klerisei ihn von seinem Posten habe verdrängen wollen? Wer es denn glaubwürdig finden wolle, daß dieser „verstockte Sünder" erst den Mord begangen habe und dann zu Kreuz gekrochen sei? Credat Judaeus Apella! Da wolle auch er noch lieber mit der klerikalen alten Köchin glauben, der Teufel habe den Küster durch die Lüfte zum Morde gebracht und gleich nach der Tat mit Haut und Haar in die Hölle geworfen!

Nach diesem Hohne, der lautes Gelächter hervorrief, wurde der Staatsanwalt wieder ernst und schilderte nun diesen von den Klerikalen mit Ingrimm verfolgten Küster als einen edlen, aufgeklärten Mann, als einen glühenden Patrioten, der Blut und Leben für Frankreich in die Schanzen geschlagen habe. Loser zähle zu den kühnen Männern, die in jener eisigen Januarnacht des Jahres 1871 mitten in dem von feindlichen Horden besetzten Lande die Brücke von Fontenay sprengten — eine Tat, die genügt haben würde, die feindlichen Heere dem Verderben zu überliefern, wenn nur die Führer dieselbe besser auszunützen verstanden hätten. Und einen solchen Mann wage die Verteidigung auf gut Glück, wahrscheinlich nach dem alten Rezept, der Zweck heilige die Mittel, also zu verdächtigen! — „Was endlich den Beweis angeht: Ein solcher Mann kann ein solches Verbrechen nicht begehen, — ist es ein leichtes, den Satz umzudrehen und zu schließen: Wer ein solches Verbrechen begangen hat, wie von uns bewiesen wurde, ist eben kein solcher Heiliger, wie der Verteidiger aus dem Angeklagten ihn schnitzen wollte, sondern ein Scheinheiliger, ein Heuchler, dem heute die Maske vom Antlitz gerissen wird. Und so steht er auch vor uns — seht ihn nur an, wie er bei dieser Anschuldigung, die ich ihm ins Gesicht

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

schleudere und die jeden ehrlichen Menschen empören müßte, nichts anderes kann, als seine Augen verdrehen und zum Kruzifix hinaufschielen, als ob er sagen wollte: „Herr, ich danke dir, daß ich nicht bin wie diese Sünder, die deine Diener verlästern!“ — Ich habe nichts mehr hinzuzufügen als: Geschworene, waltet eurer Pflicht!“

Der Staatsanwalt hatte mit hinreißender Beredsamkeit gesprochen; die Stelle, in welcher er den Küster unter den „Helden von Fontenay“ geschildert, hatte das leicht entflammbare patriotische Herz der Zuhörer, auch der Geschworenen, förmlich elektrisiert. Der Verteidiger fühlte sich überwunden und erwiderte nur in wenigen kühlen Sätzen, welche er mehr an die Richter als an die Geschworenen sprach, auf die Rede seines Gegners. Er habe nur auf seinen früheren Ausführungen zu bestehen, sagte er. Das Pathos des Herrn Staatsanwalts, das ihn mehr zu einem Demagogen als einem Gerichtsredner befähige, habe sachlich nichts widerlegt. Nach wie vor stütze sich die Anklage auf die Aussage des einen Schaffners, der sich irren könne. Mit Entrüstung weise er die Behauptung zurück, das Beichtgeheimnis sei unsittlich, weil es gegen das bürgerliche Gesetz verstoße; denn das göttliche Gesetz stehe über dem menschlichen. Der Gegner habe zwar das rührende Beispiel von dem Opfer des Beichtgeheimnisses aus Polen verhöhnt, aber nicht widerlegt. Es sei ihm nicht eingefallen, diesem Loser ein Blatt vom Lorbeerkranz zu brechen, den derselbe angeblich sich erworben (Pfui! von der Galerie); aber ob diesem Chasseur des Vosges, der schon so viel Blut vergossen, die Tat, um die es sich handle, nicht eher zuzutrauen wäre als der milden Hand des Priesters? (Lärm auf der Galerie. Der Präsident drohte, dieselbe zu räumen, wenn der Redner noch einmal unterbrochen werde.) Endlich habe man sich nicht gescheut, seinen Klienten einen Heuchler zu nennen, ja dessen rührendes, heroisches, wahrhaft christliches Benehmen während dieser langen und schrecklichen Verhandlung als plumpe Heuchelei hinzustellen. Ob es denn in Frankreich so weit gekommen, daß man in höchster Bedrängnis, wo es sich um Ehre und Leben handle, kein Gebet mehr sprechen dürfe, keinen Blick mehr zum Kreuze erheben könne, ohne der Heuchelei geziehen zu werden? Er überlasse das getrost dem Urteile der Geschworenen und könne seinerseits nur beteuern, in den langen Jahren seiner Praxis niemals einen Angeklagten gesehen zu haben, welcher so den Stempel der Unschuld an der Stirne trage wie sein heutiger Klient. — Man erwarte vielleicht von ihm zum Schlusse irgend ein Wort, einen Zug, der geeignet wäre, die Geschworenen milde zu stimmen. Das wäre ja nicht schwer; er brauche nur an die greise Mutter zu erinnern, die sie gesehen, und die in dem Angeklagten, wenn das Schuldig über ihn gesprochen würde, den Stab ihres Alters verlieren müßte. Aber er wolle nicht davon reden, und zwar weil der Angeklagte es nicht wünsche. „Nicht Mitleid verlange ich von meinen Richtern, sondern Gerechtigkeit. Das Leben selbst, die Freiheit hat für mich keinen Wert, wenn ich nicht der gegen mich erhobenen Anklage völlig frei und ledig gesprochen werde.“ So sagte er zu mir; so sage ich auch zu euch: Wäget die vorgelegten Gründe auf der Wagschale der Gerechtigkeit — und ihr werdet den Angeklagten frei und ledig sprechen!“

Der Verteidiger verneigte sich gegen den Präsidenten, zum Zeichen, daß er zu Ende sei, und der Präsident richtete nun an die Geschworenen die Frage, welche sie zu bejahen oder zu verneinen hatten: Ist der Angeklagte des ihm zur Last gelegten Raubmordes schuldig oder nicht? und entließ sie nach einigen Worten der Ermahnung in ihr Beratungszimmer, worauf die Richter sich zurückzogen und der Gefangene in seine Zelle abgeführt wurde.

Auf der Galerie wurden jetzt lebhaft die Aussichten des Angeklagten besprochen. „Er ist der Tat überwiesen!“ rief der Nachbar zur Linken neben Frau Le Noir. „Wie könnt Ihr so was sagen, nachdem Herr Meunier seine Unschuld so klar dargetan hat!“ sagte Frau Le Noir.

„Nun, so klar ist der Nachweis nicht“, bemerkte der Hintermann. „Ich meinerseits werde nie glauben, daß dieser Held von Fontenay die Tat beging und wenn er sie nicht mordete, dann tat es doch dieser Pfarrer. Sapristi! was dieser Herr Joubert die glorreiche Affaire geschildert hat! Ich meinte, ich sehe die Brücke vor der Nase der Preußen in die Luft fliegen und der Knall tönt mir noch in den Ohren.“

„Ja, ja, der Joubert ist dem Meunier über. Das war ein feiner Zug; damit hat er die Geschworenen auf seine Seite gebracht“, sagte der Nachbar zur Linken,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

den nur die Verhandlung interessierte, und bot Frau Le Noir eine Prise an. „Aber damit hat er noch nicht gewonnen. Seht, ich bin im Rechte so bewandert wie der Präsident und könnte, wie schon gesagt, mit meiner Erfahrung die Verhandlung gerade so gut leiten wie der Herr Peultier. Da ist nämlich der Artikel 352 des Code d'instruction criminelle; der bestimmt, daß, wenn alle Richter einstimmig der Ansicht sind, die Geschworenen hätten sich geirrt, der Angeklagte bei den nächsten Assisen vor andere Geschworene gestellt werden muß. Ferner ist da der Artikel 351; der bestimmt, daß, wenn die Geschworenen ihr „Schuldig" nur mit einer einzigen Stimme Majorität aussprechen, die Richter ebenfalls abstimmen und ihre Stimmen zu denen der Geschworenen zählen. Dadurch ist es möglich, daß der mit einer Stimme Majorität von den Geschworenen als „schuldig" Befundene doch noch freigesprochen wird."

„Ach was! Wenn die Geschworenen ihn nicht einstimmig „schuldig" erklären, so verdienen sie gehängt zu werden!" rief ein anderer in der Nähe.

„Nun, sie scheinen sich jedenfalls zu bedenken. Schon eine volle halbe Stunde sitzen sie da drinnen beisammen und scheinen den Reim nicht finden zu können. Ehrliche Burschen, die einen solchen Heuchler auf den ersten Blick erkennen, wie der Staatsanwalt gesagt, hätten ihr „Schuldig" in fünf Minuten gefunden."

„Still, still — sie klingeln!"

Im Nu verstummte alles. Die Richter begaben sich an ihre Plätze, und aller Augen schauten auf die Geschworenen, die auf ihrer Tribüne erschienen. Der Präsident richtete an dieselben die übliche Frage; sofort erhob sich der Obmann und sagte, die Rechte auf die Brust gelegt, mit feierlicher Stimme: „Auf meine Ehre und mein Gewissen, vor Gott und den Menschen lautet der Spruch der Geschworenen: Ja, der Angeklagte ist des ihm zur Last gelegten Raubmordes schuldig."

„Mit wieviel Stimmen wurde der Spruch gefällt?"

„Mit 8 Schuldig gegen 4 Nichtschuldig." Ein Brausen lief durch den Saal. Es war geschehen. Wären es 7 gegen 5 gewesen, so hätte die Majorität der Richter noch zu Gunsten des Angeklagten entscheiden können. Und da sie nicht einstimmig der Meinung waren, die Geschworenen hätten sich bei ihrem Spruche geirrt, so erübrigte dem Präsidenten nach dem Gesetze nichts anderes, als zur Verkündigung des Urteils zu schreiten. Er ließ also den Angeklagten in den Saal zurückführen. Der Gerichtschreiber verkündete ihm den Spruch der Geschworenen. Der Staatsanwalt erhob sich und forderte das vom Gesetze bestimmte Todesurteil. Der Präsident fragte Abbe Montmoulin, ob er etwas zu bemerken habe, weshalb das verlangte Urteil nicht gesprochen werden dürfe. Der Angeklagte antwortete mit Ruhe und Ergebung: „Nein. Ich verzeihe allen, welche zu diesem Spruche beigetragen haben. Ich sterbe unschuldig."

Nach kurzer Rücksprache mit den Richtern und nach Lesung des Artikels 302 des Code Penal verkündete der Präsident, daß der gegenwärtige Francois Montmoulin, Pfarrer von St. Victoire, des Raubmordes schuldig und nach dem eben verlesenen Artikel des Strafgesetzes in Übereinstimmung mit Artikel 12 zum Tode der Enthauptung verurteilt sei. Ort und Zeit der Vollstreckung des Urteils wurde einer späteren Verfügung vorbehalten.

Der Verurteilte hatte den Spruch mit Ruhe, fast mit Freude angehört. Mit einem Blicke nach oben sagte er halblaut: Deo gratias! Auf der Galerie, wo man diese Worte bei der großen Ruhe, die im Saale herrschte, verstanden hatte, riefen einige Stimmen: „Heuchler! Mörder!" Der Präsident gebot Schweigen und tadelte diese Roheit gebührenderweise. Dann richtete er wenige Worte der Mahnung an die Anwesenden und forderte den Verurteilten auf, sich dem Spruche mit Fassung zu unterwerfen und sich zum Tode vorzubereiten. Damit erklärte er das Gericht für geschlossen. Als der Präsident in Begleitung seiner beiden ältesten Mitrichter die Treppe hinabstieg, sagte er traurig: „Ich fürchte, wir haben einen Unschuldigen zum Tode verurteilt."

„Ich fürchte dasselbe. Wenigstens hat mich die Beweisführung nicht von der Schuld überzeugt. Diese Geschworenengerichte haben doch immer ihre hochbedenkliche Seite, namentlich wenn die Geschworenen so haranguiert werden, wie man es heute beliebte", antwortete der eine Richter.

„Menschliche Gerechtigkeit ist eben nicht unfehlbar", sagte der andere. „Man muß sich beruhigen, wenn man sich sagen kann: Du hast deine Pflicht getan und

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

das Urteil nach dem Gesetze gefällt."
Inzwischen rollte der Wagen mit dem Verurteilten nach dem Gefängnisse zurück, begleitet von dem Geschrei des Pöbels: „Heuchler! Mörder!" Auch die Mutter des Verurteilten hörte in ihrer Gefängniszelle diese Ausbrüche roher Wut. Sie lauschte, und jetzt hörte sie deutlich, wie Vorübergehende sagten: „Sie haben den Pfaffen doch verurteilt. Er wird guillotiniert; wahrscheinlich nächste Woche."

Sie hatte es zwar erwartet. Aber trotzdem — welcher Schmerz durchdrang ihre Mutterbrust!

Zwanzigstes Kapitel
Wieder in der Rue de la Colombe

Frau Montmoulin und ihre Tochter waren zwar am Karfreitag aus der Untersuchungshaft entlassen worden, weil der Staatsanwalt auf die schwachen Verdachtsgründe hin, welche die Untersuchung mehr entkräftet als bestärkt hatten, eine Anklage für aussichtslos hielt. „Der Verurteilte", sagte er zum Untersuchungsrichter, „muß die geraubte Summe doch irgendwo in dem alten Kloster versteckt oder vergraben haben. Er hat den Ort seiner Mutter entweder schon verraten oder wird ihn derselben jedenfalls beim Abschiede vor der Hinrichtung bezeichnen. Lassen Sie die Alte und ihre Tochter nur scharf beobachten, und Sie werden die Schuldbeweise, die uns jetzt mangeln, ganz sicher in die Hand bekommen."

Die Untersuchungshaft, verbunden mit der Sorge um ihre Kinder und der quälenden Angst um ihren Bruder, hatte die Gesundheit Frau Jardiniers bedenklich erschüttert. Ihre schwarzen Haare waren grau geworden, und der Gram hatte tiefe Furchen in ihr mildes, freundliches Gesicht gegraben. Die Mutter erst war so elend, daß sie sich kaum auf den Füßen halten konnte. Weinend und schluchzend fiel sie ihrer Tochter um den Hals, als man ihnen die Freiheit ankündigte, und konnte nur das eine Wort sagen: „Mein Sohn, dein Bruder, — zum Tode verurteilt!"

„O Mutter!" lautete die Antwort, „ihm ergeht es besser als uns! Er hat bald ausgelitten; aber wir bleiben mit seiner Schande gebrandmarkt zurück — und wie soll es uns ergehen?"

„Kind, wie kannst du an uns denken?" erwiderte jammernd die Mutter. „Uns wird es gehen, wie Gott will. Aber er, ein Priester, als Mörder zum Tode verurteilt und zur Guillotine geführt!"

„Er stirbt unschuldig", tröstete die Tochter. „Wir jedoch, wie sollen wir mit unserem geschändeten Rufe uns durchs Leben schlagen? Wie soll ich meine armen Kinder ernähren und erziehen?"

Der Oberaufseher des Gefängnisses und die andern Angestellten, welche diesem ergreifenden Auftritte beiwohnten, waren sichtlich bewegt, obschon ihr Amt sie gegen Klagen und Tränen sonst genugsam abgestumpft hatte. Der Oberaufseher wollte den Frauen ein Wort des Trostes sagen und bemerkte, der Verurteilte trage sein Los mit ruhiger, fast freudiger Ergebung. „Auch ist der Tod durch die Guillotine nicht schmerzlich", sagte der Mann, „viel weniger schmerzlich als der natürliche Tod im Bette. Da sah ich noch neulich einen Vetter von mir an einer Darmentzündung sterben. Mein Gott, was der Mann zu leiden hatte und wie er sich gleich einem Wurm auf dem Bette wälzte und stundenlang röchelte, bis er endlich ausgelitten hatte! Auf der Guillotine geht es: eins — aufs Brett geschnallt! zwei — unter das Beil geschoben! drei — das Beil fällt herunter, und bevor der Verurteilte etwas spürt, ist alles vorbei. Na — nun habe ich es gut gemeint, und die Frau fällt mir in Ohnmacht! Geschwind etwas Wasser und ein Glas Wein!"

Als Frau Montmoulin sich wieder erholt hatte, war sie doch immer noch so schwach, daß man für sie und ihre Tochter einen Wagen bestellen mußte, welcher sie in die Rue de la Colombe führte. Am Hause des braven Bäckermeisters Le Noir, der, wie sie wußten, aus christlicher Liebe die Kinder zu sich genommen hatte, ließen sie halten und teilten den guten Leuten ihre Freilassung mit. Die Kinder waren noch im Gottesdienste, und Frau Le Noir wollte, die Frauen sollten bei ihr absteigen und dieselben erwarten. Aber Frau Jardinier sagte, ihre Mutter sei leider so unwohl, daß sich dieselbe so bald als möglich niederlegen müsse, und bat die wackere Meisterin, ihr die Kinder zu bringen, sobald sie aus der Kirche zurückkämen. Mit dem innigsten Dank für alle Wohltaten fuhren die beiden Frauen zu der seit einem Monate verlassenen Wohnung, deren Schlüssel ihnen bei der Entlassung aus der Haft zurückgestellt worden waren.
Da sah es traurig genug aus. Frau

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Jardinier führte ihre Mutter vorläufig in das Stübchen und ließ sie auf dem Ruhebette Platz nehmen. Dann öffnete sie die lange geschlossenen Fenster und Läden, daß Licht und Luft in die dumpfen Räume dringe. Sie eilte in die Küche, machte Feuer und wollte rasch etwas Stärkendes kochen; aber es fehlte an allem. In dem Laden, den sie jetzt ebenfalls öffnete, lag von der Haussuchung her alles drunter und drüber. In der Kasse fanden sich kaum ein paar Franken, und sie wußte vor Kummer und Elend nicht, was beginnen. Erst jetzt kam ihr der gänzliche Ruin, in welchen sie durch das Unglück des Bruders verstrickt war, so recht zur Erkenntnis. Wer würde in Zukunft mit ihnen verkehren, wer von ihnen, der Mutter und Schwester eines wegen Raubmordes hingerichteten Priesters, etwas kaufen wollen? Wie sollte Frau Jardinier es überhaupt nur wagen, den Leuten unter die Augen zu treten? Sie sollte jetzt Mehl, Milch, Eier, Kaffee, Brot Zucker usw. einkaufen und für die Mutter etwas Wein — aber sie schämte sich auszugehen. Mit Fingern würde man ja nach ihr zeigen! Auch reichte die geringe Barschaft kaum zum Allernötigsten. Und wer würde inskünftig der Schwester des Guillotinierten auf Rechnung Lebensmittel usw. liefern? Vor lauter Elend setzte sich die gute Frau in eine Ecke des Ladens auf einen Stuhl, bedeckte ihr Angesicht mit den Händen und begann bitterlich zu weinen.

Die Mutter hörte sie in dem anstoßenden Stübchen, rief sie zu sich und suchte sie zu trösten. „Wir müssen jetzt mit François das Kreuz tragen, liebes Kind", sagte sie, die nassen Wangen ihrer Tochter streichelnd, „denke doch, daß wir heute Karfreitag haben. Der Ostermorgen wird auch einmal anbrechen."

„Nicht auf dieser Erde!" jammerte Frau Jardinier.

„Vielleicht doch", entgegnete die Mutter. „Und wenn auch nicht — wie kurz ist diese Zeit und wie unermeßlich die Ewigkeit! Was tut es denn, wenn wir hienieden mit Christus und mit seinen Heiligen Kreuz und Schmach tragen sollen? Es ist ja bald vorbei!"

„Ach, wenn ich nur mit ihm sterben könnte! Aber das Elend und die Schande, die sein Tod über uns bringt, mit den unschuldigen Kindern durchs Leben schleppen müssen — nein, ich halte es nicht aus!" Abermals flossen ihre Tränen.

Als sie sich endlich etwas ausgeweint hatte, ging die Haustüre auf, und Frau Le Noir brachte die Kinder, zugleich einen wohlgefüllten Korb hinter die Türe stellend. „So, Kinder", sagte die gute Frau, „jetzt tröstet eure Mutter und Großmutter, und wenn ich mit etwas dienen kann, so kommt nur zu mir." Dann wandte sie sich zu den beiden Frauen und sprach ihnen in wenigen herzlichen Worten ihr Mitleid aus. Schließlich nahm sie mit den freundlichen Worten Abschied: „Jetzt pflegen Sie Ihre Mutter gut, Frau Jardinier! Wir haben noch etliche Flaschen alten Bordeaux im Keller, und ich erlaubte mir, eine mitzubringen. Das ist die rechte Arznei für Frau Montmoulin. Heute abend oder morgen darf ich wohl noch einmal vorsprechen? Nun, nun — nur keinen Dank! Die Kinder haben mir so viel Freude gemacht, daß ich ihnen wirklich einen kleinen Lohn schulde."

Damit war Frau Le Noir zur Türe hinausgeschlüpft, teils um die guten Leute nicht zu stören, teils um die Bewegung zu verbergen, welche sie beim Anblick der beiden tiefgebeugten Frauen ergriffen hatte. Das Wiedersehen der Kinder brachte unter diesen Umständen mehr Schmerz als Freude.

„Du bist so alt geworden wie Großmama", sagte Julie zur Mutter. „Sieh nur, deine schwarzen Haare sind mit weißen durchzogen! Und Großmamas graue sind fast ganz weiß geworden."

„Ich wundere mich nur, daß meine Haare nicht auch weiß geworden sind", meinte ernsthaft Charles. „Sie sagen, der Kummer mache sie weiß, und ich habe so großen Kummer um den guten Onkel, und um dich und Großmama habe ich ebenso großen Kummer gehabt."

Bei allem Elende mußten die Frauen lächeln, und Frau Jardinier meinte, so sei denn doch ein Teil des großen Kummers nun von ihm genommen. Dann erhob sie sich und bereitete, von Julie unterstützt, den Mittagstisch. In dem Korbe der guten Frau Le Noir fanden sie alles Nötige. Die Kinder genossen das einfache Mahl mit dem gewohnten Appetit der Jugend; die Mutter aber mußte jeden Bissen hinabwürgen; sie war nicht gewohnt, Almosen anzunehmen, und als ein solches mußte sie doch die Gaben der Bäckersfrau betrachten. Über Tisch erzählte Charles seinen Besuch beim Gerichtspräsidenten und wie derselbe ganz freundlich mit ihm gewesen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sei, und daß er vorhabe, ihn heute nochmals zu besuchen und zu bitten, den unschuldigen Oheim nicht hinrichten zu lassen. Aber die Mutter wollte nichts davon hören, da der Präsident das einmal gefällte Urteil nicht abändern könne. Inzwischen hatte sich in der Nachbarschaft und in immer weiteren Kreisen die Kunde verbreitet, Mutter und Schwester des verurteilten Priesters seien aus der Haft entlassen und wieder nach Hause zurückgekehrt.

„Sie scheinen doch unschuldig zu sein", sagten einige. Weitaus die meisten schüttelten dazu den Kopf und meinten: „Man hat es ihnen eben nicht beweisen können. Unschuldig? Die Mutter und Schwester eines überwiesenen Raubmörders!" Manche fühlten sich wirklich von Mitleid getrieben. Aber alle waren voll Neugierde, die zurückgekehrten Nachbarinnen zu sehen und zu sprechen und irgend etwas Neues über deren Schicksal und die bevorstehende Hinrichtung zu hören.

So kamen sie denn unter den verschiedensten Vorwänden in das kleine Häuschen der Rue de la Colombe; die einen sprachen ihr Mitleid aus mit dem „unschuldig Verurteilten" oder doch mit den „schuldlos Mitleidenden", und dabei blickten die Augen so kalt und höhnisch, während die Worte Teilnahme heuchelten, daß es Frau Jardinier und ihrer Mutter durch die Seele schnitt. Andere hatten zu melden, was diese oder jene Nachbarin Böses über den armen Pfarrer oder dessen Verwandte gesagt hätten, während doch sie auch jetzt noch von der Unschuld des Verurteilten überzeugt seien, und wollten wissen, ob der Pfarrer nun auch ganz gewiß hingerichtet werde. Man kann sich denken, wie es Frau Jardinier inmitten dieser herzlosen und neugierigen Leute zu Mute war. Sie flüchtete endlich vor ihnen in die Küche und an das Bett der Mutter, die sich niedergelegt hatte, und überließ dem Töchterchen die Bedienung der Kunden. Aber auch Julie wurde die Zudringlichkeit der Leute bald unerträglich. So heftete Frau Jardinier an das Ladenfenster einen Zettel mit dem Vermerke: „Vorläufig geschlossen", wies die Besucher mit Rücksicht auf die Krankheit der Mutter ab und schloß sich mit den Kindern in dem Hinterstübchen ein. „Unsere Lage ist hier unerträglich", sagte sie zu sich selbst. „Ich kann hier nicht leben; wir müssen Aix verlassen! Aber wohin mit der kranken Mutter und den armen Kindern? Und was beginnen, um nicht betteln zu müssen oder Hungers zu sterben? Barmherziger Vater der Witwen und Waisen, erbarme dich unserer Not!" So dachte und betete die schwergeprüfte Frau in ihrem Herzen.

Gegen Abend kamen Besuche, die man nicht ablehnen konnte. Zunächst Frau Le Noir. Ihr schaute die herzliche Teilnahme aus den freundlichen Augen, und sie verstand es, ohne viele Worte zu trösten. Vollkommen sah sie die schwierige Lage der Heimgesuchten ein und fragte, ob Frau Jardinier nicht daran denke, mit ihren Kindern eine Zeitlang anderswohin zu ziehen, bis „über die traurige Geschichte Gras gewachsen sei", wie sie sich ausdrückte. Sie habe Verwandte in Lambesc, sehr gute katholische Leute, die Frau Jardinier gewiß gerne behilflich wären, wenn sie ihren kleinen Handel dorthin verlegen wolle; auch komme es ihr und ihrem Manne nicht darauf an, ihr ein paar hundert Franken auf niedrigen Zins oder auch selbst ohne Zinsen zu leihen. Sie würden gerne die beiden Kinder, die sie liebgewonnen hätten, ganz zu sich nehmen; aber sie hielten es für besser, daß dieselben wenigstens für die nächsten Wochen ebenfalls nicht in Aix seien.

Frau Jardinier dankte herzlich für die schon geleistete und großmütig aufs neue angebotene Hilfe und sagte, gewiß sehne auch sie sich fort aus dieser ganz unerträglichen Lage; aber sie fürchte nur zu sehr, der Ruf des Geschehenen und damit ihr Unglück werde ihr auch nach Lambesc und überallhin auf dem Fuße folgen. Unter diesen Umständen dürfte sie es nicht wagen, die Hilfe oder gar ein Geldanlehen anzunehmen, das ja nur zu wahrscheinlich verloren wäre. „Kurz, für mich wird nichts anderes übrig sein", schloß sie verzagend, „als mein Brot durch meiner Hände Arbeit zu verdienen. Die Mutter hat so gelitten, daß sie ihr Kreuz wohl nicht mehr lange tragen muß. Aber die Kinder — ich sehe, daß ich sie nicht erziehen kann, wenn ich genötigt bin, anderer Leute Brot zu essen, und doch — es ist mir fast unmöglich, mich von denselben zu trennen!"

Noch redeten die beiden Frauen miteinander, als die Schelle gezogen wurde und Charles den Besuch des Herrn Regens meldete. Sofort verabschiedete sich Frau Le Noir mit der Bitte, man möge ihren Vorschlag überlegen, und der ehr-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

würdige Priester trat in das kleine Stübchen.

Er erkundigte sich zunächst in herzgewinnender Weise nach dem Befinden der Frau Montmoulin, und als er gehört, wie tief der entsetzliche Schlag ihre Kräfte erschüttert hatte, sagte er: „Ich hatte es nicht anders erwartet. Und auch Sie, gute Frau, muß diese Heimsuchung furchtbar treffen. Ich würde es nicht wagen, Sie in ihrem Schmerze zu stören, wenn ich nicht zu Gott vertraute, Ihnen wenigstens einigermaßen Trost zu bringen oder doch aufrichtiges Mitleid zu beweisen."

Der Herr Regens äußerte nun den Wunsch, zu Frau Montmoulin geführt zu werden, wenn ihr Zustand das erlaubte. Julie sollte anfragen; als Antwort erschien aber die Großmutter, von der Enkelin geführt, selbst; denn, wie sie sagte, würde sie den hohen Gast nur im äußersten Notfalle die enge Treppe in ihr kleines Kämmerchen hinaufbemühen und habe heute schon genug ausgeruht. Der ehrwürdige Priester begann damit, seine und seiner Mitbrüder feste Überzeugung von der Unschuld ihres Sohnes und Bruders in warmen Worten auszusprechen. Auch der hochwürdigste Herr Erzbischof sei davon überzeugt. Alle nähmen daher an dem harten Geschick sowohl des Verurteilten als am Lose seiner Mutter und Schwester den innigsten Anteil. „Noch mehr", fügte er bei, „es ist meine persönliche Überzeugung, daß der gute Abbe Montmoulin nicht nur an dem entsetzlichen Verbrechen gänzlich unschuldig ist, sondern ich glaube auch sicher zu sein, daß er nur verurteilt wurde, weil ihm seine heilige Priesterpflicht eine wirksame Verteidigung in irgend einer Weise unmöglich machte. Wie das sich verhält, ahne ich freilich mehr, als daß ich es weiß; aber ich glaube zuversichtlich sagen zu können, wenn mein Freund, Ihr Sohn, Ihr Bruder wirklich infolge dieses Urteils stirbt, so wird ihm die Märtyrerkrone zu teil, und wir dürfen in unserem Herzen zu ihm wie zu einem wahren Blutzeugen beten. Mögen dann die Menschen ihn für einen Mörder halten — es wird der Tag kommen, da Gott seine kurze Schmach in ewigen Ruhm und seinen blutigen Tod in ewiges Leben verwandelt."

Der fromme Priester redete dann von dem um unserer Sünden willen unschuldig Verurteilten und schmachvoll Hingerichteten, dessen Sühnetod sie heute, am Karfreitag, mit der ganzen Kirche gefeiert, und seine von Glauben und Liebe beseelten Worte legten sich wie milder Balsam auf die blutenden Herzen. Unter Tränen dankten Mutter und Schwester für den liebreich gespendeten Trost und versprachen, im Hinblicke auf den Gekreuzigten mit dem Sohne und Bruder Schmerz und Schmach tragen zu wollen.

Dann brachte der Herr Regens die Rede auf die Zukunft, und nachdem Frau Jardinier ihm ihre große Not geklagt hatte, antwortete er freundlich nickend: „Gerade, wie ich es mir gedacht! Die Verurteilung mußte Ihre gegenwärtige Stellung unmöglich machen. Aber Mut! vielleicht läßt sich helfen. Sehen Sie, ich habe Ihretwegen mit dem guten Pfarrer von La Grange geredet, der vor Gericht ein so glänzendes Zeugnis für unsern lieben Abbe Montmoulin, seinen ehemaligen Vikar, abgelegt hat. Er läßt Sie fragen, ob Sie seine kleine Haushaltung führen wollen und ist auch gerne bereit, Ihrer vortrefflichen Mutter ein kleines Stübchen in seinem geräumigen Pfarrhause zu überlassen. Ich hoffe, das wird Ihnen zusagen. Denken Sie darüber nach; Sie brauchen nicht heute schon zu antworten. Nun, von den Kindern werden Sie sich freilich zeitweilig trennen müssen; aber das tun ja fast alle Eltern, wenn sie dieselben einer Unterrichtsanstalt anvertrauen. Für das Mädchen hoffe ich einen Freiplatz bei den Josephsschwestern von Arles zu erhalten, wo Julie eine ihren Verhältnissen entsprechende Erziehung empfangen wird. Und mein kleiner Charles, dem seine Lehrer ein so gutes Zeugnis ausstellen, wird sich gewiß freuen, in der Apostolischen Schule von Marseille Aufnahme zu finden. Er ist freilich noch etwas zu jung; aber auf die Empfehlung des Herrn Erzbischofs wird man gerne eine Ausnahme machen. Was sagen Sie dazu?"

Was konnten die Frauen anders sagen, als von ganzem Herzen ihren Dank aussprechen? Auch die Kinder, die man jetzt herbeirief, waren mit dem Vorschlage sehr zufrieden. Julie war alles recht, wenn sie nur möglichst rasch von Aix fortkam, wo sie sich schämte, über die Gasse zu gehen, und Charles sagte: „Dann werde ich um so rascher Missionär, und weißt du, Mama, wenn ich in Marseille bin, habe ich immer Gelegenheit, mit einem Schiffe zu den Wilden zu fahren, sobald meine Lehrer mich des-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sen würdig erachten."
Der Herr Regens wollte sich nun verabschieden, als der Rechtsanwalt Meunier gemeldet wurde. Der Eintretende bat den Herrn Regens, noch einen Augenblick zu bleiben, da ihm sehr daran liege, auch seine Ansicht über eine Frage zu vernehmen, welche er den beiden Frauen vorlegen wolle.

Der Rechtsanwalt erklärte nun zunächst, daß er nach Rücksprache mit Abbe Montmoulin und einigen seiner Kollegen von einer Appellation Abstand genommen habe, da dieselbe voraussichtlich doch erfolglos wäre und nur große unnötige Kosten verursachen würde. „Entscheidend war für mich der Wille unseres lieben Abbe, der von einer Appellation nichts wissen wollte", sagte Herr Meunier. „Wenn die Appellation Erfolg hätte, so müßte ich noch einmal vor Gericht gestellt werden, und das mag ich nicht", antwortete mir Ihr Sohn. „Es ist hohe Zeit, daß man aufhört, über das Ärgernis, das an meine Person geknüpft ist, zu reden und zu schreiben. Eine neue Gerichtsverhandlung, welche doch wahrscheinlich wieder mit einer Verurteilung enden würde, müßte das Ärgernis in noch weitere Kreise tragen und der Erinnerung tiefer einprägen. Von der Qual, welche eine solche Gerichtsverhandlung für den Angeklagten bedeutet, will ich gar nicht reden. Nein, lieber sterben als appellieren, da es mir leider nicht möglich ist, meine Unschuld klar nachzuweisen. Vielleicht wird man doch dem letzten Worte des Sterbenden glauben." — So sagt unser lieber Dulder, und ich kann ihm nicht ganz unrecht geben. Ich fragte ihn dann, ob er nicht ein Gnadengesuch einreichen wolle; es würde nicht schwer halten, hier in der Stadt und Umgebung Unterschriften zu seinen Gunsten zu erhalten. Auch davon wollte er nichts wissen, und ich bin nun gekommen, um Ihre Meinung über diesen Punkt zu hören, und freue mich sehr, den hochw. Herrn Regens hier zu treffen, dessen Ansicht ich jedenfalls auch eingeholt hätte."
Der Herr Regens bat die Mutter des Verurteilten, ihre Meinung zuerst zu sagen. Frau Montmoulin fragte nach kurzem Nachdenken: „Und wenn das Gnadengesuch angenommen würde, welches wäre dann dann das Los meines Sohnes?"

Der Rechtsanwalt zuckte die Achseln und antwortete: „Nun, er würde jedenfalls von der Guillotine freigesprochen und könnte es so vielleicht erleben, daß seine Unschuld durch einen glücklichen Zufall an den Tag käme. Alles ist besser als der Tod!"
„Würde es ihm erlaubt sein, in einem Kerker eingesperrt sein Leben zu verbringen?" fragte die Mutter weiter.
„Das darf ich Ihnen nicht versprechen", entgegnete Herr Meunier traurig. „Es ist anzunehmen, daß er von der schwersten Strafe zu der nächstschweren begnadigt wird — zu Zwangsarbeit auf Lebenszeit oder zur Deportation."
„Meinen Sohn in der Sträflingsjacke und mit Ketten beladen, eine schwere Eisenkugel an seinem Fuße, auf offener Straße mit andern Galeerensträflingen schmachvolle, entehrende Arbeit verrichten sehen — und die Leute zeigen mit Fingern auf ihn und sagen: „Seht, das ist ein Priester!" — Nein, dazu kann ich nicht raten! Das müßte für meinen Francois schlimmer sein als der Tod! Das ist in meinen Augen keine Begnadigung. Was denkst du davon, meine Tochter? Möchtest du deinem Bruder so auf der Straße begegnen?"
„Nein, Mutter, ich denke wie du!" antwortete Frau Jardinier. „Wir wollen keine Bitte um Begnadigung einreichen, namentlich nicht, da Francois selbst darauf verzichtet."
„Und ich würde an seiner Stelle ebenfalls darauf verzichten", sagte der Regens. „Wie ich Ihnen schon erklärte, betrachte ich seinen Tod als eine Art Martyrium. Wer würde Schritte tun, um die Märtyrerkrone zurückzuweisen, wenn sie ihm so nahe winkt?"

„Soviel ich Abbe Montmoulin verstanden habe, sind seine Gründe genau die Gründe seiner Mutter, die auch von Ew. Hochwürden gebilligt werden", sagte ernst der Rechtsanwalt. „Gut! Verzichten wir also auf das Gnadengesuch und treten wir dem Opfertode, dem sich Ihr edler, unschuldiger Sohn unterziehen will, nicht hindernd in den Weg."

Einundzwanzigstes Kapitel

Ein noch schwereres Kreuz

Das heilige Osterfest war nun vorüber und die Osterwoche Tag für Tag verflossen. Der Verurteilte war auf den Tod vorbereitet und hatte nach Schluß der Feiertage stündlich die Anzeige erwartet, morgen solle das Urteil an ihm vollstreckt werden.
Er war vollkommen gefaßt und ruhig. Die Wärter erklärten, noch niemals ei-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

nen zum Tode Verurteilten gesehen zu haben, der seiner letzten Stunde so unerschrocken entgegenging. Da war kein lautes Prahlen mit vorgeblichem Todesmut, kein unruhiges Hin- und Hergehen in der Zelle, kein kleinmütiges Zagen und Verzweifeln, kein Schmähen auf Richter und Geschworene, kein stoisches Hinbrüten und kein Jammern und kein Klagen. Der Verurteilte war wohl ernst und betete viel, aber er war nicht traurig; im Gegenteil, mitunter schien er sogar von einer stillen, edeln Freude verklärt, welche sich die Gefängniswärter nicht erklären konnten. Hätten sie in sein Inneres blicken können, so würden sie gesehen haben, daß die Natur freilich vor dem schmachvollen und gewaltsamen Tode zurückbebte, daß aber die Ursache dieses Todes ihn mit wahrem Troste erfüllte.

„Ich sterbe als ein Opfer meiner Priesterpflicht", sagte er sich mit vollem Rechte. „Mein Tod wird von der Kirche als ein wahrer Märtyrertod betrachtet, so gut wie der Tod des hl. Johannes von Nepomuk. Die Kirche lehrt, daß ein solcher Tod alle Sünden und alle Sündenstrafen tilgt, und daß die Seele des Glücklichen, der ihn erleidet, sofort mit der Krone der Märtyrer geschmückt in die ewigen Freuden eingeht. Im Lichte des Glaubens betrachtet, gibt es also keinen glücklicheren Menschen als mich, und ich habe nur zu fürchten, daß ich dieses höchsten Glückes nicht würdig bin."

Das war die Seelenstimmung Abbe Montmoulins seit seiner Verurteilung. Er brachte Gott das Opfer seines Lebens und betete, daß dasselbe angenommen werde. Mehr noch die Hoffnung auf die nahe herrliche Krone als die Frucht vor dem schmachvollen Leben eines Galeerensträflings ließ ihn den Vorschlag des Herrn Anwalts, ein Gnadengesuch einzureichen, unbedingt zurückweisen, und Herr Meunier, dem er freilich den entscheidenden Grund nicht verraten durfte, hatte ihn dennoch richtig erkannt, wie wir bereits erfahren haben. „Ich verstehe Sie", hatte ihm auch der Herr Regens bei einem Besuch gesagt, „und ich würde an Ihrer Stelle ebenso handeln. Sie sind in der Tat nicht verpflichtet, positive Schritte um Abwendung des Todes zu tun, wenn mit demselben für Sie ein größeres Gut verbunden ist."

Diese Worte des greisen Priesters hatten den Verurteilten wirklich getröstet und ihm ein Gewissensbedenken genommen, welches ihn mitunter beunruhigte. Noch süßeren Trost erhielt er durch die heilige Kommunion, welche ihm der Herr Regens auf das Verwenden seines Jugendfreundes, des Präfekten des Departements, wiederholt bringen durfte. Auch die Nachrichten von der Freilassung seiner Mutter und Schwester und von deren Versorgung im Hause seines lieben Pfarrers von La Grange gereichten ihm zu großem Troste. So sah er mit Ruhe der ernsten Stunde entgegen, welche ihn auf das Blutgerüst und vor den Richterstuhl Jesu Christi rufen würde, der ja seine Unschuld kannte.

Der Weiße Sonntag, an welchem der gute Pfarrer mit Wehmut der Kinder gedenken mußte, die er zur ersten heiligen Kommunion vorbereitet hatte, nahte inzwischen. Er sollte sie nicht mehr sehen, sagte er sich. Und was werden sie von mir denken? Und meine Pfarrkinder? Werden sie wirklich glauben, einen Raubmörder zum Seelsorger gehabt zu haben? Er bat um Schreibzeug und schrieb an die Erstkommunikanten und an alle Pfarrkinder einen rührenden Brief, auf daß derselbe mit Erlaubnis des Erzbischofs am Sonntag nach seiner Hinrichtung verlesen werde. Auch an den Erzbischof selbst, an seinen väterlichen Freund, den Regens, und an seinen Verteidiger schrieb er Worte des Dankes und des Abschiedes. Schließlich sagte er in einem Abschiedsbrief Mutter und Schwester Lebewohl, indem er sie bat, sich selbst und ihm den Schmerz zu ersparen, ihn vor seinem Tode noch einmal zu sehen. Lebten sie ja der sichern Hoffnung des ewigen Wiedersehens im Himmel, und statt des qualvollen Abschiedes in den Kerkermauern wollten sie sich der freudigen Wiedervereinigung nach dem Tode getrösten. Diesen letzten Brief bat Abbe Montmoulin gleich zu bestellen; die übrigen sollten erst nach seiner Hinrichtung besorgt werden.

Am nächsten Morgen wurde der Verurteilte gefesselt aus seiner Zelle nach einem größeren Saale der Strafanstalt geführt. „Geht es zum Tode?" fragte er doch etwas bleicher als gewöhnlich die Wärter, die ihn begleiteten.

„Sie werden es gleich hören", lautete die Antwort.

(Fortsetzung folgt)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Genußmittelverbrauch Deutschlands. Rechnet man den Gesamtverbrauch an den acht Hauptgenußmitteln (Branntwein, Bier und Wein, Kaffee, Kakao und Tee, Tabak und Südfrüchte) nach dem Kleinhandelswerte um, so ergibt sich, daß 1913 die Ausgaben für Genußmittel pro Kopf der Bevölkerung 96,3, 1925 dagegen 113,9 Mark betrugen. Im einzelnen sind die Zahlen folgende, immer einschließlich der Reichssteuern und Zölle: Branntwein 4,50, Bier 45, Wein 11,4, Tabakfabrikate 35,8, Kaffee 6,7, Kakao 1,54, Tee 0,34, Südfrüchte 8,59 Mark. Gegen 1913 hat der Verbrauch am stärksten abgenommen bei Kaffee. Dieser Verbrauch nahm bis 1926 gegen 1925 schon wieder um 10% zu, der Verbrauch an Südfrüchten, der schon 1925 das Doppelte betrug wie 1913, wuchs bis 1926 um weitere 6%. Die Großhandelswerte für Genußmittel, die ins Ausland gingen, betrugen im Jahre 1913 pro Kopf 8,64 Mark, 1925: 12,37 Mark. Vom Gesamtwerte des Volkseinkommens betrugen die Ausgaben für Genußmittel 1913: 14,8%, 1925: 15,3%.

Direktorengehälter, Tantiemen und Angestelltenlöhne in Deutschland stehen in einem grellen Mißverhältnis. Das „Bayerische Vaterland" machte darüber folgende interessante Mitteilungen: In einem schwäbischen Unternehmen erfordern 24 Angestellte zusammen jährlich 57 000 Mark, der Direktor jährlich 60 000 Mark. In einem anderen süddeutschen Industrieunternehmen erfordern 60 Angestellte zusammen jährlich 144 000 Mark, drei Direktoren 156 000 Mark. In einer mittleren Maschinenfabrik erhielten Aktionäre an Dividende pro 1925 630 000 Mark, Aufsichtsratsmitglieder Tantieme 100 000 Mark. Tantieme jedes Aufsichtsrates bei Farbtrust je 38 600 Mark, bei Wintershall je 20 000 Mark beziehungsweise 10 000 Mark. Der Jahresgehalt des Direktors beim Stahlverband ist 180 000 Mark, beim Röhrenverband 110 000 Mark, der stellvertretende Direktor hat 75 000 Mark. Bei Jasmatzi-Zigaretten bezogen 7 Direktoren und 3 Prokuristen jährlich zusammen 658 000 Mark, 200 Angestellte dagegen 250 000 Mark. Wer hat den „großen Magen?"

Die Zahl der unselbständigen Arbeiter in Deutschland beläuft sich nach den vorliegenden Ergebnissen der Berufszählung auf insgesamt 14 433 751. Davon sind 10 929 927, das heißt 75,7% männlichen Geschlechtes und 3 503 824, das heißt 24,3% weiblichen Geschlechtes. Der größte Teil der Arbeiterschaft, nämlich 69,8%, ist in der Industrie und im Handwerk beschäftigt. Von den männlichen Arbeitern sind etwa ein Drittel unqualifizierte Kräfte, von den Industriearbeiterinnen mindestens die Hälfte. Im Vergleich zu 1907 ergeben sich die folgenden Veränderungen: Die Gesamtzahl der landwirtschaftlichen und gewerblichen Arbeiter hat eine Zunahme um 22,3% des Bestandes vom Jahre 1907 aufzuweisen. Die landwirtschaftlichen Arbeiter, die nur in einigen östlichen Provinzen Preußens einen Zuwachs zu verzeichnen haben, sind im gesamten Reich um 9,6% zurückgegangen. Dieser Rückgang an Arbeitern wird durch die Zunahme der mithelfenden Familienangehörigen in der Landwirtschaft ausgeglichen. Die Zahl der Arbeiter in der Industrie und im Handwerk hat um 29,7%, im Handel und Verkehr um 62,6% zugenommen. Der Zuwachs der Arbeiterschaft ist in den beiden letztgenannten Abteilungen beträchtlich geringer als die Zunahme der Angestelltenschaft in den gleichen Erwerbszweigen.

Einen Überblick über die Entwicklung der Großstädte gibt das „Neue Wiener Journal" vom 15. Mai. Danach gab es in der Vorkriegszeit etwa 20 Städte, die mehr als eine Million Einwohner hatten. Heute gibt es 40 Städte mit einer Einwohnerzahl von mehr als einer Million. Von den früheren 20 Millionenstädten waren 10 in Europa, je 5 in Amerika und Asien. Von den heutigen 40 Millionenstädten entfallen 15 auf Europa, 13 auf Amerika, 11 auf Asien und 1 auf Australien. Die größte Stadt der Welt war vor dem Kriege London. Jetzt hat New York die Hauptstadt Großbritaniens stark überholt; es zählt nach den letzten Schätzungen nicht weniger als 9 350 000 Einwohner, während in London 7 660 000 Menschen leben. Die drittgrößte Stadt der Welt ist noch immer Paris mit seinen 4 600 000 Einwohnern, aber Berlin, das 4 126 000 Menschen bewohnen, ist ihm hart auf den Fersen. Dann kommen Chicago mit 3 600 000, Philadelphia mit 2 700 000, Buenos Aires mit 2 500 000, Osaka mit 2 115 000, Moskau mit 2 018 000, Schanghai mit 2 000 000, Tokio mit 1 995 000 und an zwölfter Stelle Wien mit etwa 1 900 000 Einwohnern. Wien ist stark zurückgefallen, denn vor dem Kriege rangierte es unter den größten Städten der Welt an siebenter Stelle. Ungefähr die gleiche Einwohnerzahl wie Wien weist Boston auf, dann folgt an vierzehnter Stelle Leningrad, das ebenfalls stark zurückge-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gangen ist und nun 1 611 000 Einwohner hat, an fünfzehnter Stelle Detroit mit 1 550 000, an sechzehnter Hamburg mit 1 510 000, an siebzehnter Peking mit 1 500 000, an achtzehnter Hankau mit 1 500 000, an neunzehnter Rio de Janeiro mit 1 442 000 und an zwanzigster Stelle Kalkutta mit 1 400 000 Einwohnern. Die nächsten Millionenstädte sind: Pittsburg (1 300 000), Bombay mit 1 250 000, Budapest (1 235 000), Liverpool mit 1 232 000, Birmingham mit 1 210 000, Athen (1 150 000), Glasgow (1 128 000), Cleveland (1 100 000), Los Angeles (1 100 000), Bangkok (1 070 000), Manchester mit 1 062 000, Sydney mit 1 050 000, Warschau (1 050 000), St. Louis (1 025 000). Rund eine Million haben Mexiko, San Francisco, Kanton, Siangtou und Neapel aufzuweisen. Von den europäischen Ländern hat Großbritanien mit fünf die meisten Millionenstädte, nämlich London, Liverpool, Birmingham, Glasgow und Manchester. In Deutschland (Berlin und Hamburg) und Rußland (Moskau und Leningrad) gibt es je zwei.

Eine Dawessekunde 80 Goldmark. Die ungeheueren Lasten, welche Deutschland durch den Dawesplan auferlegt sind, gehen am besten aus folgender Berechnung nach Sekunden usw. hervor. Deutschland hat zu zahlen: In der Sekunde 80 Goldmark, in der Minute 4 800, in der Stunde 288 000, am Tage 6 912 000, im Monat 207 360 000, im Jahre 2 500 000 000 Goldmark.

Italien. Ein gesunkenes Pilgerschiff. Der vor einigen Monaten beim Landungssteg von Como mit einem Pilgerzug gesunkene Dampfer „Lecco" ist nach langwierigen Taucharbeiten vollständig gehoben worden und hält sich nun selbst über Wasser. Merkwürdigerweise weist der Schiffsraum kein Leck auf, was die Fachleute veranlaßte, zu erklären, daß der Untergang nur durch Überlastung und Unachtsamkeit des Personals verursacht wurde. Das Wasser muß durch die Kajütenfenster eingedrungen sein, da das Schiff in der Nähe des Ufers, infolge einseitiger Verteilung der zahlreichen Passagiere sich auf die Seite neigte.

Rom: Der erste eingeborene japanische Bischof. Der hl. Vater hat Msgr. Januarius Hayasaka zum Bischof von Nagasaki ernannt. Er war der erste japan. Propagandastudent und wird vom hl. Vater persönlich am 30. Oktober in St. Peter zum Bischof geweiht werden. Msgr. Hayasaka, geb. 1885, war erst in der Seelsorge tätig, dann als Sekretär des Apostolischen Delegaten.

Schweiz. In Zuzgen, einem stillen, kleinen Juradörflein in der Nordschweiz, wurde an Pfingsten 1927 ein Freudenfest gefeiert. Ein Bürger von Zuzgen, **Hochw. Herr Missionspater Theodor Hohler** brachte in der neuen Pfarrkirche seines Heimatdorfes sein erstes hl. Meßopfer dar. Es ist dies die erste Primiz, die je in diesem Dorfe gefeiert wurde. Es kamen daher nicht nur die Bewohner des Dorfes, sondern auch viele Gläubige von auswärts, sogar Andersgläubige herbei, und die Kirche konnte die Menge kaum bergen. Ergreifend schön und erhaben war das Levitenamt am Morgen, sowie die Vesper am Nachmittag. Über manches arbeitsdurchfurchte Antlitz rannen die Freudentränen, als der jugendliche Neupriester mit seiner männlichen schönen Stimme amtete. Wie ein Jubelsturm brauste das gemeinsam von den Gläubigen gesungene „Te Deum" durch die in schönstem Festschmuck prangende Kirche. Möge das Gebet und die Fürbitte des Hochw. Primizianten reichen Segen und Himmelsfrieden über das stille Dörfchen ausgießen, besonders über seine allgemein geachteten und beliebten Familienangehörigen, die in jahrelanger Arbeit und oft bitteren Stunden ihr möglichstes getan haben, um dem Himmel ihr Liebstes, und der Heidenwelt einen Missionspriester zu schenken.

Mit Dank und himmlischer Freude im Herzen schrieb dann auch der Hochw. Primiziant in seinem letzten Briefe an seine geliebten Eltern „Deo gratias."

Briefauszüge

Röhl: Dem hlgst. Herzen Jesu, der lb. Gottesmutter, dem hl. Gerhard, dem hl. Antonius, der hl. Theresia und der hl. Walburga herzl. Dank für ihre Hilfe in einem schweren Augenleiden. Ich empfehle allen, welche in Sorge um ihr Augenlicht sind, das hlgst. Herz Jesu und diese Heiligen anzurufen. In meiner Not machte ich mit der Familie eine Novene, worauf sofort Besserung eintrat, so daß ich nun wieder für meine Familie sorgen kann.

Würselen: . . . Mark Missionsalmosen als innigen Dank für erlangte Hilfe in Wohnungsnot dem hl. Antonius, dem hl. Judas Thaddäus und der hl. Theresia. Veröffentlichung war versprochen.

Coblenz: Ein langjähriger Förderer bittet ums Gebet zum hl. Joseph, hl. Antonius und hl. Theresia in zwei schwe-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ren Familienangelegenheiten.
Würselen: Dank dem hlgst. Herzen Jesu, der Unbefleckten Empfängnis und dem hl. Joseph für eine überaus günstig verlaufene schwere Operation mit vollständiger Genesung.
Oberdürenbach: Dank dem hl. Antonius für Hilfe in einem schweren Seelenleiden.
Backen: . . . Mark Antoniusbrot als Dank für Hilfe in Krankheit.
Kirchderne: . . . Mark Antoniusbrot für Erlangung einer Stelle nach halbjähriger Arbeitslosigkeit.
Lommersum: . . . Mark Missionsalmosen zu Ehren der Gottesmutter und des hl. Judas Thaddäus zum Dank für Hilfe in einer Prozeßangelegenheit.
Andernach: . . . Mark zu Ehren der Gottesmutter, des hl. Joseph, des hl. Antonius und des hl. Judas Thaddäus für Hilfe in großer Not.
K.: Dank dem hl. Antonius für Hilfe im Stall.
Würselen: Dank dem hl. Judas Thaddäus für Hilfe in einem schweren Anliegen. . . . Mark für die Taufe eines Heidenkindes. Veröffentlichung war versprochen.
Eggeringhausen: Tausend Dank der lb. Muttergottes von Lourdes, dem hl. Judas Thaddäus und den armen Seelen, sowie dem Ehrw. Br. Jordan für wunderbare Hilfe in schwerer Krankheit. . . . Mark waren versprochen.
N. N.: Dank der lb. Gottesmutter und dem großen hl. Judas Thaddäus für die Hilfe in einem schweren Anliegen. Veröffentlichung und Heidenkind waren versprochen.
Brohl: Herzliches Vergeltsgott für gesandte . . . Mark für hl. Messen und Missionsalmosen.
Schalkenmehren: N. H.: . . . Mark als Dank für erlangte Hilfe in schwerer Erkrankung.
Frechenrieden: Dank dem hl. Antonius für schnelle Hilfe in schwerer Krankheit.
Siegelsbach: Für Hilfe in der Not danke ich dem hlgst. Herzen Jesu, der lb. Muttergottes von der immerwährenden Hilfe und dem hl. Antonius.
Ebnat: Innigen Dank der hl. Theresia vom Kinde Jesu und den armen Seelen für erlangte Hilfe in einem Anliegen.
Frankfurt: Dank dem hlgst. Herzen Jesu für glücklichen Ausgang einer Gerichtsverhandlung.
Erzingen: Dem hl. Joseph, dem hl. Antonius und den armen Seelen sei Dank für Erhörung.
A. W. E.: Der hl. Joseph hat auffallend geholfen.
San Martino: Vielen Dank dem hlgst. Herzen Jesu, der lb. Muttergottes, dem hl. Joseph und Antonius für erlangte Hilfe in großen Anliegen.
Rubenz: Antoniusbrot zum Danke für erlangte Gesundheit eines Kindes. Dank dem hl. Antonius, dem hl. Judas Thaddäus, der kleinen hl. Theresia und der Muttergottes von der immerwährenden Hilfe.
Aschaffenburg: Ein Missionsalmosen zu Ehren des hl. Joseph als Dank für Hilfe in Krankheit. Veröffentlichung versprochen.
Lohr a. M.: Dank für Hilfe bei L.-Examen durch die Fürbitte des hl. Joseph, des hl. Antonius und Genesung von schwerer Krankheit.

Gebetsempfehlungen

Höchberg: In einem sehr wichtigen Anliegen.
Köln: Eine Leserin des „Vergißmeinnicht" bittet ums Gebet zum hlgst. Herzen Jesu, sowie zur Gottesmutter und hl. Antonius um guten Ausgang in schweren Anliegen und Prüfungen.
Mittelbrochagen: Eine Schwerkranke wird dem Gebet der „Vergißmeinnicht"-Leser empfohlen.
Rothenbuch: Ein krankes Kind um die Gesundheit.
M.-Gladbach: Um Bekehrung eines Sünders.
Schalkenmehren: Mehrere große Anliegen.
Grevenbröich: N. N.: Um Befreiung eines schweren Leidens.
Leondine Imstel, eine größere Wohltäterin unserer Mission, bittet um das Gebet der „Vergißmeinnicht"-Leser.
Bitte um Gebetshilfe für die Bekehrung einer mir teuren Person.
Lohr: Familienangelegenheit. Brave Lehrerinnen.
Fugan: Bitte ums Gebet zur lb. Gottesmutter, zur hl. Theresia vom Kinde Jesu und hl. Thaddäus in schweren körperlichen und geistigen Leiden.
Allach: Um Hilfe in großem Familienkummer.
Bruck: Um Hilfe in schwerer Krankheit.
Dattensoll: Um Hilfe in mehreren schweren Anliegen.
Bruck: Um Linderung schwerer Leiden.
Kervenheim: Gerhard Ripkens, langjähriger, eifriger Förderer unserer Mission.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Memento

Mettingen: Frau Wwe. Georg Brenninkmeyer, große Wohltäterin unserer Mission.
Emmerke: Frl. Ferdinande Rohr, unsere langjährige Förderin.
Cochem: Frau Mathilde Bayer, langjährige treue Förderin unserer Mission.
Salzburghofen: Franz Xaver Mösle, seit mehr als 20 Jahren eifriger Förderer unserer Mission.
Banikum: Peter Spix, Frau Malzkorn. Seck: Elisabeth Wolf. Reselage: Josef Bertelt. Heppingen: Lehrer J. Mertens. Conz: Johann Stilz. Rhenrdt: Sybilla Bruns. Traar: Gertrud Evertz. Bensberg: Frau Ww. Wilh. Strasser. Wegberg: Magdalene Kaiser. Besselich: Maria Lorig. Herten: Frl. Lehrerin Blanke. Lembeck: Frau Ww. Dehling. Sav. Leopoldo (Brasilien): Hochw. Norbert Plös S. J. Eller: Frau Gertrud Thome. Beek: Frau Wwe. Wolf. Düsseldorf-Himmelgeist: Herr Feischen. Essen-Rüttenscheid: Wilhelm Groß. Bocke: Anna Gröpper. Püttlingen: Margarete Meyer-Breuer. Duisburg-Laar: Wilh. Felskin, Prof. Dr. Carl Plös. Schalkenmehren: Agnes Neroth und Herr Zillgen. Cornelymünster: Joh. Peter Schumacher. Angermund: Joh. Holtschneider. Zellingen: Karl Heller. Ochsenfurt: Luise Schedel. Müdesheim: Andreas Weißenberger. Roetgen: J. Hoß. Scheyern: Ehrw. Br. Modestus O. S. B. Hofhegnenberg: Magdalena Höß. Neudenau: Maria Frey. Unterradlsbach: Franziska Stömmer. Neu-Predlitz: Antonia Anderle. Biburg: Margareta Huber. Hetzles: Anna und Margareta Trautner, Anna Dorn, Anna Leuthäuser. Motten: Theodor Statt, Lambert Will. Oberweyer: Christina Koch, Elisabeth Schilling. Sufflenheim: Alois Daul, Andreas Burger, Johann Burger, Franz Burger.

Empfehlenswerte Bücher

Gebetsschatz für die katholische Jugend. Gesammelt und herausgegeben von Franz Kranebitter, Katechet in Innsbruck. 4. bedeutend verbesserte Auflage (21.—30. Tausend). Ganzleinen RM 1.20. Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck.
Kranebitter bietet reichste Auswahl, besonders in Meß- und Kommunionandachten; er läßt das liturgische Jahr in schönen Akkorden gediegen ausgewählter Andachtsübungen und Gebeten an den Kindern vorübergleiten und weiß der Jugend den ganzen reichen Schatz von Ablaßgebeten und anmutigen Übungen unseres Glaubenslebens in unaufdringlicher und stets anziehender Weise zu übermitteln. Das Büchlein eignet sich ganz besonders als Kommunionsgeschenk.

Armenseelenfreund

Gebet- und Erbauungsbuch für katholische Christen von einem Priester der Mariannhiller Mission

Preis: Rotschnitt Mk. 1.50; Goldschnitt Mk. 2.25

Nur allzuleicht vergessen wir, daß wir bei Gott außer den Heiligen noch sehr viele Fürsprecher haben, nämlich die armen Seelen. Je mehr wir für diese tun, um so mehr werden sie für uns an Gottes Gnadenthron ihre Fürsprache einlegen. Hier gilt auch der Satz: „Was ihr dem geringsten meiner Brüder getan, das habt ihr mir getan!" und der Heiland wird uns reichlich vergelten was wir für die armen Seelen tun. Aber nicht nur im November sollen wir ihrer gedenken sondern auch ganz besonders während der Fastenzeit. In dieser Zeit wollen wir unser Gebet den armen Seelen als Fastenalmosen zukommen lassen, ganz besonders jenen Seelen, deren niemand mehr gedenkt. Und wie vielen gilt das Wort: „Aus dem Auge, aus dem Sinn." Niemand betet für so viele Seelen, so wollen wir es wenigstens tun und da gibt uns der Armenseelenfreund die Anleitung. Deshalb sollte das Buch weit verbreitet werden.

Zu beziehen vom St. Josephs-Verlag oder den Vertretungen

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Übereinkunft gerne gestattet
Verantwortl. Redakteur P. D. Sauerland, Missionshaus St. Paul, Walbeck Rhld.
Druck und Verlag der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bayr.-Schw.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht



Zeitschrift der Mariannhiller Mission Südafrika

Nr. 11 November 1927 45. Jahrgang

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern
Für die Abonnenten des „Vergißmeinnicht" als Wohltäter unserer Mission werden täglich in der Klosterkirche zu Mariannhill zwei, oft drei heilige Messen gelesen.

Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius XI.

Bezugspreise:

Für Deutschland	**Mk. 2**
Österreich, Saargebiet, Luxemburg	**Mk. 2 bezw. denselben Wert in Sch. od. Fr.**
Schweiz, Elsaß, Italien, Tschechoslowakei, Ungarn, Rumänien, Polen	**bei Einzelsendung Mk. 2.50** **bei wenigstens 5 Abonnenten Mk. 2.30** **„ „ 20 „ Mk. 2.15** **„ 40 Abonnenten Mk. 2.—** **bezw. denselben Wert in Fr., Lire, Kc., Zl. etc**

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen sind zu richten

für Süddeutschland, Tschechoslowakei, Elsaß-Lothringen, Italien:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Würzburg, Pleicher-Ring 3
Postscheckkonto Nürnberg 194

für Rheinland, Westfalen und Luxemburg:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Köln, Brandenburgerstr. 8
Postscheckkonto Köln 1652

für Schlesien und Norddeutschland:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Breslau IX, Sternstr. 52 p
Postscheckamt Breslau 15625

für Österreich, Ungarn, Tirol, Vorarlberg, Jugoslawien und Rumänien:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Linz a. D., Steingasse 23 a
Postsparkasse Wien 24847, Budapest 19814

für Schweiz und Liechtenstein:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Altdorf (Ct. Uri)
Postscheckkonto Luzern VII 187

Ordensnachrichten

Mariannhill: Im Sommer wurden wieder einige Missionare zu Priestern geweiht.

Prinz Georg von Bayern weilte im August als Gast in Mariannhill. Er las die heilige Messe (Schulmesse der kleinen Zulu). Er wird wohl nicht oft schwarze Ministrantenbüblein zum Dienen haben. —

Europa: Der hochwürdigste Herr Pater Generalsuperior weilte während des Sommers in Europa, um in Rom wichtige, die Kongregation betreffende Angelegenheiten zu regeln. Er besichtigte die Häuser der deutschen Provinz und legte am 3. September den Grundstein zur Kapelle des neuerstehenden Priester-Missionsseminars in Würzburg. Es war eine einfache, würdige Feier. Möge das Werk wachsen, blühen und gedeihen und mögen von hier einst Scharen von Glaubensboten hinausziehen in die Heidenmission.

Der eigentliche Seminarbau macht gute Fortschritte, und wenn die tatkräftige Unterstützung weiter Kreise unserer Freunde dem Werk weiter gut zu teil wird, dann wird das Haus nächstes Jahr bezogen werden können.
Hochwürdigster Herr Pater General

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

reiste im September wieder nach Mariannhill zurück. Wir hoffen, daß seine Reise glücklich ist.

Stand der Mitglieder der Mariannhiller Missionare am 1. Juli 1927. Professen der Gesellschaft mit zeitlichen und ewigen Gelübden:
68 Patres in der eigentlichen Mission, Südafrika; 2 in Amerika und 15 in Europa. Brüder 259, der größte Teil in der Mission, gegen 80 in den verschiedenen Ordenshäusern der Gesellschaft in Europa und Amerika.

Südafrikanisches: Im Juli wurde im Zululand der Zug durch zwei weiße Rhinozerosse (Nashörner) aufgehalten, welche über die Geleise gingen. Ein Schwarzer machte Jagd auf sie, fehlte aber beim Schießen und wurde von den Tieren verfolgt.

In Rhodesia hielten wiederholt Elefanten den Zug auf und brachten ihn zur Entgleisung. — Das sind doch wirklich ungehobelte Gesellen, diese Dickhäuter.

Aus Welt und Kirche

Die Zahl der Christen und Heiden in der Welt ist, wie die Gesamtzahl der Weltbevölkerung, nur schwer festzustellen. Der Benediktinerpater Don Maternus glaubt, wie er in der Londoner katholischen Zeitschrift „The Universe" schreibt, die Zahl der Erdbewohner nach sehr genauen Schätzungen mit 1816 Millionen angeben zu können. Von ihnen sind 684 Millionen Christen, 1132 Millionen Nichtchristen. Die Christen teilen sich in 330 Millionen Katholiken, 210 Millionen Protestanten, 144 Millionen Schismatiker. Unter den Nichtchristen zählt man 15 Millionen Israeliten, 235 Millionen Mohammedaner, 200 Millionen Buddhisten, 217 Millionen Hindus, 300 Millionen Konfuzianer und Taoisten, 25 Millionen Shintoisten, 140 Millionen Animisten und andere Heiden. Die vereinigte Zahl der nichtkatholischen Christen ist größer als die der Katholiken. Unter den Nichtchristen ist die Anzahl der Monotheisten größer als die der Polytheisten.

Das Wachstum der großen katholischen Verbände Frankreichs zeigt eine Aufstellung des Kammerabgeordneten Abbe Bergey, der neben General de Castelnau einer der Hauptführer der katholischen Aktion in Frankreich ist, in der Zeitschrift „Peuple de France." Nach zweijähriger Organisationstätigkeit in Frankreich umfaßt die „Federation Nationale Catholique" (Kathol. Nationalverband) zweieinhalb Millionen Anhänger, die A. C. J. F. (Verband der katholischen Jugend Frankreichs) mehr als 120 000 und die „Ligue des Dames Francaises" (Verband der französischen Frauen) weit über 900 000. Der katholische Frontkämpferverband (D. R. A. C.) erreicht bald 100 000 und die P. A. C. (Verband ehemaliger geistlicher Kriegsteilnehmer zählt 12 400 Priester.

Das päpstliche Jahrbuch 1927 führt 65 Kardinäle auf, von denen 39 Italiener und 26 Ausländer sind. Ein Italiener, Kardinal Ranuzzi de Bianchi, ist inzwischen verstorben. Drei Kardinäle sind von Leo XIII., 22 von Pius X., 18 von Benedikt XV. und 22 von Pius XI. kreiert. — Die Rubrik der Patriacharte enthält im ersten Teil das Patriarchat von Konstantinopel, im zweiten das chaldäische Patriarchat von Babylon, das armenische Patriarchat von Zilizien, das Patriarchat von Westindien, das Patriarchat von Ostindien, das Patriarchat von Lissabon und das von Venedig.

Es folgen die Erzbischofs- und Bischofssitze, die Titularerzbistümer und die Titularbistümer, 1164 an der Zahl; ferner die Abteien und Prälaturen, unter denen sich auch Memel befindet, dann die Apostolischen Administrationen mit Tütz und Innsbruck, 242 Apostolische Vikariate und 92 Apostolische Präfekturen.

Die Vertretungen des hl. Stuhles im Auslande zerfallen in solche mit und ohne diplomatischen Charakter. In Deutschland ist Msgr. Pacelli, Titularerzbischof von Sardes, sowohl als Apostolischer Nuntius beim Deutschen Reich wie bei Preußen beglaubigt. In Bayern ist der Hl. Stuhl durch den Nuntius Msgr. Vassalo di Torregrossa, Titularerzbischof v. Emesa, vertreten. Von fremden Staaten sind durch Botschaften beim Päpstlichen Stuhl vertreten: Belgien, Brasilien, Chile, Deutschland, Frankreich, Peru und Polen, durch Gesandtschaften: Argentinien, Bayern, Bolivia, Kolumbia, Kostarika, Großbritannien, Haiti, Jugoslawien, Monaco, Nicaragua, Österreich, Portugal, Preußen, Rumänien, San Marino, Tschechoslowakei, Ungarn und Venezuela. Ein überaus reichhaltiges Bild bietet wie stets die Abteilung der Ordensleute und der römischen Kurie. Der ganze Band, der durch verschiedene Nachschlagregister übersichtlich geordnet ist, umfaßt 949 Seiten.

Katholische Jugend und Priesterberufe in Italien. Die Zahl der aus der katho-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

lischen Jugend Italiens hervorgegangenen Priesterberufe ist, laut einem Bericht des „Osservatore Romano" vom 21. 7 1927, in allen Provinzen Italiens außerordentlich groß. Nach den statistischen Daten des Generalpräses der katholischen Jugend, Msgre. Tardinis, belief sie sich für die letzten 5 Jahre in den Abruzzen auf 19, in Benevent auf 10, in Kalabrien auf 50, in der Campagne auf 44, in der Emilia auf 51, in Latium auf 103, in Ligurien auf 16, in der Lombardei auf 980, in den Marken auf 48, in Piemont auf 93, in Apulien auf 22, in Sizilien auf 136, in Sardinien auf 31, in Salernitano auf 39, in der Romagna auf 39, in Umbrien auf 11, in Toscana auf 156, in Venetien auf 315. Die Gesamtzahl der aus der katholischen Jugend hervorgegangenen Priester beträgt somit in den letzten 5 Jahren 2164, von denen sich 919 dem Ordens- und 1245 dem Weltklerus zuwendeten. Unter 15 Jahren waren alt 517 Jugendliche, im Alter zwischen 15 und 21 Jahren 418, über 21 Jahre 158, für den Rest von 1071 wurde kein Alter angegeben. Diejenigen, die sich religiösen Orden zuwandten, hatten hauptsächlich die Missionsgesellschaften im Auge.

Der Stand des Priesternachwuchses in Österreich. Anläßlich der diesjährigen Priesterweihen vom 17. Juli gab das „Wiener Kirchenblatt" folgenden Überblick. Die Erzdiözese Wien verzeichnet 31 Neupriester, von denen 8 aus Bauernfamilien hervorgingen, während die Mehrzahl der übrigen dem Stande der Arbeiter und unteren Beamten entstammt. Die Erzdiözese Salzburg hatte 4 Neupriester, die Diözese Gurk (Klagenfurt) 17 Neupriester, davon 3 Angehörige des Kapuzinerordens. Die letztere Diözese hat sehr schwachen einheimischen Priesternachwuchs, sodaß die Mehrzahl ihrer Priester aus Deutschland kommt. Die einheimischen Geistlichen sind fast alle Sprößlinge des Kleinbauern- und Unterbeamtenstandes; die vermögenden Kreise des Bürger- und Bauernstandes, sowie die Intelligenz versagen fast völlig. Die Diözese Brixen erhielt 5 Neupriester, die apostolische Administratur für Tirol und Vorarlberg 8, die apostolische Administratur Feldkirch 8, die Diözese Seckau (Graz) 20 Neupriester. Im Vergleich zu früheren Jahren wurden in Seckau verhältnismäßig wenig Priester geweiht, da es bisher nicht möglich war, die durch Todesfälle und Pensionierung im Klerus geschaffenen Lücken auszufüllen. Gegen 80 bis 100 Alumnen in den Vorkriegsjahren sind gegenwärtig im Seckauer Priesterhaus nur etwa 70. Der weitaus größte Teil der Neugeweihten stammt nach wie vor aus dem Bauernstande; aus Graz sind nur 4 Theologen, die übrigen sind aus kleineren Städten und Märkten, meist aus den wenig bemittelten Kreisen kommend. Die Diözese Linz verzeichnet 9 Neupriester. Aus dem Bauernstande Oberösterreichs stammt nur ein einziger, alle übrigen sind aus Kreisen des Arbeiter- und Gewerbe-, sowie des mittelbürgerlichen Standes hervorgegangen. Die Diözese St. Pölten erhielt 6 Neupriester. Vom Kriege her ist dort noch ein starker Mangel im Priesternachwuchs zu bemerken, der sich besonders im nächsten Jahr zeigen wird, da 1928 infolge des neueingeführten fünfjährigen Theologenstudiums keine Weihen stattfinden. Im St. Pöltener Alumnat stammen 18 Theologen aus dem Bauernstand, 9 aus dem Mittelstand, 8 aus dem Handwerker- und 7 aus dem Arbeiterstand.

Der Katholizismus in Schottland. Eine 14tägige Mission in der Kathedrale von Aberdeen in Schottland, wo bekanntlich die Wiedereroberung des im 16. Jahrhundert verlorenen Gebietes nur langsam Fortschritte macht, hat Erfolge gezeigt, die die Missionare selbst in Erstaunen versetzte. Allabendlich füllte eine dichtgedrängte Masse die Kathedrale. Zahlreiche Protestanten mischten sich unter die Gläubigen. Die Lokalpresse, die sich lebhaft für diese Mission interessierte, brachte Auszüge aus den Predigten, zitierte Fragen und Antworten. Im Anschluß an die Mission bildete sich ein Unterrichtskurs, durch den viele eine vervollständigende Belehrung über den Katholizismus erhielten. Seit langem hat die katholische Kirche in Schottland keinen derartigen Erfolg zu verzeichnen gehabt.

Über die religiöse Renaissance in Portugal berichtet ein Korrespondent der „Katholic Historical Review" (Washington). Er schildert sie als ein Wunder, eine Massenkonversion. Eine Verheißung für sämtliche um ihres Glaubens willen verfolgten Katholiken aller Nationen bedeute der kürzlich in Lissabon tagende Plenarrat, der, präsidiert von dem päpstlichen Delegaten Dr. Mendes y Belo, einem der ersten Opfer vergangener religiöser Verfolgungen, sämtliche Bischöfe Portugals, der angrenzenden und überseeischen Inseln mit den Kabinettsmitgliedern vereinte, denselben Vertretern derselben Regierung, die gleichzeitig mit der Ermordung König

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht
Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission
Nr. 11 November 1927 45. Jahrgang

Allerseelen

Allerseelen, Tag der Trauer,
Tag der Tränen, Tag der Schmerzen,
An dem Grabe teurer Toten
Knie'n wir mit betrübtem Herzen.

Knie'n wir — und die letzten Blumen,
Die der Herbst uns noch gelassen,
Bringen wir zur Totenstätte
Um sie liebend zu umfassen.

Einsam wölbt sich hier der Hügel
Über manch' geliebtes Leben,
Dem wir sonst ja nichts als Blumen
Nichts als Tränen können geben.

Nichts als Blumen und als Tränen
Die als Opfer sich vermählen
Mit manch' stillem „Vater unser"
Für die Ruhe ihrer Seelen.

Und wir schließen mit der Bitte,
Die als Trost uns ist beschieden:
„Herr des Lebens und des Todes,
Laß sie ruh'n in Deinem Frieden."

Laß sie ruh'n! am Tag der Trauer
Wo wir rings die Gräber schauen,
Kann nur das uns Trost gewähren:
Daß wir hoffen und vertrauen!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Von Pater Dom. Sauerland, R. M. M.

Einiges über Ursprung und Geschichte des Zuluvolkes

Fortsetzung

Ungefähr in der Mitte desselben Jahres 1837 zog auch Dingana gegen Mzilikazi zu Felde. Seit der Ermordung Tschakas hatte die Zuluarmee infolge fortwährender Untätigkeit bereits viel von ihrer früheren Energie und Begeisterung verloren. Sie kehrten zwar als Sieger zurück, obgleich ihre Rückkehr im August unter fast vollständiger Vernichtung eines ihrer Regimenter kaum als ein Triumph anzusprechen war. Sie hatten aber noch eine ungewöhnlich große Anzahl von Vieh erbeutet, einschließlich jener Tiere, welche die Matabele vorher den Buren gestohlen hatten. Die Matabele aber sammelten sich wieder und nahmen den Zulus wieder eine große Anzahl der Tiere ab. Hier war es, wo die Zulus das erste Mal mit dem verhältnismäßig riesigen, langgehörnten Afrikaner-Vieh zusammentrafen, über das so übertriebene Geschichten im Umlauf waren. Diese Viehrasse wurde dann die Lieblingsrasse Dinganas. Dingana war so stolz über diesen ersten und einzigen Sieg von einiger Wichtigkeit, daß er nicht umhin konnte, einen Boten an den Abenteurer Hauptmann Gardiner, der damals der britischen Niederlassung in Port Natal vorstand, abzusenden mit der stolzen Meldung: „Ich habe alle Leute des Mzilikazi getötet und dessen Vieh erbeutet."

Dieser Bericht war jedoch verfrüht, denn nur zwei Monate später zog eine 330 Mann starke Burenabteilung unter Potgieter und Uys gegen sie. Da aber die Matabele durch ihre kürzlich erlittene Niederlage sehr geschwächt waren, so wurden sie leicht in die Flucht geschlagen.

Sie sahen nun ein, daß für sie zwischen Zulus und Buren in Transvaal kein sicherer Boden sei. Sie beschlossen daher fortzuziehen jenseits des Limpopo. Auf dem Marsche dahin zerstreuten und vernichteten sie die friedlichen Kalangas und Mzilikazi ließ sich endlich ungefähr auf halbem Wege zwischen den Flüssen Limpopo und Zambesi nieder. Dort baute er einen Kraal und nannte ihn nach demjenigen Orte, von wo er einst im Zululand ausgezogen war: kwa Bulawayo (der Platz desjenigen, der getötet wurde). Die umliegenden Stämme brachte er bald in Botmäßigkeit. So wurde die mächtige Matabele-Nation aufgebaut, die bis zum Untergang Nombengulas, des Sohnes Mzilikazis, blühte.

Matabele ist kein Zuluname. Dies Wort ist aus der Sutosprache. Le-Tembele (Plural ma-Tebele): ein Kaffer, d. h. ein Mitglied irgend eines benachbarten Stammes, das nicht dieselbe Sprache hatte wie die ba-Suto, noch auch zu derselben ethnologischen Gruppe gehörte wie diese. Ursprünglich wurde dieser Name von den Basutos auf die herumplündernden Landstreicher aus dem Zululand angewendet, um die Verachtung gegen dieselben auszudrücken. Unter den heutigen Matabele findet

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

man kaum einen Tropfen reinen Zulublutes. Ebensowenig rein ist ihre Sprache erhalten geblieben und jetzt im Zululand unbekannt.

XI. Soshangane, der Begründer der Gasa-Nation.

Die Zulukaffer-Rasse scheint also die Kampfsphäre des Bantugeschlechtes zu sein. Jene friedliche Zeiten von einst in den Tagen Senzangakonas waren nur eine vorübergehende Stille in dem zu Angriff und Plünderung reizbaren Zulugeiste. Da aber nun einmal das helle Feuer von Dingiswayo angefacht und von Tschaka zu einem riesigen Brande geschürt war, so gab es keine fernere Möglichkeit mehr, den natürlichen Antrieb des Volkes in Schach zu halten. Einer nach dem andern dieser wilden Geister der Rasse führten aufgeregte Massen hinweg nach dem Norden, Westen und Süden, um den Frieden zu stören, indem sie unter Raub und Blut lärmende Feste feierten. Wir haben schon von Matiwana mit seinen ama Ngwana und von Mzilikazi mit seinen ma Tebele berichtet. Doch es gibt noch zwei andere Banden von Freibeutern, die aus dem Zululand herausstürmten — die Anhänger des Soshangane (später in seiner neuen Heimat besser als Manukuza bekannt), Sohn des Sigode, jüngerer Sohn Langas, des Häuptlings der Ndwandwe oder Nzumalo-Stammes (und deshalb Neffe des Zwide, Enkel und Nachfolger Langas). Ferner die Anhänger Ngabas oder Uzangandabas, Sohn des Mbekwane, eines Führers im Kumalo-Stamm. Die Namen dieser Männer werden in der zukünftigen Geschichte fast eines jeden östlichen Bantustammes bis zum Viktoria Nyanza schreckliche Erinnerungen wachrufen. Diese behaupteten so ihren kriegerischen Ruf, daß nicht einmal Stanley den Kontinent bis zum Äquator durchqueren konnte, ohne in unangenehmster Weise darauf aufmerksam geworden zu sein, daß es in Äquatorial-Afrika keine wildere Rasse gab als die Mafitte oder Watuta, wie die aba Ngoni, Wanderer nennt. Sicherlich muß irgend ein afrikanischer Ismael ihr Vater sein; denn sie erheben gegen jedermann ihre Hand und es scheint auch, jedermann erhebt seine Hand gegen dieselben. Einen einsamen Mtuta zu töten halten die Araber für verdienstlicher und notwendiger als eine Schlange zu erlegen.

Um sich gegen diese schwarzen Freibeuter zu schützen, muß der Reisende, der an ihren Schlupfwinkeln vorbeizieht, seine ganze Geschicklichkeit, kühle Überlegenheit und Klugheit anwenden. Diese gehörten zu dem Teil der Flüchtlinge, welche mit dem Namen aba Nguni belegt wurden und die später die aba Ngoni Zentralafrikas wurden.

Heftige Naturen dieser Art konnten nicht lange in Frieden zusammensitzen. Der unvermeidliche Streit entstand bald und Manukuza, der stärkere Häuptling trieb seinen Bruder Mhlabawadabuka aus seiner Nachbarschaft, der samt dem größten Teil der kürzlich angekommenen Abteilung unter Uzwangendaba weiter nach dem Norden marschierte, begleitet von einem beträchtlichen Anhang aus seinem eigenen Volke.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

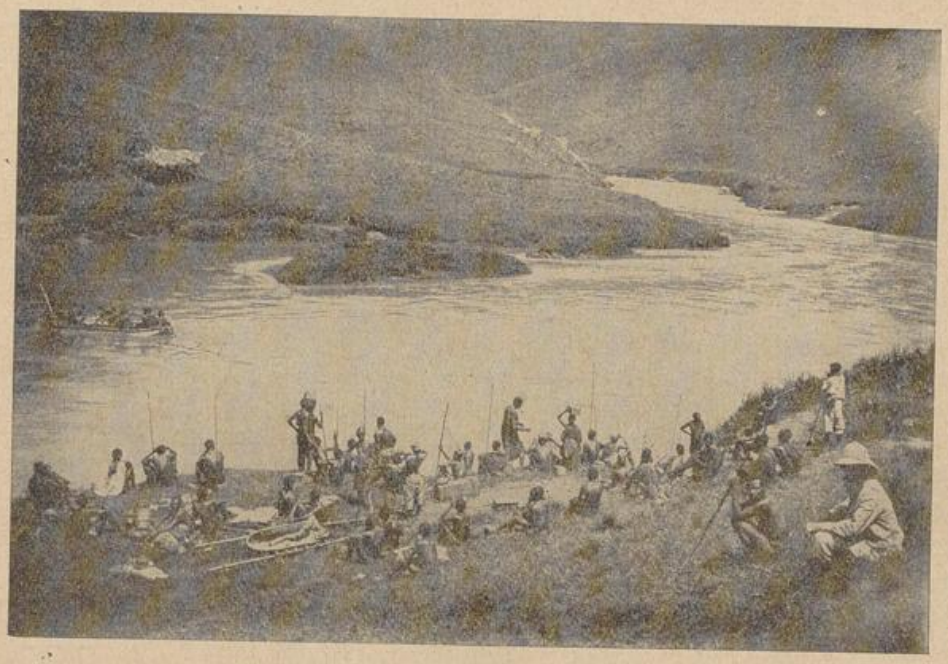
Er ließ Manukuza im alleinigen Besitz einer andern großen Abteilung südlich des Sabiflusses.

Der Historiker Theal schreibt: „Am 22. Oktober 1833 erschien eine starke Abteilung Krieger des Gaza-Stammes vor dem Fort am Espirito Santo (wie die Mündung verschiedener Flüsse, die bei Lorenzo Marques in das Meer münden, genannt wurden.) Sie waren mit keiner anderen Waffe als dem kurzen Assegai versehen und so war es ihnen unmöglich, in das Fort einzudringen. Da aber in der folgenden Nacht der Kommandant Dionysio Antonio Ribeiro eine günstige Gelegenheit zur Flucht entdeckte, so gab er den Platz auf und zog sich mit seinen Leuten auf die Insel Shefina zurück, die nahe an der Küste liegt. Am folgenden Morgen zerstörten die aba Gasa das Fort, verfolgten die Portugiesen bis auf die Insel und nahmen alle gefangen. Die Gefangenen wurden zu ihrer zerstörten Behausung zurückgebracht und dort alle getötet. Der Kommandant von Inhambane war so unbesonnen und unterstützte einen befreundeten Stamm gegen Manukuza. Die Folge dieser Einmischung war die Plünderung des Dorfes am 3. November 1834. Der Kommandant und alle Einwohner wurden niedergemetzelt und nur etwa 10 Personen gelang es, zu entfliehen.

Im Jahre 1836 sammelte der Militärkommandant von Sofala, Jose Marques da Costa alle befreundeten Stämme der Nachbarschaft und wagte es mit diesen seinen Negern, dem Feinde ein Treffen zu liefern mit dem Erfolg, daß alle untergingen. Wenn die Gasa mit der portugiesischen Militärmacht ein so leichtes Spiel hatten, was für ein Schicksal konnten dann die armen, hilflosen Schwarzen erwarten? Länger als ein Vierteljahrhundert, besonders im Jahre 1852—53 wurden die Bantustämme gebrandschatzt und zum Teil vernichtet. Gegen Ende der fünfziger Jahre kämpfte der gefürchtete Manukuza seinen letzten Kampf und verlor das Leben. Vor seinem Tode jedoch hatte er bereits einen seiner Söhne, namens Mzila, aus dem Lande verwiesen, der dann in das Innere nach dem Transvaalgebiet floh; ein anderer Sohn, Mawewa, folgte ihm jetzt in der höchsten Machtstellung nach. Dieser Häuptling war bald der Schrecken der kleinen portugiesischen Garnisonen. Als deshalb sein Bruder Mzila am 1. Dezember 1861 sich an den Kommandanten der Garnison am Espirito Santo um Hilfe gegen seinen Bruder wandte und sich als Portugals größter Freund ausgab, so lieh ihm der Kommandant gerne alle mögliche Hilfe in Gewehren und Munition. Nach halbjährigem Kampf war Mawewa vollständig besiegt und Mzila wurde statt seiner König. Er regierte über das ganze Land zwischen dem Sambesi und Manisa, nördlich der Delagoabucht. Zuletzt wurde auch Mzila zu seinen Vätern abberufen und sein Sohn Ngungunyana wurde in rechtmäßiger Weise sein Nachfolger. Da er aber etwas geräuschvoll wurde, entsetzten ihn die Portugiesen im Jahre 1895 seiner Königsherrschaft. Das ganze Land Manukuzas oder Ngungunyanas ist den heu-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

tigen Zulus nur dunkel bekannt als kwa 'Gasa oder Gasaland bekannt, die Heimat der Shanganas.
Ihre Väter kannten es jedoch besser; denn wie Fynn berichtet, wurde die Armee Tschakas dreimal ausgesandt um den Kopf Soshanganas heimzubringen. Sie drangen sogar bis nach Inhambane vor, aber alles, was sie jemals zurückbrachten, war nicht mehr als die Hälfte ihrer Leute, die vollständig abgezerrt waren und die Myriaden bösartiger Malaria-Bazillen, denen sie daheim erlagen.
Mhlabawadabuka, der mit Manukazi in Streit geraten war, zog mit



Überschreiten eines afrikanischen Flusses

einer später eintreffenden Schar Flüchtlinge aus, um sich weiter im Norden ein neues unabhängiges Reich zu schaffen. Wie weit diese beiden unabhängigen Parteien in Gemeinschaft wanderten, wissen wir nicht; doch weit kamen sie nicht; denn schon nach kurzer Zeit war eine neue Spaltung unter ihnen eingetreten und am Sabifluß trennten sich die später Angekommenen von ihren Kameraden und zogen unter ihrem ursprünglichen Häuptling Uzwangendabo noch weiter gegen Norden, indem sich auf dem Marsche Teile von ihnen ablösten, so am oberen Sabifluß und am unteren Sambesi. Diese Horde von Zuluflüchtlingen wurde durch das ganze östliche Gebiet Zentralafrikas allgemein unter dem Namen aba Ngoni, a Ngoni, awa Ngoni bekannt, ebenso aber auch unter ganz neuen Namen, wie ma Zitu, ma Viti, wa Tuta und andere, je nachdem sie von dem einen Land in das andere zogen. Sie überschrit-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ten den Sambesi bei Zumbo, wahrscheinlich im November 1835, denn zur Zeit ihres Überganges war eine Sonnenfinsternis.
Sie richteten ihren Lauf gerade gen Norden und erkämpften sich den Durchgang, bis sie den Tshambezefluß überschritten, wo er in den Bangweolo fließt und nachdem sie um die südöstliche Ecke des Tanganikasees herumgegangen, betraten sie das Fipa-Land.
Nachdem nun diese aba Ngoni oder ma Viti, wie sie hier im Fipaland genannt wurden, einen Fleck Erde erreicht hatten, der ungefähr 1200 Meilen von ihrer alten Heimat im Zululand entfernt war, glaubten sie eine genügend lange Reise für eine Jahreszeit gemacht zu haben. Wie es sich gehörte, wurden natürlich zuerst die Jeri-Leute, welche sie im Lande vorfanden, zu Sklaven gemacht und dann siedelten sie sich dort an. Sie vergnügten sich damit, periodenweise Überfälle in die benachbarten Gebiete zu machen, doch nicht immer zu ihrem eigenen Vorteil. An ihrer östlichen Grenze lebte der große wa Rosi- oder wa Sango-Stamm, der einen beneidenswerten Reichtum an Vieh aufwies. Nach einem kleinen Feldzug, der mehrere Monate dauerte, fanden unsere ma Viti ihren Feind zu stark für sie und zogen sich in das innere Fipaland zurück, doch nicht ohne eine große Anzahl ihrer Brüder als Tote im Rovilande zurückzulassen. Zudem wurden sie auch noch durch Abtrennung eines beträchtlichen Teiles ihrer Anhänger geschwächt, die von ihnen fortzogen, den Hehestamm bildeten und sich am oberen Ruahafluß, östlich von den Rovis und südlich der Gogos niederließen.
Es ist in der Tat erstaunlich, wie ansteckend das kampflustige Temperament wirkt; wenn solche Heißsporne die erforderlichen Bedingungen zum Kampfe vorfinden. Es ist beinahe sicher, daß jeder Bantustamm, der mit diesen umherstreifenden Plünderern zusammengeriet oder vertrieben wurde, sich selbst wieder gezwungen sah, mit Waffengewalt eine andere Heimat sich zu suchen. Dadurch entwickelte sich bei diesen eine Lebensweise und Charakter so ähnlich ihren ursprünglichen Eroberern, daß sie von diesen nicht mehr unterschieden werden konnten. So kommt es, daß wir heutigen Tages Zentralafrika mit unechten Zulus angefüllt finden und ein Stamm nach dem andern behauptet, von den Zulus abzustammen.

(Fortsetzung folgt.)

Von Pater Burkhardt Helmstetter, R. M. M.

Gott will, daß alle Menschen selig werden

Als vor Jahren die Grippe im Lande herrschte, wurde ich eines Abends wie schon oft, zu einem Kranken gerufen. Eine Frau, die öfters in unsere Kirche gekommen war, aber noch keinen christlichen Unterricht erhalten hatte, ließ mich bitten, zu kommen, damit ich sie taufe. Ich fand bei meiner Ankunft dort die Frau in einem verhältnismäßig gutem

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Zustand und hatte darum meine großen Bedenken, ob ich sie gleich taufen sollte. Ich gab ihr einigen Unterricht und beauftragte dann noch einige katholische Mädchen, ihr weiter Unterricht zu geben. Ich sagte ihr noch, daß ich am nächsten Tag wieder kommen wolle. Daraufhin wandte ich mich von der kranken Frau weg und redete mit den Hausbewohnern. Dabei stellte ich auch eine Frage an die kranke Frau, bekam aber keine Antwort. Ich schaue um und siehe, die Frau war bewußtlos. Ich taufte sie gleich. Bei meinem Weggang sagte ich den christlichen Mädchen, wenn die Frau nochmals zu sich kommen sollte, möchten sie mit ihr beten und Reue und Leid erwecken. Es war schon dunkel, als ich nach Hause ritt. Am nächsten Tage erfuhr ich, daß die Frau kaum 10 Minuten nach meinem Weggang gestorben war. Ich dachte mir, es ist wunderbar, wie Gottes Gnade die Menschen mitten aus dem Heidentum heraus zum Heile führt und wie er sich dabei des Missionars als armseliges Werkzeug bedient. Welch ein Trost ist es in solcher Stunde, eine Seele für den Himmel gerettet zu haben. —
Von der Missionsstation Himmelberg wurde ich zur Zeit der großen Grippe viel zu Kranken gerufen. Von früh bis abends saß ich auf dem Pferd, um all die vielen Kranken und Sterbenden zu besuchen. Als ich von einer solchen Tour eines Tages spät abends nach Hause ritt, fragte mich ein vorbeireitender weißer Farmer, ob ich in einem gewissen Kraal schon gewesen sei. Er sagte, daß der Aufseher auf seiner Farm einen schwerkranken Sohn habe. Ich ritt sogleich hin bei strömendem Regen. Da fand ich wirklich den schwerkranken jungen Mann im Alter von 20 Jahren. Er war noch Heide, war noch nie zur Kirche gekommen und hatte auch keinen christlichen Unterricht gehabt. In demselben Hause aber waren schon ziemlich viel Katholiken. Ich hatte früher einmal in diesem Hause 8 Kranke getauft, von denen 5 nachher starben. Mit dem kranken jungen Mann konnte ich nun leider nichts machen, da er vollständig bewußtlos dalag. Ich fragte die Umstehenden, ob der Kranke den Wunsch geäußert hätte, getauft zu werden oder sonst ein Zeichen der Bekehrung gegeben hätte. Niemand wußte etwas. Eine innere Stimme trieb mich aber doch an, nichts unversucht zu lassen, um die Seele dieses armen Menschen zu retten. Ich dachte, daß der Kranke vielleicht innerlich doch noch bei Bewußtsein sei, wenn auch äußerlich keinerlei solche Anzeichen vorhanden waren. Ich setzte mich nun zu dem Kranken hin und unterrichtete ihn in der hl. Religion, betete ihm vor und erweckte Akte der Reue. Lange Zeit saß ich so bei ihm; da auf einmal schlägt er die Augen auf und sagt zu mir: „Vater.“ Nun fragte ich ihn, ob er getauft werden wolle, worauf er sogleich ja sagte. Ich gab ihm noch einen kurzen Unterricht und taufte ihn dann, worauf er sofort wieder bewußtlos wurde. Ungefähr 20 Minuten war er bei Bewußtsein gewesen. 2 Stunden später starb er.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergesset die Verstorbenen nicht!

Jeder weiß, daß es ein Fegfeuer gibt und daß man im Fegfeuer leidet, aber nicht jeder denkt daran für diejenigen, die im Fegfeuer leiden, zu beten. Und doch ist das Gebet, das wir für die armen leidenden Seelen zum Himmel emporsenden, auch für uns nicht verloren. Die Nächstenliebe, die wir den armen Seelen erweisen, gibt dreifachen Lohn.

Lohn für die Vergangenheit. Blicken wir zurück über unser vergangenes Leben. Wie manche Stunde, manchen Tag, wie manche Woche, ja vielleicht manches Jahr gewahrst du da, die hingeschwunden sind, ohne von der Gnade Gottes befruchtet zu sein! Und da sie Gott dem Herrn geraubt waren, eine wie lange Reihe von Sünden bilden sie nicht! Gewiß, die priesterliche Lossprechung hat die Sündenmakel von deiner Seele entfernt; aber bleibt denn gar nichts mehr übrig? Hast du nicht die Pflicht der Buße für große Schuld? Das Gewissen sagt, daß es eine Leere ist, die niemals mit meinen Tränen den Abgrund füllen können der nur mit überirdischer Hilfe überbrückt werden kann und diese Hilfe muß ich mir durch meine Fürbitten verdienen.

Lohn für die Gegenwart. Glaubst du wohl, lieber Leser, daß jene Seelen, wenn sie in des Himmels Herrlichkeit Eintritt erlangen, je vergessen werden, daß sie dir ihr Glück verdanken? Der Himmel ist ja die Heimat der Dankbarkeit; und so werden die Seelen, welche du aus den Flammen des Fegfeuers befreist, deiner so lange gedenken, bis auch du mit ihnen in der ewigen Glorie vereinigt bist. Beten wir darum für die Toten; denn wenn sie im Himmel sind, so beten sie für uns. Auch wird vielfach von den Theologen angenommen und im gläubigen Volke handelt man dieser Annahme entsprechend, daß die armen Seelen, die nichts für sich tun können, im Jenseits uns Menschen auf der Erde vielfach nützen können.

Lohn für die Zukunft. Welche Hilfe, welchen Trost im Unglück, welchen Beistand in den Gefahren, welche Beruhigung in dem Augenblicke des Todes gewähren uns die guten Werke, die wir in unserem Leben verrichteten. Wenn wir alsdann durch jenen Ort der Läuterung und Reinigung hindurchgehen müssen, um in den Himmel zu gelangen, wie freudig werden wir uns dessen erinnern, was wir für unsere Verstorbenen getan haben! Vergessen wir das Wort unseres göttlichen Heilandes nicht: „Mit demselben Maße, mit dem ihr ausmesset, wird euch wieder zugemessen werden." Ja, suchen wir Trost in dieser doppelten Hoffnung, sowohl unsere Toten als uns selbst zu retten.

Arme Mutter, die du den kalten Marmor, der die Gebeine deiner Kinder birgt, in deine Arme schließt; armer Greis, dem der Tod die Familienstütze raubte, erhebet eure Augen nach oben! Sehet ihr dort jene

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Schwesternfriedhof in Mariannhill

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Krone! Sie ist für eure Lieben bestimmt und bei euch steht es ihnen zu, deren Erreichung zu verhelfen.
Gebet Almosen für eure Verstorbenen, das Almosen eurer Leiden und guten Werke und dann das beste Almosen: betet! So werdet ihr einen Altar errichten, auf welchem ihr selber als Opfer ruht und das Blut, das fließt, dieses Herzblut — die bitteren Tränen des Schmerzes, werden den Abgeschiedenen Linderung und Hilfe und euch Glück und Frieden bringen.

Von Pater Albert Schweiger, R. M. M.

Primizfeier in Keilands

Ist denn so etwas überhaupt möglich — eine Primizfeier in Keilands? In Keilands, diesem einsamen, weltverlassenen Fleckchen Erde; in Keilands, das über 30 Meilen von der nächsten Bahnstation in den romantischen Bergen des zeitweise wildtosenden Keiflusses liegt; in Keilands, das durch seine große Trockenheit, durch seine häufigen Mißernten, seine Dornen und kahlen Felswände, seine Buschmannshöhlen mit Malereien und Steinimplementen berühmt ist; in Keilands, das zwar reich ist an ethnographischen und historischen Funden, das aber jenen, die dort zu missionieren haben, kaum genügend bietet für den Kampf ums Dasein.
Und doch hat der liebe Gott dieser einsamen, schwierigen Missionsstation mit ihrem Rektor, der schon 19 Jahre lang die Last und Hitze derselben trägt, mit seinen getreuen Mithelferinnen dabei, den sechs Dominikanerinnen von King Williams Town und seinen etwa 600 schwarzen Katholiken die große Gnade und Freude einer Primizfeier zuteil werden lassen.
Am 29. Juni empfing P. Josef Vogel in der Kathedrale zu Mariannhill vom Hochw. Herrn Bischof Adalbero Fleischer mit seinem Konfrater P. Jos. Grüter die hl. Priesterweihe. Der Postdampfer brachte ihn von Durban nach East London, wo P. Petrus Platten, S. C. J. und ich ihn am 1. Juli erwarteten. P. J. Rackl, P. S. M. aus der Maria-Hilf-Mission, traf mit uns auf der Bahnstation Dohne zusammen. In aller Frühe wurden dort am Samstag die Rosse gesattelt, galt es doch, in einem 8stündigen Ritte unsere Missionsstation zu erreichen. Munter ging es der neuen Heimat, dem neuen Arbeitsfelde zu.
Gegen 1 Uhr mittags, als wir gerade auf römisch-katholischem Grund und Boden uns befanden — denn wir hatten bereits unsere Missionsfarm betreten — erwartete den Neugeweihten eine freudige Überaschung. Die schwarzen Katholiken der Missionsstation und des Transkeis hatten es sich nicht nehmen lassen, dem neuen Gesandten des Herrn einige Meilen entgegenzueilen. Eine Abteilung Reiter mit bunt gezier-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ten Rossen und flatternden Fahnen sprengte zur Begrüßung heran. Weißgekleidete schwarze Mädchen mit Kränzen auf dem Kopfe überreichten ihm Blumensträuße und begrüßten ihn mit einem munteren Liede, dasselbe mit Händeklatschen und tanzenden Bewegungen begleitend. Nachdem ich in einigen wenigen Worten unsern Eingeborenen den neugeweihten Priester vorgestellt und ihm Gottes reichsten Segen für sein künftiges Arbeiten am Heile dieser Seelen gewünscht hatte, ergriff unser Bürgermeister das Wort und begrüßte in zündender und herzlicher Rede im Namen aller Katholiken von Keilands den jungen Priester. Dieser dankte allen in einer kurzen Ansprache auf Zulu, und im flotten Trabe und unter dem Singen und Jauchzen und Händeklatschen und unter mächtigen Staubwolken ging es dem Missionskirchlein zu. Vor demselben fanden wir einen prächtigen Triumphbogen, von Br. Sabin und seinen schwarzen Arbeitern errichtet. Überall merkte man Spuren festlichen Schmuckes. Man konnte das arme Keilands fast nicht mehr kennen. — Nach einer kurzen Danksagung und einem stärkenden Imbiß zog sich dann alles zur wohlverdienten Ruhe zurück.

Sonntags herrschte schon in aller Frühe reges Leben auf der Missionsstation. Von nah und ferne waren die braven Gläubigen herbeigeeilt, um an diesem denkwürdigen Feste teilzunehmen.

Gegen 10 Uhr zog man vom Missionskirchlein in Prozession hinauf zur Wohnung des neugeweihten Priesters. Das kleine Primizbräutchen mit einer Schar weißgekleideter Mädchen, denen etwa 25 Jungfrauen der Marianischen Kongregation in ihren himmelblauen Mänteln und Band und Medaille folgten, eröffneten den Zug. Kranz, Schleier und weißes Kleid des Primizbräutchens waren ein Geschenk der Schwester des Primizianten aus der Schweiz. Singend, tanzend und händeklatschend folgten die anderen Kinder nach. Viele der beteiligten Männer hatten breite Bänder um ihren Körper. Bunte Fähnchen, hauptsächlich in den päpstlichen, bischöflichen, aber auch deutschen und bayrischen Farben waren an allen Ecken zu sehen. Die Kirchenfahnen und Fähnchen waren bei der Prozession. Am Triumphbogen beim Priesterhaus war die Inschrift in lateinisch angebracht: „O wie schön sind die Füße derer, welche den Frieden verkünden, die Füße derer, welche das Gute predigen!“ (Diese Worte wurden auch in Xosa vom Chore mit Harmoniumbegleitung beim Einzug in die Kirche im feierlichen Psalmton gesungen).

Am Wohnzimmer angekommen, segnete ich den jungen Priester mit Weihwasser und überreichte ihm Rochett und Stola. Die Präsidentin der Marienkinder überreichte ihm das Birett, welches mit einem Kränzchen zierlich geschmückt war. In festlichem Zuge begleiteten alle den Neugeweihten unter Glockengeläute und singend und jubelnd und händeklatschend zur Kirche, die in ein Meer von Grün und Guirlanden getaucht war. Das feierliche Levitenamt begann nach Anrufung des hl.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Geistes. P. Rackl war Diakon, P. Platten Subdiakon, ich machte im Rauchmantel den assistierenden Priester und sagte alle Worte der hl. Messe mit Auslassung der Konsekration mit dem Neupriester mit.
Nach dem Evangelium bestieg ich als Primizprediger die Kanzel und sprach in Xosa zu meinen lieben schwarzen Kindern von der Würde und der Erhabenheit und dem Segen des katholischen Priestertums. Den Primizianten begrüßte ich auf deutsch und empfahl seinem Priesterherzen unsere schwarzen Schäflein. Wie man mir sagte, machte es einen tiefen



Der Primiziant Pater Joseph Vogel und Pater A. Schweiger

Eindruck, als ich in meinen Worten der Mutter des Neugeweihten gedachte, die drüben in der Heimat im fernen Schweizerlande an diesem schönen Festtage ihres lieben Kindes nicht teilnehmen konnte. Nachdem ich geendet hatte, breitete der Primiziant segnend seine Hände über alle aus und erteilte gemeinsam den Primiziantensegen.
Das heilige Opfer nahm seinen Fortgang. Der feierliche Augenblick der hl. Wandlung nahte. Alles sank in stiller Andacht auf die Knie. Zum erstenmal stieg der ewige, allgewaltige Gottessohn auf das Wort des neugeweihten Priesters auf den Altar. Es war ein erhebender Augenblick. Bei der hl. Kommunion strömten die Gläubigen in großer Zahl

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

zum Tische des Herrn und empfingen zum erstenmale von der Hand des Primizianten den Leib des Herrn.
Eine kurze Segensandacht schloß sich an das feierliche Primizamt an. Orgel und Chor leisteten unter Leitung der ehrw. Mutter Cassiana Vorzügliches, und als zum Schluß das Te Deum erklang, fühlte man deutlich, wie ergriffen und begeistert alle Herzen waren. Hierauf erhielten noch alle Anwesenden einzeln den Segen des jungen Priesters. Es war dabei rührend und wunderschön, wie die ganz kleinen Kinder auf den Armen der Mütter ihn dabei neugierig und zutraulich anguckten, manche ihm geradezu ins Angesicht lächelten, so daß es von unserer Seite an einem kleinen erfreulichen Intermezzo nicht fehlte.
Nach der kirchlichen Feier mußte auch der Magenfrage der Anwesenden Gerechtigkeit widerfahren werden, sonst wäre es ja bei unsern Eingeborenen keine richtige Feier gewesen. Deshalb ließ ich es mir nicht nehmen, schon einige Tage zum Voraus einer Kuh den Garaus zu machen, gestampften Mais vorbereiten, Küchlein und anderes Gebackenes verfertigen zu lassen und das Trockene zur nötigen Feuchtigkeit mit Tee, Kaffee und Amachewu benetzen zu lassen. Alle kamen zu ihrem Rechte, und angesichts der großen Hungersnot, unter der wir dieses Jahr wieder zu leiden haben, wurde dies noch umso mehr von meinen Leuten angerechnet.
Möge dem neuen Priester, meinem lieben Konfrater und Mitarbeiter, eine recht lange und segensreiche Tätigkeit am Heile der Seelen von Gott beschieden sein!

Allerseelen

Ein Allerseelenlichtlein
Auf meinem Tische steht,
Weil heut ein Dein-Gedenken
Durch meine Seele geht.

Weil Deine Seele heute
Für eine kurze Frist,
Erbarmen zu erflehen,
Bei mir gewesen ist.

Else Budnowski

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Von Pater Solanus, R. M. M., Mariatrost

Trau, schau, wem?

„Die Tony ist schwer erkrankt, Vater, gelt du gehst zu ihr hin und höreſt ihre Beicht und bringst ihr die hl. Kommunion", sagte letzten Sonntag nach dem Gottesdienst zu mir ein Weib. „Wann hat Tony das letztemal gebeichtet?" „Vater, es sind über drei volle Jahre her." „Wo befindet sich eigentlich die kranke Tony?" „Jenseits des Umzimkulu-Flusses. Dort liegt sie in einem heidnischen Kraal, hat Gott und den Glauben über Bord geworfen im jugendlichen Wahnsinn und nun trifft sie die strafende Hand Gottes. Vater hilf meinem verirrten Kinde."
„Ich bin 66 Jahre alt. Bis zum Umzinkulu-Fluß sind es 10 Meilen, jenseits des Flusses sind es noch 3 Meilen, macht 13 Meilen, und wie komme ich über den Fluß, da das Wasser nach dem letzten Regen noch hoch steht?"
„Vater, das weiß ich nicht. Mit dem Pferde durchreiten ist sehr gefährlich, da an den seichten Flußstellen gewaltige runde Steine liegen und das Pferd wohl stürzen wird; durchwaten im kalten Winterwasser, wo das Wasser bis zur Brust reicht, geht für einen alten Herrn auch nicht." —
Nun guckte das Weib mich an und ich guckte das Weib an und niemand wußte Rat zu schaffen.
Ich dachte an Rudolf von Habsburg, der dem armen Priester, der zum Sterbenden eilte, sein Pferd anbot, um den angeschwollenen Fluß durchreiten zu können; aber ich hatte ja ein Pferd, aber es konnte mich über den Fluß nicht hinüberbringen, sagte das Weib.
Ein Gedanke stand bei mir fest, nämlich, ob mit oder ohne Pferd, trocken oder naß, gesund oder krank mußt du der kranken Tony die Sterbesakramente bringen. Es kam die Nacht. Ich schlief sehr unruhig. Sah im Traume geschwollene Flüsse, Stromschnellen und Durchreitende mit den Wellen kämpfen usw. —
Am Morgen schickte ich zwei Katechisten, einen zu Pferd und einen zu Fuß, damit selbe eine Passage über den Fluß aussuchen sollten. Beiden ist es schlecht ergangen. Der zu Pferd kam naß nach Hause, da das Pferd im Fluß stolperte und weil der Richtung unkundig, in eine Untiefe geriet; der andere, der durchwatete, kam gar nicht heim sondern blieb ganz aus, wie der Rabe des Noe. Dieser kam nicht mehr zurück, weil es ihm draußen wohl war, der Katechist aber blieb aus, weil er erfroren und müde war.
Wieder kam eine schlaflose Nacht. Des Morgens nach der hl. Messe nahm ich die hl. Öle, das Sanktissimum auf meine Brust, bestieg das Pferd und machte mich auf den Weg zum Umzimkulu-Flusse. —
Ein sehr starker kalter Wind blies mir ins Gesicht und machte das Reiten schwer. Und wie ich mir da über die Kälte und über den Wind

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

böse Gedanken mache, da sehe ich ein Weib auf mich zukommen und das mich nach dem Ziel meiner Reise frug. Als ich ihr kund gab, daß ich zu einer Kranken am Umzimkulu-Fluß gehe, sagte sie: Das ist 'mal fein, ich gehe nämlich auch hin und hier hinab ins Tal Vater; denn das ist der kürzeste Weg. Mit einem Deo gratias, daß der Herrgott mir so einen Reiseführer schickte, stieg ich vom Pferde ab, das Weib zog es am Zügel und ich mit dem Rosenkranz in der einen Hand und den Bergstock in der anderen Hand, folgte dem Pferde nach in eine tiefe, sehr tiefe Schlucht. —

Nachdem wir ungefähr eine Meile weit herabgestiegen waren, begegneten wir zwei Männern, die den Berg hinaufstiegen.

„Wohin des Weges", frugen selbe das voranschreitende Weib, „hier ist kein Weg für ein Pferd, denn ein Drahtzaun sperrt selben ab und nur Personen können durchkriechen. Ihr müßt wieder zurück, woher ihr gekommen seid, oder den Zaun umgehen, dort oben auf jener Bergesspitze ist der Eckpfosten."

Das waren harte Aufgaben. Den steilen Berg, den wir abgestiegen, wieder hinaufsteigen, das wollte ich nicht und ich zog vor, den Drahtzaun zu umgehen. Ich zog durch den fünf Strängen starken Drahtzaun durch und wartete da auf die Frau, welche das Pferd nachziehend den anderen Berg aufstieg, um den Eckpfosten zu umgehen.

Es verging eine Stunde und zwei Stunden, aber keine Frau und kein Pferd wurde sichtbar und als ich dann nachschaute fand ich, daß der Eckpfosten auf einem so steilen Bergeskegel stand, daß das Pferd weder vor- noch rückwärts gehen wollte und fest stehen blieb auf einem Punkt. Was nun anfangen oben in den Lüften, indessen das sterbende Mädchen unten am Fluß in seiner Qual lag und auf den lieben Jesus wartete.

Da man das Pferd mit Gewalt nicht ziehen durfte, da es in Gefahr kam zu stürzen und herabzurollen, so wurde abgesattelt, der Zaum wurde ihm abgenommen und nur von der Ferne wurde es sanft angetrieben hinabzusteigen, wie und wo es wollte, und wirklich es gelangte unbeschädigt dort, wo es den Aufstieg antrat. Hier wurde es wieder gezäumt, gesattelt und die Frau zog es nach sich den Weg hinauf, den wir des Morgens gegangen, um in einem weiten Bogen zum Umzimkulu-Fluß zu kommen, während ich es vorzog, zu Fuß im Tal dem Umzimkulu zuzueilen.

Im Tale fand ich aber einen anderen Fluß, den Chamucha, den ich wohl 9 mal passieren mußte. Es waren aber große Steine im Flußbett, über welche ich meine Sprünge machen konnte und es ging ganz gut. Als ich in einem Kraal nach dem Durchgang über den großen Umzimkulu frug, erfuhr ich zu meiner Freude, daß sich dort irgendwo ein Kahn befände und zwei Zulububen besorgten die Überfahrt. — Das war ein Hoffnungsstern für mich und mit einem mehrfachen Deo gratias eilte ich voran. Nun dankte ich auch für den Wind und die Kälte, denn an

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

einem heißen, windstillen Tage hätte ich den zweieinhalb Stunden langen Fußweg niemals machen können in meinem Alter. Endlich vernahm ich das Rauschen des großen Umzimkulu-Flusses. Neue Hoffnung, neue Kraft in den müde werdenden Gliedern, und ein neues Deo gratias. Da lag er vor mir, der mächtige Strom, so breit wie die Weichsel bei Krakau, aber von einem Kahn und von zwei Zulububen, die da einen herüberschiffen sollten, war nichts zu sehen.

„Und trostlos irrt er am Ufer's Rand
Wie weit er auch späht und blicket
Und die Stimme, die rufende schicket.
Da stößt kein Nachen zum sicheren Strand
Der ihn setzte an das gewünschte Land." (Schiller)

Nun wird es aber schlimm, dachte ich. Kein heiteres Deo gratias wollte mehr über meine Lippen kommen, wohl aber: Mein Gott, wie komme ich zu der Kranken und wie nach Hause, denn es war schon Nachmittag und ich war schon seit dem frühen Morgen auf dem Wege. Da setzte ich mich ans Flußufer ins Gras hinein, nahm den Rosenkranz zur Hand und betete. — Und wie ich da betend die riesige Wassermenge betrachtete, da kommt ein Weib mit zwei Kindern, Wasser zu schöpfen. Diese bat ich, auf den nächstgelegenen Hügel zu steigen und laut nach den zwei Burschen zu rufen, und wie das Glück es haben wollte, kamen bald selbe, zeigten mir den Kahn, ich stieg mit meinem Jesus ein und fuhr auf das jenseitige Ufer und eilte zum Kraale der kranken Tony.

Hier verlief alles sehr gut, ich spendete ihr auch die letzte Ölung und den Sterbeablaß und kam vor Sonnenuntergang zum Kahn und fuhr über den Fluß. Hier fand ich die Frau und das Pferd, setzte mich darauf und kam glücklich, wenn auch bei finsterer Nacht nach Hause. Deo gratias, immer und ewig sei Dir, o Jesus, mein Herr und mein Meister. — Amen.

Missionsärztliche Fürsorge

An der Gründungsversammlung eines schweizerischen kath. Vereins für missionsärztliche Fürsorge hielt hochw. Herr Dr. Becker, ehemaliger apostol. Delegat von Assam (Vorder-Indien) und jetziger Direktor des missionsärztlichen Instituts in Würzburg, ein glänzendes Referat über: „Die ärztliche Fürsorge in den Missionsländern." Der Referent führte etwa folgendes aus:

Wer in die bestehenden Missionsverhältnisse nicht eingeweiht ist, wird vielleicht sagen: Was hat denn überhaupt die ärztliche Fürsorge mit den Missionen zu tun? Fällt nicht die ärztliche Fürsorge für die Eingeborenen vielmehr in den Aufgabenkreis der Regierungen? Aber leider fehlt den eingeborenen Regierungen das Verständnis und das Interesse, den europäischen Regierungen aber die Macht und vielleicht auch das Geld, um die ärztliche Fürsorge für die Eingebo-



Taufe im Heidenland auf einer Außenstation

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

renen in wirksamer Weise durchzuführen. Kümmert sich etwa in China mit seiner uralten Kultur die Regierung in wesentlicher Weise um die Gesundheit des Volkes, und tun in Afrika die Häuptlinge auch nur das Mindeste, um einer drohenden Epidemie Widerstand entgegenzusetzen? Und wenn auch noch etwa eingeborene Zauberer und Ärzte, deren Kentnisse aber meistens sehr beschränkt sind, zum Kranken kommen, so wird doch nur der behandelt, der auch bezahlen kann, und der arme, nicht zahlungsfähige Patient wird seinem Schicksal überlassen.

Den europäischen Regierungen fehlt es aber vielfach an Macht und an Mitteln, um die ärztliche Fürsorge des Volkes durchzuführen, wofür das gewaltige Kaiserreich Vorder-Indien ein Schulbeispiel ist. Die große Masse des Volkes von Indien, das in unserer Phantasie als Märchenland von ungeheuerem Reichtum an Gold und Edelsteinen und Schätzen aller Art lebt, ist von einer furchtbaren Armut, von der wir uns kaum eine richtige Vorstellung machen können. Vor dem Krieg war das jährliche Durchschnittseinkommen des Hindus von englischer Seite auf 13 Rupies berechnet worden, und wenn es viel ist, wird es heute wohl kaum 50 Franken pro Jahr betragen. Da bleibt für die allergewöhnlichsten sanitarischen Maßnahmen nichts mehr übrig. Trinkwasserversorgungen gibt es nur in den größeren Städten; der gewöhnliche Inder auf dem Lande muß sich sein Trinkwasser vielfach in schmutzigen und verseuchten Pfützen suchen, die nicht nur ihm, sondern auch dem Vieh dienen. In den unermeßlich weiten Gebieten, fern von den Städten finden sich Ärzte: europäische und eingeborene, aber auch sie sind, berechnet auf die 320 Millionen Einwohner Indiens, gar spärlich gesät.

Selbst wenn die Mittel unbeschränkt zur Verfügung ständen, hätte doch die Regierung nicht die Macht und die Kraft, sanitarische Maßnahmen, die den Anschauungen des Volkes widersprechen, durchzuführen. Die medizinischen Ansichten der Hindus beruhen vielfach auf religiösen Anschauungen und lassen sich schwer oder gar nicht abändern. (Als z. B. die Pest, eine Krankheit, bei der bekanntlich die Ratten eine große Rolle in der Übertragung der Krankheit spielen, in Indien wütete, da erließ die Regierung eine Reihe von Verordnungen, die zur Vernichtung der Ratten aufforderten. Aber diese Verordnungen, so zweckmäßig sie auch ausgedacht waren, fanden bei den Hindus keine Beachtung, da nach ihren religiösen Anschauungen lebende Wesen überhaupt nicht getötet werden dürfen. — Die Kuh z. B. ist dem Inder auch ein heiliges Wesen, und ihre Exkremente werden daher auch mit Vorliebe zur Behandlung von Wunden verwendet, wodurch Infektionen Tür und Tor geöffnet ist. — In Afrika sieht der Neger die Krankheit als die Wirkung eines teuflischen Wesens an, das durch medizinische Maßnahmen erbittert und erbost wird, so daß die Krankheit nur noch schlimmer wird. So müssen die ganzen Anschauungen der Eingeborenen von Grund aus abgeändert, umgemünzt werden, bevor sanitarischen Maßnahmen von Regierungsseite Erfolg beschieden sein kann, und diese Abänderung der Anschauungen kann am ehesten durch die Tätigkeit der Missionen erzielt werden, wie hundertfache Erfahrung beweist. Die Mission hat auch ein besonderes Interesse an der körperlichen Gesundheit der Bevölkerung, damit auch der Geist der Eingeborenen gesund und für die Aufnahme der Heilswahrheiten empfänglich sei. Von frühestem Beginn an ist die christliche Mission die Trägerin und Verbreiterin der Kultur gewesen; warum sollte die Mission von heute nicht auch für die Ausbreitung der Kultur in medizinischer Hinsicht sorgen? Wo immer die christliche Mission arbeitet, da muß sich Kultur erneuernd wirken, sie muß falsche Anschauungen korrigieren, unrichtige Begriffe umwerten, wahre christliche Ideen vermitteln. Hier harren ihr oft gewaltig große Aufgaben. Der Referent, früher 10 Jahre lang als Missionar in Assam (Vorder-Indien) tätig, bis er krankheitshalber zur Rückkehr nach Europa gezwungen wurde, erzählte von erschütternden Bildern aus seiner früheren Tätigkeit. In Assam z. B. ist ein Hauptherd einer schweren Tropenkrankheit: des schwarzen Fiebers (Kala Azar), durch die ganze Dörfer dezimiert

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

wurden. Und wenn die Krankheit gar zu schwer wurde, und die Leute sich nicht mehr zu helfen wußten, so gaben sie den Kranken, die sie in einer Hütte versammelten, reichlich Reisschnaps zu trinken und ließen die Hütte mit den schwer Betrunkenen in Flammen aufgehen, wodurch auf einem allerdings furchtbar grausamen Wege eine gründliche Desinfektion erreicht war. Bei gewissen Stämmen Assams steht die Schlangenverehrung in Blüte, und da wird von Zeit zu Zeit ein Kind oder ein Erwachsener getötet, und deren Blut und Haare der Schlange zum Opfer gebracht.

Zur Zeit seiner Tätigkeit in Assam wurden Dörfer und Stämme durch die Pocken dezimiert. Hier wurden die Blattern als Göttin betrachtet und es galt als Auszeichnung, von dieser Göttin geküßt zu werden, weshalb die Eltern ihre Kinder direkt zu den Kranken brachten. Deshalb waren die Missionen genötigt, für die christlichen Eingeborenen einige Dörfer zu errichten, damit sie vor Ansteckung mit Pocken verschont blieben.

So ist überall die Mitwirkung der Ärzte für Missionen durchaus notwendig. Was nützt es, die Leute zu bekehren, wie kann eine Mission sich ausdehnen, wenn die Leute durch Seuchen hinweggerafft werden? Aber nicht nur für die Eingeborenen, auch für den Missionar selbst ist die Betreuung durch den Arzt sehr wichtig. Durch die langjährige Ausbildung, durch seine Ausrüstung usw. repräsentiert jeder einzelne Missionar für seinen Orden ein großes Kapital; 50% der Missionäre sterben nach der Statistik eines vorzeitigen Todes, oft schon in den ersten Jahren ihrer Wirksamkeit. Ihr Tod aber könnte so oft durch rechtzeitige ärztliche Hilfe verhütet werden. Jetzt kommt es vor, daß kranke Missionäre, kranke Missionsschwestern 3—5 Tage lang bei glühender Hitze in einem Tragkorb über Hügel und durch Flüsse getragen werden müssen zur nächsten Stadt, wo vielleicht ein Arzt zur Stelle war. Was ein solcher Transport für die Kranken bedeutet, kann sich jeder vorstellen, und am Ziele seiner Reise angekommen, legt sich der Patient oft zum Sterben hin.

Die Missionen haben ein eminentes Interesse daran, ärztliche Hilfskräfte zu bekommen, um auch Vorurteile und Abneigung gegen die Mission wirksam zu bekämpfen. Durch die Behandlung der Kranken wird der Boden für die Gründung von Missionsschulen und dadurch auch für religiöse Unterweisung geebnet; die ärztliche Tätigkeit schlägt oft die Brücke zum Heidentum hinüber.

Auch der Arzt hat vielfach großes Interesse am Missionswerk. Die Jagd nach Geld und Gut befriedigt nicht den idealen Sinn des Arztes; er möchte seine Kunst gerne einem höheren Zwecke dienstbarmachen, und wie könnte er dies besser tun, als indem er sich der missionsärztlichen Tätigkeit weiht. Priesterärzte, d. h. Ärzte, die Priester sind und gleichzeitig ausgebildete Ärzte, sind für die Missionen nicht das Wünschenswerte, denn entweder leidet die ärztliche oder die priesterliche Ausbildung und Tätigkeit; für die Missionen ist der wahrhaft gläubige, christliche, ideal gesinnte, tüchtig ausgebildete und voll und ganz als Mediziner wirkende Missionsarzt das erstrebenswerte Ziel.

Schon vor 100 Jahren haben die Protestanten die Bedeutung des Missionsarztes erkannt. In Ägypten, Kleinasien, Persien, Indien, aber auch in Afrika: überall gibt es zahlreiche protestantische Missionsärzte, und Missionsspitäler. Die Zahl der protestantischen Missionsärzte mag an die zweitausend betragen, denen auf katholischer Seite ein knappes Dutzend gegenüberstehen. Die Protestanten haben schon lange den Arzt als Wegebahner und Vorbereiter der Mission erkannt

Korea ist z. B. durch einen Missionsarzt erschlossen worden, der den Fürsten glücklich behandelt hatte. Kaschmir hat durch protestantische Missionsärzte das Christentum allmählich zugelassen. Aber nicht nur bei den Heiden, sondern auch bei den Mohamedanern (Türkei, Persien usw.) sind die Missionsärzte die Sturmtruppe der Mission. So müssen wir der protestantischen missionsärztlichen Tätigkeit unsere volle Anerkennung und Bewunderung zollen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Wir Katholiken sind in dieser Beziehung wirklich noch rückständig. Wohl haben sich katholische Krankenschwestern mit bewunderungswürdigem Mute in den Spitälern der Pflege der Kranken hingegeben, aber von einer richtigen ärztlichen Tätigkeit in den katholischen Missionen war bis anhin wenig die Rede. Das katholische missionsärztliche Institut in Budapest, eine Vereinigung von katholischen Missionsärztinnen in Amerika an die Seite stellen, soll diesem Mangel abhelfen. Nach Absolvierung der medizinischen Studien und des praktischen Jahres erhält der angehende Missionsarzt am missionsärztlichen Institut in Würzburg selbst, oder am Tropen-Institut in Hamburg oder London oder sonstwo spezielle Ausbildung; denn für eine wertvolle Tätigkeit muß der Missionsarzt sozusagen ein „Universal-Spezialist" sein, der allen vorkommenden Eventualitäten mehr oder weniger gewachsen ist. Daneben befaßt sich das missionsärztliche Institut in Würzburg noch mit der Ausbildung von Missionsschwestern für Krankenpflege, Apotheke, Zahnheilkunde usw.; für Missionspriester, von der Eingeborene überall und in allem Hilfe erwartet, hat das missionsärztliche Institut kürzere Kurse eingerichtet, in denen die Missionäre wenigstens mit den Grundzügen der Tropenhygiene und der Behandlung von Tropenkrankheiten vertraut gemacht werden.
Durch die imposante Missions-Ausstellung in Rom im Jahre 1925 hat sich für die missionsärztliche Tätigkeit eine größere Begeisterung gezeigt, z. B. in Italien, Ungarn, Belgien, Amerika, und es ist erfreulich, daß diese Begeisterung auch in der Schweiz ein lebhaftes Echo gefunden hat; ein kleines Land kann mit Gottes Hilfe Großes leisten auf dem Gebiete der Missionen!

Die Geschichte vom geschossenen Flußpferd

Im Zululand leben zwei Brüder James und Sam. James holte sich die Erlaubnis ein Flußpferd zu schießen. Mit dem Schießen beauftragte er aber seinen Bruder Sam, der auch wirklich Glück hatte, eines schoß, die Haut abzog, sie in Streifen schnitt, wie sie für Anfertigung von Peitschen und Spazierstöcken gebraucht werden. Diese brachte er zur Bahn, damit sie von Zululand nach Durban gebracht und dort verhandelt würden. Nun hatte aber Sam Schulden und sein Gläubiger hörte von der Sache. Schnell telephonierte dieser von Luziabay aus seinem Advokaten in Eshowe, daß dieser die Hautstreifen beschlagnahmen lassen solle, was er auch durch den Magistrat tun ließ. Sie lagen aber auf der Station Matubatuba und der Frachtbrief war auf den Namen James als Sender ausgestellt und an denselben in Durban addressiert. Der Gerichtsbote brachte nun die Streifen von Matubatuba nach Empangeni, wo sie bis zur gerichtlichen Entscheidung bleiben sollten. Nun lief aber James zu seinem Advokaten, der auch die Herausgabe der Streifen erreichte, worauf sie nach Durban gesandt wurden. Nun waren aber die Streifen infolge des Zeitverlustes teilweise schlecht geworden und James verklagte den Gläubiger des Sam auf 2000 Mk. Schadenersatz. Als nun die Klage vor Gericht kam, war natürlich die erste Frage: Wer ist der rechtmäßige Eigentümer der Haut. Gehört sie dem James oder dem Sam? Der Richter entschied, daß sie dem Sam gehörte, der alle Rechte ausgeübt habe. Bei Einholung der Schießerlaubnis sei James

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

nur vorgeschoben worden. Sam hatte das Tier geschossen, den Wagen für den Transport zur Bahn bezahlt, er hatte den Frachtschein auf den Namen seines Bruder ausgestellt und zuerst protestiert. Mithin konnte der Gläubiger die Haut mit Beschlag belegen lassen.
Gegen dieses Urteil protestierte nun James und die Sache kam vor das zweite Gericht. Der zweite Richter entschied aber auch zu seinen Un-



Ein gefährlicher Kuhdieb wurde endlich gefaßt und gleich an Ort und Stelle aufgespießt (heidnische Justiz)

gunsten aber aus anderen Gründen. Er sagte: James hatte die Schußerlaubnis, hat sie aber nicht benützt. Sie ist aber rein persönlich und kann nicht von einem andern gebraucht werden, also durfte er seinen Bruder nicht beauftragen. Sam hat das Tier geschossen, also gehört es ihm und der Gläubiger kann den Erlös aus den Riemen für Tilgung der Schuld beanspruchen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kleingeld der Liebe

Von einem Engländer wird erzählt, er habe eine Tour in die Hochalpen gemacht und sei beinahe verhungert, obwohl er 1000 Mark bei sich in der Tasche trug. Er hatte nämlich das Geld in Form eines Tausendmarkscheines, und den konnte niemand wechseln. —

Es steckt ein großes Kapital von Liebe in der christlichen Welt, aber es fehlt oft am Kleingeld der Liebe im Privatverkehr. In dieser Beziehung ist jeder ein Schuldner des andern. Wir können liebevolle Gedanken haben. Gedanken bewegen das Herz, das Herz bewegt die Hand und was braucht es noch zu einem guten Werke? Wenn du einen liebevollen Gedanken hast, so führe ihn alsbald aus und mache ihn so unwiderruflich! Wir haben liebevolle Worte. Wieviel Gutes stiften sie! Das gute Wort beseelt das gute Werk. Gute Worte heben Mißverständnisse und verscheuchen das Mißtrauen.

Wir haben liebevolle Blicke. Sie zerstreuen Traurigkeit und Versuchungen, bewirken Mut und Freude, und die Freudigkeit macht die Erde zum Himmel. Ein freundlicher Mensch ist eine wahre Macht für Gott. Ein liebevoller, freundlicher Mensch ist „ein Exorzist und treibt Teufel aus; er predigt Gott und stellt den Heiland vor unter den Menschen mit seiner Liebe und Wohltätigkeit." (P. Meschler.)

Gewöhne dich, stets freundlich auszusehen! „Es gibt nichts Holderes und Schöneres als so ein Menschengesicht, das verklärt ist von wahrer Teilnahme und umsichtiger Liebe, und es gibt nichts Traurigeres, als das enge und ängstliche Gesicht eines Menschen, der immer nur Karussell fährt um sein eigenes Ich." (Förster.)

„Die Liebe geht nicht aus" (1. Kor. 3, 18), so auch nie dein Mut und deine Lust, anderen einen Liebesdienst zu erweisen. Wir können darin nie genug tun. Darum wähle konsequent, was das Liebevollste ist. Die Taten der Liebe, die man nicht gerne tut, haben einen besonderen Segen. Sei stets freundlich gegen Arme. Laß auch die Tiere und Pflanzen an deiner Freundlichkeit teilnehmen. Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit gehören auch zur Liebe. Kein stilles Zürnen! Man muß die Menschen nehmen, nicht wie sie sein sollen, sondern wie sie sind, und durch Liebe, mit Geduld etwas Besseres aus ihnen zu machen suchen. Man muß jede Arbeit mit Liebe tun. Jedes Liebeswerk trägt in sich den Segen des Trostes und der Freude, immer neue Lust zu guten Werken und am Ende die edle Leidenschaft, immer Gutes zu tun, und das ist der vollkommene Sieg des Guten, ja, des Göttlichen im Menschenherzen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Von Joseph Spillmann, S. J. Nachdruck verboten

Ein Opfer des Beichtgeheimnisses

Fortsetzung

In dem Saale fand Abbe Montmoulin das Gerichtspersonal versammelt. Auf einen Wink des Präsidenten verlas der Gerichtsschreiber noch einmal das Todesurteil. Dann fügte er bei, da die Frist für eine Appellation unbenutzt verstrichen, sei dasselbe inzwischen rechtskräftig geworden.

Der Präsident fragte nun, ob er in der Unterlassung einer Appellation das Zugeständnis erblicken dürfe, daß der Verurteilte die Todesstrafe als verdient anerkenne.

Dagegen erhob der Priester feierliche Einsprache und beteuerte abermals seine volle Unschuld. Gerne räume er ein, daß das Gericht im guten Glauben gehandelt habe und durch die Umstände ohne Schuld irre geführt sei. Aber man möge wenigstens jetzt, da er keine Aussicht habe, durch Leugnen sein Leben zu retten, und im Begriffe stehe, vor den ewigen Richter zu treten, der feierlichen Versicherung glauben, daß er unschuldig sterbe.

Diese mit Ruhe und heiligem Ernste gesprochenen Worte machten selbst auf den Staatsanwalt einen sichtbaren Eindruck. Nach einer Pause zog der Präsident ein Schreiben hervor und erklärte, in Übereinstimmung mit seinen Mitrichtern, deren Mehrzahl, im Gegensatze zum Wahrspruche der Geschworenen, von dem beigebrachten Schuldbeweise nicht völlig überzeugt gewesen sei, und namentlich im Hinblick auf das unbescholtene Vorleben des Verurteilten habe er es für seine Pflicht erachtet, um Begnadigung einzukommen. Seine Bitte sei in der Tat gewährt und der Verurteilte als Sträfling zur lebenslänglichen Deportation nach Neu-Kaledonien begnadigt. Der Gerichtsschreiber möge das neue Urteil, das hiermit sofort rechtskräftig werde, dem Begnadigten vorlesen.

Aber Abbe Montmoulin, der das Todesurteil ohne Wanken gehört hatte, taumelte und wäre wie vom Schlage getroffen zu Boden gestürzt, wenn nicht einer der Gendarmen rasch herzugesprungen wäre und ihn gehalten hätte. Man mußte ihn sich setzen und mehrere Minuten ruhen lassen, ehe er seine Fassung soweit gewonnen hatte, daß er dem bestürzten Präsidenten mit abgebrochenen Worten für dessen gewiß in bester Absicht um seinetwillen gehabte Mühe danken konnte. „Gott weiß es, Herr Präsident, Sie haben mir eigentlich durch diese Begnadigung einen schlechten Dienst erwiesen. Ich glaubte mein Kreuz heute oder morgen niederlegen zu können, und nun muß ich ein noch schwereres weiterschleppen, vielleicht auf manches Jahr", sagte er zum Schlusse.

Der Präsident blickte fast verlegen seine Mitrichter an und sagte: „Der Fall ist mir zwar noch nicht vorgekommen, daß ein zum Tode Verurteilter die Begnadigung zurückwies; aber ich glaube, er braucht sie nicht anzunehmen. Wenn also der Verurteilte den Tod vorzieht —"

„Ich glaube die Begnadigung annehmen zu müssen, weil ich unschuldig bin und nicht über mein Leben verfügen darf. Wäre ich schuldig, dann dürfte ich um die Todesstrafe als vollkommenere Sühne bitten. So aber glaube ich das mir angebotene Leben, so schwer mir seine Bürde auch sein mag, nicht zurückweisen zu dürfen."

Der Präsident und die Richter beredeten sich über diese Antwort und sahen ihre Richtigkeit ein. Zugleich drängte sich ihnen aufs neue die Überzeugung von der Unschuld des Verurteilten auf. Ein Schuldiger hätte die Begnadigung mit Freuden angenommen; jedenfalls war es undenkbar, daß er die Heuchelei so weit treiben könnte, — so sagten sie sich. Aber ihre persönliche Überzeugung vermochte nun an der vollendeten Tatsache nichts mehr zu ändern. Das Urteil konnte nur durch eine neue Gerichtsverhandlung umgestoßen werden, und diese durfte einzig auf Grund ganz neuer und überzeugender Beweise der Unschuld bewilligt werden, und solche lagen nun einmal nicht vor. Der Präsident fragte also ein letztes Mal:

„Verurteilter, nehmen Sie die Begnadigung an oder nicht?"

„Ich glaube sie annehmen zu müssen."

„So übergebe ich den Verurteilten dem Direktor des Gefängnisses zur Vollstreckung der Deportation im Namen des Gesetzes."

Der Befehl wurde vom Gerichtsschreiber geschrieben, vom Präsidenten unterzeichnet und mit dem Siegel des Gerichtes

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

versehen dem Direktor übergeben. Alsbald befahl derselbe einem Gendarmeriesergeanten, den Verurteilten nach Marseille zu begleiten, von wo noch im Laufe der Woche ein Schiff mit Deportierten nach Neu-Kaledonien unter Segel ging. Abbe Montmoulin verneigte sich vor dem Gerichtspersonal und folgte dem Sergeanten wankenden Schrittes in eine Zelle, wo ihm bedeutet wurde, er habe sich sofort umzukleiden. Er mußte das trotz seiner Bitte in Gegenwart des Sergeanten und Wärters tun. Mit Tränen in den Augen legte er die Soutane, das Gewand des Priesters, ab. Der Sergeant warf sie in eine Ecke und sagte hohnlachend: „Na, wir werden Ihnen für diese schwarze Vogelscheuche eine nette gestreifte Zwilchjacke geben!“ Die Leibwäsche, welche Abbe Montmoulin anlegen mußte, trug den Stempel der Deportierten und die Nummer, welche inskünftig sein Name sein sollte. „Sie heißen nun nicht mehr Montmoulin, sondern Nummer 5348, und damit Sie das nicht vergessen, sind alle Ihre Kleider damit bezeichnet“, erklärte der Sergeant. „Wir hatten einmal einen Taugenichts aus Paris, der immer seine Jacke auszog, wenn man ihn um seinen Namen fragte, und dazu log: „Parbleu! Ich habe kein Gedächtnis für Zahlen; lesen Sie es selbst, Herr!“ — Und was haben Sie denn da auf dem Leibe?“

„Mein Skapulier!“

„Fort damit! So ein Ding habe ich noch bei keinem Deportierten gesehen!“ Und der rohe Mensch riß dem Priester das geweihte Schutzkleid der Mutter Gottes ab. „So —! nun in die gestreifte Jacke hinein! — Na, was für einen schmucken Kerl wir an Ihnen haben! Nur der Bart ist noch etwas kurz und stachelig und die Tonsur noch nicht völlig zugewachsen. Wird schon kommen! — Noch etwas gefällig?“

„Ich habe die Verpflichtung, täglich mein Brevier zu beten; ich muß also bitten, mir dasselbe zu lassen.“

„Hahaha! Nicht übel! Wahrscheinlich wollen Sie auch täglich Messe lesen und Ihren saubern Kumpanen eine Predigt halten? Die Kerle könnten es brauchen! Aber beruhigen Sie Ihr zartes Gewissen. Sie bedürfen Ihrer Lebtag keines Breviers mehr, und mit dem ganzen Pfaffenhandwerk ist es überhaupt für Sie aus und Amen.“

„Ich bitte Sie, mein Herr, von dem priesterlichen Berufe mit mehr Achtung zu sprechen“, erwiderte Abbe Montmoulin empört.

„Sapperlot! Sie hätten ihn mit mehr Achtung behandeln sollen! — Sind wir jetzt fertig?“

„Ich muß freilich zugeben, daß der Schein wider mich spricht“, sagte betrübt der Verurteilte; dann fügte er demütig bittend bei: „Ich darf doch wenigstens meinen Rosenkranz mit mir nehmen, den ich seit dem Tage meiner ersten Kommunion täglich betete?“

„Nichts da! Das Reglement erlaubt den Deportierten außer der Sträflingskleidung gar nichts mitzunehmen.“

„Der Rosenkranz ist zugleich ein teures Andenken an meine liebe Mutter —“

„Ach, Herr Sergeant“, wagte der Wärter schüchtern einzuwenden, welcher den Gefangenen achten und lieben gelernt hatte, „lassen Sie ihm das Ding; er kann ja damit weder sich noch andern Schaden zufügen!“

„Was geht das Sie an? Er soll den Firlefanz nun einmal nicht mitnehmen! Legen Sie ihm die Handschellen an und die vorschriftsmäßigen Fußketten. Ich will unterdessen sehen, ob die Staatskarosse für diesen Herrn angespannt ist.“ Damit ging der Sergeant hinaus. Der Wärter ergriff den Rosenkranz und schob ihn dem Verurteilten in die Tasche. „Und wenn es mich meine Stelle kosten sollte, ich kann Euch diesen letzten Trost nicht vorenthalten“, sagte der wackere Mann und fügte bei: „So wahr ich lebe, glaube ich, daß Ihr die Tat nicht verübtet, derentwegen Ihr verurteilt seid. Verzeiht mir, daß ich gezwungen bin, Euch die Beinfesseln anzulegen. Ich hoffe, daß es mir nicht zur Sünde angerechnet wird, wenn ich auch an einem Priester tue, was leider meines Amtes ist.“

„Habt darüber keine Unruhe, guter Mann, und Gott lohne Euch Eure Freundlichkeit“, entgegnete Abbe Montmoulin. „Wenn Ihr könnt, so überbringt meinen Abschiedsgruß an meine liebe Mutter und Schwester und an deren Kinder in der Rue de la Colombe Nr. 21. Es scheint, man will mich so rasch fortführen, daß ich sie nicht noch einmal sprechen kann. Und es ist so auch besser. Was wäre es für ein Schmerz für meine arme Mutter, mich in diesem Anzuge zu sehen! Saget ihnen und den beiden Kindern meiner Schwester, ich werde täglich für sie beten.“

Die Rückkehr des Sergeanten beendete

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

das Gespräch. Abbe Montmoulin wurde nun dem Gouverneur des Gefängnisses vorgeführt, der ihm die gesetzlichen Bestimmungen vorlas und bedeutete, im Falle der Flucht und Wiederergreifung auf dem Boden Frankreichs habe ein Deportierter öffentliche Brandmarkung und lebenslängliche Zwangsarbeit zu gewärtigen. Dann wurde der Priester von Gendarmen zum Gefängniswagen begleitet; einer derselben stieg mit ihm ein, der Sergeant setzte sich zu dem Kutscher auf den Bock, und fort ging es aus dem Gefängnishofe durch die Straßen der Stadt nach der Bahn.

Das Gerücht von der Begnadigung des Verurteilten und von seiner Überführung nach Marseille hatte sich rasch in der Stadt verbreitet, und Scharen von Pöbel waren an den Bahnhof geeilt, um den Pfarrer, den sie so gerne auf dem Schaffotte gesehen hätten, wenigstens bei seiner Abreise zu verhöhnen. Als der Gefängniswagen am Bahnhofe ankam, wurde er mit Heulen und Pfeifen empfangen. Kaum gelang es den Gendarmen, den Priester in das Bahngebäude zu retten.

„An die Laterne mit ihm!" brüllte der Pöbel und Steine flogen von allen Seiten. Der Wurf eines Gassenjungen traf Abbe Montmoulin ins Gesicht, daß ihm das Blut herniederlief; dann geleitete man ihn durch eine Seitentüre und quer über den abgesperrten Perron rasch in den Wagen, der ihn nach Marseille bringen sollte. Man mußte ein Becken mit Wasser bringen, um ihm das blutige Gesicht zu waschen, und zufällig leistete ihm der Schaffner, der vor Gericht zu seinen Ungunsten ausgesagt hatte, der Küster sei mit dem Zuge abgereist, diesen Dienst.

Der Mann erschrack, als er den Priester erkannte. „Herr, ich glaubte nach meinem Gewissen ausgesagt zu haben", sagte er. „Später sind mir doch Zweifel gekommen, ob ich mich nicht geirrt habe. Verzeiht mir, wenn ich Euch unrecht tat!"

„Ihnen und allen ist längst verziehen!" sagte Abbe Montmoulin und drückte dem Schaffner die Hand.

Bald setzte sich der Zug in Bewegung. Durch das vergitterte Fensterchen des Verschlages, welcher für den Gefangenentransport eingerichtet war, sah Abbe Montmoulin noch einmal die Türme von Aix und dahinter die Felskuppe von St. Victoire, an deren Fuß sein Pfarrdorf lag und er sagte traurig: „Auf Nimmer-Wiedersehen!"

Er meinte, der Schmerz wolle ihm das Herz brechen. Erst jetzt nach der Begnadigung kam er zum ruhigen Nachdenken und damit zum vollen Empfinden seines Schicksals. Der Sergeant, der ihm gegenüber seine kurze Pfeife rauchte, ließ ihm volle Zeit dazu. Abbe Montmoulin hatte sich alles so schön zurechtgelegt: den kurzen Weg zum Schaffott die letzte Lossprechung, welche ihm der Priester auf dessen Stufen erteilen würde, die nochmalige Erklärung seiner Unschuld vor dem versammelten Volke, und dann einen raschen, vielleicht fast schmerzlosen Tod, nach welchem er der Lehre der Kirche gemäß mit Sicherheit auf die ewige Seligkeit rechnen durfte. Und nun sah er sich durch diese unglückliche Begnadigung so weit vom Hafen der Ruhe mitten in die Wogen des Lebens zurückgeschleudert. Und welch eines Lebens! „Ich Unglücklicher! Ich war der herrlichen Krone nicht würdig, nach welcher ich in eitler Selbstüberhebung die Hand ausstreckte", klagte er in seinem Innern. Noch nie hatte er die Schwere des furchtbaren Opfers so empfunden, welches ihm die Pflicht des Beichtgeheimnisses auferlegt. Sie schien ihm jetzt fast unerträglich, und eine Art Verzweiflung drohte ihn zu umstricken. Mit aller Macht des Glaubens suchte er dagegen zu ringen; aber wenn auch der Wille in diesem Sturme der Versuchung nicht wankte, über die Bitterkeit des Gefühles hatte er keine Macht. Alles war ihm zum Ekel und Überdruß, und wie ein Wunsch ging es ihm durch die Seele: „Wenn doch der rastlos hinbrausende Zug an irgend einem Hindernis zerschellte und alles ein Ende hätte!"

Der fromme Priester erschrak über diesen unfreiwilligen Gedanken und flehte unwillkürlich mit Petrus: „Herr, rette mich, ich versinke!" Und nun begann er zu beten. In der Nacht seiner an Verzweiflung grenzenden Trostlosigkeit rief er mit dem Psalmisten den ergreifenden Notschrei einer zum Tode betrübten Seele: „Aus der Tiefe, o Herr, schreie ich zu dir: Herr höre meine Stimme, und deine Ohren mögen achten auf den Ruf meines Flehens!" (Ps. 128.) „Rette mich, o Gott, denn die Wasser dringen mir bis an die Seele! Fest stecke ich im Schlamme des Abgrundes und habe keinen Halt mehr. Ich treibe auf der Höhe des Meeres, und der Sturm versenkt mich. Ich ringe und schreie, und heiser

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

wurde meine Stimme, und mein Augenlicht versagt, da ich doch auf meinen Gott hoffe!" (Ps. 68.)

Zweiundzwanzigstes Kapitel

Neu-Kaledonien

Abbe Montmoulin hatte sich sein Los unsäglich hart vorgestellt, als er auf dem Zuge Marseille zufuhr; aber die Wirklichkeit war noch um vieles härter.

Schon in dem Gefängnisse zu Marseille, in welchem er einige Tage auf die Abfahrt des Schiffes zu warten hatte, bekam er einen Vorgeschmak dessen, was er auf der Reise selbst erdulden sollte. Der Priester hatte bisher seine eigene Gefängniszelle gehabt, in welcher ihn niemand in seinen Gedanken und Gebeten störte. Hier wurde er mit über hundert Leidensgenossen in einen gemeinsamen Raum gepfercht und konnte bei Tag und Nacht keinen Augenblick allein sein. Und in was für eine Gesellschaft war er gekommen! Der Abschaum aller Gemeinheit und Schlechtigkeit umgab ihn. Diebe, Betrüger, Räuber, Seelenverkäufer, Mörder, Anarchisten — eine wahre Senkgrube moralischer Fäulnis! Schon der Anblick dieser von den schlimmsten und gemeinsten Lastern gebrandmarkten Gesichter war für einen edeln Menschen eine Qual. Viele litten infolge ihrer Laster an ekelhaften Krankheiten. Dann ihre schmutzigen Reden, ihre entsetzlichen Flüche und Lästerungen, in welchen sich der Haß gegen Gott und gegen die Menschen Luft machte!

Mit dem eigenen Spürsinn des Lasters hatten die Gefangenen im Nu heraus, daß der Neuangekommene, der bleich und erschrocken in ihre Mitte gestoßen wurde, keiner von ihnen sei, und er war schon darum aller Feind.

„Hallo!" rief ihm ein Trunkenbold aus Lyon zu, der im Rausche sein Weib erwürgt hatte, und glotzte ihn aus seinem aufgedunsenen Gesichte an. „Was haben wir denn da für ein sauberes Pflänzchen? Seht euch einmal die feinen Händchen an, die noch niemals auch nur einen Schnaps verdient haben! Und das Gesichtchen — ein Betbruder, wie er im Buche steht!"

„Es wird mir übel, wenn ich den Kerl nur ansehe", sagte ein Einbrecher aus Toulon, „er riecht so nach Wachskerzen und Weihrauch! Soll mich der Kuckuck holen, wenn es nicht ein Küster oder gar —"

„Natürlich ist es ein Pfaff!" rief ein Pariser Beutelschneider, der sich hinter Abbe Montmoulin geschlichen hatte. „Seht nur seine Tonsur! Hahaha! Jetzt wird es lustig, Brüder! Der Pfarrer soll uns predigen und eine feine Choralmesse singen!"

„Ein Pfarrer! Ein Abbe!" heulte und höhnte die Schar. Und sofort begannen etliche das Requiem zu plärren, und ein infamer Mensch kniete sich vor Abbe Montmoulin nieder und begann unter dem wiehernden Gelächter der Bande zum Hohne ein Sündenbekenntnis, daß sich der entsetzte Geistliche schamrot die Ohren zuhielt, während andere von ihm wissen wollten, was er denn sonderlich Frommes getan habe, daß er der Ehre ihrer Gesellschaft gewürdigt sei. Kurz, es war ein Höhnen und Lästern, daß der arme Pfarrer von St. Victoire unwillkürlich der Qual gedachte, welche eine verlorene Seele in der entsetzlichen Gesellschaft der Verdammten zu leiden hat. „Das ist ja die Hölle auf Erden!" sagte er schaudernd zu sich.

Fünf Tage hatte er in dem Gefängnisse von Marseille zu warten; dann wurden die Deportierten an Bord des Kanonenbootes „Durance" gebracht. Zwei und zwei zusammengeschlossen, wurden sie von einer starken Gendarmerieabteilung durch die Straßen zum Hafen geleitet. Abbe Montmoulin sah unterwegs einen Priester, den er kannte, aus einer Kirche treten. Der Priester musterte mit traurigem Blicke den langen Zug der Verurteilten und suchte offenbar den Pfarrer von St. Victoire, von dessen Verbrechen und „Begnadigung" alle Blätter voll waren. Jetzt erkannte er ihn, mehr an seinem verschämten, bescheidenen Benehmen als an den durch sein Unglück im Laufe eines Monats um viele Jahre gealterten Zügen, und hob entsetzt die Hände empor. Errötend schlug Abbe Montmoulin seine Augen nieder: es war das letzte Zeichen von Mitleid, das er für lange Zeit sehen sollte.

An Bord der „Durance" wurden die Verurteilten alsbald in den unteren Schiffsraum geführt und eng zusammengepfercht auf harten Pritschen an Ringe angeschlossen. Solange das Schiff im Hafen blieb, durften sie nicht mehr auf das Deck. Und nun denke man sich diese von Haß und allen bösen Leidenschaften erfüllten Menschen in dem fast dunkeln und engen Raume! Und als endlich nach langen Stunden die Maschine zu stamp-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

fen und die Schraube zu rauschen anfing und das Schiff, von den Wogen erfaßt, die ein steifer Südwest ihm in die Flanke warf, zu wiegen und zu rollen begann, stellte sich die jammervollste Seekrankheit ein, doppelt ekelhaft in dem überfüllten Schiffsraume bei den rohen Verbrechern. Die Leiden, welche Abbe Montmoulin jetzt zu erdulden hatte, entziehen sich jeder Beschreibung.

Glücklicherweise trat nach einigen fast unerträglichen Tagen ruhigeres Wetter ein, und es wurde den Sträflingen gestattet, wenigstens einige Stunden auf dem Vorderteile des Verdeckes zuzubringen. Die „Durance" hatte den Kanal von Suez zurückgelegt und dampfte auf dem Roten Meer südwärts. Die Hitze wuchs, und in dem vollgepferchten Schiffsraume konnte man es kaum aushalten. Es war Abbe Montmoulin jedesmal, als sei es ihm unmöglich, sein Los weiter zu ertragen, so oft die Aufseher den ganzen Schwarm der Gefangenen die Schiffstreppen hinab in den schlecht gelüfteten, von dem ekelhaften Geruche der Seekrankheit erfüllten Raum trieben. Schon drei seiner Unglücksgefährten hatten sich über Bord gestürzt, um der Qual zu entgehen, und wenn der Priester nicht so fest im Glauben an Gott, den alleinigen Herrn über das Leben, und an die Ewigkeit gestanden hätte — es wäre wohl auch an ihn die entsetzliche Versuchung des Selbstmordes herangetreten.

Als das Schiff den Indischen Ozean erreichte und nun die weite Bahn nach der Südküste von Australien steuerte, warfen ihn endlich Elend und Traurigkeit so ernstlich aufs Krankenlager, daß der Schiffsarzt Nr. 5348 in eine etwas bessere, abgesonderte Koje zu legen befahl. Wochenlang schwebte er in hitzigem Fieber zwischen Leben und Sterben. Der Arzt, der ihn in seinen Fieberphantasien beobachtete, konnte sich nicht genug über die frommen und reinen Bilder wundern, welche den Kranken beschäftigten. Er predigte in seiner Pfarrkirche und namentlich über die Pflicht des Beichtgeheimnisses; er erklärte den Kindern den Katechismus, und wiederum redete er von Beicht und Beichtgeheimnis; er verkehrte mit seiner Mutter und war voll kindlicher Liebe und Einfalt; einmal stand er auch in seinem Fieberwahne vor Gericht und war sehr aufgeregt. „Sie werden mich verurteilen", stammelte er, „und ich darf ihnen doch nicht sagen, wer es getan hat." Der Arzt kam zur Überzeugung, daß der Kranke unschuldig sein müsse, und sprach dieselbe dem Kapitän gegenüber ganz entschieden aus. Der Kapitän zuckte die Achseln und sagte: „Nummer 5348 ist der Pfarrer von St. Victoire, dessen Prozeß ich zufällig ausführlich im „Figaro" gelesen habe. Es war mir kein Zweifel, daß die Schuld erwiesen sei. Ich gebe zu, daß ich mir nicht erklären kann, wie der Mann auch in den Fieberphantasien die Rolle des Heuchlers weiterspielt. Aber selbst gesetzt, er wäre wirklich unschuldig, so können wir sein Schicksal nicht ändern. Auf Ihre psychologischen Gründe hin wird kein Gerichtshof Frankreichs oder der Welt den Prozeß neu aufnehmen."

„Aber wir können doch vielleicht etwas dazu beitragen, sein Los zu erleichtern", erwiderte der Arzt.

„Ich nicht. Ich habe das Kommando meines Schiffes, und in andere Sachen mische ich mich nicht. Reden Sie meinetwegen mit dem Kommandanten der Strafanstalt auf der Insel Nu, an den ich die Sträflinge abzuliefern habe, auf die Gefahr hin, von ihm ausgelacht zu werden. Damit ließ der Kapitän den Schiffsarzt stehen und schritt auf seine Kajüte zu.

Die „Durance" näherte sich jetzt der Baßstraße, welche die Südostspitze Australiens von Tasmanien trennt. Angesichts des Vorgebirges Wilson, das weit in die breite Durchfahrt hineinragt, konnte Abbe Montmoulin an der Hand des Schiffsarztes endlich wieder das Verdeck betreten.

„Ist das der Strand meiner neuen Heimat?" fragte er traurig lächelnd.

„Es ist die südlichste Spitze Australiens. Wir sind immer noch dritthalbtausend Kilometer von Neu-Kaledonien entfernt. Ich meinte lange, Sie würden den Ort Ihrer Bestimmung nicht erreichen; jetzt aber hat Ihre Natur doch gesiegt. Wie befinden Sie sich in dieser erquickenden Seeluft?"

„Gut; ich danke. Ohne Ihre große Sorge läge ich jetzt auf dem kühlen Grunde des Meeres begraben."

„Und Sie denken, es wäre besser für Sie, wenn Sie gestorben wären? Ich begreife das."

„Ich denke, es ist so besser, wie es Gott gefügt hat; doch leugne ich nicht, daß ich den Tod meinem Lose vorzöge, wenn ich nur auf die Stimme der Natur hörte", antwortete der Priester.

„Ich freue mich dennoch, daß es mir ge-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

lungen ist, Sie zu retten", entgegnete der Arzt. „Ich glaube nämlich an Ihre Unschuld und hoffe, daß dieselbe eines Tages offenkundig werde."

Ein freudiges Licht brach aus dem Auge des Gefangenen „Gott vergelte Ihnen dieses Wort!" sagte er, dem Arzte dankbar die Hand drückend. „Es ist der erste menschliche Trost, der mir seit Wochen zu teil wird. Ich wage zwar nicht zu hoffen, auf Erden Gerechtigkeit zu erlangen, um so sicherer aber erwarte ich sie im Jenseits."

Der Arzt verließ den Genesenden, um ihm die Gefühle nicht zu verraten, welche diese Antwort in seinem Herzen hervorrief. Wie so viele Ärzte hatte auch er an den Hochschulen durch die vergiftete Lehre ungläubiger Professoren Schiffbruch an seinem Glauben gelitten. Jetzt mußte er sich sagen: „Es ist doch etwas Erhabenes um den Mut, mit dem der Glaube an einen gerechten Gott und an die Unsterblichkeit der Seele den Menschen erfüllt! Ich möchte einen Ungläubigen an der Stelle dieses Priesters sehen. Wie lange schon hätte er in Verzweiflung seinem Leben ein Ende gemacht! Und wenn ich mich nicht täusche, ist irgend ein Pflichtgefühl die Ursache seines Schicksals."

Hätte Abbe Montmoulin geahnt, daß seine Geduld die erste Veranlassung zur Bekehrung dieses Mannes sein sollte, die sich freilich erst viel später vollzog, es wäre ihm das ein noch weit größerer Trost gewesen als dessen freundliches Wort.

Weiter eilte die „Durance", jetzt in nordöstlichem Laufe, und endlich tauchten die Berge Neu-Kaledoniens aus den Wogen der Südsee empor. Jetzt, am fünfzigsten Tage der Fahrt, wurde der weiße Gischtkranz der Korallenriffe sichtbar, welche die Insel umwallen. Auf ein Kanonensignal kam in schwankem Boote ein Lotse, um das Schiff durch die gefährliche Einfahrt zu steuern, und endlich ging der Dampfer auf der Reede zwischen der Halbinsel Ducos und dem Eilande Nu vor Anker. Die Sträflinge wurden auf dem Verdecke aufgestellt; auch Abbe Montmoulin mußte in ihre Reihe treten, gefesselt wie der gemeinste von ihnen. Am Strande hin dehnten sich langgestreckt die Baracken der Strafanstalt, rechts und links drohten die Kanonen der Forts, den Hintergrund bildeten die kahlen Hügel der kleinen Insel. Weiter nach links, hinter der Bai, an welcher Port de France liegt, die Hauptstadt Neu-Kaledoniens, die vom Schiffe aus nicht gesehen werden konnte, erhoben sich die wilden Felskuppen der großen Insel hoch in die Wolken. Die glühende Tropensonne warf ihr blendendes Licht auf das fremdartige Landschaftsbild, und der Gedanke: „So ferne der Heimat!" bemächtigte sich wohl auch des rohesten unter den Verbrechern. Abbe Montmoulin wenigstens ging ein Stich durchs Herz beim Gedanken an das ferne Frankreich mit seinen Lieben. War es ja fast um die Hälfte des Erdenrundes von ihm getrennt, und er durfte nicht hoffen, dasselbe jemals wiederzusehen.

Es blieb aber für den Augenblick wenig Zeit, diesem traurigen Gedanken nachzuhangen. Der Kommandant von Nu kam an Bord, um die Sträflinge zu übernehmen. Mann für Mann wurde von ihm inspiziert, oder vielmehr „Nummer für Nummer", auch Nummer 5348.

„Der Sträfling war auf der Überfahrt schwer krank", bemerkte der Schiffsarzt. „Er scheint auch sonst nicht an schwere Arbeit gewöhnt. Ich möchte ihn für den Anfang wenigstens zu Dienstleistungen im Spitale empfehlen." Dann fügte er leise bei: „Es ist ein Priester, und ich halte ihn für unschuldig."

Der Kommandant zog unwillig die Augenbraunen zusammen und erwiderte trocken: „Nummer 5348 wird behandelt wie alle andern. Wer uns von den französischen Gerichten als schuldig zugeschickt wird, muß uns als schuldig gelten. Ein Priester, der seinen Stand entehrte, hat am allerwenigsten ein Anrecht auf mildere Behandlung. Ich werde ihn vom Oberarzt des Spitals untersuchen lassen und danach handeln."

Nach diesen halblaut gesprochenen Worten, welche Abbe Montmoulin hörte, wandte sich der Kommandant an die Sträflinge und rief: „Achtung! Man hat euch von Frankreich herüber uns nicht zugeschickt, daß ihr in süßem Nichtstun auf Staatskosten lebt, und ich verspreche euch, wer sich dem strammen Reglement nicht fügen will, der soll unter mir ein Hundeleben haben. Man wird ihn krummgeschlossen in die Sonne legen, daß er meint, er liege in einer Bratpfanne. Verstanden? Wer sich fügt und willig zur Arbeit zeigt, soll es verhältnismäßig erträglich haben. Also wählet! Noch eines: Es könnte euch, wie schon manchem, der Gedanke kommen, einen Fluchtversuch zu machen. Ganz gut. Ich gebe euch dabei nur folgendes zu be-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

denken: 1. Die Wachtposten haben scharf geladen und Befehl, jeden flüchtigen Sträfling niederzuschießen. 2. Das nächste Land, die Küste von Australien, liegt über 1000 Kilometer nach Westen; wie sie diesen Strand ohne Fahrzeug und ohne Nahrungsmittel für wenigstens acht Tage erreichen wollen, ist die Sache der Flüchtlinge. 3. Bleibt noch das Innere Neu-Kaledoniens, in welches schon einige gute Schwimmer entkommen sind. Nun, Glück auf die Fahrt! Die meisten wurden von den wilden Kanaken aufgefressen, der Rest kehrte halbverhungert an die Küste zurück und überlieferte sich den französischen Posten. Und ich versichere euch, sie wurden regelmäßig so empfangen, daß ihnen alle Lust für eine zweite Ferienreise verging. — Verstanden? — Rechts um! Marsch!"

Die „Durance" hatte sich an die Landungsbrücke gelegt, und die Sträflinge schritten nun Mann für Mann, von Soldaten abgeholt und begleitet, am Kommandanten vorüber den von hohen Palisaden umgebenen Baracken zu. Über 1000 Sträflinge hatten in denselben auf harten Pritschen ihr Nachtlager. Die zufällig Anwesenden begrüßten die neuen Ankömmlinge mit düstern, spöttischen Blicken und manchem Fluchworte. Und erst als am Abende die Masse der Sträflinge zurückkehrte, welche den Tag über kompagnieweise in den Gärten und an den Straßenbauten unter Aufsicht der Wachmannschaften gearbeitet hatte, und den unlieben Zuwachs vorfand, welcher Luft und Raum noch mehr beschränkte, brach ein Sturm des Zornes und Ärgers aus, wie er nur bei rohen Verbrechernaturen möglich ist. Es gab jetzt wieder Szenen, welche an den Auftritt im Gefängnisse von Marseille erinnerten, und aller Hohn wurde in doppeltem Maße dem „Pfarrer" zugemessen. Selbst unter den Wächtern fanden sich Menschen, die ihren Haß gegen Priester und Religion den schuldlos Verurteilten entgelten ließen. Und dieses wahre Höllenleben sollte nun fort und fort andauern — wie viele Jahre?!

Der Oberarzt, welcher Nummer 5348 untersuchte, fand keinen Grund, dieselbe von dem gewöhnlichen Reglement zu entbinden. So mußte Abbe Montmoulin schon am folgenden Morgen mit der Schaufel auf der Schulter eine Abteilung begleiten, welche an einem Fahrwege nach der Spitze des höchsten Hügels zu arbeiten hatte, der einen Observationsposten trug. Auch dem stärksten Arbeiter, dessen schwielige Hände Hacke und Schaufel zu führen verstanden, wurde die harte Arbeit unter der glühenden Tropensonne fast unerträglich. Abbe Montmoulin brach unter ihr schon am ersten Tage beinahe zusammen; keuchend, in Schweiß gebadet und mit blutigen Händen kehrte er am Abende zu den Baracken zurück; er war so elend, daß er von den schlecht gekochten Yamswurzeln, die ihm ein Wächter in den Napf warf, kaum etwas kosten konnte. Wie gerädert legte er sich auf die harte Pritsche und fand doch stundenlang keinen Schlaf. Der Rosenkranz, den er heimlich betete, während rings um ihn her gelästert wurde, war sein einziger Trost. Und am nächsten Morgen mußte er wiederum beim Trommelschlag auf und antreten und hinaus zur Arbeit mit seinen blutigen Blasen an den Händen, und er dachte: „Nun, lange werde ich es nicht aushalten! Ein barmherziges Fieber wird mich wohl bald aus diesem Jammer befreien!"

Aber nein, er hielt es aus. Von Tag zu Tag besser. Seine an sich kräftige Natur gewöhnte sich an das Klima und die harte Arbeit, besser sogar als viele seiner anscheinend viel stärkeren Gefährten, deren Gesundheit schlimme Leidenschaft unterwühlt hatte. Als die Regenzeit eintrat, hatte zwar auch er ein paar Anfälle von Fieber, und er mußte einmal einige Tage ins Spital, das von den Josephsschwestern von Cluny versehen wurde. Allein er genas rasch wieder, so rasch, daß nicht einmal sein sehnlichster Wunsch sich erfüllte, die heilige Kommunion empfangen zu können. Er hatte einer der Schwestern seinen Stand entdeckt; aber die gute Seele, welche von den Sträflingen schon so oft hintergangen worden war, glaubte ihm nicht. „Wie wäre es auch möglich, daß ein Priester unter die schlimmste Klasse der Deportierten käme?" dachte sie und wandte sich entrüstet von dem sonnverbrannten Manne mit dem verworrenen Barte ab. Bitter schmerzte den Pfarrer das Mißtrauen der Ordensfrau. „Du gehörst nun einmal zum Auswurfe der Menschheit", sagte er sich. „Lerne doch endlich dich fügen und auf jede Hoffnung hienieden verzichten!"

Ein Jahr verging. Man schickte Nummer 5348 mit andern Nummern an die Ostküste Neu-Kaledoniens in die Kupferminen von Balaad. Woche auf Woche

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

und Monat auf Monat schob Abbe Montmoulin in der Reihe mit den andern seinen Schiebkarren voll zu Tage geförderten Erzes in die Stampfhütten. Ein zweites Jahr war verflossen; er zählte schon lange die Wochen und Monate nicht mehr. Das dritte Jahr war schon weit vorgeschritten. Er dachte nicht mehr daran, daß es jemals anders werden würde. Wie viele seiner Unglücksgefährten waren schon gestorben und ohne Klang und Sang am Rande des nahen Urwaldes begraben! Wann würde man auch ihn unter der riesigen Baniane, welche die kreuzlosen Rasenhügel beschattete, endlich zur Ruhe betten? Er hatte nur noch einen Wunsch: daß ihm einer der Maristenmissionäre von Balaad in seiner Todesstunde beistehen und die heiligen Sakramente reichen möchte.

Aber auch dafür hatte er nur geringe Aussichten. Die Missionäre wären ja freilich mit Eifer den ziemlich weiten Weg an das Sterbelager eines jeden der Sträflinge geeilt; allein die Wärter und die Wache nahmen sich die Mühe nicht, einen Boten nach der Mission zu senden. Um dennoch dieses letzten Glückes, wenn immer möglich, nicht verlustig zu gehen, wandte sich Abbe Montmoulin an einen der christlichen Kanaken, welche als Arbeiter an dem Stampfwerke der Minen verwendet wurden, und bat ihn, ihm heimlich ein Blatt Papier und einen Bleistift zu verschaffen. Mehr vermittelst Zeichen als vermittelst Worte machte er dem Eingeborenen seinen Wunsch klar und bewog ihn durch einige Sous, die den fügsamen Sträflingen für Tabak gegeben wurden, die Botschaft auszurichten. Er schrieb auf den Fetzen in lateinischer Sprache an den Obern der Mission von Balaad einige Zeilen, in denen er denselben um der Liebe Christi willen bat, einem schwer kranken Priester, der als Nummer 5348 unter den Sträflingen der Kupferminen zu finden sei, im letzten Kampfe beizuspringen.

„Wenn ich nun vom Fieber ergriffen werde", sagte er zu sich, „wird sich wohl ein Mensch finden, der für meine ersparten Sous diesen Zettel den Maristenpatres bringt, und so kann ich mit Ruhe mein letztes Stündchen erwarten. Oder soll das Opfer, welches mir das Beichtgeheimnis auferlegte, so weit gehen, daß ich sogar im Tode des Trostes der heiligen Sakramente entraten muß?! — Wie Gott will!"

Dreiundzwanzigstes Kapitel

Ein unerwarteter Besuch

In Aix hatte man inzwischen den Abbe Montmoulin beinahe vergessen. Drei Jahre sind eine lange Frist in unserer raschlebigen Zeit, in welcher sich die Ereignisse drängen. Nicht einmal die antiklerikalen Blätter redeten mehr von dem Skandal von St. Victoire.

Es war ein stürmischer Februarabend des Jahres 1891. Der Rechtsanwalt Meunier arbeitete noch beim Lampenlicht in seinem Bureau an einem schwierigen Wasserrechtsprozesse, den er nach wenigen Tagen vor Gericht führen sollte. Mit einem Blicke nach den Fenstern, an welche der Wind Schnee und Regen trieb, wollte er eben seine Mappe schließen und Feierabend machen, als der Diener eintrat und einen Fremden in dringenden Geschäften meldete.

„Um diese Stunde und bei diesem Wetter ein Fremder!" sagte der Rechtsanwalt erstaunt. „Wie ist sein Name?"

„Er wollte sich mir nicht nennen", antwortete der Diener. „Herr, wenn ich raten dürfte, so würde ich bitten, lassen Sie den Menschen nicht ein. Er ist zwar ordentlich gekleidet, aber hat in seinem Wesen etwas Wildes, Unruhiges."

Herr Meunier nahm eine Prise und überlegte einen Augenblick. Dann entschloß er sich, den Fremden doch vorzulassen. „Aber bleiben Sie in der Nähe, Jean", sagte er und stellte sich an den Kamin, mit dem Rücken vor das flackernde Holzfeuer.

Der Fremde trat ein und näherte sich in sichtbarer Aufregung dem Rechtsgelehrten. Kaum sah dieser im Lichte des Kaminfeuers das Gesicht des Eintretenden, so zuckte er unwillkürlich zusammen.

„Sie sind der Rechtsanwalt, welcher vor drei Jahren den Pfarrer von St. Victoire vor Gericht verteidigte?" fragte der Fremde, unruhig seinen grauen Filzhut in den Händen drehend.

„Zu dienen! Und Sie glaube ich kennen zu müssen, obschon ich Sie meines Wissens niemals von Angesicht gesehen habe", antwortete Meunier.

„Ganz recht. Die Säbelnarbe quer über mein Gesicht macht mich leicht kenntlich. Ja, ich bin der Küster Loser, dem Sie damals umsonst nachgespürt haben!"

Der Rechtsanwalt sagte anfangs keine Silbe. Er sah es dem bleichen, in heftigem Seelenkampf arbeitenden Gesichte

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

des Mannes an, daß derselbe des Willens war, ein Geständnis abzulegen. Man hörte einige Augenblicke nichts als das Knistern des Feuers, das Ticken der Standuhr und das Prasseln des Regens wider die Fenster. „Herr Loser", sagte endlich der Rechtsanwalt ernst, „Sie wollen mir etwas sagen?"

„Ja. Darum bin ich den weiten Weg von Valparaiso in Südamerika herübergekommen. Und jetzt, da ich vor Ihnen stehe, will es mir nicht über die Lippen." Er stockte und wischte sich den Schweiß von der Stirne. Dann sagte er mit heiserer Stimme: „Der Pfarrer ist unschuldig: — ich hab' es getan!"

Die furchtbare Anstrengung, die dem Manne dieses Geständnis gekostet, löste sich in einem krampfhaften Weinen. Herr Meunier schob ihm einen Stuhl hin, auf den sich Loser ganz vernichtet setzte; es dauerte lange, bis der Fremde sich soweit erholt, daß der Rechtsanwalt mit ihm reden konnte.

„Und von Südamerika sind Sie herübergekommen, um dieses Geständnis abzulegen?" fragte endlich Herr Meunier, dem Zweifel über den Geisteszustand seines Besuchers aufstiegen. „Was hat Sie dazu bewogen?"

„Genugtuung, Sühne will ich leisten", stöhnte der Mann. „Es läßt mir keine Ruhe!"

Der Rechtsanwalt dachte an das schreckliche Los, das er von dem unschuldigen Priester und dessen Familie nicht hatte abwenden können, weil es ihm nicht gelungen war, den Mann aufzuspüren, der jetzt vor ihm saß und der, so schien es ihm, alles getan hatte, um den Verdacht der blutigen Tat auf den Schuldlosen zu lenken, und Unwille erfüllte sein Herz. Anderseits erregte der Anblick des von Gewissensbissen übermannten Verbrechers, welcher sich zur Sühne bereit erklärte, sein aufrichtiges Mitleid. Diese beiden Gefühle kämpften in seinem Innern. Endlich sagte er nicht bitter, aber doch vorwurfsvoll: „Sie kommen leider spät mit Ihrer Selbstanklage. Wie wollen Sie jetzt genugtun für den Jammer, den Sie über den armen Abbe Montmoulin und dessen greise Mutter gebracht haben?"

Loser sprang auf und rang die Hände. „Mein Gott!" rief er, „das sage ich mir ja selbst Tag und Nacht! Haben Sie Erbarmen mit mir! Genugtun werde ich freilich nicht können, aber doch Sühne leisten, indem ich mein Haupt unter das Fallbeil lege!"

Das Mitleid siegte im Herzen des Rechtsanwalts. Er reichte Loser die Hand und sagte: „Verzeihen Sie. Ich wollte Ihnen nicht wehe tun. Übrigens können Sie doch in der Hauptsache noch Genugtuung leisten. Glücklicherweise ist ja Abbe Montmoulin nicht hingerichtet worden. Soviel ich weiß, lebt er noch in Neu-Kaledonien. Auch seine Mutter und Schwester sind noch am Leben. Und das Ärgernis, das sich an den Namen des guten Pfarrers von St. Victoire geknüpft hat, kann durch Ihr Geständnis jedenfalls gutgemacht werden. Hätten Sie sich doch nur früher, als der Prozeß gegen den Unschuldigen geführt wurde, zu dieser edeln Tat aufraffen können!"

„Nicht im entferntesten dachte ich daran, daß der Verdacht eines Mordes auf Abbe Montmoulin fallen könnte, als ich das Schiff bestieg, welches mich nach Buenos Aires brachte, während hier die Untersuchung geführt wurde", sagte Loser. „Zudem glaubte ich damals ganz sicher, der Priester würde in diesem Falle wenigstens aussagen, er habe mich gesehen oder ich hätte bei ihm gebeichtet; ja ich hielt es für ganz wahrscheinlich, daß er sich einem Beichtkinde gegenüber, welches sich inzwischen durch die Flucht in Sicherheit gebracht hatte, zum Beichtgeheimnisse überhaupt nicht für verpflichtet hielte. Meinte ich doch, was die Geistlichen vom Beichtgeheimnisse predigten, sei eitel Geflunker und die Beicht selbst nur von den Priestern erfunden, um irdischen Nutzen daraus zu ziehen, wie ich in schlechten Schriften und Zeitungen gelesen hatte. So dachte ich damals und schalt mich einen Toren, daß ich in der ersten Angst und Aufregung nach meiner unseligen Tat gebeichtet hatte."

„Also doch, wie der Herr Regens und ich vermuteten", rief der Rechtsanwalt. „Abbe Montmoulin wurde verurteilt als ein Opfer des Beichtgeheimnisses!"

„Als ein Opfer des Beichtgeheimnisses!" wiederholte schmerzlich bewegt Loser. „Und das hat mich auch zur Bekehrung und zum Entschlusse gebracht, nach Möglichkeit Genugtuung und Sühne zu leisten. Hören Sie!" Und nun erzählte Loser, wie er damals nach Buenos Aires entkommen war. Bei der Landung habe er gefürchtet, an seiner Narbe erkannt und verhaftet zu werden; denn er habe damals als ziemlich sicher angenommen, Abbe Montmoulin werde ihn mittelbar

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

oder unmittelbar der Polizei als Mörder verraten haben. Zu seiner Verwunderung sei ihm aber nichts geschehen, und er habe sich sofort einer Gesellschaft von Italienern angeschlossen, welche den Weg durch die Pampas nach den Silberbergwerken von Potosi in Bolivia einschlugen. Durch fabelhaftes Glück habe sich sein Geld verzehnfacht, ohne ihm Ruhe und Zufriedenheit zu bringen. Nach manchen Kreuz- und Querzügen habe er endlich die Anden überstiegen und sich voriges Jahr in der Nähe von Valparaiso in Chile eine Hacienda gekauft, da er geglaubt habe, über seine Tat, von welcher er nie mehr etwas gehört hatte, sei längst Gras gewachsen, und er dürfe unter verändertem Namen nun endlich ruhig seinen Raub genießen. Er hatte sich getäuscht: der Mord ließ ihm keine Ruhe. Er fand keine Freude an dem schönen, herrlich gelegenen Landgut mit dem Blicke auf die zauberhafte Bucht von Valparaiso und die eisgekrönten Gipfel der Anden; die edeln Rosse, die er auf seinen Weideplätzen züchtete, machten ihm keine Freude; das viele Geld, das ihm sein Verwalter vorzählte, und die reichen Zinsen, die ihm die Summen einbrachten, welche in den Salpetergruben von Tarapaca angelegt waren — nichts machte ihm Freude. Um die innere Unruhe, wie er meinte, zu beschwichtigen, kam er auf den Gedanken, sich Gewißheit über die Folgen seiner Tat zu verschaffen, indem er unter seinem angenommenen Namen an eine bekannte Südfrüchtehandlung in Aix schrieb, eine Kiste getrockneter Provencepflaumen bestellte und den Wunsch aussprach, man möge ihm die letzten drei Jahrgänge des „Provencalen“ gegen Berechnung mit in die Kiste legen. Er werde so zugleich mit den süßen Früchten seiner Heimat im fernen Chile manche liebe Erinnerung genießen können, — hatte er in seinem Briefe gesagt. Mit Freuden entsprach der Kaufmann dieser Bitte, in der Überzeugung, dem fernen Landsmanne einen doppelten Genuß zu verschaffen.

„Zwei Tage vor Weihnachten kam die Kiste aus Aix an“, erzählte Loser. „Ich sperrte mich mit dem Stoße alter Zeitungen in meinem Zimmer ein, und nach kurzem Suchen hatte ich das Datum des verhängnisvollen 20. Februar gefunden. In dem folgenden Blatte stand der erste Bericht des Mordes von St. Victoire und der Verhaftung des Pfarrers Montmoulin! Ich war wie vernichtet. Spaltenlange Aufsätze voll Hohn und Bosheit über den eifrigen Seelenhirten von St. Victoire folgten nun Blatt für Blatt. Die schwersten Verdachtsgründe gegen den Priester wurden angeführt, die Verhaftung seiner Mutter und Schwester mitgeteilt. Endlich fand ich die Hauptverhandlung — zwölf eng gedruckte Spalten —, zitternd suchte ich das Urteil; da stand es, und die Sinne wollten mir vergehen: Zum Tode verurteilt! „Herr, Sie glauben nicht, wie mir diese Worte durch die Seele schnitten! Ich weiß nicht, wie lange ich im Zimmer hin und her lief, bis ich endlich die Ruhe so weit erlangt hatte, daß ich die Verhandlung lesen konnte. Es war Mitternacht, bevor ich zu Ende kam. Also in der Tat: Abbe Montmoulin hatte mit keiner Silbe angedeutet, was ich ihm gebeichtet, ja nicht einmal, daß ich ihm gebeichtet, oder auch nur, daß er mich gesehen hatte, und zwar weil er in zarter Gewissenhaftigkeit schon darin eine Verletzung seiner priesterlichen Pflicht zu begehen fürchtete! Ja nicht einmal den Verdacht der Tat hatte er in irgend einer Weise von sich auf mich abzulenken gesucht! Und er schwieg, obschon sein Schweigen für ihn Schmach und Tod, für seine Mutter das bitterste Leid und für Ungezählte das schwerste Ärgernis bedeutete! Das alles stürmte auf mich ein — ich war wie zermalmt, als ich endlich die lange Verhandlung durchgelesen hatte. Ich weinte wie ein Kind.

„Dann griff ich wieder zu den Zeitungen, um das Ende zu finden. Es folgten spaltenlange Artikel über den Prozeß, voll Hohn auf Sie, den Verteidiger, und auf Ihren mißglückten Versuch, den Priester durch den Hinweis auf das Beichtgeheimnis und auf den ganz ähnlichen Fall in Polen zu retten — und doch hatten Sie das Richtige vermutet! Es folgten Aufsätze, welche den Skandal von St. Victoire zu antiklerikalen Zwecken benutzten und welche die Kirche und ihre Diener mit Hohn und Spott bewarfen. Endlich fand ich in einem Blatte mit Fettschrift die Worte: „Begnadigung des Raubmörders von St. Victoire“ und atmete ein wenig auf — aber die Begnadigung lautete nur auf Deportation nach Neu-Kaledonien.

(Schluß folgt.)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Karol I. und des Kronprinzen vor 15 Jahren der Kirche den Krieg bis aufs Messer erklärte, ihre Bischöfe steinigte, ihre Klöster plünderte und ihre Gläubigen verfolgte.

Vom Katholizismus in Japan. Die Gesamtzahl der Einwohner Japans beträgt 59 736 704, davon sind drei Viertel praktisch religionslos. Die letzte katholische Statistik spricht von 83 000 Katholiken und 202 Kirchen, die von 120 Priestern betreut werden. Im Jahre 1919 errichtete Papst Benedikt XV. eine apostolische Delegatur in Japan. Der gegenwärtige Kaiser Hirohito steht dem Katholizismus und dem Papsttum sehr wohlwollend gegenüber. Die Errichtung einer japanischen Gesandtschaft beim Vatikan, für welche die japanische Regierung bereits im Januar 1923 vom Parlament einen Kredit forderte, wurde einstweilen noch durch buddhistische Treibereien verhindert. Vor dem Zentralrat des Werkes der Glaubensverbreitung erklärte Kardinal van Rossum, Präfekt der Propagandakongregation, bald werde auch Japan seinen einheimischen Episkopat besitzen. Die Auserwählten sollen gleich den chinesischen Bischöfen in Rom konsekriert werden. Das von den japanischen Oratorianern Iwashita und Totsuka errichtete Oratorium in Tokio beginnt Früchte zu tragen: ihm ist dort die Gründung eines katholischen Studentenvereines an der kaiserlichen Universität zu danken. Wie die „Allgemeine Rundschau" berichtet, hat Professor Tanaka, der vor einiger Zeit zur katholischen Kirche übertrat und an der Universität in Tokio lehrt, ein Buch über seinen Aufstieg zur Kirche veröffentlicht: interessant ist, daß in zwei Wochen die ganze Auflage vergriffen war! Bemerkenswert ist auch, daß die japanische Baronesse Kawada Sueko, eine Tochter aus altem japanischen Adel, in den reformierten Zisterzienserorden (Trappistinnen) eingetreten ist. Laut „Croix" ist auch der Sohn des japanischen Botschafters in London, Matsui, zum Katholizismus übergetreten; zugleich mit ihm mehrere seiner Mitstudenten, sowie einer ihrer Professoren. Admiral Yamamoto, der Führer der japanischen Katholiken, war Taufpate der Konvertiten.

Mexiko. Die Opfer des Religionskrieges. Nach einer Meldung aus Mexiko wird die Zahl der Opfer des seit August 1926 andauernden Religionskrieges auf rund 8000 Tote und 15 000 Verletzte geschätzt.

Briefauszüge

Sommerach: Der schmerzhaften Muttergottes, dem hl. Antonius und der hl. Rita sei Dank für Erhörung und Befreiung von einem schmerzhaften Leiden und für glücklichen Verlauf einer Entbindung.

Herxheim: H. B.: Nach einer Novene zur lb. Muttergottes und Anwendung von Lourdeswasser erlangte ich Hilfe in schwerem Beinleiden.

Dem hl. Joseph und der kleinen hl. Theresia innigen Dank für treue Hilfe. Es wurden durch ihre Hilfe hervorragende Leistungen im Studium erzielt. Veröffentlichung war versprochen und kleines Missionsalmosen.

Leitmeritz: K. . . . als Dank für wiedererlangtes Gehör.

Talheim: Dem hl. Joseph und dem hl. Antonius sei Dank für Hilfe in einem Anliegen.

Schifferstadt: C. M.: Geld erhalten und besorgt.

Heilbronn: Dank dem hl. Antonius und der hl. Theresia vom Kinde Jesu für erlangte Hilfe.

Nürnberg: R. M.: Innigen Dank der lb. Gottesmutter dem hl. Joseph und dem hl. Antonius für auffallende Hilfe. Heidenkind war versprochen.

Ludwigshafen: Für Erhörung nach vierjährigem Leiden danke ich dem hlgst. Herzen Jesu, der lb. Gottesmutter, dem hl. Joseph und der hl. Theresia vom Kinde Jesu.

München: Durch die Fürbitte des hl. Antonius wurde mir in zwei Anliegen wunderbar geholfen.

Saulgau: Dank dem hlgst. Herzen Jesu, dem hl. Antonius und der hl. Theresia vom Kinde Jesu für Hilfe in schwerer Krankheit.

N.: Dank der hl. Theresia vom Kinde Jesu für Erhörung und Hilfe in einem Anliegen. . . . Mark für ein Heidenkind.

O.: Missionsalmosen als Dank und Bitte um weitere Hilfe.

H.: Für erlangte Hilfe im Stall.

Zornheim: Öffentlichen und herzlichen Dank dem hlgst. Herzen Jesu, der lb. Muttergottes, dem hl. Joseph, dem hl. Judas Thaddäus, dem hl. Franziskus, dem hl. Antonius, der hl. Mutter Anna, der hl. Monika, der hl. Theresia vom Kinde Jesu, dem hl. Schutzengel und Namenspatron, den 14 hl. Nothelfern und den armen Seelen im Fegfeuer für gutes Fortkommen in dem Studium der Kinder und besonderer Hilfe in sehr schwe-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

rem Anliegen. Veröffentlichung war versprochen.
L. R. in München: Dank der hl. Maria von Lourdes, dem hl. Joseph und dem hl. Sebastian für Hilfe in schwerer Krankheit. Veröffentlichung war versprochen.
Köln: Der lb. Gottesmutter, dem hl. Joseph und mehreren lb. Heiligen öffentlichen Dank für behaltene Arbeit.
Mülheim: Dank dem hlgst. Herzen Jesu, dem unbefleckten Herzen Mariä, dem hl. Antonius von Padua für außerordentliche Hilfe in schwerer Krankheit und Bedrängnis.
K.: Anbei . . . Mark als Dank dem hl. Antonius für einen verlorenen Gegenstand, der durch seine Fürbitte wieder gefunden wurde.
Emsdetten: Dank dem hl. Joseph für Hilfe in einer schweren Operation. Missionsalmosen zu Ehren des hl. Joseph und Veröffentlichung waren versprochen.
Zülpich: Ich hatte eine verquickte Geschäfts- und Steuerangelegenheit, mit der ich nicht fertig werden konnte. Ich nahm daher meine Zuflucht zum hl. Joseph, dem hl. Judas Thaddäus und dem hl. Antonius von Padua und fand sehr bald, besser als ich erhoffte, Erledigung. Ich sage hiermit Dank und sende zur freien Verfügung . . . Mark. Veröffentlichung war versprochen.
Hammer: Dank der hl. Maria, dem hl. Joseph, dem hl. Petrus Canisius und den armen Seelen für ihre Hilfe in einem großen Anliegen.
Malberg: Dank dem hlgst. Herzen Jesu, der Himmelskönigin, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius, dem hl. Wendelinus und der hl. Margaretha für Hilfe in zwei schweren Anliegen. Veröffentlichung war versprochen.
Hamburg: . . . Mark für Erhörung in einem Anliegen. Veröffentlichung war versprochen.
Fretten: Gabe für die gewünschte Novene erhalten. Gott vergelt's.

Gebetsempfehlungen

J. K.: Bitte ums Gebet der Vergißmeinnichtleser in einem schweren Familienanliegen. Gott vergelt's tausendfach.
Geldern: Um die Gesundheit meiner Schwester.
Mittelhofen: Ein krankes Fräulein bittet ums Gebet zur Ehre der immerwärenden Hilfe Mariens und dem hlgst. Herzen Jesu.
Grefrath: Eine kranke Witwe bittet um das Gebet um Befreiung von ihren Leiden zu erlangen.
Oberhausen: Um Regelung einer schweren Familienangelegenheit.
Balve: Eine Wohltäterin bittet um die Gesundung ihres jüngsten Kindes.
Mülheim-Speldorf: Eine Abonnentin bittet dringend um das Gebet eines schwer Kranken.
N. N. Sauerland: Für eine schwer kranke Mutter.
Um Hilfe bei der Renovation der Kirche.
Kamik: Um Hilfe in einem schweren Seelenleiden.
Zu Ehren des hl. Joseph und des hl. Judas Thaddäus um Hilfe in einem großen Anliegen des Hauses.
Würzburg: In schwerer Krankheit.

Memento

Teuerting: Maria Truth. Pleystein: Anna Pflaum. Baronsweiler: Schwester Marc. Geismar: Cordula Fladung. Ochsenfurt: Michael Deppisch. Höchberg: Josefa Roth. Würzburg: Auguste Heizenröther. Bütthard: Daniel Kraus. Würzburg: Berta Bichtel. Schillersdorf: Franziska Winkler. Pawlow: M. Frank. Sommerfeld: Karl Lingk. Berlin: Paul Nowotny. Hinzendorf: Anna Märker. Gr. Schmograu: Maria Gans. Faha: Margaretha Wallrich. Bescheid: Mathias Marx. Rulle: Elisabeth Honfeld, Wwe. Aachen: Joseph Vassen. Wissersheim: Hochw. H. Pfarrer Berger. Frechen: Frau Wwe. Lövenich. Heiligenwald: Frau Schwann.

Empfehlenswerte Bücher

Erdmütterlein ruft. Ein Bilderbuch für Kinder von sieben Jahren an und deren Erzieher. Text von Joseph Tratzmüller. Bilder von Andreas Untersberger. Gebunden *RM* 5.—. Verlag der Buchhandlung Ludwig Auer (Pädagogische Stiftung Cassianeum) in Donauwörth.
Tratzmüllers Bilderbuch ist nicht bloß ein Geschenk-Bilderbuch, sondern es wird zu einem wohlbrauchbaren Element des ersten Unterrichts, worin die Kräfte des Kindes sachgemäß geschult werden, um dem Anschauungsunterricht und späteren Aufsatzunterricht die Wege zu bereiten. Der Erwachsene wird vielfach erst durch das Kind inne werden, wie richtig der Verfasser die Kindesseele versteht und ihr die Wege zum rechten Erleben und klaren Empfinden weist.
„Nie und nimmer wieder Krieg!" Von Pater Theophil Ohlmeier, O. F. M. 144 Seiten kart. *RM* 1.—; Ganzleinenband *RM* 1.50. Verlag Franz Borgmeyer, Hildesheim.
Der Verfasser hält sich frei von phantastischer Friedensschwärmerei und überspannten Gefühlsäußerungen, er tritt uns als ruhiger, als nüchterner Philosoph entgegen, der die Welt und die Menschen nimmt, wie sie sind und mit allen Realitäten rechnet.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die von Sneckenström. Roman von Marika Stjernstedt. Berechtigte Übersetzung aus dem Schwedischen von Rhea Sternberg. (IV und 316 S.) Gebunden in Leinwand RM 5.20. Verlag Herder & Co., Freiburg i. Br. 1926.

Marika Stjernstedt ist eine der populärsten Schriftstellerinnen in Schweden. Der Roman „Die von Sneckenström" schildert das tragische Geschick einer katholischen Familie im protestantischen Lande. Ein Familienroman, ein Diasporaroman — jedenfalls ein werthaltiges, weltanschaulich überzeugendes und packendes Buch.

Mutter. Allen, die ihre Mutter lieben. Von Hubert Jakobs. 76 Seiten. Mit 5 ganzseitigen Einschaltbildern. Gebunden RM 3.20. Verlagsanstalt Benzinger & Co., Einsiedeln.

Den Kindern soll dieses Büchlein sagen, daß es in der Welt nichts Höheres und Schöneres für sie gibt als die Mutter, und daß sie darum wert ist aller Ehrfurcht, Dankbarkeit und Liebe. Die schönen Illustrationen sind dem Text des Büchleins trefflich angepaßt. Ein prächtiges Geschenk für die Frauenwelt.

Priester und Volk. Von Pater Cassian Karg, O. M. Cap. Doppelbändchen. 1. Auflage. 1.—10. Tausend. 95 Seiten. Kart. RM 0.75, auf Dünndruckpapier in biegsamem Leineneinband RM 2.—. Verlag der Schulbrüder, Kirnach-Villingen, Baden.

Dieses Büchlein hat eine wichtige Zeitmission zu erfüllen. In einer Zeit, wo das Priestertum so bekämpft wird wie heutzutage, kann man gar nicht genug die Bedeutung des Priestertums hervorheben. — Pater Cassian Karg nimmt bereits durch die Herausgabe seiner Sammlung „In der Schule des Heilandes" und des „Kleinen Geheimnisses", welche schon in einer Gesamtauflage von nahezu einer halben Million Verbreitung fanden, eine bedeutende Rolle in der Seelenführung ein.

Denksprüche der hl. Magdalena Sophie Barat. 2. Auflage. Preis RM 1.10. Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck.

Magdalena Sophie Barat war ein Kind des vorigen Jahrhunderts. Am 24. Mai 1925 wurde sie heiliggesprochen und damit uns allen als Vorbild gegeben. Die schlichte Sammlung erscheint nun in zweiter Auflage. Ihres Inhaltes tiefster Kern ist die Erfahrung einer im Lebenskampf ergrauten Heiligen, daß ohne übernatürliche, religiöse Kräfte nichts Dauerhaftes und wahrhaft Großes im Menschen erreicht werden kann.

„Kinder-Missionskalender 1928." 20. Jahrgang. Herausgegeben von der St. Peter Claver-Sodalität. 64 Seiten Kleinoktav mit einer farbigen Bilderbeilage. Preis 40 Groschen. Verlag der Claver-Sodalität, Salzburg, Dreifaltigkeitsgasse 19.

Im Herzen der Jugend Liebe und tätige Teilnahme für das Missionswerk zu wecken, das ist der Zweck des mit reichem Bilderschmuck ausgestatteten Kalenders.

Aus fernen Landen. Eine Sammlung illustrierter Erzählungen für die Jugend. Bisher 33 Bändchen. Verlag Herder, Freiburg i. Br.

Der Schwur des Huronenhäuptlings. Eine Erzählung aus der älteren Missionsgeschichte Kanadas von Anton Huonder, S. J. 9. Bändchen. Nach dem Englischen Mc. Sherrys bearbeitet. 17. und 18. Auflage. 39.—43. Tausend. (VI und 102 Seiten; 6 Bilder). Preis RM 0.80; gebunden in Halbleinwand RM 1.40. Verlag Herder, Freiburg i. Br. 1927.

Die heilige Taufe. Taufe eines Kindes nach dem Römischen Rituale. (Liturgische Volksbüchlein. Herausgegeben von der Abtei Maria Laach. 1. Heft. 2., verbesserte Auflage. 9.—12. Tausend. (VI und 24 Seiten). Kartoniert RM 0.50. Verlag Herder, Freiburg i. Br. 1927.

Das Büchlein bietet die Möglichkeit, im Anschluß an die Liturgie der Kirche die Taufe selbst und das durch sie geschenkte Gnadenleben in ihrer grundlegenden Heilsbedeutung neu zu erfassen und schätzen zu lernen.

Die Ignatianischen Exerzitien. Anleitung zum Verständnis und zum Gebrauch des Exerzitienbuches für Priester und Laien. Von Stadtpfarrer Karl Wild. Feine Ausstattung. 300 Seiten. Preis gebunden RM 3.— Verlag des Johannesbundes, Leutesdorf am Rhein.

Der Verfasser hat das, was im Exerzitienbuch verstreut angegeben ist, für den unmittelbaren praktischen Gebrauch, auch bei Exerzitien, klar zusammengestellt. Wertvoll ist die Hineinarbeitung vieler Stellen aus der Nachfolge Christi. Möchten doch die reichen Schätze des Exerzitienbuches für Aszese, Seelenführung und Seelsorge immer mehr gehoben werden!

Reimmichl. Eines Volksdichters Leben und Schaffen. 135 Seiten. Preis eleg. in Leinen gebunden RM 2.50, kartoniert RM 1.50. Verlagsanstalt Tyrolia A. G., Innsbruck.

Hunderttausende kennen Reimmichl aus seinen prächtigen Erzählungsbüchern. Sie wissen aber nicht, wie er ausschaut, wie seine Lebensschicksale waren, wie und wo er arbeitet, wirkt und lebt. Auf alle diese Fragen gibt das Gedenkbuch Antwort, das die Verlagsanstalt Tyrolia, in der alle Werke des Dichters erschienen sind, ihm zu seinem 60. Geburtstag (28. Mai) gewidmet.

Kleines Manuale der vollkommenen Andacht zu Maria nach dem seligen Ludwig Maria Grignon von Montfort. Von C. von Andrian-Werburg. XVI und 272 Seiten, zweifarbig gedruckt und in Rotschnitt gebunden. Preis RM 3.—; in Leinenband mit Rotschnitt RM 4.—; in Ganzleder mit Goldschnitt RM 7.—. Salesianer-Verlag, München 7.

Vorliegendes „Kleine Manuale" hat den Zweck, in das Verständnis der kostbaren Schriften des seligen Grignon von Montfort einzuführen und jenen, welche die vollkommene Andacht zu Maria üben wollen, einen kurzen Leitfaden in die Hand zu geben.

Unser Heimgarten. Ein Mädchenbuch von Magdalena Akantis. Mit 8 Kunstdruckbeilagen und 2 Bildern in Vierfarbendruck. In Halbleinen elegant gebunden, mit vierfarbigem Schutzumschlag. 240 Seiten. Preis RM 4.50. Marianischer Verlag, Innsbruck, Maximilianstraße 9.

Der Seelenadel der Gotteskindschaft. Von Pater Fr. R. Güllekes, S. C. J. 72 Seiten. Kartoniert RM 0.50. Verlag des Missionshauses Sittard, Post Wehr, Bezirk Aachen.

Ein herrliches Büchlein vom großen Glück der Gotteskinder. Dieses Büchlein eignet sich vorzüglich für die geistliche Lesung. Es wird sich sowohl durch die Orginalität seiner Gedankenfassung, als auch durch die schlichte vornehme äußere Aufmachung viele Freunde erwerben.

Jugendsport im Afrikanischen Urwald. Von Pater Jos. Fräßle, S. C. J. 84 Seiten. Gebunden in Rotleinen RM 1.50. Verlag des Missionshauses Sittard, Post Wehr, Bezirk Aachen.

Das neueste Werk auf dem Gebiete der Missionsliteratur. Der bekannte Verfasser wendet sich in diesem Buche an die Jugend und schildert in seiner kernigen Sprache wie die Afrikanische Jugend durch Spiel und Sport zu körperlicher Ertüchtigung und Charakterfestigkeit sich erzieht. Das ist das Ziel auch unserer Jugendbestrebungen und unsere Jugend kann von der schwarzen Jugend Afrikas in dieser Beziehung viel lernen. „Zweck des Afrikanischen Sports", „Sport im Urwald", sind einige Kapitel, die mit besonderem Interesse gelesen werden.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Schleuderer und andere Knabengeschichten. Von Maria Homscheid. Mit einem Geleitwort von Johannes Mumbauer und 5 Bildern von Rolf Winkler. 2. und 3. Auflage. (6.—9. Tausend. X und 148 S.) Gebunden in Leinwand RM 3.60. Verlag Herder & Co., Freiburg i. Br. 1926.

Knabengeschichten! Ja, echte Knabengeschichten, nämlich solche, die blitzende Augen und rote Ohren schaffen, will bedeuten: „feine" Erzählungen! Ich bin der Schriftstellerin einmal im Leben begegnet und wünsche ihr noch einmal zu begegnen, um ihr für dieses Büchlein zu danken.

Pater D. S.

Alle Bücher aller Verlage können bezogen werden durch den St. Josephs-Verlag, Reimlingen (Bay.)

Laienbrüder

Der Herr ruft dich Jüngling, weg vom Pflug, weg von der Werkstatt in seinen hl. Ordensstand. Groß ist die Aufgabe der Laienbrüder sowohl im Kloster wie in der Mission. Hier sollen sie durch Gebet und Selbstzucht, durch Gehorsam und Fleiß sich ausbilden für ihren schweren aber auch schönen Beruf. Sie sollen sich im Handwerk gründlich ausbilden, um später fruchtbringend anderen Meister und Führer in Erlernung eines Handwerkes zu werden. Gott ruft auch dich, folge seinem Rufe!

Anmeldungen sind zu richten an:
Hochw. P. Provinzial
Reimlingen, (bayer. Schwaben)

Studenten

Im Heidenlande als Missionar mitzuarbeiten am göttlichen Werke der Seelenrettung ist der Wunsch gar manchen, braven Jünglings. Solchen braven Jünglingen, die durch die Zeitverhältnisse ihrem Wunsche nicht gleich folgen konnten, ist in unserem Missionsseminar Gelegenheit gegeben, sich zu einem tüchtigen Missionspriester auszubilden. Aufnahme finden nur talentierte, gesunde Jünglinge von 14 bis 25 Jahren. Schulbeginn am 1. Mai.

Anmeldungen sind zu richten an:
Hochw. P. Direktor
Missionsseminar St. Joseph
Reimlingen, (bayer. Schwaben)

Armenseelenfreund

Gebet- und Erbauungsbuch für katholische Christen von einem Priester der Mariannhiller Mission

Preis: Rotschnitt Mk. 1.50; Goldschnitt Mk. 2.25

Nur allzuleicht vergessen wir, daß wir bei Gott außer den Heiligen noch sehr viele Fürsprecher haben, nämlich die armen Seelen. Je mehr wir für diese tun, um so mehr werden sie für uns an Gottes Gnadenthron ihre Fürsprache einlegen. Hier gilt auch der Satz: „Was ihr dem geringsten meiner Brüder getan, das habt ihr mir getan!" und der Heiland wird uns reichlich vergelten was wir für die armen Seelen tun. Aber nicht nur im November sollen wir ihrer gedenken sondern auch ganz besonders während der Fastenzeit. In dieser Zeit wollen wir unser Gebet den armen Seelen als Fastenalmosen zukommen lassen, ganz besonders jenen Seelen, deren niemand mehr gedenkt. Und wie vielen gilt das Wort: „Aus dem Auge, aus dem Sinn." Niemand betet für so viele Seelen, so wollen wir es wenigstens tun und da gibt uns der Armenseelenfrennd die Anleitung. Deshalb sollte das Buch weit verbreitet werden.

Zu beziehen vom St. Josephs-Verlag oder den Vertretungen

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Übereinkunft gerne gestattet

Verantwortl. Redakteur P. D. Sauerland, Missionshaus St. Paul, Walbeck Rhld.
Druck und Verlag der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bayr.-Schw.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht



Zeitschrift der Mariannhiller Mission Südafrika

Nr. 12 Dezember 1927 45. Jahrgang

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern
Für die Abonnenten des „Vergißmeinnicht" als Wohltäter unserer Mission werden täglich in der Klosterkirche zu Mariannhill zwei, oft drei heilige Messen gelesen.

Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius XI.

Bezugspreise:

Für Deutschland		**Mk. 2.—**
Österreich, Saargebiet, Luxemburg		**Mk. 2 bezw. denselben Wert in Sch. od. Fr.**
Schweiz		**Fr. 3.—**
Elsaß, Italien, Tschechoslowakei, Ungarn, Rumänien, Polen	**bei Einzelsendung**	**Mk. 2.50**
	bei wenigstens 5 Abonnenten	**Mk. 2.30**
	„ „ 20 „	**Mk. 2.15**
	„ 40 Abonnenten	**Mk. 2.—**
	bezw. denselben Wert in Fr., Lire, Kc., Zl. etc	

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen sind zu richten

für Süddeutschland, Tschechoslowakei, Elsaß-Lothringen, Italien:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Würzburg, Pleicher-Ring 3
Postscheckkonto Nürnberg 194

für Rheinland, Westfalen und Luxemburg:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Köln, Brandenburgerstraße 8
Postscheckkonto Köln 1652

für Schlesien und Norddeutschland:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Breslau IX, Sternstr. 52 p
Postscheckamt Breslau 15 625

für Österreich, Ungarn, Tirol, Vorarlberg, Jugoslawien und Rumänien:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Linz a. D., Steingasse 23 a
Postsparkasse Wien 24 847, Budapest 19 814

für Schweiz und Liechtenstein:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Altdorf (Ct. Uri)
Postscheckkonto Luzern VII 187

Kapitalien

Wer leiht unserer Missionsgenossenschaft größeres oder kleineres Kapital zu mäßigem Zinsfuß? Anfragen richte man an die Vertretungen der Mariannhiller Missionare.

21 Mark

ist der Preis für ein Heidenkind, das von unsern Missionaren im fernen Süden Afrikas getauft wird. Gaben für diesen Zweck sende man an die Vertretungen der Mariannhiller Missionare.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ordensnachrichten

Mariannhill: Hochwst. Herr P. Generalsuperior ist wieder nach seiner Europafahrt in Mariannhill eingetroffen. Er gedenkt, nach Regelung wichtiger Angelegenheiten, auch die Verlegung des Generalates betreffend, im Sommer des kommenden Jahres entgültig nach Europa, Sitz Würzburg, zu übersiedeln.

Würzburg. Der Neubau unseres Priesterseminars machte dank guter Witterung im Sommer und Herbst gute Fortschritte, so daß mit der Eröffnung im nächsten Jahre, vermutlich Mai, gerechnet werden kann. Wir bitten herzlich um gütige Mithilfe. Jeder Neupriester, welcher aus diesem Seminar hervorgeht, wird die erste hl. Messe im Seminar für die Wohltäter feiern.

Für die Wohltäter, die lebenden, wird im Missionshaus St. Joseph täglich eine hl. Messe gelesen und jeden Sonntag das Hochamt gehalten; für die verstorbenen Wohltäter täglich in St. Paul, Noviziat, eine hl. Messe. Dazu kommen noch überaus zahlreiche Gebete und Kommunionen für unsere Wohltäter in allen unseren Anstalten.

Die Zahl der eigentlichen Mitglieder der Missionsgenossenschaft (Professen mit zeitlichen bezw. ewigen Gelübden) betrug am 1. August 1927:

Patres in Südafrika 69;
Patres in Europa 15;
Theologen in Südafrika (Mariatal) 16;
Theologen in Europa 29;
Brüderprofessen insgesamt 265, davon in Europa 72, die übrigen in der Mission.
Novizen im Mai eingekleidet: Kleriker 19, Brüder 32.
Missionsstudenten: Das Seminar „Aloysianum" zählte im August 105 Studenten im Untergymnasium und 49 Obergymnasiasten, insgesamt 152; das Seminar St. Joseph für Spätberufe 150 Schüler.
Brüderpostulanten: im Postulat St. Joseph 21;
Brüderaspiranten im Postulat St. Joseph 35.
Brüderpostulanten: im Postulat St. Benedikt 6;
Brüderaspiranten im Postulat St. Benedikt 3;

Das Missionsgebiet der Mariannhiller erstreckt sich über das Apostol. Vikariat Mariannhill, Durban und Ost-Kapland; sowie Apostol. Präfektur Zambesi in einer Gesamtausdehnung in Größe des heutigen Deutschen Reiches.

Aus Welt und Kirche

Not in Amerika. Es gibt in den Vereinigten Staaten 12,5 Millionen Kinder im Alter von 10—15 Jahren. Wie lebt diese Jugend? Nahezu ein Zehntel aller dieser in der zartesten Entwicklungsperiode stehenden Kinder scheidet von vornherein aus den Reihen jener Heranwachsenden aus, von denen man vielleicht annehmen darf, daß sie eine glückliche Jugend haben. Ein Zehntel, weit über eine Million, muß sich unter Verzicht auf den kostenlosen Schulunterricht bereits ihr Brot in Fabriken und Bureaus selbst verdienen. Und ob die Statistik alle Fälle von Kinderarbeit zu zählen vermag? Es ist ein offenes Geheimnis, daß die Gesetze gegen Kinderarbeit in erschreckend vielen Fällen umgangen werden. Die Kinder verrichten eintönige, für sie nutzlose, keinerlei Fortbildung bringende Arbeiten. Aber die Unternehmer sparen Lohngelder. Man hat in Amerika hunderte von Jugendorganisationen: „Boy Scouts", „Girl Scouts", „Camp-Fire-Girls", Jugendklubs aller Art, Sportvereinigungen, Studentenverbindungen, man hat den „Christlichen Verein junger Männer" und den „Christlichen Verein junger Frauen", die militärisch gedrillten „Highlanders", die Katholische Jungensbrigade", jüdische Jugendbünde . . . Organisationen mit riesiger Verwaltungsaparatur, einem Stab von Direktoren und Ehrenpräsidenten und Zehntausenden von Jugendführern.

Sie alle zusammengenommen erfassen sicherlich nicht mehr als eine Million Kinder. Eine Werbeschrift für Jugendhilfe gibt sechs Millionen „underprivelegeds" an, „Unterprivilegierte", das sind die Armeen halbwüchsiger Jungens und Mädchen, die ihre moralische und soziale Erziehung auf den Straßen der großen Städte erhalten. Sechs Millionen junger Menschen, die dem riesigen Netz „Education" entschlüpfen . . . . Sie lungern in den dunklen Stadtvierteln umher, schwänzen die Schule, ersinnen böse Streiche und suchen auf ihre Art ein paar Cents zu verdienen. Oft geraten sie hier in die Hände der beiden besten Freunde des Elends: Laster und Verbrechen.

In den Vereinigten Staaten werden jährlich 235 Tonnen Opium verbraucht, beinahe das doppelte der Menge, die für den wissenschaftlichen Bedarf der ganzen Erde ausreicht. Italien konsumiert pro Kopf der Bevölkerung eine Jahresmenge Opium von einem „Grain", ein Sie-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

bentausendstel englisches Pfund. Deutschland verbraucht 2, England 3, Frankreich 4 Grain. Und die Vereinigten Staaten — 36 Grain!

Und die Jugend stellt unter den Verbrauchern einen hohen Prozentsatz dar. Viele Jungens machen sich einen Sport daraus, das Rauschgift „Heroin" zu nehmen. Gewissenlose Händler suchen unter ihnen Abnehmer und spornen sie an, in der Schule Kunden zu werben.

Und dann errechnen die Statistiker mit Entsetzen, daß sich das Durchschnittsalter der Gefängnisinsassen fast aller Staaten immer stärker senkt. So betrug es 1914 in Kalifornien noch 26 Jahre, 1924 nur noch 23 Jahre. Das heißt mit anderen Worten: die Kriminalität der Jugendlichen steigt. Mit großer Milde und häufiger Anwendung von Bewährungsfrist hat man es endlich erreicht, daß 85% der jugendlichen Verbrecher nicht rückfällig wurden. Aber noch immer werden jährlich über 200 000 junge Menschen in den Vereinigten Staaten wegen eines Vergehens unter Polizeiaufsicht gestellt.

Amerika ohne Not? Eine Legende . . . .

Briefauszüge

Köln-Nippes: Almosen zu Ehren des hl. Antonius als Dank für glückliche Operation.

Krefeld: Innigen Dank der lb. Gottesmutter, dem hl. Antonius, dem hl. Judas Thaddäus und dem hl. Fidelis für wunderbare Erhörung in großem Anliegen (Gerichtssache).

Koblenz: Gabe für den Studienfond zu Ehren des hl. Joseph für erlangte Hilfe dankend erhalten.

Fachbach: Dank dem hlgst. Herzen Jesu, der lb. Gottesmutter, der gottsel. Kath. Emmerich für besondere Erhörung.

K. A. P.: Öffentlicher Dank dem hlgst. Herzen Jesu, der lb. Gottesmutter und dem hl. Joseph für Erhörung in wichtiger Angelegenheit.

Bocholt: . . . Mark zu Ehren des hlgst. Herzens Jesu, der Mutter Maria, des hl. Joseph und des hl. Antonius um eine glückliche Operation.

Bochum: Durch die Fürbitte des hl. Antonius und durch das hlgst. Herz Jesu ist meine Bitte um glückliche Entbindung erhört worden. Schicke als Dank zur Taufe eines Heidenkindes . . . Mark.

Wiesbaden: Innigen Dank der hl. Theresia vom Kinde Jesu, der lb. Gottesmutter, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius und den armen Seelen für Hilfe in einem fast aussichtslosen Anliegen. Veröffentlichung war versprochen.

Alzey: Für ein Heidenkind eigegangen . . . Mark. Herzlichen Dank.

C. S., Cressenich: Innigen Dank dem hlgst. Herzen Jesu, Unserer lb. Frau vom hlgst. Herzen Jesu, der Mutter von der immerwährenden Hilfe, sowie dem hl. Joseph, hl. Antonius, hl. Judas Thaddäus, hl. Gerard Majella, hl. Anna, hl. Katharina und allen Heiligen für Hilfe in verschiedenen wichtigen Anliegen, für Genesung der lb. Mutter besonders auch für Unterbringung zweier Kinder in ein klösterliches Institut, welches mit großen Schwierigkeiten verbunden war, wo ich besonders auch den sel. Hermann Josef angerufen durch eine Novene mit einer andern lb. Person, die zugleich zu dessen Grabe pilgerte, nachder sich alles ohne Mühe regelte. Die Kinder, deren eines noch kränklich war, sind bereits schon einem tüchtigen Berufe zugeführt. Aus Dank gegen den lb. Gott und den Heiligen sende ich . . . Mark Missionsalmosen.

Kürnach: Für glücklichen Verlauf einer Operation . . . Mark Missionsalmosen.

Burglengenfeld: Dank dem hl. Judas Thaddäus für Hilfe in einem wichtigen Anliegen und zugleich Bitte um Hilfe in einem anderen Anliegen.

Himmelberg: Auf einem Versehgange verlor ich ein Andachtsbuch; auf einem andern Versehgange einen Rosenkranz mit großen Ablässen; auf einer andern Reise vermißte ich eine bedeutende Summe Geldes. Ich rief den hl. Antonius an und im letzten Falle ihn und die hl. Theresia vom Kinde Jesu und versprach Veröffentlichung im Falle der Erhörung. In allen drei Fällen ist mir geholfen worden. Groß ist die Macht der Fürbitte dieser beiden Heiligen.

L. H., Ödheim: Nach einer neuntägigen Andacht zum hlgst. Herzen Jesu, der lb. Mutter Gottes, hl. Joseph, hl. Antonius und hl. Judas Thaddäus und dem Versprechen der Veröffentlichung und eines Missionsalmosens habe ich Hilfe in einem großen Anliegen erlangt.

Gössenheim: Innigen Dank der lb. Gottesmutter, dem hl. Joseph, dem hl. Judas Thaddäus, der hl. Rita, der hl. Theresia vom Kinde Jesu, dem hl. Antonius und den lb. armen Seelen für Hilfe in schwerem Beinleiden. Veröffentlichung war versprochen.

R.: Dank der lb. Gottesmutter, dem hl. Antonius, der kl. hl. Theresia für Erhörung in einem Anliegen.

M. L. M.: Innigsten Dank dem hlgst.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht
Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission
Nr. 12 Dezember 1927 45. Jahrgang

Weihnacht

Wenn Weihnachtszauber seine Schleier spannt
Und heimlich breitet über Stadt und Land,
Dann geht ein Sehnen durch der Seele Tiefen,
Als wenn vergessene Stimmen wieder riefen,
Leichtfüßig hebt es seine Silberschwingen
Und läßt die alte Weise neu erklingen.

Das ist so wie ein stilles Heimverlangen
Und wie ein Sorgen und ein ängstlich Bangen
Um jene, die auf dunklen Pfaden gehen,
Die keines Lichterbaumes Strahlen sehen,
Die keiner Glocke Klang zur Mette weckt,
Die hinter Gram und Kümmernis versteckt
Nur sorgen einen Tag wie alle Tage
Mit gleicher Last — mit gleicher bitterer Klage.
Die N o t — sie bleibt auch in der heiligen Nacht
Und hält an tausend Betten sichere Wacht,
Indes wir unverdient ein Glück empfangen,
Danach so viele sehnsuchtsvoll verlangen.

Darüber täuscht kein lichter Tannenbaum —
Kein Gabentisch — kein seliger Weihnachtstraum —
Nicht eines Kinderlachens frohe Lust —
Es bleibt ein heißes Weh in unserer Brust,
Wenn wir nicht h i l f r e i c h beide Hände strecken
Und v i e l e k l e i n e Freuden auferwecken
Und in die ärmsten Menschenseelen tragen.
Wir können erst von s e l i g e r Weihnacht sagen,
Je weniger wir unseres Glücks gedenken,
Je mehr wir a n d e r n unsere L i e b e schenken . . .

Else Budnowski

Von P. Dom. Sauerland, R. M. M.

Gedanken zum kommenden Weihnachtsfest

Wie kaum zu einer anderen Zeit ist es notwendig, auf das große Vorbild des Heilandes hinzuschauen und sich an ihm zu orientieren. Je mehr die modernen Menschenkinder vom Heiland und seinen Grundsätzen abrücken, um so inniger müssen wir uns an ihn anschließen. Und wenn wir als rückständig verschrieen werden, und wenn man uns verlacht und verspottet, Christi Geist wird Sieger bleiben, er hat noch immer die Welt besiegt und zuschanden gemacht. —

Können denn Christen nicht ihr ganzes Arbeiten, das ganze Berufs- und Geschäftsleben zu einem beständigen Gottesdienst machen? „Eines nur ist notwendig" — möchten doch die Christen diese größte und wichtigste Lebenswahrheit nicht aus dem Auge verlieren. Nie, gar nie, komme jenes unselige Wort über eure Lippen, das man von habsüchtigen Weltmenschen so vielfach hören kann: „Ich habe keine Zeit zum Beten, zur Messe, zur öfteren Kommunion." Zeitversäumnis soll es sein, wenn du einige Minuten nur dem Gebete obliegst, Zeitversäumnis, wenn du am Morgen in der hl. Messe und Kommunion dir den Heilandssegen für dein Tageswerk holst? Ist nicht an Gottessegen alles gelegen? Der Heiland in seiner Armut hat uns gewarnt vor der Habsucht. Habet dagegen allezeit ein mitleidiges Herz und eine offene Hand für eure hilfsbedürftigen Mitmenschen. Die Nöte der Zeit sind groß. Groß seien darum auch die Werke der christlichen Nächstenliebe und Barmherzigkeit.

Gedenket auch derer, die des Heilandes Spuren folgen, Apostelpfade wandern drunten in heißen südafrikanischen Heidenlanden, gedenket ihrer und deren Schäflein, denen sie nachgehen wie der gute Hirte. Gedenket der Not der Mission und helft Bausteine tragen zum Bau des Missionswerkes. So tut ihr Gotteswerk, und Gotteslohn wird euch zu teil. — „Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen!" (Matth. 5, 7.) — Das wird der großen Schar unserer Missionsförderer und Wohltäter, die in diesem Jahre in die Ewigkeit hinübergegangen ist, zum Troste und Segen gewesen sein.

Mehr als 50 edle Wohltäter und Förderer unserer Mission feiern dieses Jahr zum erstenmal Weihnachten im Himmel: wir hoffen es zuversichtlich; denn ungezählte Gebete sind für sie zum Himmel gestiegen und täglich werden hl. Messen für sie gelesen. Und wird denn wohl eine Seele lange im Fegfeuer harren müssen, welche hinieden daran mitarbeitete, das Heimweh armer Menschenkinder, armer Heiden, nach der Seligkeit der Erlösung zu stillen?

Wer tritt an die Stelle der Edlen, welche so treu und oft lange, lange Jahre der Mission Helfer und Förderer waren? Wer füllt die Lücken aus, wer möchte sich Apostellohn verdienen? Wer will sich als För-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

derer unserer Mission anschließen, als solcher sich die Verbreitung der Mariannhiller Missionsschriften: „Vergißmeinnicht", „Missionsglöcklein", „Mariannhiller Missionskalender", „Glöcklein-Kalender", „Antoniusbrot", „Himmelsleiter", „Nothelferbüchlein", „Armenseelenfreund" angelegen sein lassen, diesen Schriften möglichst viele Abonnenten und Abnehmer verschaffen, den „Mariannhiller Meßbund" verbreiten, Wohltäter für unsere Mission gewinnen, junge, sittenreine Leute, welche Missionsberuf haben, auf unsere Mission aufmerksam machen und die Interessen unserer Mission auf jede Gott gefällige Weise fördern? Wer nimmt aus Liebe zu Gott und Eifer für die Ausbreitung seines Reiches diese Arbeit auf sich? Der liebe Gott wird es tausendfach belohnen.

Wer will Hilfsmissionar werden? Als „Hilfsmissionare" bezeichnen wir solche, die aus irgend einem Grunde nicht wirkliche Missionare werden können, die aber doch großes Interesse für die Mission haben und nach Kräften zur Ausbreitung des hl. Glaubens beitragen wollen. Sie können mitwirken: 1. durch Gebet, 2. durch Almosen, 3. durch Verbreitung unserer Missionsschriften „Vergißmeinnicht", „Missionsglöcklein", „Mariannhiller Kalender" usw., 4. durch Beitritt zum „Mariannhiller Meßbund" und Verbreitung desselben, 5. durch „Antoniusbrot", 6. durch Beiträge für Heranbildung von Missionaren, schwarzen Katecheten und Lehrern und Lehrerinnen, 7. durch Beiträge zur Anschaffung von Altar- und Kirchengeräten, Glocken, Paramenten, Kirchenwäsche, Statuen usw., 8. durch Beiträge zur Erbauung von Kirchen, Kapellen, Schulen, Seminarien und Ausstattung derselben, 9. durch Beiträge zum Mariannhiller Studienfonds für arme Knaben mit Missionsberuf, 10. durch Ankauf von Heidenkindern, 11. durch Weckung von Missionsberufen und Verweisung junger, sittenreiner Leute mit Beruf an unsere Mission, 12. durch Empfehlung unserer Mission bei wohltätigen, edelgesinnten Leuten.

Gehörst du, lieber Leser, geehrte Leserin, schon in der einen oder anderen Weise zu den „Hilfsmissionaren von Mariannhill?" — Wo nicht, so trachte es bald zu werden!

Was ist der Studienfonds, das große Liebeswerk vom hl. Paulus? Um nun armen, braven, hoffnungsvollen Knaben, die die ernstliche Absicht haben, später in unserer Mission als Missionspriester tätig zu sein, das Studium zu ermöglichen, hat die Mariannhiller Mission einen Studienfonds gegründet. Jede, auch die kleinste Gabe für diesen großen Zweck wird dankbarst angenommen. „Einen Priester studieren lassen, ist besser, als eine Kirche bauen; denn Kirchen ohne Priester nützen nichts, wohl aber Priester selbst ohne Kirchen." „Es ist ein edles Werk, wenn eine christliche Familie einen Sohn, in dem ein frommes Herz und ein heller Geist beisammen wohnt, studieren und Geistlicher werden läßt — und ist ein edles Werk, wenn

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ein anderer, der keinen Sohn, aber Vermögen hat, einem fremden, tauglichen Knaben, der mit Lust und Talent begabt ist, dazu verhilft. Wer dieses in redlicher Absicht tut, der hat dann Teil an allem Guten, was ein solcher im geistlichen Stande für Zeit und Ewigkeit wirket, und er hat nicht ein Scherflein beigetragen, daß Gottes Name geheiligt werde, sondern einen großen reichen Schatz."
Allen aber, die bisher treu und wacker mitgeholfen haben unser Missionswerk zu fördern, allen Wohltätern, Förderern, Freunden und Bekannten wünscht die Mariannhiller Mission

ein gnadenreiches Weihnachtsfest
und ein glückseliges neues Jahr!

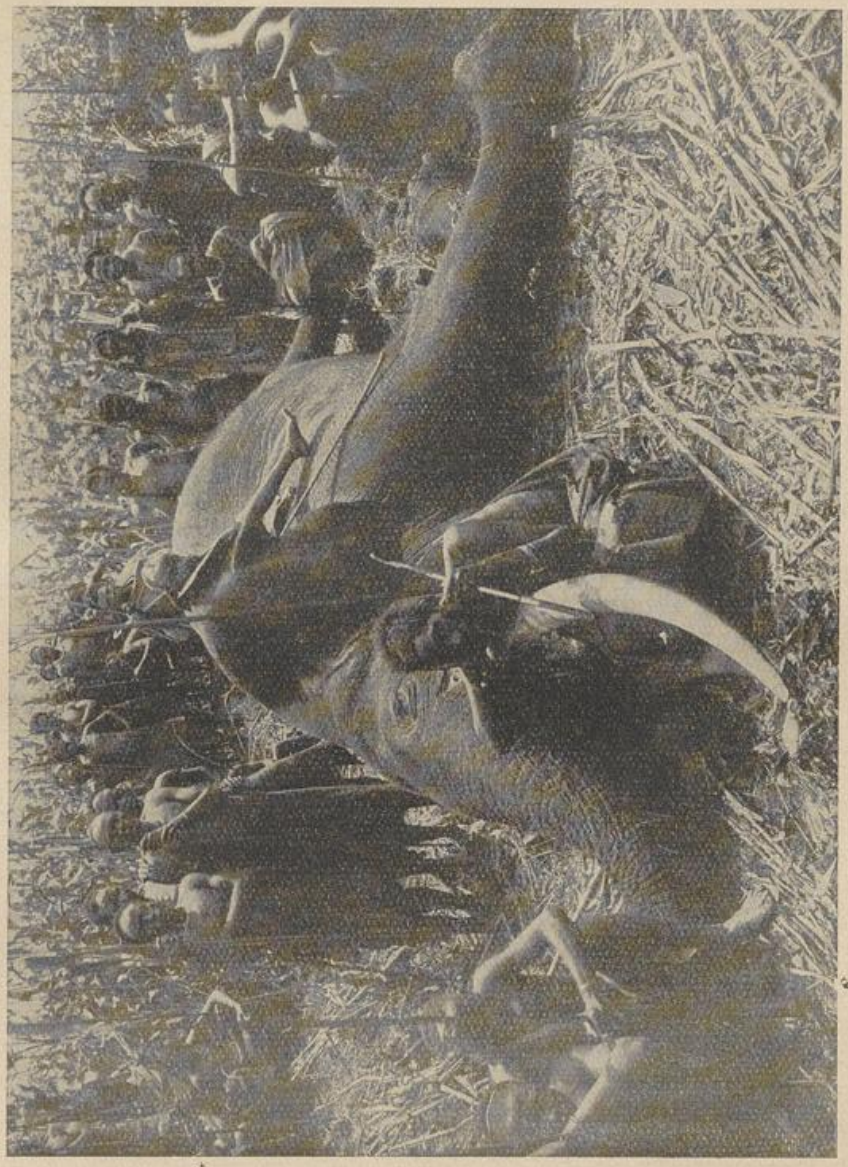
Von P. Dom. Sauerland, R. M. M.

Einiges über Ursprung und Geschichte des Zuluvolkes

Fortsetzung

Wenn man aber nach ihren Sprachen urteilt, die ja in auffälliger Weise voneinander verschieden sind und mit der Zulusprache keine Ähnlichkeit haben, außer jener, die sie mit allen Bantustämmen gemeinsam hat, so kann wohl kein Kafferblut in ihren Adern fließen und sie sind nur insofern Zulus, als sie einmal unter dem Schatten der Ngoni-Abstammung gelebt haben. Diese Letzteren zwangen ja auf ihrem 1000 Meilenmarsch ganze Stämme von fremden Völkern, die sie unterwegs antrafen in ihren Heerbann. Diese trennten sich zu geeigneter Zeit von ihren Zwingherrn und zogen auf eigene Faust nach unbekannten Gegenden, deren erschreckte Einwohner ihre Ankunft dem allgemein bekannten aba Ngoni zuschrieben. Das Blut der wenigen Zulufamilien, die wirklich dem Zululand entstammten, war in der Zeit bis sie Zentralafrika erreichten, bereits bedeutend mit ausländischer Mischung verdünnt. Was aber die große Masse des aus vielen andern Stämmen zusammengesetzten Haufens betrifft, die sie unterwegs zusammengetrieben und sich einverleibt hatten, so waren diese meist von den zahlreichen Tonga und diesen verwandten Stämmen aufgelesen und waren überhaupt keine Zulus. Auf diese Weise wurde dem Zulustamm viel Ruhm beigelegt, der ihm rechtmäßiger Weise nicht zusteht. So dienen also die hervorragenden kriegerischen Heldentaten der Hehes und Bungas an den Quellen des Rufidji und des Gwangwaras nordöstlich des Nyassa nur dazu, den übertriebenen Ruhm biederer Leute im heutigen Zululand zu vergrößern; denn all diese Stämme werden irrtümlicherweise für ursprüngliche Zulus gehalten.
Die Massai werden für den wildesten Stamm des östlichen Zentral-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Elefantenjagd in Afrika

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

afrika gehalten; aber es kommt stets zum Kriege, wenn die wa Massai den wa Hehe begegnen. Die Letzteren besiegen oft die Massai. Wo immer diese Hehe hergekommen sein mögen, eines ist sicher, daß sie verhältnismäßig neue Ankömmlinge im Lande ihres gegenwärtigen Wohnsitzes sind. Sie erschienen, wie Stanley berichtet, als ein mächtiger und fremder Stamm im Ruahalande, bald nach der Invasion des Norilandes durch die Fipa aba Ngoni oder ma Viti um das Jahr 1844. Dort fingen sie ganz nach der Tschaka-Methode an, die ortsässigen Leute zu berauben und zu vernichten. Sie überrannten das Sagaraland, schlachteten die männlichen Personen ab und stahlen die weiblichen der fleißigen Itumba- und Kaguru-Sippen; alsdann demütigten sie die prahlerischen Ngurus des Zeguhalandes und brachten endlich in neuerer Zeit die tapferen Roris, die den Metzeleien da ma Viti des Fipalandes lange erfolgreichen Widerstand geleistet hatten zur Unterwerfung für immer.
Aus diesem Hehe- oder von dem Mutterstamm der Fipaland ma Viti lößte sich eine andere gesetzlose Bande, die Bungas. Diese unwillkommenen Fremdlinge machten sich zuerst, nicht weit von den Hehe, im Gangilande recht unangenehm fühlbar und zwar an den Quellen des Ulanga, eines Nebenflusses des Rufidji. Sie brachten den südöstlichen Teil des Gangivolkes unter ihr Joch. Diese Gangileute, heute als wa Henge bekannt, erkannten nicht nur die Oberherrschaft ihrer Unterdrücker an, sondern es kam auch irgendwie dazu, daß sie sich einen beträchtlichen Teil der Sprache ihrer Unterdrücker assimilierten. —
Von der Zeit an, da die aba Ngoni-Wanderer den Manukuza (Häuptling) am fernen Sabifluß verließen, bis zur Zeit ihrer Ankunft im Fipalande wurden sie von einem Häuptling namens Uzwangendaba angeführt. Während sie sich aber noch im Fipalande aufhielten, starb ihr Häuptling und da ihnen nun der starke, bindende Einfluß eines mächtigen Oberhauptes fehlte, fiel der Stamm rasch auseinander. Der Thronfolger war noch ein Knabe, Mtwazo, der jedoch seine Ansprüche auf das Erbe einem anderen Bruder, Mombera, übergab. Der eine Teil war der Ansicht, es sei besser im Fipalande mit verhältnismäßiger Ruhe weiterzuregieren, während eine andere, mehr „fortschrittliche" Partei eine neue Wanderung begünstigte. Diese unruhige Abteilung Abenteurer zog im Jahre 1846 wirklich weiter. Sie gingen den wa Rori respektvoll aus dem Wege und wanderten nach dem Kongolande, im Nordosten der wa Rori, und von dort drangen sie weiter durch Kawendi zur Stadt Ujiji, ein wichtiges Handelszentrum der Araber und Eingeborenen, an den Ufern des Tanganikasees. Das unerwartete Erscheinen dieser furchtbaren Plünderer in jener geschäftigen kleinen Stadt verursachte auf dem Markte eine plötzliche Panik und die geldmachenden Semiten sahen ihre Geschäfte jäh unterbrochen. Sie hielten Klugheit für besser als Tapferkeit und verließen fluchtartig mit-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

samt den Eingeborenen den Markt und flohen nach der Bangwe-Insel im Tanganikasee. Die Weisheit dieses Schrittes zeigte sich bald, denn die wa-Tuta (wie die Pseudo-Zulus hier genannt wurden) zogen eiligst weiter, nachdem sie vorher wie es bei ihnen Sitte war, die Zurückgebliebenen getötet hatten und nichts mehr zu plündern übrig blieb. Aber die wa Tuta täuschten sich, wenn sie glaubten, ohne Tribut durch das Land der wa Ha zu kommen, die weiter den See entlang wohnten. Diese führten sie nicht gerade mit großer Freundlichkeit nach dem Nyamweziland, wo sie wieder durch ihren alten Namen als die mwa Ngoni erkannt wurden. Nachdem sie sich ihren Weg durch dieses Gebiet gebahnt hatten, passierten sie gelegentlich die wa Zinza und dann breitete sich die riesige Wasserfläche des Viktoria Nyanza wie eine Vision vor ihren Augen aus. Doch das große Wasser übte auf die Zulus keine Anziehungskraft aus. Diese verlorenen Söhne des Stammes erreichten hier ihren entlegensten Punkt im Norden, nachdem sie volle 1700 Meilen von ihrer Heimat weggewandert waren. Von da an lenkten sie ihre Schritte südwärts und ließen sich wieder einmal in den grasigen Ebenen des Gombalandes nieder um ein wenig auszuruhen. Dort wohnten die wa Tuta zwischen dem mächtigen wa Ha-Stamm und dem ebenso kriegerischen Stamme der Mirambo, eines Nyamwezi-Häuptlings. Sie fanden nun Zeit, sich einer besseren Beschäftigung hinzugeben, als den fortwährenden Kriegszügen. Es entstand hier eine ungewöhnlich große Heiratsbewegung. Ein König nach dem andern suchte die Hand einer Tuta- oder Ngonibraut, ja selbst der furchtbare Mirambo sicherte sich eine dauernde Bundesgenossenschaft mit diesen tapferen Kriegern, indem er mit einer ihrer Töchter den Bund der Ehe schloß. Das war der Grund, weshalb dieser Teil der aba Ngoni eine weitere, ziellose Wanderung aufgab und auf den Weidegründen des Gombalandes ihre Lebensfreude endlich genossen.
Die Gombaland-Partei hatte sich kaum von ihren Fipaland-Kameraden getrennt, als unter den Letzteren ein Bürgerkrieg ausbrach. Gewisse andere Söhne des Nzwangendaba feindeten die Herrschaft des Mombera an. Glücklicherweise wurde der Zwist von dem rechtmäßigen König auf die friedlichste Weise dahin gelöst, daß er gewillt war, mit seinen Anhängern weiterzuziehen. Er ließ deshalb die Unzufriedenen unter Mperembe da, wo sie waren und marschierte in südöstlicher Richtung ab, Tod und Verwüstung verbreitend wo immer er auf Widerstand stieß, bis er endlich die Ebenen erreichte, die sich längs der nordwestlichen Seite des Nyassasees hinstrecken. Wie überall, so wurden auch hier die ruhelosen Freibeuter der Schrecken aller den See umwohnenden Stämme und blieben es, bis durch die Anstrengungen weißer Missionare einigermaßen andauernder Friede hergestellt werden konnte. Die Truppe, welche unter Mperembe im Fipaland zurückgeblieben war, folgte später nach und vereinigte sich wieder mit ihren Brüdern, indem

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sie sich der Oberherrschaft Momberas unterwarf, der bis 1892 lebte. Vereinigt bilden sie nun die große aba Ngonination, oder wie die einheimischen Stämme sie bezeichnen, ma Viti, Nation des Nyassalandes.

Wir haben nun ein etwas klares Bild von den rätselhaften und plündernden Nomaden Zentralafrikas mit ihren vielen Namen: aba Ngoni, a Ngoni, mwa Ngoni und ma Viti, wa Tuta; wa Hehe, wa Bunga und Gwangwara.

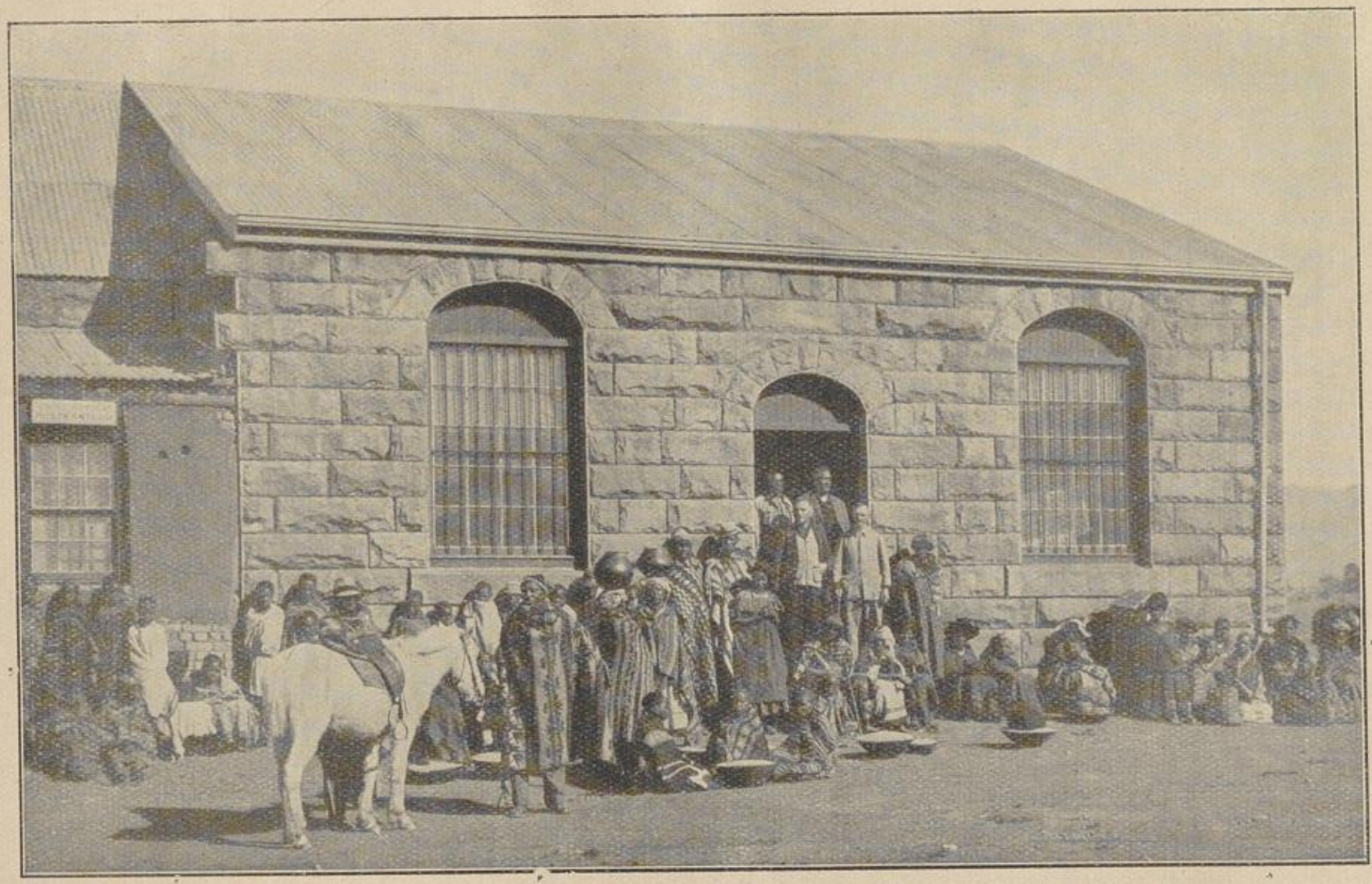
Während die Tumbukas des Nyassalandes sich wegen ihrer Wanderlust oder ihrer Neigung zum Stehlen ma Zitu nannten und die Yaos derselben Gegend ma Viti, die Stämme des Tanganikasees wa Tuta, so war doch der Name, der ihnen am festesten und längsten anhing jener, welchen sie am nächsten ihrer Heimat von den Tongas erhielten, nämlich aba Nguni, der aber nachher von allen Stämmen des inneren Landes in aba Ngoni umgewandelt wurde. Es ist befremdend, daß sie die Form ihrer Benennung noch weiter verdarben und ihr eine unzulässige Form gaben: abakwa' Ngoni, die Leute des Ngoni, als ob dieser Name der Clanname irgend eines ihrer Vorfahren gewesen wäre, da er doch nur der Tonga Ausdruck für Kafir, Kaffer, ist. Die Eingeborenen des heutigen Zululandes, ebenso die Leute des Manukuza oder Soshangane, die zurückblieben und nicht mit jenem Wanderzug marschierten, der weiter nach dem Norden, nach Portugiesisch-Ostafrika kam, wurden ebenfalls aba Ngoni genannt. Ja sogar die wenigen Familien, die reineren Kafir oder Zulu d. h. Nicht-Tonga-Ursprungs unter Ngungunyanas sogenannten Shangana-Leuten sind, kennt man heute noch unter diesem Namen. Doch sind solche Familien und solch reines Zulublut in heutiger Zeit unter dem letztgenannten Volke und unter den Stämmen Zentralafrikas, den Ngonis und Vitis und Tutas nicht mehr vorhanden oder jedenfalls sehr wenige.

XII. „Nada die Lilie", ihr Heimgang. Die Gründung des kwa' Dukuza-Kraals. Tschaka als Zauberer.

Wahrscheinlich war es nach der Beendigung des letzten großen Ndwandwekrieges, als Nandi, der „große weibliche Elefant" und die Mutter Tschakas ihre Reise in das Jenseits antrat. Dieses Ereignis vollzog sich vermutlich um die Mitte des Jahres 1826 im Ndhlayangubokraal, auf dem Hügel zwischen dem Ngoyewald und dem Mhlatuzefluß.

Da die Schwarzen in ihren Erzählungen einen starken Hang zu Übertreibungen haben, so ist es möglich, daß der ohnehin schreckliche Ruf Tschakas noch mehr berüchtigt wurde. Die grenzenlose Grausamkeit Tschakas bei Auswahl seiner Opfer, seine fürchterliche Gefühlslosigkeit stehen außer Zweifel. Als nun auch seine eigene Mutter den irdischen Lauf beschloß, da war die Meinung der Eingeborenen nicht von der Hand zu weisen, wenn sie die starke Vermutung hegten, ja selbst fest

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Basutos tauschen vor einem Laden ihre Ernteerzeugnisse (gewöhnlich Mais) gegen Waren um

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

glaubten, daß sie auch den bei Tschaka gewohnten Weg gegangen sei. Sie durften dies umso eher annehmen, weil sie keine besondere Ausnahmestellung bei Lebzeiten von ihrem Sohne eingeräumt bekam; Schläge und Mißhandlungen waren nur zu oft die Zeichen seiner Liebe. Trotz der Versicherungen der Eingeborenen, Tschaka habe seine Mutter umgebracht und vieler Anhaltspunkte, die dafür sprechen könnten, so ist die Tatsache doch keineswegs als völlig geklärt aufzunehmen. Die Beweise der Eingeborenen gründen sich zu allermeist auf Hörensagen; während Fynn, welcher beim Tode Nandis im Königskraale weilte, nichts davon berichtet bezw. nichts von einer Intrige Tschakas gemerkt zu haben scheint. Es scheint sogar, daß das stahlharte Herz des Wüterich etwas wie Rührung verspürt habe. Anderseits ging aber auch das Gerücht, Tschaka habe seine Mutter erwürgt, bezw. mit dem Assegai durchbohrt. Alle stimmen jedoch in der Behauptung überein, daß Nandi deshalb getötet worden sei, weil sie es gewagt hatte, ein Knäblein zu verstecken, das dem Tschaka von einer seiner Frauen geboren worden war.

Tschaka lebte nun in beständiger Furcht vor einem Meuchelmord. Die einzige Möglichkeit der Selbsterhaltung lag in der planmäßigen Wegräumung aller derer, die möglicherweise versucht oder fähig sein konnten, diese Tat auszuführen. Offenbar hegte Tschaka kein Mißtrauen gegen seine Brüder, oder was wahrscheinlicher ist, er fürchtete ihre Verbindung gegen ihn, wenn er einen derselben angreife. Daß aber sein Land mit eigenen Söhnen angefüllt würde, welche ihm seine zahllosen Nebenfrauen schenken, konnte verhindert werden. Der Gedanke, daß auch nur eines dieser Kinder heranwachsen sollte mit seiner Einwilligung, war ihm so unbegreiflich, daß er sich einen zukünftigen Meuchelmörder heranziehen sollte, kam bei ihm gar nicht in Erwägung. Wenn Nandi sich verfehlt haben mag gegen diesen Plan des „liebevollen" Vaters, so könnte man die Erbitterung Tschakas wohl verstehen. Nandi dürfte doch zu klug gewesen sein, um sich solcher Gefahren auszusetzen. Aber wer kennt die Gefühle einer Mutter! Leutnannt Fynn, der am Platze war, wußte davon nichts, wie oben schon gesagt wurde. Wir geben im folgenden einen Bericht über ihren Tod von Fynn. Während Tschaka auf der Elefantenjagd war, erhielt er Botschaft von der ernstlichen Erkrankung seiner Mutter. Dies veranlaßte ihn, die Jagd sofort abzubrechen und zur Residenz zurückzukehren, die etwa 80 Meilen von dem Jagdgebiet entfernt war. Man reiste am späten Nachmittag ab und die ganze Nacht hindurch. Fynn war schon seit einiger Zeit bei Tschaka. Man setzte alles Vertrauen in seine Kunst und er wurde auch gebeten, Tschakas Mutter zu besuchen. Er traf sie schon im Todeskampfe liegend und sie starb eine Stunde nach seiner Ankunft. Als Tschaka, begleitet von seinen Häuptlingen in ihrer Kriegsausrüstung, in die Nähe der Hütte ankam, wo seine Mutter gestorben

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

war, stand er etwa 20 Minuten in stiller, melancholischer Haltung, wobei Tränen auf seinen Schild herabträufelten. Zuletzt konnte er seiner Gefühle nicht mehr Herr werden und geriet in Raserei. Die Häuptlinge und das Volk, etwa 15 000 Menschen, begannen ein überaus trauriges und zugleich schauerliches Geschrei auszustoßen. Die Insassen der benachbarten Kraale strömten herzu und bis zum folgenden Morgen waren etwa 60 000 Menschen beisammen. Das Geschrei wurde nun unbeschreiblich furchtbar. Hunderte lagen infolge Müdigkeit und Hunger ohnmächtig am Boden und obgleich nicht weniger als 40 Ochsen geschlachtet wurden, als Opfergabe für die Geister, so durfte doch das Fleisch derselben nicht gegessen werden. Tschaka hatte schon verschiedene Personen am Platze hinrichten lassen. Die Menge, die entschlossen war, ihren Häuptling von ihrem äußersten Schmerze zu überzeugen, begann ein allgemeines Gemetzel. Diejenigen, die nicht mehr länger Tränen aus ihren Augen herauspressen konnten und diejenigen, welche sich in der Nähe des Flusses lechzend nach Wasser umsahen, wurden in wilder Wut zu Tode geprügelt und gegen Mittag machte sich jedermann die Gelegenheit zunutze, ein wirkliches oder auch nur eingebildetes Unrecht zu rächen, indem die Stärkeren die Schwächeren hinmordeten. Bis gegen 3 Uhr waren nicht weniger als 7000 Menschen erschlagen worden. Der angrenzende Fluß wurde unpassierbar und auf dem Boden floß das Blut in Strömen. Das furchtbare Geschrei hielt an bis zum folgenden Morgen gegen 10 Uhr, als Tschaka etwas befriedigt war und dann auch erhielt das Volk Erlaubnis, Erfrischungen zu sich zu nehmen. Die folgenden Beschlüsse mußten aufs strengste durchgeführt werden: In jenem Jahre durfte kein Feldbau betrieben werden, keine Milch durfte als Nahrungsmittel gebraucht werden, die Milch der Kühe mußte auf den Boden geschüttet werden; alle Frauen, die im kommenden Jahre in besonderen Umständen sich befanden, sollten samt ihren Männern getötet werden. — Am dritten Tage nach dem Tode des „Großen weiblichen Elefanten" wurde nahe dem Platze, wo sie gestorben war, ein Grab für sie bereitet, in welches sie in sitzender Stellung hineingelegt wurde. Fynn hörte auch von einigen, die dem Begräbnisse beiwohnten, obwohl man jetzt die Tatsache zu leugnen sucht, Tschaka habe 10 Frauen des Gefolges seiner Mutter lebendig mit ihr begraben lassen. Fynn war es nicht möglich, als Augenzeuge der Szene beizuwohnen, da er alsdann der „Sitte gemäß gezwungen gewesen wäre, für 12 Monate auf dem Begräbnisplatze zu verweilen. — Außer Fynn war auch ein gewisser J. S. King bei Nandi und „stand ihr in ihrer letzten Krankheit bei." Aber keiner von beiden hat in seinen Aufzeichnungen eine Bemerkung gemacht betreffs eines gewaltsamen Todes Nandis. (Fortsetzung folgt.)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Von P. Hoche

Hausfrauensinn und Weihnachtsfest

Weihnachten ist nicht nur ein kirchliches und religiöses, sondern auch ein deutsches Familienfest; mehr als andere Feiertage führt es die einzelnen Familienglieder im Hause zusammen; zu Weihnachten will möglichst jeder heim, heim zu Vater und Mutter. Schon daraus folgt der reiche Anteil der Frau an diesem Feste. Wie sie die Seele im Alltag des Hauses im allgemeinen ist, so gestaltet sie auch Weihnachten im besonderen. Sie richtet die Festräume her, sorgt für Seele und Leib an diesem Tage, überlegt, was jedem Gliede zukommt, von ihr gehen die meisten Anregungen aus. Sie ist ihrer Aufgabe gewachsen, wenn es ihr gelingt, das Fest der ganzen Familie zu einem frohen, poesievollen Erlebnis zu machen.

Unsern Festen droht heute vielfach die Gefahr der Veräußerlichung. Nicht zum wenigsten kommt das bei Weihnachten von unsern technischen Fortschritten her. Zu vieles wird uns heute fertig ins Haus geliefert, was wir sonst selbst herstellten und gerade durch die Arbeit daran reizvoll wurde. Heute liefert die Fabrik Konfekte, Pfefferkuchen und Delikatessen, die ehedem im Hause erstanden. Den Christbaumschmuck fertigte man sich vordem auch selber, oft unter der Mithilfe der Kinder; heute erstehen wir ihn billig beim Krämer.

Sicher ist damit der Hausfrau manche Arbeit abgenommen, aber auch manche Gelegenheit zu lebendiger Beseelung des Festes. Poesie liegt gerade in so mancher Vorbereitungsarbeit für Weihnachten, z. B. auch in der Festbäckerei. Bei den Kindern haftet gerade manches von dem, was die äußeren oder die Nebenumstände der Feier ausmacht; das wird allmählich zur Familientradition, die man ohne Not nicht zerstören sollte.

Die Technik in Ehren, aber zu Weihnachten zerstört sie manche Stimmungswerte. Wer recht modern sein will, verbannt die altmodisch gewordenen flackernden, tropfenden Lichter aus den Ästen des Christbaums und ersetzt sie durch elektrische Birnen. Ein Druck bringt diese wie ein Reklameschild der Großstadt zum Erstrahlen. Vorbei ist es aber dafür mit dem feierlichen Anzünden, mit der wohligen Wärme, die wirkliches Feuer ausstrahlt, mit dem leisen Knistern versengter Zweige, mit dem leisen Vergehen ersterbender Kerzen. Wenn früher aus andächtigem Herzen „O du fröhliche" stimmungsvoll durch die Räume klang, ächzen im modernen Hause die heiseren Töne eines Grammophons durch die Stube. Unterm Baum betrachtet das Kind sein Spielzeug: die fertige Eisenbahn, den kleinen Motor. An sich ist es kompliziert und exakt und doch dem Kinde nach kurzer Zeit langweilig, weil es seiner Phantasie nichts bietet. Da liegen die Geschenke für die Größeren: Schmucksachen und Gebrauchsgegenstände, vielleicht

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Brüder-Musikchor in Mariannhill

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

prächtig gleißend, aber so manchmal nur Talmi, statt Leder Papiermasse, Ersatz, Kitsch, der nicht Freude, sondern bald Ärger bereitet.
Hier hat die Frau eine wichtige Aufgabe zu lösen. Sie soll wieder das rechte Schenken üben und lehren. Sie mag überlegen, was den einzelnen in der Familie wirklich erfreut, was er gern möchte. Was sie gibt, das sei in seiner Art gut, zweckdienlich und echt, gediegen. Ein Geschenk verbindet doch zwei Seelen, ihm haftet auch etwas von der Stimmung an, mit der es gegeben wurde. Die meiste Freude schaffen vielleicht jene Geschenke, die seit längerer Zeit in Liebe vorbereitet wurden, an den wohl gar die eigene Arbeit haftet. Zum mindesten ist das Aussuchen nicht Sache der letzten Stunden. Nein, es gilt, sich in des andern Wesen einzufühlen, seine Wünsche zu erlauschen und den guten Einfall dann auch zu verwirklichen.
Weihnachten ist das Fest der Ruhe oder feiertäglichen Stille. Wir können es verstehen, wenn vorher in Liebe emsig geschafft wird, um den andern zu beglücken und damit es am Feste an nichts fehle. Aber es wirkt wie eine Ironie auf den Sinn der Feier, wenn die Wochen vorher bis dicht an den heiligen Abend heran in eine wilde Hetze ausarten. Dabei geht oft mehr an Gefühlswerten verloren, als die Festtage selbst manchmal eintragen. Es bedarf der Überlegung, um auch in die vorbereitende Arbeit eine gewisse Ruhe hineinzubringen, die Tätigkeit so zu gestalten, daß für die allerletzten Tage nicht mehr allzuviel zu tun bleibt und die Seele schon die Weihe des Festes ahnend vorgenießen kann. Die Frau, die das nicht fertig bringt, die zuletzt die Nächte noch wachbleiben muß, weil sie vielleicht zu spät begann, die hastig an den letzten Abenden noch die Läden durchstürmt, die bringt sich selber und ihre Familie um den freundlichen Schimmer und Segen der Vorweihnachtszeit. Aber ihr Verhalten ist auch in sozialer Weise von nachteiligen Wirkungen. Wie sie dadurch, daß sie kitschige, wertlose Ware kauft, zur Lohndrückerin für arme Arbeiterinnen wird, wie sie ferner den Geschmack verdirbt, so erschwert sie durch das Kaufen in den letzten Tagen, in den letzten Abendstunden, ferner an den Sonntagen jenen Verkäufern, die in der Vorweihnachtszeit gewiß auch ihre besondere Plage haben, ohne Not das Dasein.
Wenn die Frau heute manches fertig ersteht, was ihr die Technik mühelos darbietet, zu dessen eigner Herstellung ihr vielleicht auch die Zeit mangelt, so kann ihr das niemand verdenken. Nur wird sie deshalb erst recht darauf bedacht sein müssen, soviel es angeht, die Poesie des Weihnachtsfestes zu erhalten und wo irgendmöglich für das Verlorene Gutes einzusetzen. Wir Großen brauchen das Stimmungsvolle dieses schönen Festes, da uns das Leben ohnehin oft zur besinnungslosen Hetze wird, und die Kinder sollen in Traditionen hineinwachsen, die sie auch für die Weihnachten späterer Jahre nimmer los lassen. Das aber wird meistens Aufgabe der deutschen Frau und Mutter bleiben.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Tototom

Ein sonderbares Erlebnis hatte im vorigen Jahre P. Apollinaris, der Missionar der Station Centocow. Auf dem Mpumulwaneberg hatte er eine neue Außenstation gegründet und sie der hl. Theresia vom Kinde Jesu geweiht. Sie besteht aus einem Strohdachkirchlein, das zugleich als Schule dient, und einem Häuschen für die Lehrerin. In nächster Nähe lebten zwei Heidenmädchen im Alter von 8—9 Jahren. Sie mußten das Vieh hüten und kamen nie zur Schule. Sooft der Missionar sie aufforderte zu kommen, antworteten sie, der „Tototom" verbiete es ihnen. Wer war dieser Tototom?

Als P. Apollinaris im August wieder einmal zur Außenstation kam, ließ er sich von den beiden Mädchen die Geschichte erzählen und schrieb sie wortgetreu nieder wie folgt.

„Er war in einer Höhle, als wir ihn sahen. Er rief uns, wir liefen davon. Wir kehrten zurück, da sagte er uns: Warum seid ihr davongelaufen? Ich tue euch nichts!

Er war klein, hatte einen langen Bart und nur ein Schaffell um. Seine Augen waren rot. Er war schwarz wie der Ruß eines Kochtopfes. Er sagte, wir sollten einen Hahn des Ludsia fangen. Wir weigerten uns. Da brachte er eine Eßmatte und ein Messer zum Vorschein und sagte, er werde uns erstechen, wenn wir den Hahn nicht fangen wollten. Wir fingen ihn. Er tötete, rupfte und kochte ihn. Wir sahen ihn nicht essen. Er gab uns Zucker und Brot jeden Tag. Er sagte, er hole es im Store (Kaufladen). Das gab er uns jeden Tag.

Als die Kapelle fertig war und schon Gottesdienst gehalten wurde, sagte er, er werde fortgehen, denn es trampeln die Pferde (des Missionars und des Katecheten) in seinem Haus herum. Er sagte, es ist ein Kreuz dort, es riecht nach Weihwasser.

Eines Tages rittet ihr (Missionar und Katechet) vorüber. Wir waren bei ihm. Er fragte: Wer geht da vorüber? Wir sagten: Unser Vater. Darauf sagte er zu uns: Du seiest ein Kuli, ein Griqua (Indier und Mischling) beides Schimpfnamen.

Er sagte wir sollten nicht hingehen. Alle Tage Pferdegetrampel: qu, qu! (Klixlaute zur Nachahmung des Stampfens). Er verstehe nicht, warum gesungen werde, früher habe er sich wohler befunden. Wir sollten nicht zur Kirche gehen. Er werde fortgehen. Es ist ein Kreuz da, das mag er nicht, und eine Glocke, die mag er nicht.

Er sagte, der Mapula, (Volksname für P. Apollinaris) ist ein Kuli, die Lehrerin ist ein Kuli, beide sind Hunde, der Mapula ist ein Griqua. Er wolle ihm (dem Missionar) Furcht einjagen.

Er hat nur böse Dinge geredet. Er sagte, er mag den Gekreuzigten nicht. Er mag das große Bild (Herz-Jesu-Bild) nicht, noch alle andern Bilder.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Er sagte, wenn wir den Zucker und das Brot nicht nehmen, wird er uns vergiften. Er habe es im Store gekauft. Wir sollten es dem Mapula nicht sagen, damit er nicht meint, es sei von seiner Station genommen worden.
Er sagte, er gehöre Gott an, liebe aber den Satan gar sehr. Gott erschafft niemand, damit er ein Kuli oder Griqua sei (ein Christ ist gemeint). Du (P. Apollinaris) habest eine schwere Sünde, du werdest in der Hölle brennen, weil du die Glocke alle Tage läutest.
Das Weihwasser stinkt (die Lehrerin hatte einmal Weihwasser in das vor den Kindern bezeichnete Loch gegossen). Schlecht ist der Rosenkranz, auch die Bilder sind schlecht. Es sind Bilder dort aufgehängt, aber das sind .... (es folgt ein Wort in der einheimischen Sprache, das der Missionar mit dem Wort „schauerlich" charakterisiert).
Die Pfeife (der unzertrennliche Begleiter des Missionars) widert ihn an, er mag keinen Tabak. Er sagte, der Missionar stiehlt Eier, denn er sieht, der Mapula ißt jeden Tag Eier.
Wenn wir ihm widersprachen, sagte er, er werde uns die Haut abziehen. Er sagte, was haben die Christen, daß sie kommen, um den Mapula beim Läuten zu sehen. Es wäre besser, sie liefen davon und versteckten sich. (Es ist die Gewohnheit des P. Apollinaris, bei seiner Ankunft auf einer Außenstation selbst sofort die Glocke zu läuten.)
Er sagt, ein Wahrsager werde niemals erraten, woher er komme, es sei weit, weit weg.
Der Hugo, der Katechet, läutet die Glocke nicht, er hält nicht Gottesdienst wie der Mapula. Er sagt, er habe Paviane und Dämonen. Weihwasser brennt ihn. Der Mapula gießt etwas auf den Kopf, das brennt (das heißt, wenn er tauft). Die Schwestern auf der Station mag er nicht, denn sie wohnen beim Mapula und bei dem Gekreuzigten. Er, der Tototon, kam beim Beginn des Baues der Kapelle und ging im vorigen Jahre fort."
Wie P. Apollinaris schreibt, gehen die beiden Mädchen jetzt fleißig in die Schule. Die ganze Umgegend kommt zur Kirche. Jeden Freitag, wenn er die Außenstation besucht, ist die Kapelle überfüllt. Jetzt geht er daran, sie zu vergrößern. Einer seiner größten Feinde ließ sich bei seiner plötzlichen Erkrankung von der Lehrerin taufen. Der Priester konnte noch die Zeremonien nachholen, bevor er verschied. Selbst die schwarzen protestantischen Prediger schicken ihre Kinder in die katholische Schule. Die Freude des wackeren Missionars kann man sich vorstellen.
Es liegt uns fern, die Erzählung der beiden Heidenmädchen kritiklos hinzunehmen und leichthin an direkt dämonische Einflüsse zu glauben. Jeder Missionar aber, der längere Zeit um Heidenseelen ringen mußte, weiß von Erlebnissen zu erzählen, die ihm als Wort des Apostels Paulus auf die Zunge legen: „Schon mehr als einmal wollte ich zu euch kommen, aber der Satan hat uns daran gehindert!" (1 Thess. 2, 18.)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Liebe Wohltäter und Freunde unserer Mission!

In der Osternummer des Vergißmeinnichts kamen wir mit einem großen Anliegen zu Ihnen. Das Bedürfnis nach einem Priesterseminar für die Ausbildung unserer Missionare war immer dringender geworden. Trotz der materiellen Notlage mußten wir an einen Neubau denken. Inzwischen ist der Sommer und Herbst vorübergegangen. Auf dem Mönchberg in Würzburg steht das neue Seminar im Rohbau da. Es ist ein großes Gebäude, einfach und doch wuchtig und eindrucksvoll. Die massigen Mauern verkünden seinen erhabenen Zweck, Priester des Allerhöchsten heranzubilden und Boten seines hl. Evangeliums. In freudiger Erwartung sehnen unsere Fratres den nächsten Frühling herbei. Dann, so hoffen wir, dürfen sie ihr neues schönes Heim beziehen.

Schwere, bange Sorge aber trübt die Stirn der Obern. Woher die Mittel nehmen, das Baukapital zu verzinsen und abzutragen, das Seminar, das ja keine Einkünfte hat, zu unterhalten? Wohl haben Sie, liebe Freunde und Wohltäter, uns schon manche Gabe zu diesem Zweck gespendet. Dankbar bitten wir den allmächtigen Gott, er möge es Ihnen vergelten. Nun kommen wir in der schönen Weihnachtszeit noch einmal zu Ihnen. Wir möchten Sie zur Krippe des Christkindleins führen. Dort wollen wir Sie bitten: Helfen Sie uns, das neue Seminar zu vollenden und auszustatten. Seien Sie versichert, Sie tun damit ein gutes Werk, das dem göttlichen Kinde selbst Herzensanliegen ist. Der liebe Heiland ist ja der erste Missionar gewesen. Er hat zuerst die Frohbotschaft vom Frieden und wahren Glauben auf die Erde gebracht. Mit Liebe schaut er nun auf seine Nachfolger herab, die sein Werk fortsetzen. Mit göttlicher Liebe segnet er auch die Wohltäter, die ihm helfen, neue Apostel heranzubilden.

Weihnachtszeit ist die Zeit liebender Freigebigkeit und herzlicher Dankbarkeit. So bitten auch wir Sie um der Liebe des göttlichen Kindes willen, helfen Sie uns in unserem schweren Anliegen. Ihre gütige Freigebigkeit wollen wir mit inniger Dankbarkeit beantworten. Täglich beten wir in allen unsern Häusern und Missionsstationen für unsere Wohltäter. Besonders aber wird in der Kapelle des neuen Seminars das Gebet der Dankbarkeit jeden Tag an die Tabernakeltür klopfen. Vom Herzen der künftigen Priester und Glaubensboten aus wird es seinen Weg zum Herzen Jesu finden. An jedem ersten Monatssonntag, dem Herz-Jesu-Sonntag, soll dort ein feierliches Amt für die Wohltäter des Seminars gesungen werden. Kein neugeweihter Priester wird die Heimstätte seiner Studienjahre verlassen, er habe denn vorher in dankbarer Liebe das hl. Opfer für seine Wohltäter dargebracht. Wer eine Gabe von 50 *RM* und darüber für den Neubau spendet, dessen Namen tragen wir in das Stifterbuch des Hauses ein. Es soll auch die späteren Generationen an unsere Wohltäter in schwerer Zeit erinnern und sie zu dankbarem Gebete mahnen.

Daß das liebe Jesuskind unsere Weihnachtsbitte viele geneigte Herzen finden lasse, das erhofft zuversichtlich

die Mariannhiller Mission.

Beiträge sind zu senden wie bisher an die bekannten Vertretungen der Mariannhiller Mission. Die beigefügten Erlagscheine mögen für Bausteine und Jahresabonnement verwendet werden.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Von P. Joseph Kammerlechner, R. M. M.

Bilder aus dem Leben unserer Schwarzen

Wie steht es mit der Kleiderfrage bei unseren Schwarzen? Die Heiden sind vielfach schon sehr armselig gekleidet. Die kleinen Kinder haben meistens soviel wie keine Kleidung und auch die Frauen tragen nur einen Rock oder nur einen armseligen Lendenschurz. Besser steht es natürlich bei unseren Christen. Eine recht praktische nette Kleidung trägt z. B. die muntere Schar unserer Waisenkinder auf der Station. Ein einfaches Kleid nach Art einer großen Kleiderschürze geschnitten für Mädchen und Knaben gleich und ein Lendenschurz, der vollkommen ein geschlossenes Unterbeinkleid ersetzt, ist auch für das heiße Afrika eine brauchbare Kinderkleidung. Im Allgemeinen liebt der Schwarze die Kleider und zur rechten Zeit kommt ein Knabe zum P. Rektor mit der Bitte, ob er sich nicht eine Hose oder Hemd erarbeiten dürfe. Da solche Bittsteller mit Ausnahme eines armseligen Lendenschurzes und einiger Fetzen nichts als Kleidung am Leibe haben, so sagt man meistens ja, obwohl der Bruder Schaffner durchaus davon überzeugt ist, daß der Bursche sich mit seiner Arbeit wohl kaum ein Sacktuch — übrigens hier bei den Schwarzen ein Luxusartikel — verdienen wird, von einer Hose und einem Hemd gar nicht zu reden. Aber um es dem armen Kerl nicht direkt schenken zu müssen, sagt man eben „Ja." Daß der Schwarze tatsächlich für den Zweck eines Taschentuches wenig Verständnis hat, beweist folgende Begebenheit: Einer unserer Patres schenkte einmal einem Mädchen auf der Station drei alte Taschentücher von etwas größerem Format. Am nächsten Tage erschien es nun, das eine Taschentuch um den Kopf und die anderen zwei um den Leib gebunden, ganz stolz ob dieser Bereicherung ihrer Beinkleidung. Wenn es auch richtig ist, daß die Schwarzen schon auch die Kleider lieben, so fällt es doch fast nie einem Vater ein, ein Stück Vieh, einen Ochsen oder eine Ziege zu verkaufen, um Frau und Kinder mit Kleidern versehen zu können, selbst wenn diese fast nackt und noch so zerlumpt herumlaufen. Am Sonntag kommen alle ganz anständig gekleidet zur Kirche, nur fällt es einem auf, daß manche sehr schmutzige Kleider haben.

Das ist aber durchaus nicht zufällig, sondern liegt im System; denn die meisten waschen die Kleider grundsätzlich nicht, da sie der Meinung sind, durch das Reiben beim Waschen würden die Kleider zu schnell abgenützt werden. Also entspricht ein schmutziges Kleid dem Sparsystem der Eingeborenen. Es würde sich hier bei uns ein Lumpenhändler sehr schwer tun; denn die Kleider werden getragen so lange noch ein Stückchen davon am Leibe hält, sodaß die Kleider der Kinder vor allem manchmal mehr aus Löchern als aus Stoff zu bestehen scheinen. Für die alten zerfetzten Kleider haben sie noch eine ehrenvolle

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Verwendung. Sie tragen dieselben vielfach über ihren neuen Kleidern, um diese zu schonen. Daheim im Kraal sind auch die Frauen selbst oft sehr armselig gekleidet, nur in einige Lumpen gehüllt. Bei der „Reinlichkeit" unserer Schwarzen kann es natürlich nicht ausbleiben, daß das sogenannte Kleinvieh sehr gedeiht. Wenn man Soldat gewesen ist und lange Zeit an der Front war, so beschleicht einen eine ganz eigenartige Wehmut, wenn die alten Erinnerungen an diese treuen Kameraden im Schützengraben hier in der Mission wieder wachgerufen werden. Ja, „wer nie den schlechten Kommiß aß und Läuse tötend kummervolle Nächte auf seiner Klappe saß", der kann da freilich nicht mitfühlen. Ja, ja, die Kleiderläuse! Doch der Schwarze ist mit ihnen schnell fertig. Treiben diese „niedlichen" Tierchen das Ding gar zu arg, so wird einfach das Kleid umgekehrt und die Innenseite nach außen getragen; dann hat er wenigstens einige Zeit seine Ruhe und den Läusen wird ein wenig frische Luft und Sonnenschein auch einmal ganz gut tun. Erst vor kurzem wollte so ein Tierchen auch mit mir wieder alte Kameradschaft schließen — man kann oft ganz leicht im Verkehr mit den Eingeborenen irgendwie so ein Tierchen auflesen — aber Undank ist der Welt Lohn. Es blieb beim ersten Versuch.

Wie überall auf der Welt, so ist es auch hier zu Lande. Am feinsten sind mit Kleidern die Mädchen ausgerüstet. Doch zu ihrer Ehre sei es gesagt, die Mädchen sind im allgemeinen sehr anständig gekleidet. Erst vor kurzem fanden einige Trauungen statt. Die Braut kam jedesmal wie ein Pfau aufgeputzt daher geschritten. Bei solchen feierlichen Anlässen begnügen sie sich dann nicht mit einem Kleid, sondern alles, was sie haben, wird dann angezogen. Man sagt, ihren ganzen Reichtum trägt sie mit an den Traualtar. Ja, mit dem alten griechischen Philosophen kann auch eine schwarze Braut sagen: „All das Meinige trage ich bei mir." Ja wie einfach ist das, da braucht es keinen Kammerwagen, der ihren Reichtum in das neue Heim führt, die Braut zieht ein ins neue Heim und ihren ganzen Reichtum trägt sie gleich bei sich an ihrem eigenen Leibe. Wenn die Mädchen gut mit Kleidern versehen sind, so hat das seinen Grund darin, daß die meisten schon von Jugend auf ihren Bräutigam haben und dieser sorgt dafür, daß er in der Stadt sich etwas verdient und seiner Braut Kleider kaufen kann, damit dann seine „Schöne" auch wirklich schön daher kommen kann. Dagegen sind unsere Mädchen auf der Station sehr armselig mit Kleidern versehen und es ist für die Mission oft schwer, selbst nur die nötigsten Kleider für die vielen Kinder zu besorgen. Die Armut ist allerdings auch oft ein Entschuldigungsgrund, wenn es selbst in katholischen Familien oft an der notwendigsten Bekleidung fehlt. Haben sie keine Kleider, so gehen sie vielfach auch nicht zur Kirche und zur Schule. Eine ganz besondere Art ist die Trauerkleidung, besonders die der Weiber. Um ihre Trauer und Teilnahme zu zeigen, ziehen sie bei Begräbnissen das

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Schlechteste an, was sie haben. So ist erst kürzlich bei einem Begräbnis selbst eine katholische Frau nur in einen alten Sack gehüllt, erschienen. Ich hielt sie zuerst für eine Heidin, aber nachher kam sie zu mir zur hl. Beicht und schien ein ganz braves Frauerl zu sein. Man muß das eben verstehen, daß sie in Trauer sind. An sich war diese Frau wenigstens für „afrikanische Verhältnisse" noch ganz anständig mit ihrem wunderbaren Trauergewand bekleidet. In Europa scheint ja auch die moderne Damenwelt in „anständiger Trauer" zu sein, in dem sie möglichst wenig anziehen.
Jedenfalls ist es für die Mission eine große Hilfe, wenn sie auch mit Kleidern von guten Menschen in der Heimat unterstützt wird.

Von P. Erasmus Hörner, R. M. M.

Ein seltsamer Vorfall

Einmal besuchte ich eine Farmersfamilie in Umtentweni, das eine gute halbe Stunde von Portshepston, meinem Missionssitz, entfernt liegt. Bei dieser Farmersfamilie weilt schon seit einigen Monaten die in Johannesburg und Potchefstroom verheiratete Tochter mit ihren Kindern. Wiederholt hatte ich im Hause dort auch schon heilige Messe gelesen, um den umwohnenden Christen Gelegenheit zu geben, ihre Sonntagspflicht zu erfüllen. Als ich gelegentlich des Abschieds der Sommergäste nochmals bei der Familie war, erzählte eine ebenfalls zu Besuch anwesende Dame von einem sehr bejahrten irländischen Priester, der trotz seines hohen Alters noch tüchtig in der Mission arbeitet. Als die Hausfrau den Namen des Priesters hörte, sagte sie: „Dieser Priester lebt noch. Da möchte ich doch etwas erzählen. Es klingt zwar sehr seltsam, aber es ist wahr. Meine Eltern zogen vor Jahren von Kapstadt weg weit ins Innere des Landes, ich — als erwachsenes Mädchen, ging natürlich mit. Am neuen Ort waren wir völlig fremd. Unsere Nachbarn waren fast nur Andersgläubige. Ein Priester war überhaupt weit und breit nicht vorhanden. Meine Mutter wurde nun eines Tages schwer krank. Der gerufene Arzt zuckte mit den Achseln und meinte, die Kranke sei hoffnungslos verloren. Da lief ich denn eilends in das nächste Gasthaus und frug, wo denn ein katholischer Priester wohne. O, der wohnt weit, weit weg von hier, war die enttäuschende Antwort. Wenn Sie ihn telegraphisch rufen und er hat gute Fahrgelegenheit, dann kann er in ein bis eineinhalb Tagen hier sein. Ich wollte alles versuchen, darum telegraphierte ich: Priester zu schwerkranker Frau sofort kommen. Es dauerte nicht allzulang. Dann kam ein Telegramm zurück mit der kurzen, aber mich überaus tröstenden Antwort: Ich komme. Ich rechnete nun bangen Herzens aus, wann der Priester wohl eintreffen könnte. Vor dem nächsten Morgen konnte er jedenfalls nicht

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ankommen. In der Nacht wurde die kranke Mutter immer schlimmer. Der Arzt blieb bei ihr und gab ihr Einspritzungen, um sie am Leben zu erhalten. Allein er sagte mir offen, daß es ihm wohl kaum gelingen werde, die Kranke bis zum nächsten Morgen durchzuretten. Wider Erwarten gelang es und — die Freude können Sie sich denken — um



Hochwst. Herr Adalbero Fleischer, Apostol. Vikar mit Professoren und den zwei neugeweihten Priestern P. Vogel und P. Grüter

7 Uhr kam der Priester, totmüde von der Tag- und Nachttour. Wie er erzählte, hatte er gerade noch einen Güterzug erreichen können. Die letzten 20 Kilometer hatte er dann nachts zu Fuß gemacht. Niemand war nun glücklicher als die kranke Mutter, die so sehr um einen Priester gebetet hatte. Da die Kranke schon nahe am Erlöschen war, hörte er sie sogleich Beicht und spendete ihr die hl. Sakramente. Sodann richtete er den kleinen Reisealtar, den er mitgeschleppt hatte, zurecht und las

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

im Krankenzimmer die hl. Messe. Während der hl. Messe geschah nun das Seltsame. Plötzlich erloschen beide Kerzen. Und doch war gar kein Luftzug in dem ruhigen Zimmer. Der Priester am Altar hielt bewegt inne. Da sagte die Kranke: „Vater, (so wird dort jeder Priester genannt) ich sterbe jetzt noch nicht, eine andere Seele ist soeben aus der Welt geschieden." Wir zündeten die Kerzen wieder an und die hl. Messe nahm ihren Fortgang. Nach der hl. Messe ging der Priester in das nahegelegene Gasthaus, um sich etwas zu erquicken, denn die trostlose verwirrte Tochter konnte ihm nichts zurecht richten. Als er zurückkam, sagte er: „Seltsam, soeben erhielt ich ein Telegramm von Ou, woher ich komme, mit dem Inhalt: „Um 8 Uhr 15 Minuten ist Vater (Priester) N. N. gestorben. Also ganz genau zu der Zeit, da während der hl. Messe die Kerzen ausgingen." Die ganze Sache verhielt sich so: Der genannte Priester wurde schwer krank. Ein Bruder verpflegte ihn. Die Krankheit wurde aber immer schlimmer. Der Hochwürdigste Herr Missionsbischof sandte darum den Priester, der jetzt bei der kranken Frau war, dem kranken Priester, damit er ihm im Sterben beistehe. Der kranke Priester machte seine Abrechnung mit Gott und empfing die hl. Sterbesakramente. Da traf das Telegramm ein, das für die kranke Frau einen Priester verlangte. Als der totkranke Priester hörte, um was es sich handle, sagte er zu seinem Konfrater: „Nun müssen Sie sofort abreisen zur totkranken Frau, ich bestehe darauf. Ich bin vorbereitet und bereit zum Sterben. Wenn Gott mich ruft, dann ist alles recht." Der Priester ging und kam zur kranken Frau und bei der hl. Messe erloschen die Kerzen zu der gleichen Minute, als weitentfernt der kranke Priester seine Seele aushauchte.
Meine kranke Mutter wurde wieder gesund und lebte noch ein ganzes Jahr." So schloß die Frau ihre Erzählung, die auf alle einen tiefen Eindruck machte.

Mariannhiller Meßbund

Jeder kann sich einschreiben lassen gegen eine kleine Gebühr von 1 *RM.*

Messen werden gerne angenommen und baldigst gelesen.

Mariannhiller Mission

Von P. Cyprian Ballweg, R. M. M.

Die Taufe, ein göttliches Gnadengeschenk

Auf der Missionsstation Ratschitz kam einmal ein alter Heide zu mir mit der Bitte, ein Kind zu taufen. Ich fragte ihn, wo denn das Kind sei. Er sagte, wenn ich mitreite, könnte ich in 4 Stunden dort sein. Ich fragte ihn wieder, ob denn das Kind krank sei. „Nein", antwortete er, „jetzt nicht mehr, denn es ist schon gestorben." „Ja mein lieber Mann", sagte ich, „wenn das Kind schon gestorben ist, so kann ich es nicht mehr taufen." „Komme nur, Baba", drängte der alte Mann weiter, „ein wenig hängt die Seele noch drinnen." Ich dachte mir, am besten ist es, hinzureiten, vielleicht wäre doch ein armes Kind noch für den Himmel zu retten. Ich sattelte eiligst und jagte davon. Gegen 6 Uhr abends kam ich an Ort und Stelle an. Ich fand da ein ganz kleines Kind. Offenbar war es schon tot. Ich untersuchte es und bemerkte, daß es noch ganz leise atmete. Schnell taufte ich es. Kaum war die hl. Handlung vorüber, da tat es einen langen Atemzug und gab seinen Geist auf. In Ehrfurcht stand ich vor diesem toten Menschenkind, an dem Gottes Gnade so offensichtlich gewirkt hat. Es überströmt in solchen Augenblicken den Missionar wirklich eine große innere Freude, sich sagen zu können: Du hast einer Seele den Himmel erschlossen.

„Es tut not, daß das christliche Volk das Werk der Glaubensverbreitung, das unter allen anderen, die sich auf die hl. Missionen beziehen, durchaus an der Spitze steht, mit einer solchen Freigebigkeit unterstützt, wie sie den vielfachen Nöten der Missionen, die schon jetzt bestehen, und die in der Folgezeit noch dazu kommen werden, voll und ganz entspricht." — Worte des hl. Vaters Pius XI.

Allen lieben Lesern, Förderern, Wohltätern und Freunden der Mission

wünscht ein gnadenreiches Weihnachtsfest und Gottes Gnadensegen zum Neuen Jahr

Missionsdruckerei und Verlag St. Joseph
Reimlingen (Schwaben)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Von Joseph Spillmann, S. J. Nachdruck verboten

Ein Opfer des Beichtgeheimnisses

Schluß

Die Beschreibung des Abbe, der die Soutane mit der Sträflingsjacke vertauschen mußte, und seine Abreise auf der „Durance" nach dem Orte der Verbannung bildeten das Ende meiner Lesung. Die Hähne krähten den Morgen an, als ich damit zu Ende kam.

„Mein Entschluß stand fest. Aus den Zeitungen wählte ich das Blatt mit der Hauptverhandlung und mit der „Begnadigung" und steckte dieselben sorgfältig gefaltet in einem Umschlage in meine Brusttasche. Dann entnahm ich meinem Schranke 2000 Pesos in Gold, gab dem Verwalter, sobald derselbe aufgestanden war, meine Weisungen und ritt nach dem Hause der Jesuiten von Valparaiso, dessen Oberer Französisch verstand. Kurz, ich bekannte ihm mein Verbrechen und bat ihn, mir behilflich zu sein, dasselbe zu sühnen. Mit großer Liebe und Barmherzigkeit nahm er mich auf, half mir mein Gewissen erforschen und bereitete mich für eine Lebensbeicht vor. Sie dauerte lange, aber sie brachte mir als Frucht die Hoffnung, daß Gott mir verzeihen werde, und diese Hoffnung bestärkte mich noch mehr in dem Entschlusse, soviel als möglich meine entsetzlichen Verbrechen zu sühnen. Ich hatte natürlich dem Beichtvater versprechen müssen, alles aufzubieten, daß das ungerechte Urteil umgestoßen, dem Priester Freiheit und guter Name wiedergegeben, der Raub zurückerstattet, der Familie des Priesters der zugefügte Schaden ersetzt und das große Ärgernis gutgemacht werde. Erst als ich mein Geständnis über den Mord von St. Victoire schriftlich aufgesetzt und meine eigenhändige Unterschrift von einem Notar hatte beglaubigen lassen, erteilte mir der Priester die Lossprechung. Das Weihnachtsfest verlebte ich im Hause der Väter. Dann suchte ich Gelegenheit, meine Hacienda zu verkaufen. Sobald das gelungen war, verfügte ich testamentarisch, für den Fall meines Todes, zu Gunsten der durch mein Verbrechen Geschädigten über mein Vermögen. Dann reiste ich ab, ohne einen Tag zu verlieren, wählte den Landweg nach Buenos Aires und traf daselbst gerade rechtzeitig ein, um den Postdampfer nach Bordeaux zu erreichen. Gestern landeten wir, und soeben brachte mich der Schnellzug hierher; meine erste Frage war nach Ihrer Wohnung, Herr Rechtsanwalt; denn Ihren Namen habe ich mir als den des Verteidigers des unglücklichen Priesters wohl gemerkt. Und nun bin ich hier, um Genugtuung und Sühne zu leisten, soweit das noch möglich ist."

Mit steigendem Interesse war Herr Meunier der langen Erzählung Losers gefolgt. Als derselbe geendet hatte, reichte er ihm bewegt die Hand und sagte: „Was Sie auch gefehlt haben, ich muß Sie um dieses Schrittes willen achten. Ich betrachte Sie als meinen Klienten, und Ihr Geständnis ruht wohlverwahrt in meiner Brust. Es ist gut, daß Sie zuerst zu mir kamen. Gewiß soll nach Möglichkeit Genugtuung geleistet werden, aber auch nicht mehr, als nötig ist. Sie schütteln mit dem Kopfe. Hören Sie erst. Den Raub und die Entschädigung der Familie Montmoulin können Sie durch mich ersetzen lassen; Sie haben einfach der Bank von Valparaiso die nötigen Anweisungen zu erteilen. Auch das Urteil kann rückgängig gemacht werden, so daß Abbe Montmoulin Freiheit und Ehre zurückerhält und das öffentliche Ärgernis gehoben wird, ohne daß Sie sich persönlich dem Gerichte stellen. Sie haben einfach ein schriftliches Geständnis Ihrer Tat, das ich aufsetzen werde, zu unterzeichnen. Zur Vorsicht werde ich Ihre Unterschrift durch Zeugen, welche von dem Inhalte des Schriftstückes nichts zu wissen brauchen, beglaubigen lassen. Sobald Sie das getan, reisen Sie mit dem nächsten Schiffe nach Chile zurück, verkaufen Ihre Hacienda und ziehen unter einem andern Namen nach Nordamerika oder Australien. Ich werde dafür sorgen, daß Sie dem Gerichte glücklich entkommen können, bevor dasselbe im Besitze Ihrer Erklärung ist, auf welche hin die Sache Abbe Montmoulins wieder aufgenommen werden und dessen Freisprechung erfolgen muß."

Loser lächelte traurig und sagte: „Das alles hat mir mein Beichtvater in Valparaiso schon gesagt. Ausdrücklich erklärte er mir, daß ich nicht verpflichtet sei, mich auf die Gefahr hin, zum Tode verurteilt zu werden, persönlich dem Gerichte zu stellen. Es genüge meine Erlaubnis, die vom Notar unterzeichnete

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Erklärung einzusenden. Aber das schien mir etwas zu wenig. Abbe Montmoulin hat an mir hochherzig gehandelt, wenn er auch nur seiner heiligen Pflicht entsprach. Und dann schien mir die entsetzliche Bluttat an der guten, alten, wehrlosen Frau doch eine ganz andere Sühne zu fordern. Auch muß mein persönliches Zeugnis vor Gericht gewiß einen weit stärkeren Eindruck zu Gunsten des unschuldig Verurteilten machen und ganz anders geeignet sein, dessen guten Namen herzustellen, als eine schriftliche Erklärung. Das sagte ich dem Beichtvater, und er war damit einverstanden. Ich bat ihn also, mein Geständnis für den Fall, daß ich unterwegs meinen Entschluß bereuen sollte oder daß mir ein Unfall zustieße, nach einiger Zeit dem Gerichtspräsidenten von Aix einzusenden, und reiste ab."

„Und Sie haben Ihren Entschluß seither nicht bereut?" fragte der Rechtsanwalt.

„Offen gestanden — ich kam ein paarmal ins Wanken. Aber die Lesung der Gerichtsverhandlung hat mich jedesmal wieder aufs neue in meinem Vorsatze bestärkt."

„Es ist gar nicht zweifelhaft, daß das Urteil wider Sie auf Tod lauten wird —"

„Ich erwarte nichts anderes."

„Im günstigsten Falle werden Sie zu dem harten Lose eines Deportierten-Sträflings begnadigt."

„Abbe Montmoulin hat dasselbe durch meine Schuld jetzt beinahe drei Jahre getragen — es ist hohe Zeit, daß ich ihm seine Ketten abnehme, und wir wollen keinen Tag länger säumen."

„Es ist also Ihr freier, wohlüberlegter Wille?"

„Ich hatte auf der Überfahrt Zeit genug, mich zu bedenken. Ich bitte, stellen Sie meine Standhaftigkeit nicht auf eine neue, peinliche Probe und verzögern Sie die Befreiung Abbe Montmoulins um keine Stunde."

„Sie haben recht. Es sei! Gott gebe Ihnen Kraft, die volle Sühne, die Sie sich freiwillig auferlegen, zu tragen!"

Herr Meunier begleitete den reumütigen Verbrecher persönlich auf die Polizei und übergab ihn dem erstaunten Kommissär, der die Wache hatte. Zufällig war es derselbe, der den Untersuchungsrichter nach St. Victoire begleitet und den Abbe Montmoulin in die Gefangenschaft geführt hatte. „Herr Kommissär", sagte der Rechtsanwalt, „Sie werden gewiß diesen Herrn, der von Südamerika herübergekommen ist, um sich freiwillig zur Untersuchung zu stellen, so milde behandeln, als es nur immer Ihre Instruktion erlaubt."

„Behandeln Sie mich, wie der unschuldige Abbe Montmoulin behandelt wurde", bemerkte mit ruhiger Ergebuung Loser.

Der Rechtsanwalt schüttelte ihm die Hand; dann eilte er nach dem Hause des Gerichtspräsidenten Peultier. „Es ist Mittwoch", sagte er, „ich werde bei ihm den Staatsanwalt und verschiedene Kollegen treffen, welche zusammen eine Partie Tarock spielen. Eben schlägt es 10 Uhr. Hoffentlich ist es nicht zu spät." Er kam eben noch im rechten Augenblicke. Man warf gerade die Karten zusammen und wollte sich erheben, als der Diener den Rechtsanwalt Meunier meldete. Die Herren blickten sich und den Eintretenden erstaunt an. Nach einem kurzen Worte der Entschuldigung berichtete er, was ihm den Mut gebe, zu so später Stunde den Herrn Präsidenten und den Herrn Staatsanwalt mit einer Sache zu behelligen, welche für sie vom höchsten Interesse sein werde. „Auch die andern Herren Kollegen bitte ich, den höchst merkwürdigen Fall mit anzuhören", fuhr er fort und erzählte nun, was er soeben von Loser erfahren hatte. Mit steigender Spannung lauschten die Herren, kaum daß man die eine oder andere Zwischenfrage sich erlaubte.

Dem Staatsanwalt, der sich seiner scharfen Reden bei der Verhandlung wohl erinnerte, war die Sache natürlich äußerst peinlich. „Und der Mann ist bei gesundem Verstande?" fragte er endlich, als Meunier mit seiner Erzählung zu Ende war.

„Bei so klarem Verstande, wie man es nur sein kann", entgegnete der Rechtsanwalt.

„Gott sei Dank, daß ich damals Abbe Montmoulins Begnadigung in Anregung brachte!" rief der Präsident. „So kann doch hoffentlich noch einigermaßen geholfen werden. Wenn der Ärmste nur nicht inzwischen dem Klima und den entsetzlichen Strapazen erlegen ist, denen die Deportierten-Sträflinge ausgesetzt werden!"

„Jedenfalls muß auf diese Selbstanklage hin der Prozeß aufs neue geführt werden", sagte einer der Richter.

„Selbstverständlich. Ich werde morgen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

diesen Herrn Loser sofort verhören und auf das Protokoll hin die Revision selbst beantragen", sagte der Staatsanwalt.
„Und ich werde mich gleich nach Einsichtnahme desselben unmittelbar an den Justizminister wenden, daß der Verurteilte telegraphisch aus Neu-Kaledonien zurückgerufen werde. Wie bald können wir ihn wohl zurückerwarten?" fragte der Präsident.

„Einige Monate wird es jedenfalls dauern", entgegnete Herr Meunier. „Der Telegraph reicht nur bis Brisbane in Australien. Von dort muß das Telegramm mit dem nächsten Schiffe nach Port-de-France befördert werden. Vielleicht befindet sich der gute Abbe auch noch auf einem weit entfernten Posten der großen Insel, und die Rückreise dauert zwischen 40 und 50 Tagen."
„So haben wir überflüssig Zeit, alles vorzubereiten, daß gleich nach seiner Ankunft die zweite Gerichtsverhandlung statthaben kann, welche das ihm leider geschehene Unrecht nach Möglichkeit gutmachen soll. Unglücklicherweise haben bei der ersten Verhandlung die Umstände so gegen ihn gesprochen, daß auch bei der geschickten Verteidigung unseres verehrten Kollegen hier eine Freisprechung kaum zu hoffen war", bemerkte der Präsident.

„Hätte der Unglückliche beim Verhör oder vor Gericht auch nur mit einer Silbe angedeutet, daß der Küster nach der Tat bei ihm gewesen — er wäre freigesprochen worden!" rief der Staatsanwalt.
„Das glaubte er der nachfolgenden Beicht wegen nicht zu dürfen, wie ich damals vermutete und aussprach", antwortete Herr Meunier. „Abbe Montmoulin ist wirklich ein Opfer des Beichtgeheimnisses."

Vierundzwanzigstes Kapitel

Wieder in der Heimat

Am folgenden Morgen wiederholte Loser vor dem Staatsanwalt seine ganze Selbstanklage, und noch im Laufe des Tages ging der Bericht an den Justizminister. Derselbe ließ sofort an den Gouverneur von Port-de-France telegraphieren, den Sträfling Nummer 5348, Abbe Montmoulin, augenblicklich aus der Zahl der Sträflinge zu streichen und mit dem nächsten Schiffe, behufs einer Revision seines Prozesses, mit allen Ehren nach Frankreich zurückzusenden. Der Mörder, dessen Tat man ihm irrtümlich zur Last gelegt, habe sich freiwillig dem Gerichte gestellt. Erst 14 Tage später kam das Telegramm in die Hände des Gouverneurs von Neu-Kaledonien, weil früher kein Schiff von Brisbane nach Port-de-France abging. Der betreffende Befehl wurde sofort dem Kommandanten der Anstalt von Nu überwiesen; aber Nummer 5348 befand sich in den Kupferminen zu Balaad im Nordosten der Insel, fast 1000 Kilometer von Nu entfernt! Ein Küstenfahrzeug wurde zwar alsbald abgeschickt; allein es dauerte doch Wochen, bis der Gefangene die frohe Kunde von dem Telegramm erhielt, das ihn nach Frankreich zurückrief und ihm die Wiederherstellung seiner Ehre, seiner Freiheit und die Wiederausübung des priesterlichen Berufes in sichere Aussicht stellte. Er konnte es anfangs kaum fassen; die Freude war so groß, daß er wie ein Kind weinte.

Der Obere der Mission von Balaad war mit einigen Maristen herbeigeeilt, um den Priester, von dessen Anwesenheit unter den Sträflingen er jetzt zuerst hörte, zu beglückwünschen, und sie hatten für ihn eine Soutane mitgebracht, welche er gegen den Sträflingsanzug umtauschen konnte. Mit welchen Gefühlen des Dankes gegen Gott zog Abbe Montmoulin das Priestergewand wieder an und feierte nach so langer Zeit in der schlichten Missionskapelle zum erstenmal wieder die heilige Messe! Die guten Maristenpatres teilten seine Freude, und die neubekehrten Kanaken, denen sie soviel als möglich die schwere Prüfung erklärten, welche der „heilige Mann" erduldet hatte, umdrängten ihn, küßten seine schwielige Hand und baten ihn, er möge sie mit derselben segnen. Und dann trat er, von den Wünschen und Gebeten der Missionäre und ihrer Kinder begleitet, die weite, weite Heimreise an über eine Strecke der Südsee, über den Indischen Ozean, durch das Rote Meer, und je näher er Europa und der Heimat kam, desto mehr mischte sich bange Erwartung in seine Freude und Sehnsucht. Wie würde das alles enden? Sollte diesmal seine Unschuld ganz zweifellos erwiesen werden? Noch stand er als Verurteilter unter der Aufsicht eines Polizeikommissärs, der ihn begleitete. Und sollte seine alte Mutter die Freude erleben, ihren Francois als mit allen Ehren freigesprochen zu umarmen, oder hatte der Kummer sie inzwischen hinweg-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gerafft?
Ja, sie lebte noch und erwartete mit nicht geringerer Sehnsucht die Ankunft des Schiffes, das ihren Sohn trug. Gleich am Tage nach der Ankunft Losers war Herr Meunier nach La Grange gefahren und hatte dem greisen Pfarrer, in dessen gastlichem Hause die Mutter und Schwester Abbe Montmoulins wohnten, die Freudenkunde gebracht, daß nun dessen Unschuld vor aller Welt nachgewiesen würde. Sofort hatte der gute alte Herr seine Haushälterin, Frau Jardinier, gerufen und ihr die trostreiche Botschaft mitgeteilt. Dann waren sie zusammen in das Stübchen der Frau Montmoulin gegangen, um auch ihr nach einiger Vorbereitung die frohe Kunde zu bringen. Aber schon ihre freudestrahlenden Gesichter verkündeten der Mutter,um was es sich handle; denn welche andere Freude hätte man ihr melden können, als eine Freude, welche sich auf ihren Sohn bezog, an den sie Tag und Nacht dachte, für dessen Befreiung sie Tag und Nacht betete?

„Ihr bringt mir Nachricht von Francois?“ rief sie.

„Ja, gute!“ sagte ihre Tochter.

„Man hat seine Unschuld endlich erkannt?“ fragte die Mutter, bleich vor freudigem Schrecken.

„So ist es“, antwortete Herr Meunier. „Der Mörder hat sich selbst dem Gerichte überliefert. Wie wir vermutet, ist der Sakristan Loser der Täter. Noch mehr, nicht nur die volle Unschuld Ihres Sohnes ist festgestellt; er steht vor aller Augen als ein Märtyrer seiner Priesterpflicht, als ein Opfer des Beichtgeheimnisses!“

„Gott sei ewig Lob und Dank!“ rief die Mutter mit Freudentränen in den Augen, die Arme zum Himmel hebend. „Wenn ich jetzt meinen Francois auch nicht mehr sehen sollte, sei doch gepriesen und gebenedeit deine Barmherzigkeit! Francois' guter Name ist wiederhergestellt, und das schreckliche Ärgernis, das sich an ihn geknüpft hat, verwandelt sich in einen Triumph für den priesterlichen Stand!“

Wochen vergingen nun, bevor Frau Montmoulin neue Kunde von ihrem Sohne erhielt, von dem sie nicht einmal wußte, ob er überhaupt noch am Leben sei. Endlich kam ein Telegramm des Gouverneurs von Neu-Kaledonien, welches die Abreise des Abbe Montmoulin an Bord des Dampfers „La Liberte“ anzeigte. „In 40 bis 50 Tagen kann er nun da sein“, schrieb ihr Herr Meunier. Als die Frist nahezu abgelaufen war, eilte die Mutter nach Marseille, wo sie auf ein Schreiben des Herrn Pfarrers hin die liebreichste Aufnahme in einem Frauenkloster fand. Sie hatte da auch Gelegenheit, täglich ihren Enkel Charles zu sehen, welcher in der Apostolischen Schule sich durch Fleiß und gutes Betragen auszeichnete. Er war jetzt fast zwölf Jahre alt und bereitete sich voll Eifer auf die erste heilige Kommunion vor. Auch er hatte fleißig für seinen lieben Oheim gebetet und immer gesagt: „Er ist unschuldig, und Gott wird seine Unschuld an den Tag bringen.“ Wie freute sich der Knabe, da sein Gebet erhört war!

Endlich meldeten die Schiffsnachrichten, die „Liberte“ sei in den Suezkanal eingelaufen und könne binnen vier bis fünf Tagen in Marseille eintreffen. Auf diese Nachricht eilten nun auch Frau Jardinier mit ihrem Töchterchen, das sie in Arles abholte, Herr Meunier, der hochw. Regens und viele bekannte Geistliche herbei, so daß eine zahlreiche Gruppe alter Freunde auf dem Quai von Marseille versammelt war, als die „Liberte“ in den Hafen dampfte. Sobald das Schiff vor Anker lag, begab man sich an dessen Bord, und sofort führte der Kapitän den Priester seinen Freunden entgegen. Ehrfurchtsvoll standen alle zurück, bis Abbe Montmoulin seine greise Mutter, seine Schwester und deren Kinder begrüßt hatte. Es blieb kein Auge trocken, welches Zeuge dieses Wiedersehens war. In seine Freude mischte sich freilich auch Schmerz; denn auf den ersten Blick erkannten Mutter und Sohn, was sie in diesen drei Jahren gelitten hatten: die Mutter war zur hinfälligen Greisin geworden, dem Sohne selbst hatten Kummer und Leiden vorzeitig die Haare gebleicht. „Was schadet's“, sagte er auf eine mitleidige Bemerkung seiner Mutter, „ob sie zehn Jahre früher oder später ergrauten? Dafür sind meine Arme und Hände um so stärker geworden“, fügte er lächelnd bei. Die Mutter küßte die durch Zwangsarbeit schwielig gewordenen Hände ihres priesterlichen Sohnes und sagte: „Du hast recht; was schadet's? Gott hat alles gut gefügt; ihm wollen wir danken! Und daß du mir nur nicht stolz wirst bei all dem Lobe und der Auszeichnung, die jetzt in Strömen sich auf dein Haupt ergießen werden, wie vor drei Jahren

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Schmach und Schande." Jetzt eilte der Priester dem greisen Regens, dessen Auge vor Freude leuchtete, und den andern Lieben und Bekannten entgegen. Jedem drückte er die Hand, konnte aber ihre Reden vor innerer Bewegung nur mit abgebrochenen Worten erwidern. Herr Meunier überreichte ihm ein Schreiben des Gerichtshofes von Aix, welches ihn für den nächsten Montag vor Gericht forderte und gleichzeitig auf freien Fuß setzte. Der Polizeikommissär, dem eine gleichlautende Weisung übergeben wurde, zog sich sofort, höflich um Entschuldigung bittend, zurück, und Abbe Montmoulin konnte mit seinen Freunden das Schiff verlassen. Alle pilgerten mit ihm hinauf auf den Hügel von „Notre-Dame-de-la-Garde", den Gnadenort, wo die Schiffer von Marseille der Mutter Gottes für glückliche Fahrt zu danken pflegen, und waren Zeugen, wie er vor ihrem Gnadenbilde ein Stück der Beinfessel aufhängte, das er als Erinnerung an seine Sträflingszeit mit aus Neu-Kaledonien gebracht hatte. Dann fuhren sie voll Trost und Freude zusammen nach Aix.

Am folgenden Montag fand die Gerichtsverhandlung statt. Abbe Montmoulin, welcher auf die dringendste Einladung des hochwürdigsten Herrn im erzbischöflichen Palaste absteigen mußte, erschien vom Erzbischofe selbst und von einem zahlreichen Gefolge des Klerus begleitet vor dem Gerichtshofe. Der große Saal war diesmal wo möglich noch dichter besetzt als vor drei Jahren. Namentlich hatte man Sorge getragen, daß die früheren Pfarrkinder des Abbe Montmoulin Plätze bekamen. Auch der Maire Grandjean, auf den das Ereignis einen tiefen Eindruck gemacht hatte, und Dr. Corbillard waren anwesend. Der erstere schüttelte sogar der alten Susanne mit einer Bitte um Verzeihung die Hand, was die alte Jungfer zu Tränen rührte. „Ja, ja!" sagte sie, „wir waren alle mit Blindheit geschlagen. Wer hätte aber auch denken können, daß Loser ihm gebeichtet hätte und daß er sich noch einmal so schön bekehren würde! Selbst der Herr Staatsanwalt wollte damals eher glauben, der Teufel habe ihn durch die Lüfte getragen."

Für die Mutter und Schwester des Abbe Montmoulin waren eigene Sitze vorbehalten; neben ihnen saßen Charles und Julie und ganz in der Nähe Herr und Frau Le Noir. Letztere konnte es sich nicht versagen, ihrem Ehegatten vorzuhalten, wie arg er sich an dem Küster Loser getäuscht und wie sehr sie, wie immer, im Rechte gewesen sei. „Gott sei Dank", sagte der gemütliche Bäckermeister, „daß du, wie immer, recht hattest! Aber jetzt zügle, wenn es möglich ist, für eine halbe Stunde deine Zunge; denn die Herren des Gerichtes treten ein. Ich will dich dann den ganzen Abend geduldig anhören."

Die Verhandlung dauerte nicht lange. Abbe Montmoulin mußte der Form halber noch einmal an den Platz des Angeklagten treten. Dann eröffnete der Präsident die Sitzung mit einer kurzen Rede, in welcher er von der Fehlbarkeit der irdischen Gerechtigkeitspflege sprach und der Freude Ausdruck gab, daß ein leider infolge falschen Scheines gefälltes Urteil heute zum Teile wenigstens gutgemacht werden könne. Nun wurde Loser vorgeführt, sein Selbstbekenntnis verlesen und er selbst verhört. Mit klarer Stimme bekannte er die Tat und erzählte ausführlich, wie er dieselbe dem gegenwärtigen Abbe Montmoulin gebeichtet habe. Eine lebhafte Bewegung lief bei diesem Umstande, den der Schuldige absichtlich hervorhob, durch die Reihen der Zuhörer. Als er geendet, fragte ihn der Präsident nach dem Beweggrunde, der ihn zur Selbstanklage bewogen habe. Loser sagte: „Meine Gewissensbisse und namentlich die heldenmütige Pflichttreue des Geistlichen, der sich eher unschuldig an meiner Stelle verurteilen ließ, als auch nur im entferntesten das Beichtgeheimnis zu verletzen. Wiederum machte sich unter den Zuhörern halblautes, erregtes Gemurmel bemerklich.

Jetzt erhob sich der Staatsanwalt und beantragte in kurzer Rede die Freisprechung des unschuldig verurteilten Priesters, seinem Schmerze lebhaft Ausdruck gebend, daß er bei der ersten Verhandlung geirrt und in diesem Irrtum zur Verurteilung beigetragen habe. Herr Meunier hatte seinerseits nichts beizufügen; doch wies er auf das heldenmütige Beispiel der christlichen Tugenden hin, welches sein Klient gegeben habe. Die Geschworenen zogen sich einen Augenblick zurück und verkündeten, sofort den Saal wieder betretend, den Wahrspruch: Unschuldig. Dann vernichtete der Präsident feierlich das frühere Urteil und erklärte den Priester für frei und im Besitz aller bürgerlichen Ehrenrechte. Auch er feierte kurz und taktvoll das Opfer, welches der

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Priester seiner Pflicht so heldenmütig gebracht habe, und bedauerte, daß das Gesetz dem Richter nicht erlaube, einen zeitlichen Ersatz für die schuldlos erlittene Verurteilung zuzusprechen. Es sei das eine der Unvollkommenheiten der irdischen Gerechtigkeitspflege. Ein solches Opfer der Freiheit und Ehre, wie es Abbe Montmoulin fast drei volle Jahre erduldet habe, sagte er, könne menschliche Gerechtigkeit niemals würdig vergelten, und er schloß mit dem schönen Satze:



Der Präsident trat auf Abbe Montmoulin zu und reichte ihm die Hand

„Gerade solche Fälle beweisen, daß es über dem schwachen und fehlbaren menschlichen Richter einen unfehlbaren, alles wissenden und allmächtigen Richter geben muß, und dieser höchste Urquell alles Rechts und aller Gerechtigkeit wird Ihnen, hochwürdiger Herr, vergelten, was Sie für ihn erduldet haben."

Herrn Peultiers Schlußreden waren berühmt; aber niemals hatte er schönere und ergreifendere Worte gesprochen. In einer wahrhaft feierlichen Stimmung befanden sich Richter und Zuhörer. Der Präsident trat auf Abbe Montmoulin zu und reichte ihm die Hand; dasselbe taten die übrigen Mitglieder des Gerichtshofes. Der Staatsanwalt bat bei dieser Gelegenheit den Priester, den er freilich bei der ersten Verhandlung schroff genug behandelt hatte, um Verzeihung, welche ihm in der liebreichsten Weise gegeben wurde. Dann führte der Präsident den Freigesprochenen unter dem Jubel der Zuschauer der alten Mutter zu, die ihren Francois mit Freudentränen umarmte. Auch der Erzbischof, der ehrwürdige Regens und die andern geistlichen Herren umringten und beglückwünschten jetzt ihren teuren Mitbruder.

In einem wahren Triumphzuge wurde Abbe Montmoulin mit seiner Mutter und Schwester zum erzbischöflichen Palaste zurückbegleitet, wo der hochwürdigste Herr bei einem Festmahle, das er zu Ehren des Freigesprochenen gab, dessen Freunde alle um sich versammelte. Auch Charles und Julie und das wackere Ehepaar Le Noir, das in der Zeit der Prüfung so treu zu den guten Leuten gestanden, und sogar die alte Susanne durften an demselben teilnehmen. Anfangs war sie in solcher Gesellschaft sehr scheu und knickste und lächelte verlegen; aber nach und nach fand sie sich und ihren Appetit, und gegen gegen Ende der Tafel, als sie von dem süßen Muskateller gekostet, wurde sie gar redselig und hätte sich von Herrn Le Noir beinahe zu einem kleinen Räuschchen verleiten lassen. Aber Madame Le Noir nahm sie rechtzeitig mit nach Hause.

Am folgenden Tage stand Loser vor Gericht. Der Spruch der Geschworenen mußte natürlich „Schuldig" lauten; auch mildernde Umstände konnten sie ihm für den Mord nicht zubilligen. So lautete das Urteil auf Tod. Da ihn aber sowohl die Geschworenen als die Richter in Anbetracht seiner reumütigen Selbstanklage zur Begnadigung empfahlen und eine gleichlautende Bittschrift vieler Bürger von Aix — an der Spitze der Unterschriften stand die des Abbe Montmoulin — die Bitte um Gnade unterstützte, so wurde auch bei ihm das Todesurteil in Deportation umgewandelt. Nachdem er auf seinen Wunsch noch einmal bei Abbe

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Montmoulin gebeichtet und aus dessen Hand die heilige Kommunion empfangen hatte, trat er ganz getröstet die Reise nach Neu-Kaledonien an, wo er vielleicht jetzt noch seine Bluttat sühnt, welche für den unschuldigen Pfarrer von St. Victoire so traurige und doch auch wieder so herzerhebende Folgen hatte.

Und damit wäre unsere Erzählung eigentlich zu Ende. Wir haben nur noch beizufügen, daß Abbe Montmoulin seine alte Pfarrei wieder erhielt, und zwar auf sein dringendes Bitten; denn der Erzbischof hatte ihm bereits eine bessere Pfründe zugedacht. Das gewann ihm die Herzen seiner Pfarrkinder, von denen in der Stunde der Prüfung so viele an ihm gezweifelt hatten, in hohem Grade. Der Bürgermeister ließ auf seine eigenen Kosten die Pfarrwohnung im Kloster und die Zellen, welche der Pfarrer für seine Mutter bestimmt hatte, so schön als möglich ausmöblieren. Überhaupt wurde auf Beschluß des Gemeinderates das ganze Kloster heller und freundlicher hergerichtet und durch einen Umbau der Sakristei die unheimliche Kammer blutigen Andenkens gänzlich entfernt.

Als alles fertig war, hielt Abbe Montmoulin seinen zweiten „freudigen Einzug." Triumphbogen waren errichtet, Kränze von Haus zu Haus geschlungen, bunte Wimpel flatterten in der Luft, süß duftender Rosmarin und Rosen waren auf den Weg gestreut, Inschriften hießen den Pfarrer willkommen, und in den festlichen Klang der Glocken mischte sich von den nahen Hügeln das Dröhnen der Böller. Am Eingange des Dorfes begrüßte der Maire in wirklich herzlicher Rede „den treuen Seelenhirten unter den Seinigen." Sie würden suchen, was sie an ihm gefehlt, wieder gutzumachen, sagte er, und der Ton seiner Stimme verriet, daß es ihm voller Ernst sei. In der Tat hatte gerade das heldenmütige Opfer, welches Abbe Montmoulin seiner Priesterpflicht gebracht hatte, ihm und mit ihm noch manchen seiner Freunde den Priesterstand und die katholische Religion in einem ganz andern Lichte gezeigt, als die kirchenfeindlichen Blätter, welche bisher die Quelle seiner Bildung waren, dieselben darzustellen pflegen.

Groß war Abbe Montmoulins Freude über seinem Empfang in St. Victoire, und aus ganzer Seele stimmte er, vor dem Hochaltare angelangt, das Te Deum an. Größer aber noch war sein Trost, als in den nächsten Tagen, angefangen mit dem Bürgermeister und Dr. Corbillard, so manche seiner Pfarrkinder, welche seit vielen Jahren die heiligen Sakramente nicht mehr empfangen hatten, zur Beicht kamen und am darauffolgenden Sonntage sich zur Erbauung der Gemeinde dem Tische des Herrn nahten. Da sagte Abbe Montmoulin erst recht von ganzem Herzen Dank der Weisheit und Güte Gottes, dessen barmherzige Führung aus dem bittern Holze des Kreuzes stets süße Früchte des Heiles zu zeitigen weiß. —

Was bleibt uns sonst noch zu erwähnen? Daß seine Mutter und Schwester natürlich bei Abbe Montmoulin eingezogen und die Zeit ihrer Trübsal nun vorüber ist; daß der kleine Charles aus der Hand seines Oheims die erste heilige Kommunion empfing und dann freudig in die Apostolische Schule zurückkehrte, wo er sich zum Opferleben eines Glaubensboten vorbereitet; daß Julie zu einem wohlgesitteten und schönen Mädchen heranblüht, welches aber zum Kummer der guten Josephsschwestern wenig Klosterberuf zeigt; daß Herr Meunier nach dem Willen Losers die 12 000 Franken nebst Zinsen dem St. Josephsverein zurückerstattete, wodurch die geplante Erweiterung des Spitals erfolgen konnte, und daß auch Frau Jardinier eine Entschädigungssumme erhielt, welche sie für sich und ihre Kinder der lästigen Nahrungssorgen überhoben hat. Was noch? Daß die alte Susanne ihr Gnadenbrot beim Herrn Pfarrer ißt, und daß Herr und Frau Le Noir alle Jahre einigemal zum Besuche nach St. Victoire hinauskommen, nicht ohne ein besonders feines Gebäck zum Kaffee mitzubringen, der immer mit Freuden in dem gemütlichen Kreise getrunken wird.

Ende

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Inhaltsverzeichnis
des Vergißmeinnicht-Jahrganges 1927

Gedichte:

	Seite
Allüberal Maria v. H. Opitz S. I.	129
Allerseelen v. Else Budnowski	321
Berufung v. Else Budnowski	33
Christkönigslied v. Joh. Seb. Bach	290
Fronleichnam v. Else Budnowski	162
Gottes Segen, mit	1
Gott v. Else Budnowski	257
Herz Jesu, das hlgst.	180
Maria Himmelfahrt	226
Ostern!	98
Sommer in Nazareth v. Else Budnowski	194
Unter der Palme v. F. W. Weber	66
Weihnacht v. Else Budnowski	353

Aufsätze erzählenden, belehrenden und erbauenden Inhaltes:

	Seite
Arzt, praktische der, als Missionshelfer v. Br. Gerold Heller	46
Aberglaube, heidnischer v. P. Cyprian Ballweg	147
Anna, St. Selbdritt	200
Besuch auf den Stationen der Missionare von Mariannhill	7
Bitte des Bruder-Kirchenchores in Mariannhill	231
Bilder aus dem Leben unserer Schwarzen v. P. Kammerlechner	370
Einiges über Ursprung und Geschichte des Zuluvolkes	34, 66, 100 130, 162, 194, 226, 258, 290, 322, 356
Erlebnis, merkwürdiges v. P. Robert	138
Eindrücke aus der Mission unter den Schwarzen v. P. Maurus Kallus	236
Eltern ein Spiegel des Kindes	311
Friedhof, gehts um, auf dem	177
Familie als Kraftquelle, die v. Rektor Hoche	206
Fürsorge, missionsärztliche v. Prälat Dr. Becker	336
Flußpferd, Geschichte vom geschossenen	340
Gottesdienst, bei verschlossener Kirchentür	148
Gott will, daß alle Menschen selig werden v. P. Burkhard Helmstetter	326
Gedanken zum kommenden Weihnachtsfest v. P. Dom. Sauerland	354
Heilung, wunderbare von Lourdes	22
Heiratsgeschichte, eine schwarze v. P. Alberich Reinhard	44
Hochzeitsgebräuche bei den Schwarzen v. Schw. Juliana	242
Heidnische Grausamkeit v. P. Alberich Reinhard	17
Hausfrauensinn und Weihnachtsfest v. Rektor P. Hoche	364
Jesuskind, beim	16
Katholische Volksbibel v. Pfarrer Nabor	17
Kranke, der gestohlene v. P. Burkhard Helmstetter	19
Klosterwelt, aus der v. P. P. Küttel	75
Komödie, eine kleine v. P. Emmanuel Hanisch	83
Kampf um's Leben in der Insektenwelt in Afrika	146
Kampf um ein Stückchen Brot, der v. Schw. Amata, C. P. S.	179
Krankenruf, ein unverständiger v. P. Joseph Reiner	243
Keilands in Not v. P. Nikolaus Scheb	307
Kleingeld der Liebe	342
Liebeswerk vom hl. Paulus	116
Lehrer, der blinde v. Schw. Amata	263
Missionsarbeit, ein Stückchen von P. Cyprian Ballweg	2
Missionsarztes, aus dem Leben eines Mariannhiller	21
Missionsunterstützung, katholische u. protestantische	50
Maria Lichtmeß	51
Mühseligen und Beladenen, die v. Henriette Oweg	110
Missionspfaden, auf	170
Mariannhill als Sehenswürdigkeit v. Dr. M. Kohler	174
Mutter und Söhne von Rektor P. Hoche	237
Miva	306
Nottaufe, eine seltsame v. P. Cyprian Ballweg	116
Opfer des Beichtgeheimnisses, ein	25, 55, 87, 118, 510, 182, 214, 246, 278, 312, 343, 376.
Osterfest in der Liturgie	95
Portiunkula, nachahmungswürdiger Missionsgedanke v. Schw. Julia	53

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Papstworte ü. d. Heidenmission 116, 375
Pius-Seminar v. P. L. Tremel . . 298
Primizfeier in Keilands v. P. Adalbert Schweiger 330
Rettung aus Lebensgefahr v. P. Viktor Cohnen 202
Reiner, P. Balduin, Nekrolog . . . 209
Räuberjagd im Generalat 210
Seligsprechung eines einheimischen abessinischen Priesters 6
Südafrika, aus 80
Schule und Mission, allerlei aus v. Br. Gerold 271, 299
Titelbild, zu unserem 24
Taufgnade verscherzt, die v. P. Cyprian Ballweg 310
Totötom, der 367
Taufe, die, ein göttliches Gnadengeschenk v. P. Cyprian Ballweg . 375
Unaufgeklärte Geschichte, eine von P. Sales Esser 138
Vorsehung, Wege der göttlichen v. Br. John 108
Vorfälle, merkwürdige v. P. Cyprian Ballweg 108
Volksmission im Missionsland von P. Cyprian Ballweg 211
Versehgang, der eine Woche dauert v. P. Alberich Reinhard 268
Versehgang, ein v. P. J. Buchner . 309
Vergesset die Verstorbenen nicht! . . 328
Vorfall, ein seltsamer v. P. Erasmus Hörner 372
Wie gelebt, so gestorben v. P. Joseph Reiner 178
Zuluschwestern, unsere ersten von P. Rubenzer 114
Zulu-Logik von P. Emmanuel Hanisch 144

Unsere Bilder:

Ankunft im Kraal 5
Ausbildung in Waffen junger Zulus 69
Assisi, Priesterhaus im Bau . . . 115
Ausstellung der Eingeborenen in Mariannhill 117
Anna, St. Selbdritt 201
Aloysianum, Schüler des, Besuch des R. P. Generals 301
Bauern, christliche im Zululand . . 41
Basutos beim Tausch 361
Bischof Fleischer mit Neupriestern 373
Bete und arbeite 176
P. Balduin Reiner † 209
Brüder-Kirchenchor in Mariannhill 265
Brüder-Musikchor in Mariannhill 365
Chinesische Bischöfe 52
Christliche Familie in der Mandschurei (China) 73
Christus, König 297
Delegat, apostolischer; Bischof Fleischer und R. P. Generalsuperior von Mariannhill 81
Elefantenjagd in Afrika 357
Ernteſegen 233
Fronleichnamsprozession in Mariannhill 180
Generalgouverneur, Lord Curzon mit Gefolge 45
Generalsuperior R. P. Arndt, P. Leyendecker und Profeßbrüder in Mariannhill 49
Jesuskind, beim 16
Joseph, St. 79
Knaben auf dem Wege zur Arbeit 84
Katechet, eingeborener mit Familie . 197
Kraal, heidnischer 237
Knaben, heidnische auf einer Wanderung 277
Keilands, Missionsstation 308
Kuhdieb, bestraft nach heidnischer Justiz 341
Lateinschüler, eingeborene in Mariannhill 111
Lehrer und Lehrerinnen, eingeb. 145, 244
Lochane, nach dem Gottesdienst 148, 205
Lehrerpersonal in St. Katharina . . 269
Maria Ratschitz, Kirche und Schule 13
Missionsarzt Dr. Kohler mit Frau in Centocou 21
Maria Ratschitz, Tagesschule . . . 109
Maria, Maienkönigin 140
Missionspersonal in Rhodesia . . 241
Marienkinder in Mariannhill . . 273
Marterl im Gebirge 305
Näherei in Mariannhill 137
Ostermorgen, am 99
Petrus predigt am Pfingstfeste . . 173
Reimlingen, St. Joseph 77
Schulmädchen beim Korbflechten . . 9
Schneiderei in Mariannhill . . . 169
Sport überall! 213
Schwesternfriedhof in Mariannhill 329
St. Agnes, Missionsstation . . . 369
Taufe im Heidenland 336
Umschlatuzanefluß, am 165
Überschreiten eines afrikanischen Flusses 325
Zulumädchen, Haartracht 37
Zulukrieger 104
Zulukraal, christlicher 132
Zulufrau, heidnische 229
Zulukrieger im Festschmuck 261
Zulus, heidnische vor dem Kraal . . 293

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Herzen Jesu, der sel. Jungfrau und der kl. hl. Theresia für Erhörung und glückliche Lösung einer unangenehmen Sache.
Speyer: Innigen Dank der hl. Familie für die Gewährung zweier Bitten.
Mosbach: Dank dem hl. Joseph und der hl. Theresia für Hilfe in großer Not.
Parschnitz: Dank dem hl. Antonius für Erhörung.
Parschnitz: Dank dem hl. Antonius für Hilfe.
Amerang: Dankbestätigung für ein Heidenkind auf den Namen Theresia vom Kinde Jesu.
Hesselsdorf: Dank dem hlgst. Herzen Jesu, der Mutter Gottes, dem hl. Joseph und hl. Antonius für Hilfe in mehreren Anliegen.
Braunschweig: Dank der lb. Mutter Gottes und der hl. Rita für Hilfe in schwerer Stunde. . . . Mark Almosen. Dank unserm Herrn und Heiland im hochheiligsten Sakrament, der lb. Mutter Gottes, dem hl. Joseph und hl. Antonius für erlangte Hilfe im Stall. . . . Mark für den Loskauf eines Heidenkindes auf den Namen „Michael."
L. R., Antonia: . . . Mark als Dank dem hl. Antonius für Hilfe in einem Anliegen.
S. L., Antonia: Dank dem hlgst. Herzen Jesu und der göttlichen Vorsehung. Betrag . . . Mark anbei.
Albendorf: Beiliegendes Almosen für die Mission als Dank dem hl. Judas Thaddäus, dem hl. Antonius für erlangte Hilfe.
Tschechoslowakei: Dank dem hl. Antonius und den 14 hl. Nothelfern für glückliche Entbindung. Beiliegendes als Antoniusbrot. Veröffentlichung war versprochen.
Berlin-Wilmersdorf: Beifolgender Betrag als Dank für erlangte Hilfe durch Gebetsempfehlung.
E. B.: Dem hlgst. Herzen Jesu, der lb. Mutter Gottes, dem hl. Joseph, dem hl. Judas Thaddäus, der hl. Theresia vom Kinde Jesu, dem hl. Antonius und der ehrw. Schw. Benigna Ferrero sei herzlicher Dank gesagt für wiederholte Hilfe in schweren Anliegen.
Offenbach: Erhörung in einem Anliegen. . . . Mark Antoniusbrot.
Gosdorf, Stmk.: Missionsalmosen als Dank zum hl. Joseph und hl. Patrizius für erlangte Hilfe.
Aspang, N.-Öster.: Antoniusbrot als Dank für Hilfe in schweren Anliegen, sowie auch Bitte um Bekehrung eines jungen Mannes.
G. R., Brück: Dank dem hl. Joseph für Verdienstmöglichkeit.
Orschweier: Dank für erlangte Hilfe bei einem kranken Kind. Anbei . . . Mark.
Heppenheim: Dem großen hl. Helfer Antonius vielen Dank.
Weilheim: Dank dem hl. Antonius und hl. Judas Thaddäus für Abwendung größeren Unglückes im Stall und um Licht in einer dunklen Sache. Veröffentlichung war versprochen.
Stein a. K.: . . . Mark für ein Heidenkind.
Offenbach a. M.: Dieses Scherflein ist dem hl. Antonius gewidmet zum Danke für Erhörung in einem Anliegen.
Marienbad: Dank der hl. Familie, dem hl. Judas Thaddäus und dem hl. Antonius, welche nach neuntägiger Andacht und einem gespendetem Almosen in Beibehaltung eines bereits gekündeten Dienstplatzes sichtlich geholfen haben.
Obergoßzell: Sende . . . Mark für Hilfe in schwerem Anliegen aus Dankbarkeit dem hlgst. Herzen Jesu, der Mutter Gottes und dem hl. Antonius.
Julbach: Tausend Dank dem hlgst. Herzen Jesu, der lb. Mutter Gottes, der hl. Rita, hl. Theresia vom Kinde Jesu, hl. Judas Thaddäus, hl. Barbara und dem hl. Leonhard für auffallende Hilfe im Stall.
Puchheim, O.-Ö.: Missionsalmosen für Taufe eines Heidenkindes als Dank für Erhörung in einem schweren Familienanliegen.
Szent-Hubert, S. H. S.: Als Dank für erlangte Gesundheit zu Ehren des hlgst. Herzen Jesu und Maria und des hl. Joseph und der armen Seelen ein Missionsalmosen.
Stefanshart: . . . Schilling Missionsalmosen als Dank zum hl. Joseph für Erhörung in besonderen Anliegen.
Arnfels, Stmk.: Missionsalmosen als Dank für gut bestandene Prüfung.
Klagenfurt: Innigen Dank der ehrw. Schwester Benigna Ferrero für Hilfe in einem schweren Lungenleiden, wo nach menschlicher Aussicht keine Rettung mehr zu hoffen war.
Salzburg: Dank dem hl. Judas Thaddäus, hl. Antonius und der hl. Theresia vom Kinde Jesu für erlangte Hilfe in schweren Anliegen.
Königstetten: Innigen Dank dem hlgst. Herzen Jesu und Maria und allen lb. Heiligen für erlangte Hilfe.
Wien 18. Bez.: Dank der hl. Theresia vom Kinde Jesu für glückliche Reise nach Amerika und bitte um baldige Anstellung auf einen guten Posten.
Aigen, Mühlkr.: Dank dem hl. Antonius für glückliche Heilung einer schwer verletzten Hand.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kitzbühel: Dank dem hl. Gerard Majella, hl. Theresia vom Kinde Jesu, der immerwährenden Hilfe Maria und dem hl. Antonius für Erhörung in verschiedenen Anliegen und gut bestandener Prüfung.
St. Valentin: Missionsalmosen als Dank zu Ehren des hl. Florian, des hl. Joseph, hl. Antonius und Hilfe der Christen für auffallenden Schutz vor Blitz und Feuersgefahr.
Danksagungen und Gebetsempfehlungen wurden berichtet aus: Kranach, Stmk., Aspang, N.-Öster., Budapest, Ungarn, Wenigzell, Stmk., Wien 5. Bez., Grins, Schenkenfelden, Ybbs, Walkenstein, O.-Öster., Haag, Wies, Frankenburg, Hittisau, Graschuh, Dunabogdany, Ungarn, St. Stephan ob Stainz, Herbersdorf, Gunskirchen, Allersdorf, Klaus, Ginzling, Schölbing, Köllendorf, Ruprechtshofen, Graz 4. Bez., Fluch, Graz 2. Bez., Gschmaier, Stmk., Purkersdorf, Linz, St. Martin, Graz, Eisgarn, Dornbirn, Landsee, Jakobeny, Leoben, Siegharts-kirchen, Wien-Lainz, St. Stephan im Rosental, Wolfsbachau, Schwarzenberg, Altenstadt, Altach, Birkfeld, Gaflenz, Murau, Arbora, Löffelbach, Rudersdorf.
Arnau: Innigsten Dank dem hlgst. Herzen Jesu und Maria, dem hl. Joseph für Hilfe und Erhörung in großem Anliegen.
Kötzting: Der hl. Antonius, hl. Joseph, hl. Judas Thaddäus, die drei großen Fürbitter, haben geholfen.

Gebetsempfehlungen

Th.: Mehrere geistl. und zeitliche Familienanliegen und um Gottes Segen zur Kindererziehung.
Passail: Missionsalmosen von einer sehr bedrängten Familie, welche bittet um das Gebet zum hl. Joseph um Erhörung in schweren Anliegen.
Düren: Eine Mutter bittet ums Gebet zu der immerwährenden Hilfe und zum hl. Joseph für ihr schweres Kopfleiden. Nach Erhörung ist Veröffentlichung versprochen und Almosen.
St. Georgen, O.-Öster.: Eine Wohltäterin bittet um das Gebet zum hl. Joseph um Heilung eines schweren Fußleidens.
Deutsch-Landsberg, Stmk.: Missionsalmosen als Bitte zum hlgst. Herzen Jesu und Maria und hl. Joseph um Hilfe in schweren Familienanliegen.
Leoben, Stmk.: Eine Wohltäterin bittet um das Gebet für ihren schwer kranken Vater, um Verhütung einer schweren Operation und um baldige Gesundheit.
Rokittnitz: Verschiedene schwere Familienanliegen werden dem Gebete der Vergißmeinnichtleser empfohlen.
Furschweiler: Ein Abonnent bittet die Leser um das Gebet um Hilfe in einer schwierigen Familienangelegenheit zu erlangen.
Erpft: Eine Abonnentin bittet die Leser um ein Fürbittgebet zur Mutter Gottes, zur hl. Rita, hl. Theresia und zum hl. Judas Thaddäus um Heilung eines schweren körperlichen Leidens und um Hilfe und Rettung in mehreren schweren Anliegen. Veröffentlichung und Almosen versprochen.
Rammersweiler: Bitte um das Gebet zum hl. Joseph und hl. Antonius in einem schweren Anliegen.
Augsburg: Mem. ad altare; in einem schweren Anliegen.
Danzlingen: Eine Abonnentin bittet um das Gebet in einem großen Anliegen zur Mutter von der immerwährenden Hilfe und zur hl. Mutter Anna.
München: Gebet um Anstellung durch die Fürbitte des hl. Thaddäus.
Westh.: Um Bekehrung einer Person.
Tittmoning: Um Gesundheit des Mannes.
Gößweinstein: . . . Mark Antoniusbrot um Erhörung einer Bitte.
Massenbuch: Zur lb. Mutter Gottes von der immerwährenden Hilfe und zum hl. Antonius um Hilfe in einem schweren Beinleiden.
Usloffen: Um das Gebet für eine Wohltäterin in schwerem Anliegen.
Rottenburg: Für einen Abonnenten um Befreiung von einem langjährigen Leiden.
Neuweier: Zur hl. Theresia vom Kinde Jesu, hl. Judas Thaddäus, hl. Joseph und der immerwährenden Hilfe.
T. O., Eisenthal: Dank dem hl. Antonius und Bitte ums Gebet.
Grünstadt: Um Befreiung von einem Augenleiden.
Nüschen: Bitte zum hl. Erasmus um Hilfe.
Helmstein: Eine Wohltäterin bittet um das Gebet um Befreiung von einem Leiden.
Wetten: Eine Abonnentin bittet um das Gebet zur Erlangung einer guten Stelle für ihren Sohn.
Duisburg-Laar: Um feste, lohnende Arbeit für den erwachsenen Sohn.
Gelsenkirchen: Um Gesundheit einer schwer kranken Tochter.
Essen-W.: Um Hilfe für glückliche Geburt.
Hemmerden: Bitte um zwei neuntägige Andachten in schwerem Anliegen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Memento

Gablonz: Liese Zingel, seit Jahren eine sehr eifrige Beförderin und große Wohltäterin der Mission.
Dossenheim: Die eifrige Förderin Elisabeth Böhler.
Markelsheim: Herr Hofmann. Gerbrunn: Dorothea Glaser. Rasdorf: A. Appel, Anna Maria Henkel, Christoph Fischer. Frankenried: Hochw. Pf. Adolf Dimmler. Motten: Veronika Weber. Kronau: Alois Fuchs, Rosa Knebel, M. Stein, Heinrich Hagen, Bernhard Dammert, Pius Just, Apollonia Kehrer. St. Nikolaus: Alois Gruber. Vinningen: Margaretha Sprau. Höchstadt: Wolfgang Baier. Rottweil: Elisabeth Keller. Oberstotzingen: Franziska Seebacher. Mastig: Joseph Wagner. Kirchheim: A. Sturand. Erfurt: Berta Weitz. Döringstadt: Hochw. Pf. August Dütsch. Derching: Georg Schmaus. Götzingen: A. Bechtold. Komorn: General a. D. Rudolf v. Uherek. München: Theodor Pfaffner. Höllingen: Albert Klein. Roslau: Franz Beber.. Triebendorf: Johann Janisch. Indorf: Joseph Seidlmeier. München: Berta v. Wallpach. Neustadt a. D.: A. Rabl. Gemünden: Babette Schelbert. Waldbreitbach: Gertrud Bungarten. Polsum: Gerhard Siebers. Köln: Rosalie Radermacher. Geldern: J. Peun, J. Maghs. Birkesdorf: Frau Wwe. M. Gilles. Beuthen: Martha Klemper. Breslau: Paul Winkler. Nestelbach: Hochw. Pf. Anton Schwarz. Feldkirchen: Franz Mayr. Linz: Franz Koch. Neumarkt: Hochw. P. Kilian Neßler. Ilz: Joseph Rabl, Theresia Rabl. Drasenhofen: Johanna Eisinger. Aztgersdorf: Rosa Kreisl. Thurnhofen: Karl Zöchbauer. Stadel Egg: Marianna Waldner. Rindbach: Amalia Heiß. Neureichenau: Theresia Reischl. Kölldorf: Johanna Wiebl. Sprinzenstein: Maria Grabner. Schlüsselhub: Karl Holzer. Litzlfeld: Franziska Emminger. St. Johann: Jakob Zirngast. St. Martin: A. Anna: Joseph Weiß. Losenstein: Anna Öckl. Linz: Ehrw. Schw. Dolorosa Hempel. Freinberg: Ehrw. Fr. Georg Haubner, S. J. Friesach: Ehrw. Schwester M. Leonarda, Ord. Dominik.

Empfehlenswerte Bücher

Bald ist Weihnachten! **Herz-Jesu-Bilder** mit dem Schriftspruch: Hlgst. Herz Jesu, beschütze unsere Familie, Höhe 37 Ctm., Hartgußmasse, fein bemalt, franko *RM* 7.50 und sonstige religiöse Weihnachtsgeschenke: Weihnachtskrippen usw. Kunstverlag Schröer, Kevelaer Rhld.
Diese Firma können wir mit ruhigem Gewissen als sehr reell empfehlen. Der Besitzer ist kinderreicher Familienvater und ein Freund unserer Mission. Die Redaktion.
Münchener Weihnachtskalender (Adventskalender). Besonders geeignet zu Nikolausgeschenken. Preis 50 ₰ und *RM* 2.—. Verlag Reichhold & Lang, München 25.
Reizende Darstellungen: Kalender vom 1.—24. Dezember und vom 6.—24. Dezember zum Ausschneiden, Zusammenfügen, zusammenstellbare Bilderbücher. Christkindels Haus, ein besonders herziges Kindergeschenk. Wirkliche, die Kinderseele ansprechende Kunst. Bestens empfohlen.
Das Weihnachtsbuch. Eine Sammlung der schönsten Weihnachtsdichtungen aus alter und neuer Zeit von Joh. Peter Manel. Verlagsanstalt Benziger & Co., A. G., Einsiedeln.
Das wertvolle Büchlein ist in 4 Teile gegliedert und umfaßt: 1. Die Sehnsucht nach dem Erlöser und Verkündigung seiner Geburt. 2. Die Geburt des Heilandes, Anbetung der Hirten; An das Jesuskind. 3. Jugend des Heilandes in Schrift und Legende. 4. Die Feier des Weihnachtsfestes; Weihnachtsgeschichten.
Eine wahre Fundgrube für Eltern, Erzieher und Kinder zum Vortragen. Die hervorragendsten Autoren finden hier den Ehrenplatz. Alles, was wahre Dichter vom Jesuskind sangen ist hier fleißig zusammengetragen. Ein Buch, welches in Schule und Haus und Kinderwelt eingeführt sein möge. Pater Dom.
Schott, Anselm, O. S. B.: **Das vollständige Römische Meßbuch** lateinisch und deutsch mit Einführungen im Anschluß an das neubearbeitete Meßbuch von Anselm Schott, O. S. B. Herausgegeben von Pius Bihlmeyer O. S. B. 2., verbesserte Auflage 11.—20. Tausend 1144 und (264) Seiten; 2 farbige Bilder. In Leinwand *RM* 12.—; auch in feineren Einbänden zu haben. Verlag Herder, Freiburg i. Br. 1927.
Das erste deutsche Vollmissale, der gesamte Gebetsschatz der Weltkirche, lateinisch und deutsch. In seiner Type, seiner Übersetzung, seinem Verzicht auf alles Beiwerk erreicht es die höchste Vornehmheit und nimmt so schon äußerlich teil an der Gebetsweihe der Jahrtausende, die es stofflich vermittelt.
Nur den Saum seines Gewandes . . . Christus-Erzählungen von Henriette Brey. Elegant geb. *RM* 2.50. Bergland-Verlag, Elberfeld.
Jede Seite dieser Titel- und Haupterzählung durchzittert der verhaltene Aufschrei eines Frauenherzens, das, schuldlos zertreten, sich der Vollendung seines tiefsten Wesens beraubt sieht. Von dem lichtvollen Hintergrunde des Sees von Tiberias und seiner landschaftlichen Reize hebt sich die düstere, psychologisch meisterhaft geschilderte Frauengestalt ab, um desto herrlicher zu erstrahlen in dem Glück, das sie zu Füßen des Herrn findet.

Alle Bücher aller Verlage können bezogen werden durch den St. Josephs-Verlag, Reimlingen (Bay.)

Der Preis für das Vergißmeinnicht für 1928 ist derselbe wie 1927!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Am rinnenden Bronnen

Von Betty Schneider

236 Seiten; geb. Preis reduziert RM. 2.60

Ein echtes Mädchen- und Frauenbuch, das viel Beachtung und Freude gefunden hat. Die Geschichten und Erzählungen packen jede edle Seele.
Das beste Weihnachtsgeschenk für den Weihnachtstisch!

Bruder Jordan Mai

20 Seiten; (2 Kunstbeilagen) broschiert, Preis 15 Pfennig
bei Abnahme von 10 Exemplaren 12 Pfennig

Ein kurzes Lebensbild eines schlichten Franziskanerbruders aus Dortmund.

Unter dem Kreuz des Südens

Band I: Aus Tschakas blutigen Tagen (Auflage vergriffen!)
Band II: Die Mariannhiller Mission 64 S. Preis RM. —.50

Ein herrliches Büchlein über Missionspflicht und Missionsberuf für Jung und Alt. Schönste Aufnahmen aus dem Heidenland bereichern den Inhalt.

Die einzige Rettung der Menschheit

Von Johannes Nimmermüd

122 Seiten, broschiert; Preis RM. —.80

Ein Leser schreibt: „Habe fast in einem Zug diese Schrift gelesen." Es schreibt hier ein Mann aus eigener Erfahrung, denen Tausende von Arbeitern, Geschäftsleuten im notwendigen Verkehr mit der Welt ausgesetzt sind. Jeder liest das Buch mit großem Nutzen.

Himmelsleiter

Ausgabe in Grobdruck

Gebet- und Erbauungsbuch für katholische Christen von einem Priester der Mariannhiller Mission

456 Seiten. Preis geb. in Leinwand Rotschnitt RM. 3.—
in Kunstleder Goldschnitt RM. 4.—

Ein lieber Weihnachtsbote klopft dies Jahr an deine Türe. Was die gewöhnliche Ausgabe für Hunderttausende geworden ist, ein Führer im Gebete, das soll für das Alter, wenn das Auge geschwächt ist, die **Grobdruck**-Ausgabe werden. Darin findest du die gewohnten Gebete wieder und fühlst dich daheim, dies Buch begleitet dich im Gebete durch das Leben. Aber es tut noch mehr, es führt dich durch Krankheit und Leiden sicher empor bis zu den Höhen des ewigen Himmels.

(Man beachte, daß das **Porto** speziell berechnet werden muß.)

Zu beziehen vom St. Josephs-Verlag oder den Vertretungen

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Übereinkunft gerne gestattet
Verantwortl. Redakteur P. D. Sauerland, Missionshaus St. Paul, Walbeck Rhld.
Druck und Verlag der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bayr.-Schw.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergiss-
meinnicht
1927

Bibl. Miss.
Z
55
(1) 1.5

Aufgabestempel

Eingezahlt am ..... auf

Konto Nr. **194**

Postscheckamt **Nürnberg**

..... RM ..... Pf.

Absender (Name, Wohnort, Straße, Hausnummer, Gebäudeteil, Stockwerk):

.....

.....

betrifft (anzugeben die zu bezahlende Rechnung, das Kassenzeichen, die Buchungsnummer usw.

.....

.....

Das Postscheckamt sendet diesen Abschnitt dem Postscheckkunden

Eingezahlt ..... RM ..... Pf. für Konto Nr. **194**

Absender: .....

.....

Zum Aufkleben der Freimarke durch den Absender

Zahlkarte

auf ..... RM ..... Pf. wörtlich:

..... Reichsmark ..... Pf.

für

Vertretung der Mariannhiller Mission

in **Würzburg**

Konto Nr. **194** Postscheckamt **Nürnberg**

Postvermerk

Nr. .....

Eingetragen durch:

am .....

Ankunfts-Nr.

Posteinlieferungsschein

..... RM ..... Pf. wörtlich:

..... Reichsmark ..... Pf.

für Vertretung der Mariannhiller Mission in Würzburg

Konto Nr. **194** Postscheckamt **Nürnberg**

Postannahme .....

Postvermerk

Aufgabenummer .....

Aufgabestempel

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Das Postscheckamt sendet diesen Abschnitt dem Postscheckkunden

Bitte
diesen für
postdienstliche Zwecke
bestimmten Raum
nicht
mit Freimarken
zu bekleben.

Jeder, der öfter Zahlungen empfängt oder leistet, sollte sich ein Konto beim Postscheckamt eröffnen lassen.
Vordrucke für Anträge erhält er beim Postamt.

Der Einlieferer hat eine Freimarke in Höhe der Gebühr auf die Zahlkarte zu kleben.

Posteinlieferungsschein

(nicht zu Mitteilungen für den Empfänger zu benutzen)

Wir ersuchen höflichst auf dem für Mitteilungen bestimmten Abschnitte kurz bemerken zu wollen, wozu der gesandte Betrag bestimmt ist, und ob für diese Sendung eine Empfangsanzeige gewünscht oder eine solche erlassen wird. Die Erledigung einer durch Zahlkarte oder Postanweisung gemachten Bestellung möge als Quittung dienen.

Hochachtungsvoll

Mariannhiller Mission

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN